NY PUBLIC LIBRARY THE BRANCH LIBRARIES
3 3333 08101 7648

G398 S 10865

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.

Walther und Hildegunde auf der Flucht

Deutsche Heldensage

Für Jugend und Volk

erzählt von

Gustav Schalk.

Illustriert von **Hermann Vogel.**

Elfte Auflage

Berlin SW.
Verlag von Neufeld & Henius.

Herrosé & Ziemsen, G. m. b. H., Wittenberg.

C G398
S

Vorwort zur 1. Auflage

„Eine Esche weiß ich, heißt Yggdrasil,
Den hohen Baum netzt weißer Nebel,
Davon kommt der Tau, der in die Täler fällt.
Immergrün steht er über Urds Brunnen —"

so heißt es in dem uralten Eddaliede Wöluspa. Die Weltesche wurzelt in der Menschenerde, im Lande der Riesen und in den Tiefen der Unterwelt; ihr Stamm reicht durch die Unendlichkeit des Weltenraumes, und ihre Zweige breiten sich über Asgard aus und beschatten die seligen Gefilde des Himmels. — „Immergrün steht der Baum über Urds Brunnen." — Urd ist die Norne der Vergangenheit; in ihrem Brunnen unter der Wurzel auf der Menschenerde sprudelt das Wasser der Verjüngung; mit diesem zauberkräftigen Wasser wird die Weltesche, welche viele Unbilden zu dulden hat, besprengt, damit sie nicht dorre, sondern allen Stürmen trotzen könne, bis die Welten vergehen. — „Wißt ihr, was das bedeutet?" fragt die Wala, welche uns die Geheimnisse der Urzeiten kündet. O, einen tiefen und heiligen Sinn hat das große Bild! Es mahnt die Fürsten und Lehrer des deutschen Volkes: Wollt ihr euer Volk vor der Entartung, dem Verfall bewahren, wollt ihr es jung und lebensfrisch, stark und selbstbewußt erhalten: so erfrischet sein Gemüt, nähret sein Lebensmark aus dem Urquell seiner Dichtung, „aus dem Strome der Überlieferung, welcher aus der Vorzeit fließt," das ist der Jungbrunnen, welcher kein Altern aufkommen läßt, der Schwäche in Kraft und Siechtum in blühendes Leben verwandelt.

„Die nationale Geschichte muß dem Volke, wenn auch nur in der Gestalt der Sage, gegenwärtig bleiben; es darf sein geschichtliches Bewußtsein nicht verlieren, wenn es nicht vor der Zeit altern soll," sagt der um die Erschließung des reichen Nibelungenhortes urdeutscher Poesie so hochverdiente Simrock. Wahrlich!

eine ernste, heilige Mahnung an unser Volk, das leider so oft sein geschichtliches Bewußtsein und damit seine Würde und Kraft und den Hochsitz, welcher ihm im Rate der Völker gebührt, verlieren konnte! Jetzt ist, will's Gott, die schmachvolle Zeit deutscher Erniedrigung für immer vorüber. Das glorreiche Banner der Hohenzollern weht über Alldeutschlands Gauen, und der Fürst, welcher es in starker Hand führt, hat selbst aus Urdas Quelle getrunken und weist die Lehrer seines Volkes an, die deutsche Jugend auf den heiligen Boden der Vorzeit zu führen, damit sie Ehrfurcht vor den Vätern lerne und Erhebung finde in dem Bewußtsein: Auch du bist ein Sproß dieses altadeligen Stammes, der von Göttern seinen Ursprung herleitet; auch du bist ein Kind dieses gewaltigen Urvolks, das tief und unerschütterlich fest wie seine Eichen in dem heiligen Boden des Vaterlandes wurzelt. Und nimmer wird dieses Volk verderben und vergehen, nein, unbesiegbar wird es sein und herrschen für und für, wenn es in Ehrfurcht seiner Väter gedenkt und das Bewußtsein seines angestammten Adels nicht verliert.

Und dieses erhebende Bewußtsein in das Herz der deutschen Jugend zu pflanzen, es zu nähren und zu pflegen: dazu soll auch das vorliegende Buch sein Teil beitragen. In Wort und Bild, schlicht, wahr und getreu, schildert es hehres deutsches Heldentum und erzählt von unverbrüchlicher Treue in Kampf und Sturmgebraus, in Lust und Leid, in Not und Tod. Und an diesen hehren Vorbildern deutscher Heldengröße soll die deutsche Jugend, und zumal die männliche, welche berufen ist, dereinst das Schwert zu führen, sich heranbilden und reifen zu gleich hohen Heldentugenden — — das ist der Zweck dieses Buches; möge es ihn in reichem Maße erfüllen! —

Berlin.

Der Verfasser.

Vorwort zur 9. Auflage

Vor Jahren, als ich das Vorwort zur 1. Auflage dieses Buches schrieb, ging es wie frisches Frühlingswehen durch die deutschen Lande und Herzen. Da blickten mit mir Tausende deutscher Männer in hoher Hoffnung auf unsern Kaiser, der die Absicht kundgegeben hatte, eine Reform der höheren Schulen in nationalem Geiste durchzuführen. Nicht mehr sollten, wie bisher, die griechische und lateinische Sprache und Literatur in unsern Bildungsanstalten die erste Rolle spielen, das Deutsche sollte endlich zu seinem Rechte kommen, damit unsere Jugend deutsch empfinden, denken und handeln lerne. An dem Widerstande der Philologen ist das so vielverheißende Vorhaben des Kaisers leider gescheitert; es ist so ziemlich alles beim alten geblieben, und nach wie vor gilt des Dichters bittere Klage:

„In Hellas, Rom und bei den Lappen,
Da späh'n wir jeden Winkel aus,
Indes wir wie die Blinden tappen
Daheim, im eignen Vaterhaus!"

Da ist es denn eine ernste Pflicht aller deutschen Eltern, an ihrem Teile dafür zu sorgen, daß das, was in der Schule versäumt wird, durch private Lektüre nachgeholt werde. Das wird am besten dadurch erreicht, daß der Jugend Bücher in die Hände gegeben werden, die die herrlichen deutschen Sagenschätze in einer die empfänglichen Gemüter begeisternden Form darbieten. Zu diesen Büchern gehört auch nach dem Urteil unserer ersten Pädagogen diese „Deutsche Heldensage". Das Buch ist bereits in den Händen von Tausenden bei uns in Deutschland und drüben im befreundeten Österreich; ja, selbst in den höheren Schulen Englands wird die Nibelungensage, wie sie hier erzählt ist, als „deutsche Musterlektüre" gelesen, und neuerdings sind englische Schriftsteller an den Verleger

und an mich mit der Bitte herangetreten, das Buch ins Englische übersetzen zu dürfen.

Gewiß ein großer Erfolg, und für mich um so erfreulicher, als begeisterte Zuschriften mir bezeugen, daß auch deutsche Mädchen im Reich und in Österreich das Buch zu ihrer Lieblingslektüre erkoren haben. Diesen tapfern deutschen Mädchen entbiete ich an dieser Stelle meinen besonders herzlichen Gruß! Sie werden einmal als deutsche Frauen die deutsche Fahne hochhalten und nicht dulden, daß in ihrem Hause fremdländisch Wesen im Fühlen und Denken, in Brauch und Sitte sich breit mache. Sie werden, von deutschem Geiste beseelt, tapfer mithelfen, daß sich des Kaisers Wunsch und Wort erfülle: Das deutsche Volk soll der Granitblock sein, auf dem unser Herrgott seine Kulturwerke in der Welt aufbauen und vollenden kann.

Möge das Buch auch in dem neuen, prächtigeren Gewande viele neue Freunde finden und mitwirken, daß ein gesundes, starkes, echt deutsches Geschlecht heranwachse zum Heile unseres großen deutschen Vaterlandes!

Charlottenburg.

Der Verfasser.

Inhalt

	Seite
Walther und Hildegunde	1
Die Nibelungen	29
König Rother	113
Gudrun	141
König Ortnit	192
Hugdietrich	216
Wolfdietrich	227
Wieland der Schmied	249
Dietrich von Bern	278
Beowulf	362
Roland	377
Parzival	390
Lohengrin	427
Tannhäuser	439
Herzog Ernst	447

Verzeichnis der Vollbilder

Walther und Hildegunde auf der Flucht . . . . . Titelbild
Die Nibelungensage . . . . . zu Seite 29
Siegfried, sich im Drachenblute badend . . . . . „ „ 32
Siegfrieds Leiche wird nach Worms gebracht . . . . . „ „ 65
Hagen wirft den Priester über Bord . . . . . „ „ 80
Hagen und Volker, die Treppe verteidigend . . . . . „ „ 99
König Rother zieht der schönen Oda die Schuhe an . . „ „ 121
Hagen findet die Königskinder . . . . . „ „ 143
Gudrun am Meer . . . . . „ „ 177
Sidrat und ihre Mutter vor dem Bilde des Machmet . „ „ 208
Wolfdietrich wird bei den Wölfen gefunden . . . . . „ „ 223
Wolfdietrich, der Drachentöter . . . . . „ „ 245
Die Königsknaben vor der Schmiede . . . . . „ „ 272
Wittich von Hause fortreitend . . . . . „ „ 291
Dietrich begegnet Ecke . . . . . „ „ 298
König Laurin . . . . . „ „ 322
Die Rabenschlacht . . . . . „ „ 352
Wittichs Ende . . . . . „ „ 359
Beowulfs Sieg über Grendel . . . . . „ „ 369
Roland . . . . . „ „ 387
Parzival begegnet den Rittern im Walde . . . . . „ „ 393
Parzival in der Gralsburg . . . . . „ „ 411
Tannhäuser vor dem Venusberg . . . . . „ „ 443
Herzog Ernst und Graf Wetzel im Greifenhorst . . . . „ „ 457

Walther und Hildegunde

1. Etzel führt drei Fürstenkinder als Geiseln in sein Reich

In den weiten Landen des Königs Etzel scholl der Klang des Heerhorns. Das war Freudenmusik für das Herz des raubluſtigen Hunnenvolkes, denn es bedeutete Krieg. Da wurden die ſtruppigen, flinken Rößlein von der Weide hereingetrieben, die wehrhaften Mannen rüſteten ſich mit zwei Schwertern, Bogen und Pfeilen, Schlinge und Lanze und trabten frohgemut nach der Burg ihres Königs.

Schier unzählbar waren die Scharen, welche ſich dort zuſammenfanden. Über einem Walde von blinkenden Speeren wehten die roten Fahnen im Winde; wildes Kriegsgetümmel, dumpfes Brauſen und Toſen, der brandenden Sturmflut des Meeres vergleichbar, herrſchte im weiten Umkreiſe der Etzelburg. Nicht einer von den Tauſenden wußte, wohin die Heerfahrt gehen ſollte; das war des Königs Geheimnis, und mit Ungeduld harrten die Streiter ſeines Erſcheinens. Da — plötzliche

Stille — das Königsbanner: die grüne Katze im roten Felde, flatterte aus dem Tore der Burg, und dahinter kam Etzel in strahlender Wehr, von den kampflustigen Scharen mit stürmischem Jubelgeschrei begrüßt.

Stolz nickte der Gewaltige seinen Völkern zu, richtete sich hoch auf, schwang sein Schwert gen Sonnenuntergang und rief: „An den Rhein! in das Land der Franken!"

Wie die wilde Jagd stürmte das Heer von dannen. Wehe den Gauen, durch welche es seinen Zug nahm! Eine Wüste ließ es hinter sich zurück. Saaten und Wieswuchs waren zerstampft, die Ansiedelungen verbrannt, Mensch und Tier in das Dickicht der Wälder gehetzt oder getötet.

Asche und Trümmer, Kummer und Elend, Not und Tod überall, und nicht mit Unrecht sagte man dazumal in Deutschland: „Wo ein hunnisch Roß den Boden gestampft, da wächst kein Gras."

„Die Hunnen!" — Wie vom Sturme getragen eilte diese Schreckenskunde dem Heere voraus, und bald waren Wege und Stege und einsame Waldpfade mit flüchtendem Volke mannigfalt belebt. Wer sein Leben lieb hatte, der verließ Haus und Hof und eilte in ein sicheres Versteck; denn die wilden Horden schonten niemand und achteten nicht Alter noch Geschlecht.

Auch nach Worms, der Hauptstadt des Frankenlandes, war die Kunde von dem Anzuge der Hunnen gekommen. „Kleiner Huf und kleines Roß, krummer Säbel, spitz Geschoß — blitzesschnell und sattelfest: schirm uns, Herr, vor dieser Pest!" rief betend das bestürzte Volk und suchte eiligst seine Habseligkeiten in Sicherheit zu bringen.

Sorgenvoll saß König Gibich auf dem Throne, um ihn die Fürsten und Räte seines Reiches. Er hatte die Frage erhoben, ob dem Könige Etzel mit bewaffneter Hand entgegenzutreten förderſam wäre oder nicht. Darob entspann sich scharfe Wortfehde zwischen jungen, kampflustigen Recken und graubärtigen Zauderern. Die einen forderten mit Ungestüm den Krieg, die andern rieten zu friedlichem Vergleiche. Unter den letztern war auch der mächtige Aldrian von Tronje, ein naher Anverwandter des Königs.

„Also auch Aldrian rät zum Frieden?" fragte König Gibich.

„Viel lieber möchte ich streiten, aber wir sind den Hunnen nicht gewachsen, darum rate ich zum Frieden," sprach Aldrian.

„Nun wohl," entgegnete Gibich, „so teilen wir beide uns in die Lösung, ich gebe den Goldschatz, du aber deinen Sohn Hagen als Geisel."

Und so geschah es. Etzel verpflichtete den König Gibich zu einer jährlichen Zinszahlung, empfing ein hohes Lösegeld und den Edelknaben Hagen als Geisel, verließ das Frankenland und wandte sich gen Burgund, um auch dieses Reich unter seine Botmäßigkeit zu zwingen.

In Chalons, der Hauptstadt von Burgund, hatte man schon vernommen, was in Worms geschehen war, und große Sorge und Angst war über die Gemüter gekommen. Man erwartete in jeder Stunde die Ankunft

der Hunnen, und in wilder Hast flüchtete das Landvolk hinter die schwachen Mauern der Hauptstadt.

Da stieß der Turmwächter mit Macht ins Horn: sein scharfes Auge hatte den Feind erspäht. Fern am östlichen Horizonte wirbelten Staubwolken empor. Man vernahm ein dumpfes Brausen; die Erde dröhnte, wie von Donnerschlägen erschüttert; bald sah man auch die roten Fahnen auftauchen; näher und näher wälzte sich die ungeheure Staubwolke; nicht fern von der Stadt machte sie Halt; der Wind hob sie in die Lüfte empor und trieb sie von dannen, und nun, da die Bewohner von Chalons die gewaltige Macht des Königs Etzel vor ihren Mauern erblickten, entfiel ihnen der Mut, und sie scharten sich um die Burg des Königs und baten um Frieden.

Da sandte König Herrich die Vornehmsten seines Volkes als Boten an den furchtbaren Etzel. Wehr- und waffenlos traten sie vor das Angesicht des Gewaltigen und fragten demütig nach seinem Begehr.

Etzel redete freundlich mit ihnen und sprach: „Gehet hin und saget eurem Könige: Etzel beut dir den Frieden und deinem Lande Schonung für alle Zeiten, so du ihm ein gutes Lösegeld und dein Kind Hildegunde als Geisel auslieferst. — Gefällt ihm mein billiges Angebot, so mag er selbst die Friedenspfänder zu meinen Füßen niederlegen."

Die Boten kehrten in die Stadt zurück und meldeten ihrem Herrn die Botschaft Etzels.

Da erschrak Herrich über die Maßen und verhüllte klagend sein Angesicht. Teurer als alle Schätze seines Reiches war ihm sein einziges Kind, sein schönes Töchterchen Hildegunde, und dieses Kleinod sollte er der rauhen Hand des garstigen Hunnenkönigs überantworten? Er hörte die flehende Stimme seines Volkes; er sah die furchtbare Macht des Feindes vor den Toren der Stadt; an Sieg war nicht zu denken, so entschloß er sich denn mit blutendem Herzen, sein Kind in die Gefangenschaft zu senden und um diesen teuern Preis den Frieden zu erkaufen.

Fahre wohl, schön Hildegunde! Du solltest einst deine Hand dem jungen Walther von Aquitanien zum Ehebunde reichen, schon in der Wiege wurdest du ihm anverlobt, und die Kronen von Burgund und Aquitanien sollten auf einem Haupte glänzen: nun sind die Blütenknospen goldener Zukunftsträume von rauher Hand vernichtet worden, unter dem Wehklagen des Volkes wandert König Herrich mit seinem blassen Töchterchen zum Tore hinaus; einen Blumenstrauß hält das Mägdlein in der zitternden Hand, darauf glänzen wie Perlen die Tränen ihrer Mutter im Strahle der Sonne. —

Von Chalons wandte Etzel sich gen Südwesten nach Aquitanien, um auch den Gotenkönig Alpher zu demütigen. Auch dieser beugte sich ohne Widerstand unter die Hand des Übermächtigen und erkaufte den Frieden durch

einen großen Goldschatz und seinen Sohn Walther, den Erben seines Reiches und Anverlobten der Königstochter von Burgund. So zogen beide Königskinder mit dem jungen Hagen als Geiseln in das ferne Hunnenland und hatten wenig Hoffnung, das teure Vaterland jemals wiederzusehen. —

2. An Etzels Hofe. Hagens Flucht

Das Mägdlein Hildegunde nahm Etzels Gemahlin Helke in Obhut und Pflege, die Erziehung der beiden Knaben aber leitete Etzel selbst mit vielem Fleiße. Er unterrichtete sie in allen Kriegs- und Friedenswerken, und da er fand, daß es kluge und geschickte Knaben waren, zeichnete er sie bald vor andern Fürstenkindern aus und hielt sie wie seine eigenen Söhne. Als sie erwachsen waren und das Schwert zu führen wußten, übertrafen sie die hunnischen Jünglinge weit an Kraft und Heldentugenden, und Etzel fand so hohes Wohlgefallen an ihnen, daß er sie zu Heerführern seines Volkes erhob.

Auch Hildegunde hatte Gnade gefunden vor den Augen ihrer Gebieterin. In Zucht und Sittsamkeit wuchs sie auf und erblühte zu hoher Schönheit. Nicht eine der Töchter des Landes konnte sich ihr an Wohlgestalt und Anmut vergleichen. Auf ihren Wangen blühte der Rosenhauch frischer Gesundheit, und ihre Augen waren so licht und klar, wie die Flut kristallener Quellen, darin der blaue Himmel sich spiegelt.

Die Königin schenkte der goldhaarigen germanischen Jungfrau ihr ganzes Vertrauen, übergab ihr die Schlüssel von Sälen und Kammern und erhob sie zur Schatzmeisterin ihres Hauses. Schön Hildegunde konnte nun ganz nach Lust schalten und walten, und dennoch war sie nicht glücklich. Ihr Herz verzehrte sich in Sehnsucht nach den lieben Eltern und Gespielinnen, und in der Hoffnung, die ferne Heimat noch einmal zu schauen, blühte ihr einziges Glück. Walther allein war ihr Augentrost im fremden Lande, und wenn sie ihn erblickte, zog ein rosiger Schimmer der Freude wie lichtes Morgenrot über ihr schönes Angesicht.

Walther und Hagen — wie Edelhirsche unter struppigen Wölfen nahmen sie sich aus im Kreise der hunnischen Fürstensöhne; wie die Esche über stachelige Dornen ragten sie über die Häupter der schiefäugigen Kampfgefährten hinaus. Sie waren unzertrennliche Freunde und hatten als Sinnbild unverbrüchlicher Treue ihr Blut vermischt. Stets sah man sie bei einander, und wo sie sich unbelauscht wußten, da sprachen sie mit sehnsuchtsvoller Lust von den heimatlichen Strömen und Bergen, vom Klang des Hifthorns im Dunkel der Wälder am Rhein und der Garonne, von Wettkampf und fröhlichem Turney in den Höfen ragender Burgen, von Schimpf und Schmach in hunnischer Knechtschaft, von Flucht in der Stille der Nacht und jauchzendem Willkommengruße im Schlosse der Väter.

Oft suchte der trotzige, finstere Hagen den sanftern Freund zur Flucht zu überreden; Walther aber schüttelte das Haupt und sprach: „Ohne Hildegunde weiche ich nicht aus diesem Lande, und selbst, wenn König Etzel mir die Freiheit schenken wollte, führe ich nicht von hinnen, so das Mägdlein zurückbleiben müßte; sie ist meiner Augen Lust und der teuerste Schatz meines Herzens."

Die Jungfrau ahnte nicht, wie Walther in Treue ihrer gedachte. Sie sahen sich selten allein, und in Gegenwart anderer gingen sie wie Fremde aneinander vorüber und tauschten nur flüchtigen Gruß. Nie hatte er in herzlichem Vertrauen zu ihr gesprochen; sie war eine arme Magd, obwohl aus königlichem Stamme, er ein ruhmgekrönter Feldherr, um dessen Gunst die reichsten Fürstentöchter des Landes buhlten: wie weit hatten ihre Wege sich voneinander entfernt! Die törichte Hoffnung ihres Herzens, dereinst an seiner Seite ins Vaterland zurückzukehren, war schier verblichen; nur wenn ein freundlicher Blick aus seinen Augen sie traf, dann zuckte sie wie ein heller Sonnenstrahl durch ihr Gemüt und erfüllte ihre Seele mit gläubigem Troste.

Eines Tages erlauschte Hagen die Kunde, daß Gibich, der Frankenkönig, gestorben sei und sein Sohn und Nachfolger Gunther von dem Bündnis mit den Hunnen nichts wissen wollte und sich weigere, an Etzel den Jahrestribut zu zahlen.

Kaum wußte Hagen seine Aufregung zu bemeistern; die Stunde der Freiheit schien ihm gekommen. Mit blitzenden Augen teilte er seinem Freunde die Botschaft mit und rief: „Freue dich und jauchze mit mir, Walther, die Knechtschaft hat ein Ende! Hast du die Mär schon vernommen? — Mein König hat das hunnische Sklavenjoch vom Nacken geworfen; ich folge seinem Beispiel und fliehe. Auf! rüste dich und komm mit mir in die Freiheit! Wie kurzweilig soll uns die Heimfahrt zu zweien werden! Da mögen die hunnischen Häscher nur kommen, es soll ihnen sauer werden, ihre obersten Feldherren siegreich zu bestehen! — Schon sehe ich die Zinnen der Königsstadt Worms sich spiegeln im Strome; wie soll uns am heimischen Herde perlender Rheinwein köstlich munden! O, säume nun nicht länger und laß uns reiten, Walther! Viel zu lange schon haben wir die Schmach der Gefangenschaft getragen!"

In dem Herzen des Freundes ward das Heimatsehnen mächtig rege; lachend und lockend schwebten freundliche Gestalten, sonnige Berge und Täler, Wiesen und Wälder wie zaubervolle Märchenbilder aus goldener Kindheit Tagen an seinem Auge vorüber; eine Weile stand er in stummem Sinnen, dann aber schüttelte er den Zauberbann von sich ab und sprach: „Wie gern folgte ich deinem Werben und ritte mit dir durch Nacht und Gefahr, mein Hagen! — Wodan möge dich sicher führen!"

„Du bleibst?"

„Eine Weile noch; du weißt, was mich bindet."

In stiller Nacht riß Hagen sich weinend aus Freundesarmen, stieg zu Roß und sprengte wie der Sturmwind von dannen. —

Als am andern Tage die Flucht ruchbar wurde, sandte Etzel einen Trupp verwegener Reiter zu seiner Verfolgung aus. Walther zitterte für seinen Freund; doch siehe! die Reiterschar kehrte ohne die begehrte Beute zurück; der Vogel war glücklich entflohen.

Tagelang ging Etzel in düsterm Unmut einher. Da trat seine Gemahlin Helke vor sein Angesicht und sprach: „Du zürnst, mein Herr und Gemahl. Eine mächtige Säule des Hunnenreiches ist über Nacht gestürzt: der trotzige Hagen ist entwichen; aber noch blieb dem Throne der Grund- und Eckstein, dem Reiche der mächtigste Hort, das schärfste Schwert: Herr Walther von Aquitanien, der blonde Gotenfürst. So lange wir diesen haben, brauchen wir keinen Feind zu scheuen; aber es ist zu fürchten, daß der Freiheitsdrang auch ihm die Schwingen lüpfe und er dem Fluge seines Freundes folge; drum rate ich: knüpfe sein Herz mit festern Banden an dein Haus und dein Volk, schaffe ihm eine Heimat an deinem Hofe, auf daß er die alte Heimat, seiner Väter Land, vergesse!"

Etzel erwog die Worte in seinem Herzen; düstere Wolken lagerten auf seiner Stirn, — er saß in Sorge.

„Was hast du weiter ausgesonnen, listenreiches Frauengemüt?" fragte er, den Blick zu seiner Gemahlin erhebend. „Wie heißen die Bande, womit ich Walther noch fester an mich ketten mag? Habe ich ihn nicht wie meinen Sohn gehalten und mit Ehren überhäuft vor allen Fürsten meines Volkes? Genießt er nicht neben der Macht auch meines königlichen Vertrauens, meiner väterlichen Liebe? Was könnte ich ihm noch Höheres bieten?"

„Nicht Ehre und Ansehen, noch Geld und Gut ist's, was ich meine. Eine Fessel kenne ich, die ein edles Herz sicherer bindet als Fürstengunst und Goldesglanz, und diese Zauberfessel heißt Liebe. Gib Herrn Walther die schönste Fürstentochter deines Landes zur Gemahlin, so wird er sich als einen Sohn deines Volkes fühlen und die Träume der Jugend vergessen."

„Mein Herz ist frei von Mißtrauen gegen Walther, doch dein Rat ist weise, ich will es damit bei Walther versuchen."

Huldreich begrüßte andern Tages der König den jungen Recken; hielt ihn zum Frühtrunk zurück, plauderte mit ihm von vergangenen Tagen und sprach: „Ich denke heute der Zeit, da du, mein Sohn, unter meinen Augen die erste Ausfahrt wider den Feind wagtest. Damals warst du ein Knabe mit blühenden Wangen und zarten Gliedern, heute stehst du vor mir als ein Mann, dem die Kriegswetter die Wangen gebräunt und die Glieder gestählt haben. Manche herrliche Waffentat hast du vollbracht; vor deinem Namen zittern meine Feinde ringsumher; gemehrt hast du mein Land, meine Macht, meine goldenen Schätze, und ich stehe tief in deiner Schuld. Ehre und Obdach, Gold und Silber habe ich dir gegeben; doch mag dir das

wenig frommen, wenn du kein geliebtes Haupt weißt, das du mit den goldenen Kleinoden schmücken kannst. Auch sehnst du dich nach den Strapazen des Krieges gewiß nach süßer Rast am traulichen Herdfeuer des eigenen Hauses; es ist daher mein Wunsch und Wille, dir die schönste und reichste Fürstentochter meines Landes zur Gemahlin zu geben; sage mir: hast du eine Jungfrau gefunden, die deinen Augen wohlgefällt, mein Sohn Walther?"

Darob geriet der junge Held, der Hildegundens Bild im treuen Herzen hegte, in arge Bedrängnis, und lange währte es, bis er eine Antwort gefunden.

„Mein König und Herr!" sprach er, „es ziemet dem Dienstmanne, die Befehle seines Herrn ohne Aussicht auf Belohnung nach bestem Vermögen unweigerlich zu vollziehen; das ist seine Pflicht, und mehr habe auch ich nicht getan und bin durch Eure Güte schon über Verdienst belohnt. Nimmer möchte ich das Schwert mit dem Pfluge vertauschen; auch sehnt sich mein Herz nicht nach tatenloser Rast auf weichem Pfühle. Wenn die Zeit gekommen, da mein König, wie ihm mit Recht gebührt, allen Völkern der Erde gebieten und nicht mehr des Krieges gedenken wird, dann wandelt sich vielleicht auch mein Sinn und ich finde Gefallen an einem holden Gemahl; bis dahin gönnet mir die Gunst, ganz Eurem Dienste und der Mehrung Eurer Macht in den Werken des Krieges zu leben."

Diese Antwort schmeichelte dem ehrgeizigen Sinne Etzels; er ließ sich betören und bannte aus seinem Herzen jeden Zweifel an Walthers Treue.

---

3. Walthers Sieg und Zwiesprache mit Hildegunde

Nicht lange nach diesem Zwiegespräch brach der Feind ins Land. Das Heerhorn erscholl, und auf Wegen und Stegen trabten die schnellen Reiter herbei. Walther, der Oberfeldherr an Etzels Statt, empfing die Mannen mit freundlichem Gruße und nannte viele bei Namen, denn es war nicht das erstemal, daß er sie in den Streit führte. Wie nun das Heer marschbereit war, stieg er in Wehr und Waffen zu Roß, entfaltete das Königsbanner, erhob seine Stimme und sprach: „Ihr wißt, meine tapfern Streiter, weshalb euch der Ruf des Heerhorns geworben. Derselbe Feind, den wir schon einmal zu Boden geworfen, ist wieder aufgestanden und verübt seine Greuel in unsern Landen. Mit eisernen Ruten wollen wir ihn hinauspeitschen, auf daß ihm die Wiederkehr für immer verleidet werde. Ich bin es gewohnt, nur tapfere Streiter in den Kampf zu führen — wohlan! zeiget auch heute, daß ihr des alten Ruhmes würdig seid! Vorwärts!"

Wie die Windsbraut sprengte die Reiterschar von dannen, allen voran Walther mit wehendem Helmbusch und ragendem Speer.

Bald stießen sie auf den Feind. Ein betäubendes Schlachtgeheul erscholl! Der junge Feldherr gab das Zeichen zum Angriff, erhob den Speer, spornte sein Roß und stürzte sich wie ein Löwe mitten in die feindliche Schar. Hui! wie stob da alles in jähem Schreck auseinander! So fliehen die Schafe in blinder Angst, wenn der Wolf in die Hürde gebrochen. Furchtbar waren Walthers Schwerthiebe, und wo sein Speer traf, da stürzten Roß und Reiter und vergaßen das Aufstehen für immer.

Eine breite Gasse brach er in das feindliche Heer, und seine Truppen waren nicht säumig, zu folgen. Blitzschnell warfen sie sich in die klaffende Lücke; es pfiffen die krummen Schwerter; wie Hagelschauer schwirrten die Pfeile durch die Luft und prasselten nieder auf funkensprühendes Eisen; Lanzen splitterten an klirrenden Schilden; tückische Schlingen, von kundiger Hand geleitet, ringelten sich wie gleißende Schlangen über den Köpfen der Opfer und wußten mit schier unfehlbarer Sicherheit die Beute zu umfangen und niederzureißen.

Da half kein tapferer Widerstreit, kein heldenkühnes Ringen, nur eiligste Flucht mochte retten vor Tod und Verderben. Auf dem Rücken den Schild, den Nacken tief auf des Rosses Hals gebeugt: so stob der Feind in wilder Flucht von dannen, verfolgt von der grünen Katze, von sausenden Pfeilen und Lanzen und Schlingen und dem Siegesgeheul des beutegierigen Hunnenheeres. Wehe dem Säumigen, den der Verfolger ereilte! Die wilden Horden kannten keine Schonung. Wer ihnen in die Hände fiel, der war verloren: die Schlinge pfiff, ein Ruck, ein kurzer Kampf — und Nacht verhüllte dem Überwundenen die Augen.

Walther hatte nicht Wohlgefallen an der Mord- und Raubgier seines Heeres. Er hemmte die Jagd, indem er mit Macht ins Horn stieß. Den wildesten Schlachtenlärm übertönte der Schall und traf wie ein Donner jedes Ohr. Mißmutig warfen die Verfolger ihre dampfenden Rosse herum und sprengten dem Orte zu, wo das Königsbanner über dem Haupte des Feldherrn wehte.

Walther kränzte sein Haupt mit dem grünen Laube der Eiche. Seinem Beispiele folgten die Bannerträger samt den reisigen Scharen, und mit Singen und Jauchzen zog das siegreiche Heer zurück in die Heimat. Je weiter der Weg, desto lichter wurden die Reihen: ein jeder strebte dem heimischen Herde zu; der Feldherr aber ritt mit seinem Troß nach der Burg des Königs.

Sowie sein Roß im Hofe wieherte, eilten die Diener herbei, hielten ihm den Bügel und forschten nach dem Ausgange der Schlacht.

Er gab ihnen kurzen Bescheid und trat in die Halle. Etzel war nicht daheim; im Saale aber traf er Hildegunde ganz allein. Die Jungfrau neigte grüßend das Haupt, da er eintrat. Seine Augen leuchteten vor Freude; er küßte ihre Lippen und sprach: „Reiche mir einen Trunk, Hildegunde!“

Sie füllte den Goldpokal mit firnem Weine und bot ihn schüchtern dem Helden.

Durstig leerte er den Becher, gab ihn dankend zurück, nahm die Hand der Jungfrau in seine starke Rechte, sah ihr milde ins Auge und sprach: „Wie lange schon sehnte ich mich nach dieser Stunde! O Hildegunde, wie mahnst du mich an längst vergangene Tage! Heimatlos, verwaist, gefangen du und ich: ist das nicht ein Elend sonder Maßen? Weißt du wohl, daß du meine Verlobte bist seit den Tagen frühester Kindheit?"

Hildegunde nickte wehmütig und sprach mit leisem Vorwurf: „Ich weiß es wohl, doch warum erinnerst du mich an längst verlorenes Glück? Willst du durch herben Spott mein Herzeleid noch mehren? Was gilt dir Hildegunde, die dienende Magd, da Königinnen um deine Minne werben? Wenig achtest du mich, ich weiß es wohl und kann es ertragen — kränken aber solltest du mich nicht, du nicht, Walther, König Alphers Sohn, der du gleiches Los mit mir teilest."

So sprach die Jungfrau mit edlem Stolze, und die Glut hohen Unwillens bedeckte ihr Angesicht.

„Mißverstehe mich nicht, Hildegunde!" entgegnete er. „Ich sprach aus lauterem Herzen und weiß von keinem Spott. O, wenn ich wüßte, ob du mir noch gewogen bist, ein teures Geheimnis wollte ich dir vertrauen!"

Sie sah ihn an — er sprach die Wahrheit, zu Füßen sank sie dem herrlichen Helden und stammelte: „O Herr! ich bin zu deinem Dienste bereit, gebiete, und ich werde gehorchen!"

Rasch hob er sie empor, küßte ihre Stirn und sprach leise: „In die Heimat geht's, meine Braut!"

In zitternder Freude umklammerte sie seine Hand.

„Lange genug haben wir der Knechtschaft bitteres Brot genossen. Nun ist die Zeit der Freiheit gekommen. Merke: am achten Tage rüste ich ein Fest in meiner Halle; da will ich sorgen, daß der König mit seinen Rittern und Knappen des Weines im Übermaß genieße. Hat dann der Schlaf sie bezwungen, so brechen wir auf. Du bist Hüterin der Schatzkammern und wirst für unsere Ausrüstung sorgen. Halte Helm, Panzer und Eisenhemd des Königs für mich bereit, tue den Goldschatz, welchen unsere Väter an Etzel gezahlt, in zwei Schreine, beschaffe für dich und mich vier Paar starker Reiseschuhe, dazu einige gute Angelhaken; denn der Weg ist weit, und ich werde Fische und Vögel fangen müssen für unsern Unterhalt. Willst du das alles ausrichten, Hildegunde?"

„Genau wie du befohlen, Walther; es soll nichts vergessen werden."

„Nun Vorsicht und Geduld! Lebe wohl!" —

4. Die Siegesfeier

Der Tag der Siegesfeier war gekommen. Mit grünen Maien, mit Samt- und Seidendecken hatte Walther seine Halle prächtig geschmückt. Auf erhöhtem Platze stand ein Thron, mit Purpur behangen, für Etzel und seine Gemahlin. Mehr als hundert lange Tische, gedeckt mit schneeweißem Linnen und mit goldenen Schalen und Pokalen reich besetzt, warteten der Gäste. Herr Walther empfing die Eintretenden mit freundlichem Willkommengruße. Bald hatte sich der Saal gefüllt, und mit lautem Zurufe wurde das Königspaar begrüßt und von dem Wirte auf den Hochsitz geleitet.

Auf Etzels Wunsch mußte auch Walther auf dem Throne Platz nehmen, und das war ihm lieb, denn von dem Hochsitz konnte er den weiten Saal überschauen und die Säumigen zu schnellem Wirken anspornen.

Hurtige Diener füllten die Goldpokale mit perlendem Wein; Schüssel folgte auf Schüssel; ein Faß nach dem andern wurde in Zapf genommen, und der Wirt hatte seine Lust an der Mannen wackerm Trinken.

Nach der Mahlzeit beurlaubten sich die Frauen; das eigentliche Zechgelage hub an. Da ging es tapfer her. Sobald einer seinen Humpen geleert hatte, sprang ein Mundschenk herzu und füllte ihn von neuem, und wer wollte nicht trinken, wo ihm in blinkendem Golde so wunderkräftiger Würzwein entgegenduftete!

Das alles aber war dem guten Wirte noch nicht genug. Er nahm den allergrößten Humpen, ein Prachtstück aus purem Golde, mit Bildwerk rundum kunstreich verziert, füllte ihn bis zum Rande mit feurigem Wein, trat vor den Sitz des Königs, beugte ein Knie und sprach: „Bei den Vätern war es Brauch, kein Zechgelage zu beschließen, bevor dieser Humpen die Runde gemacht. Wer ihn auf einen Zug nicht zu leeren vermochte, der wurde mit Recht ein Stümper genannt und verlacht. Ich bitte, Herr König, nehmet den Humpen und eröffnet den Reigen! Ein Schwächling, wer nicht des Trunkes Meister wird!“

Herr Etzel faßte den gewaltigen Humpen mit beiden Händen, hob ihn empor, sog mit Behagen den würzigen Duft in die Nase, schöpfte mit tiefen Zügen seine Lungen voll Luft, setzte an und trank — und trank — ein Beifallsgemurmel erhob sich im Saale, geleert war das Riesengefäß bis auf den Grund, und mit gerechtem Stolze rief der König: „Herr Walther hat recht: ein Schwächling, wer den Humpen nicht zu leeren vermag!“

Solches ließ sich keiner sagen, und so ging der Humpen von Hand zu Hand, von Mund zu Mund, und nicht einer gab ihn ungeleert zurück. Es war ein heldenhaftes Zechen, wie man's im Hunnenlande noch nimmer gesehen. Walther freuete sich des Gelingens seiner List und wachte darüber, daß keiner den Saal verließ. So sah er denn bald, wie einer nach

dem andern ins Schwanken geriet, vom Weine bewältigt zu Boden stürzte und in tiefen Schlaf versank. Auch Etzel hielt nicht stand. Schwer sank ihm das königliche Haupt auf die Brust, und er — entschlief.

Um Mitternacht stand Walther ganz allein aufrecht im Saale, um ihn her lagen die schnarchenden Hunnenrecken, vom Könige bis auf den Mundschenken, denn auch den Dienern hatte der gütige Wirt des edlen Weines überreiches Maß gespendet.

„Schlafet wohl und lange, mein König und Herr! Eure Augen schauen mich nimmermehr! — Auch euch, ihr wackern hunnischen Zecher, sage ich Lebewohl! Möget ihr morgen des Jammers Beschwerde mit männlicher Würde tragen!"

5. Flucht

Walther begab sich nach der Burg und fand Hildegunde, seiner harrend, reisefertig unter dem Tore der Vorhalle.

„Alles bereit?" fragte er im Flüsterton.

„Wie du befohlen."

Das edle Streitroß, wegen seiner goldgelben Mähne der Löwe genannt, wurde gezäumt und mit den Schätzen beladen; dann legte Walther König Etzels bestes Rüstzeug an, bewehrte sich nach hunnischem Brauche mit zwei Schwertern, Speer und Schild, hob die Jungfrau in den Sattel, schwang sich hinten auf, und so entritten sie dem Banne der Burg, ohne von einem menschlichen Auge bemerkt zu werden.

Trotz der schweren Last griff der Hengst auf den Anruf seines Herrn gewaltig aus. Wie die windgepeitschten Wolken am Himmelsbogen, so ging's fort in sausendem Galopp, „daß Roß und Reiter schnoben und Kies und Funken stoben".

Als der Morgen dämmerte, waren sie schon meilenfern von der Etzelburg; Walther lenkte von der Heerstraße ab und ritt auf dämmernden Waldpfaden weiter. In der Rechten führte er den gewaltigen Eschenspeer, die Linke hielt den Schild, während Hildegunde den Zaum des Rosses hielt und auf Mundvorrat und die Goldschreine zu beiden Seiten achthaben mußte. Nun es immer heller wurde, befiel Sorge und Angst die Jungfrau. Sie schrak zusammen, wenn ein Hase im Gebüsch aufsprang oder ein Vogel vom Zweige emporflatterte. „Die Hunnen kommen!" dachte sie bei jedem Geräusch und schaute ängstlich zurück; Walther aber spottete ihrer Furcht und sprach: „Noch schläft Herr Etzel mit seinen Gesellen in guter Ruh', und wenn er erwacht, so hat er mit den unholden Geistern des Weines, welche hinter seiner Stirne ihr Unwesen treiben, so scharfe Fehde zu bestehen, daß er unser nicht weiter gedenken mag. Noch schlimmer steht's mit seinen Rittern und Knappen. Nicht einer von ihnen ist heute fähig, sich zu frischer Tat aufzuraffen, — ich kenne dieses erbärmliche Geschlecht."

Und Walther hatte recht. Spät erst erwachte Etzel auf seinem Throne, hielt Umschau im Saale und saß eine Weile da wie vom Donner gerührt. Er wußte mit nichten, was aus dem greulichen Bilde zu machen sei. Träumte er noch, oder befand er sich als der einzig Überlebende auf einem Schlachtfelde? — Endlich begann ihm das Verständnis aufzudämmern; er pochte mit dem Zeigefinger an das Tor der schmerzenden Stirn, stand mühsam auf, stieg die Stufen des Thrones hinab, brach sich Bahn durch das wüste Wirrsaal der Schläfer und verließ mit majestätischer Würde den Schauplatz schmählicher Niederlage . . .

Einen Tag und zwei Nächte hatten die Flüchtlinge sich keine Rast gegönnt; unaufhaltsam waren sie geritten, und groß war der Vorsprung, den sie vor den Verfolgern gewonnen. Am Morgen des zweiten Tages stiegen sie in einem wohlversteckten, grünen Waldtale vom Rosse, erquickten sich an Speise und Trank, und die Jungfrau schlief auf dem weichen Moosteppich im Schatten der Bäume, während Walther, auf den Schild gelehnt und gestützt auf den Speer, die Wache hielt und das Roß im saftigen Wiesengrunde weidete.

Noch oftmals haben sie in grünen Waldgehegen Tagesrast gehalten; Walther hat den Hirsch gejagt, den Fischen und Vögeln nachgestellt und Hildegunde das Mahl bereitet und saftige Beeren und würzige Kräuter gesucht, auch wohl einmal aus Eichenblättern und bunten Waldblumen einen Kranz gewunden und den Helm des Geliebten damit geschmückt.

Nach vierzehntägiger Fahrt hatten sie den Fuß des Odenwaldes erreicht. Auf rauhen Felsenpfaden stiegen sie die Höhe empor, und da sie auf den Kamm des Gebirges kamen, jubelten sie laut auf vor Überraschung und Freude. Da rollte im Abendsonnengolde ein majestätischer Strom durch die weite Talebene, und an seinem Ufer stand eine ragende Stadt, und fern im Westen begrenzte ein waldiger Gebirgszug, auf dessen Gipfeln die Abendfeuer loderten, die Ebene.

„Das ist der Rhein! Nun fahre hin, Unrast und Sorge und Hunnennot, wir sind gerettet, Hildegunde!" rief Walther.

Die Jungfrau blickte voll Dankbarkeit zum goldstrahlenden Himmel empor; dann schweifte ihr Blick nach den leuchtenden Höhen jenseits der Talebene, und sie sprach: „Wie heißt das Gebirge, das dort im Sonnenfeuer so wunderprächtig schimmert?"

„Das ist der Wasgenwald, und das Land dort unten heißt Franken und Worms die Stadt am Ufer des Stromes."

Sie rasteten auf dem grünen Bergrücken und stiegen am andern Morgen zu Tal. In waldiger Bucht am Ufer des Rheines stand vor seiner niedern Hütte der Ferge. Auf Walthers Wink kam er herzu und ruderte die Wanderer über den Strom. Als Lohn für seinen Dienst reichte ihm der Held zwei große Fische, die er in der Donau gefangen hatte.

„Das ist ein Braten für des Königs Tisch," sprach der Fährmann bei sich und eilte in die Stadt. König Gunthers Küchenmeister fand Gefallen an den seltenen Fischen und kaufte sie, um sie für die königliche Tafel herrichten zu lassen.

Als nun Gunther mit seinen vornehmsten Recken beim Mahle saß und den Fisch kostete, sprach er: „In den Gewässern meines Landes ist dieser Fisch nicht gewachsen; wer sagt mir, in welchem Strome diese Art gedeiht?"

Als ihm darauf keine Antwort ward, ließ er den Küchenmeister und endlich den Fergen rufen und fragte ihn, woher er die Fische habe.

„Ein hoher Wanderer hat sie mir als Fährlohn gegeben, da ich ihn mit seiner Habe über den Strom setzte," antwortete der Ferge.

„Worin bestand denn seine Habe?" fragte der König.

„In einer gar schönen Jungfrau und einem löwenmähnigen Streitroß, das zu beiden Seiten zwei Schreine trug, die wohl mit köstlichen Kleinoden gefüllt sein mochten, denn es tönte ein wunderhelles Klirren und Klingen in ihnen, als das Roß von der Fähre ans Ufer sprang. Möchte glauben, daß meine Fähre den Zauberhort eines Drachen, mehr wert als ein ganzes Königreich, über den Strom getragen; denn ein solches Wunderklingen haben meine Ohren noch nimmer vernommen."

„War der Mann in Waffen?" forschte Gunther weiter.

„In Wehr und Waffen vom Kopf bis zu Fuß. Zwei Schwerter führte er, dazu den Schild und einen gewaltigen Speer," berichtete der Ferge.

„Das ist kein anderer, als Walther von Aquitanien, mein treuer Bundesgenoß, und die Jungfrau ist Hildegunde, König Herrichs Tochter, die Perle von Burgund! Wie freue ich mich, daß sie endlich der Gefangenschaft entronnen sind!" rief Hagen jubelnd, und die Tafelrunde zollte ihm lauten Beifall; König Gunther aber fuhr mit Ungestüm vom Sitze auf und rief: „Ich will dem edlen Goten die Bürde etwas leichter machen! Auf! rüstet euch in Eile! Wir folgen der Fährte des Edelwildes und fangen es samt dem Drachenhorte und der Perle von Burgund!"

Ach! wie sehr wünschte nun Hagen, um des Freundes willen geschwiegen zu haben! Noch hoffte er, den Sinn des Königs zu ändern und sein Vorhaben zu vereiteln und wandte sich an ihn mit ernstem Einspruch. Gunther aber rief: „Schweig mir, Hagen! Den Schatz und das Mägdlein liefert der Gote aus, dann mag er in Frieden von hinnen ziehen!"

„Den Schatz und das Mägdlein?" erwiderte Hagen erschrocken. — „Wie magst du solches von ihm fordern? Ist er als Feind in dein Land gebrochen und hat dich an deinem Gute geschädigt? Seit wann ist es Brauch, daß Könige friedliche Wanderer überfallen?"

Gunther achtete nicht auf seine Worte, und grollend legte Hagen auf des Königs Befehl das Eisenkleid an und stieg mit den andern zu Rosse. Dreizehn Gewappnete ritten durch das westliche Tor von Worms und schlugen die Richtung nach dem Wasgenwalde ein.

6. Rast am Wasgenstein

Glücklich hatten die beiden Flüchtlinge das Gebirge erreicht und wähnten sich nun in völliger Sicherheit. Nach kurzem Ritte im weiten Wasichenwalde sah Walther auf mäßiger Höhe eine Felsenschlucht und sprach zu seiner Gefährtin: „Dort laß uns rasten, Hildegunde! Schon vierzehn Tage trage ich die Waffen und habe nur wenig geschlafen; heute kann ich mich endlich der lästigen Wehr entkleiden und sorglos ruhen; denn alle Gefahr ist vorüber.“ —

Die Schlucht war oben offen; der blaue Himmel schimmerte herein. Am Eingange waren die Häupter der beiden Felsen dicht aneinander geneigt und mit Gebüsch überdacht; tiefer hinein entfernten sie sich so weit voneinander, daß eine mäßige Lichtung, von Hochwald und schroffen Felswänden trefflich eingehegt, frei wurde und für das Roß einen erwünschten Tummelplatz gewährte.

„Wie hätten wir einen bessern Zufluchtsort finden mögen!“ rief Walther. „Die Höhle scheint wie geschaffen für verfolgte Wanderer. So, mein kühner Löwe, nun tummele dich nach Herzenslust im Felsenhofe, morgen früh reiten wir fürbaß.“

Als der Held das Pferd entzäumt und seine Schätze geborgen hatte, entledigte er sich des Eisengewandes und legte sich am Eingange der Schlucht zum Schlummer nieder. Sein Haupt bettete er auf der Jungfrau Schoß und sprach: „Nun halte gute Wacht, Hildegunde! Ist Gefahr im Anzuge, so rühre mich an mit leisem Finger; ohne Not aber wecke mich nicht, denn ich bin sehr müde.“

Kaum hatte er das gesagt, da schlossen sich auch schon seine Augen, und er entschlief. —

Es war eine stille, warme Sommernacht. Durch die Wipfel der Bäume ging ein wiegenliedheimliches, süßes Geflüster. Der Mond wandelte ruhig und groß seine sternenbekränzte Bahn und umspann mit schimmerndem Silbergeschmeide das grüne Haupt der Erde. In der Nähe erklang liebliche Wellenmusik: ein Bächlein brach sich Bahn durch Wurzelwerk und Lohden. Hildegunde hörte ihm gern zu; sie liebte munteres Quellengemurmel und Bachesrauschen in lauen Sommernächten; ein süßes Träumen und Heimatsehnen beschlich dabei ihr Herz, und sie war wieder Kind in den Hallen ihrer väterlichen Burg. Bald aber riß ein schauerliches Gebrüll sie aus den süßen Träumen; es mochten wohl Wölfe und Bären sein, die

um eine Beute stritten. Sie fürchtete, die Raubtiere möchten die Nähe des Rosses wittern und heranschleichen; doch konnte sie in dem Wiesentale zu ihren Füßen nichts Verdächtiges erspähen; nur der Wasgenstein, ein mächtiger Felsblock, mit Hagedorn bewachsen, ragte einsam im Grunde und glich einem Riesen mit struppigem Haar, und manchmal wollte es der Jungfrau scheinen, als bewege sich der Block und mache ihr drohende Gebärden.

Die Sommernacht ist zwar kurz, aber für einen, der wachen und sorgen muß, ist sie lang, ach, so unendlich lang! Das erfuhr auch Hildegunde, die sich einer heimlichen Angst nicht erwehren konnte und mit Sehnsucht dem Morgen entgegenharrte.

Es dauerte lange, bis er kam. Endlich aber ward der Schein des Mondes matter und bleicher; die Sterne verloren ihren Glanz, und einer nach dem andern erlosch; um die Wipfel der Bäume, um das struppige Haupt des Wasgensteines wob die Dämmerung ihre grauen Schleier. Nun war sie nicht mehr fern, die wunderschöne Sonne. Schon standen ihre Rosse Frühwach und Allgeschwind vor dem goldenen Wagen und stampften ungeduldig die himmlische Bahn. Da öffneten sich die Pforten ihres Palastes, und die Königin des Tages, von Glanz, ihrem Gemahl, geleitet, stieg in den Wagen, nahm die Goldzäume in die Linke und erhob die Strahlenpeitsche: auffllogen die Tore des Himmels, und das herrliche Gefährt tauchte empor: der Tag, der Tag war da! Von dannen huschten die Schattenmäntel der Nachtriesen; das Raubgetier des Waldes verkroch sich; alles Böse und Lichtscheue suchte einen Schlupfwinkel; das Schöne und Gute erwachte aus dem Schlafe; die Bäume schüttelten des Schlummers Bann von den Wipfeln; die Blumen erschlossen ihre duftigen Kelche; träumerisch streckten die Vögel in Busch und Baum und Gras und Klee die Flügel und schüttelten den Nachttau von ihrem Federkleide, und Hildegunde freute sich von Herzen des jungen Tages und begrüßte mit freundlichem Nicken die Sonne; jede Beklommenheit war von ihr gewichen.

Da horch! — Klang nicht Rossegewieher aus der Ferne? Dröhnte nicht der Boden von Hufschlägen? — Mit atemloser Spannung lauschte sie. Und sie hatte sich nicht getäuscht; es kam näher und näher: trabende Rosse, lautes Gelächter der Reiter — „die Hunnen!“ dachte Hildegunde und spähete voll Angst nach der Richtung, woher das unheimliche Getöse kam. Da! Waffenblitzen durch das lichte Gezweig der Büsche — eine Schar hunnischer Reiter! — Nun fahre wohl, Freude und Glück und frohes Wiedersehen im Schlosse der Väter! Fahre wohl, du kurzer, goldener Minnetraum! Alles, alles dahin! — „Walther!“ rief sie mit erblassender Lippe.

Der Held schlug die Augen auf, blickte in ihr Angesicht und sprach: „Was schaust du so bleich, Hildegunde?“

„Die Hunnen kommen! Sieh dort! ein ganzer Trupp!“

Mit einem Satze sprang der Held empor und blickte ruhig den Reitern entgegen.

„Ich kann sie noch nicht erkennen, aber sie sollen nach Würden empfangen werden, wofern sie uns einen Besuch abzustatten gedenken," sagte Walther und legte die Rüstung an, zog das Schwert und führte damit ein paar Streiche durch die Luft.

Hildegunde sank ihm zu Füßen, hob die Hände empor und bat: „Walther, laß mich nicht in die Hände der Hunnen fallen! Sie treiben ihren Spott mit mir und schleppen mich in die Gefangenschaft zurück! Drum töte mich mit deinem Schwerte!"

„Behüte mich der Himmel vor solcher Schuld!" rief Walther zurückschaudernd. „Steh auf, Hildegunde, und fasse Mut! Waltvater, der uns bis hierher sicher geführt hat, wird uns auch fürder leiten und die Anschläge unserer Feinde zuschanden machen. Aber was schauen meine Augen! Rheinfranken sind die Reiter und keine Hunnen, nun hat es keine Gefahr! Sieh doch nur, Mädchen, den Mann mit dem wehenden Helmbusch zur Rechten des Trosses! Erkennst du ihn nicht? Es ist Hagen, mein treuer Freund und Bundesgenoß!"

Walther lachte vor Freude, und auch Hildegunde atmete erleichtert auf, da sie Hagen erkannte.

„Sie folgen meiner Fährte, und wenn Hagen nicht unter ihnen wäre, so möchte ich glauben, daß sie feindliche Absichten wider uns hegten. Wie dem aber auch sei, sie sollen mit Ehren empfangen werden," sagte furchtlos der Held.

Hildegunde ging auf Walthers Geheiß in die Tiefe der Schlucht, und er sprach feierlich: „Bei diesem Felsgestein gelobe ich, daß kein Franke sich rühmen soll, mit Gewalt einen Teil meines Schatzes erbeutet zu haben!"

Kaum aber war das stolze Wort der Lippe entflohen, als er in Demut sein Knie zur Erde beugte und ob der gar zu verwegenen Rede Waltvater um Vergebung bat.

Darauf trat er vor das Tor der Kluft, und lautes Geschrei scholl ihm von den Reitern entgegen. Ruhig stand er da, gleich dem Felsen hinter seinem Rücken. Die Linke stützte sich auf den breiten Schild, und in der Rechten hielt er den Speer; in dem spiegelblanken Erz seiner Wehr brachen sich die Strahlen der Morgensonne und umzuckten wie Feuerflammen die stolze Heldengestalt; schön und schrecklich war der Recke anzuschauen.

Hagen erkannte sogleich den Freund, und er sprach zum Könige Gunther: „Schau an den herrlichen Helden dort oben! Nie sahen deine Augen seinesgleichen. Es ist Walther, König Alphers Sohn und Etzels oberster Feldherr — weißt du, was das bedeutet? Ich sah ihn im Getümmel der Schlacht, — ein Fels im wogenden Meere! Vor seinem Schwerte sanken die Scharen wie die Halme vor dem Schnitter; er trotzte einem ganzen Heere im offenen Felde, wie viel weniger darfst du hoffen, ihn in der Felsenburg

zu bezwingen! Der Paß nach oben hat nur für einen einzelnen Reiter Raum, und da wird es ihm ein leichtes Spiel sein, uns allen den Garaus zu machen. Drum rate ich: sende einen Herold zu ihm, der ihn über Namen und Fahrt befrage, vielleicht liefert er dir einen Teil seines Goldschatzes freiwillig aus; denn er weiß wohl, wie man Könige zu ehren hat."

Der Rat gefiel Gunther, und er erwählte Herrn Ortwin von Metz, den man den Alten nannte, aus der Schar und entsandte ihn als Herold an den Gotenfürsten.

Trotzig sprengte Herr Ortwin den Felsenpfad hinan, hielt in angemessener Entfernung vor dem Helden und rief kecken Tones: „Wer bist du, Mann im Eisenkleide? Woher des Weges? Wohin der Fahrt? Antworte mir!"

„Fragst du aus eigenem Fürwitz, so weigere ich dir die Antwort, sendet dich aber ein Höherer, so nenne mir seinen Namen, und ich werde prüfen, ob ich reden soll oder schweigen," antwortete Walther.

„Wahrlich! deine Sprache ist keck, mein junger Degen! So höre denn: mich sendet Gunther, der Frankenkönig; ihm hast du Rede zu stehen, denn dein Fuß rastet auf seinem Boden."

„Gehe hin und künde deinem Herrn: Walther ist's von Aquitanien mit Hildegunde von Burgund. Aus dem Hunnenlande, wohin man uns in Kindertagen als Geiseln gebracht, kommen wir gezogen und sind nun auf der Fahrt in die Heimat. Ist dein König gekommen, dem Wanderer das Ehrengeleit bis an den Markstein seines Landes zu geben, so entbiete ihm meinen ehrfurchtsvollen Gruß und Dank."

„Oho! Herr Walther! Damit allein ist hier nichts getan. Die Jungfrau samt allen Schätzen, die du mitführest, gib heraus, dann magst du in Frieden von hinnen ziehen."

„Sagst du mir solches im Auftrage deines Königs?"

„Nicht anders, und mich deucht, seine Forderung ist gerecht und billig; hätte er nicht Recht und Gewalt, dich am Leben zu strafen?"

„Du redest wie ein Tor, und doch pflegt man zu sagen, daß in grauen Locken Weisheit wohne. — Haben die Hufe meines Rosses etwa die Fruchtfelder dieses Landes verheert und den Wieswuchs zerstampft? Habe ich deinem Könige die Schätze gestohlen? Und wer gab ihm Recht über König Herrichs Kind, dessen Auslieferung er fordert? Nie und nimmer werde ich so unbilligem Wunsche Gewährung bieten! Damit dein König aber erkenne, daß mein Sinn auf Frieden gerichtet ist, biete ich ihm hundert Goldspangen als Ehrengabe. Das melde ihm, und grüße mir auch Hagen, meinen Freund und Bundesbruder!"

Herr Ortwin wandte sein Roß und sprengte zu Tal. Unwillig schüttelte Gunther das Haupt, da er die Botschaft vernahm; Hagen aber sprach: „Nimm, was er dir bietet, mein königlicher Herr! Du gewinnst dir damit einen mächtigen Freund an der Grenze des Reiches; denn Walther wird einst auch über Burgund gebieten, dessen Krone Hildegunde ihm als Braut-

schatz zuführt. Das aber künde ich dir, und du erwäg' es im Herzen: stark genug ist der Held, dich samt deiner Schar ins Verderben zu stürzen. Drum meide den Streit; denn nichts als Unheil erwächst uns allen daraus. Ein Traum hat mir unser Schicksal enthüllt. Ich sah dich im Kampfe mit einem starken Bären. Das Ungetüm hatte dir einen Schenkel zerfleischt, und schon erhob es die Tatze zum letzten Schlage, da sprang ich herzu und hieb ihm die gefährliche Pranke ab, verlor aber dafür ein Auge und sechs Backenzähne. Noch steht es in deiner Macht, das Unheil zu verhüten; biete dem tapfern Walther die Hand zum Frieden!"

Gunther erwiderte: „Du redest als der echte Sohn deines Vaters Aldrian. Auch ihm schlug ein zages Herz in der Brust, und mit schönen Worten suchte er sich gern dem Streite zu entziehen. Ich werde deinem Rate nicht folgen, sondern kämpfen."

Wäre der Mann, der solche Worte sprach, nicht sein König gewesen, Hagen hätte ihn sofort zum Kampfe auf Leben und Tod gefordert; so aber bezwang er den heißen Grimm seiner heldenmütigen Seele, warf mit Ungestüm sein Roß herum und ritt nach dem Wasgenstein, wo er sich trotzig auf seinen Schild setzte und der Dinge harrte, die da kommen sollten.

7. Der Kampf mit Gunthers Recken

Walther ſah Hagen auf dem Steine ſitzen, freute ſich deſſen und rief in die Schlacht hinein: „Hagen iſt treu; er zürnt dem Könige. Nun mögen ſie alle kommen; der Sieg iſt mein!“

Kaum war das Wort geſprochen, da nahete auch ſchon wieder Herr Ortwin auf ſchnellem Roſſe, ſchwang drohend ſeinen Speer und rief: „Nun kann der Tanz beginnen, mein gotiſcher Freiersmann! Heraus mit der Jungfrau ſamt dem Brautſchatze, oder ich haue dich auf der Stelle in Stücke und gebe dein Fleiſch den Wölfen des Wasgenwaldes zum Schmauſe!“

Ruhig hörte Walther die Schmähung und erwiderte darauf kein Wort. Wie ein erzgegoſſenes Heldenbild ſtand er da und ließ den Gegner bis auf Speerwurfweite heranreiten.

„Haſt du meine Rede vernommen, junger Fant? Den Schatz heraus oder das Leben!“ rief der Franke.

Auch jetzt hoffte Walther noch, den Frieden erhalten zu können, und er ſprach: „Was du unbillig forderſt, kann ich nicht gewähren; doch um des

Friedens willen bin ich bereit, den Wegzoll mit zweihundert Goldspangen zu bezahlen."

„Und wenn du tausend böteſt, es frommte dir nichts, entweder alles oder Kampf — ſo will es mein königlicher Herr, und ſo will auch ich es, Ortwin von Metz!"

„Nun denn, Herr Ortwin von Metz: in der Felſenkluft ruht der Hort, und hier ſteht der Drache, der ihn hütet; auf! hole ihn dir, wenn du den Mut dazu haſt!"

Das ließ der Metzer Degen ſich nicht zweimal ſagen; er wog in der Rechten ſeinen Speer und ſchleuderte ihn kraftvoll; Walther aber bog ihm behende aus, und er bohrte ſich mit der Spitze in den Felſen.

Der Friede war gebrochen; Walther wappnete ſich mit ſeiner ganzen Kraft; ein unheilvolles Wetterleuchten ſprühte aus ſeinen Augen; er warf den Speer, zerſchmetterte dem Gegner den Schild und nagelte ſeine rechte Hand, welche nach dem Schwerte greifen wollte, feſt an die Weichen des Roſſes.

Hoch auf bäumte ſich das wunde Tier, und es würde den Reiter in den Staub geſchleudert haben, wenn der feſthaftende Speer ihn nicht gehalten hätte. Mit der linken ſuchte er die durchbohrte Hand zu befreien, aber ehe ihm das gelang, war Walther zur Stelle und erſchlug ihn mit der Schärfe des Schwerts. Roß und Reiter ſtürzten zuſammen, und die Franken ſchrien laut auf vor Schmerz und Grimm.

Am lauteſten klagte Herr Skaramand, der Neffe des Erſchlagenen. Um ſeinen Oheim zu rächen, ſpornte er ſein Roß und ritt wider den Feind; doch ſank auch er nach kurzem Kampfe in den Tod.

Ihm folgte der treffliche Bogenſchütze Werinhard von Santen und dieſem der Sachſe Ekkefried, der wegen einer ſchweren Schuld aus der Heimat verbannt war und als Gaſt am fränkiſchen Königshofe weilte.

Nachdem dieſer den Tod empfangen, ſprach Gunther: „Hagen hatte recht: ein gewaltiger Held ſtreitet wider uns, doch auch ſeine Kraft hat ein Maß. Auf! Hadwart! Stärkſter aller Recken im Frankenlande, reite du und mache dem Kampfe ein Ende!"

Hadwart war ein Mann, wie von Eiſen gebildet; nur Hagen konnte ſich mit ihm meſſen. Er glaubte, den müden Recken mit leichter Mühe überwinden zu können, und erbat ſich vom Könige Gunther den Schild des Gegners als Siegespreis. Stolz ritt er die Höhe hinan und rief: „Gib den trefflichen Schild heraus, Herr Walther! Mein König hat ihn mir, dem Sieger, als Preis zugeſagt."

„Hat dein König dir nicht auch den blauen Himmel als Siegespreis zugeſprochen?" erwiderte Walther. „Dort droben ſchimmert er, hole ihn herab! Und hier iſt mein Schild, der als vieltreuer Freund ſo manchen Hieb, der mir gegolten, aufgefangen hat; freiwillig gebe ich ihn nicht heraus, erwirb ihn, ſo du es vermagſt!"

„Das ſoll geſchehen!" rief Hadwart und ſprang aus dem Sattel.

Nun erhob sich ein wunderkühnes Streiten. Hunnenspeer und Frankenschwert entbrannten widereinander. Feuerfunken sprühten von Helmen und Brünnen, es klirrten und klangen die Schilde unter urgewaltigen Hieben. Lange währte der heiße, erbitterte Kampf; keiner wankte, keiner wich. Plötzlich richtete Hadwart sich hoch auf, um dem Gegner mit einem einzigen Schlage das Haupt zu spalten, Walther aber schlug ihm mit dem Speer die Waffe aus der Hand, und mit gellendem Pfiff flog das Schwert ins Gebüsch; Hadwart war verloren. —

Von eitlem Ehrgeiz betört, ritt nun Herr Patafried, ein Neffe Hagens, in den Streit.

„Halt ein, mein teurer Patafried! Dort droben blühet der Tod!" rief Hagen ihm mit lauter Stimme zu. Da aber der verblendete Jüngling darauf nicht achtete, setzte er sich wieder auf den Schild, stützte das Haupt mit beiden Händen und klagte: „Auch du, mein blühender Knabe, fährst hin als Opfer niederträchtiger Habgier! Womit soll ich deine Mutter, wie dein junges Weib trösten, wenn ich ohne dich heimkehre? O, wenn doch das schnöde Gold für immer in der Drachen Hut geblieben wäre! Nichts als Verderben hat das gleißende Metall in die Welt gebracht; den klaren Sinn der Götter hat es verdunkelt und Asgards Fall heraufbeschworen, das Auge der Menschen geblendet und die Herzen in Stein verwandelt; forterbt sich mit ihm der Zwerge Fluch von Geschlecht zu Geschlecht; blühende Reiche hat es zerstört, ganze Völker vernichtet, und heute knickt es die Blüte der Ritterschaft Frankens, — fahr' hin, mein teurer Patafried!"

Tränen rannen dem Helden in den Bart; es tat ihm leid um seiner Schwester Kind.

Walther hatte Hagens Worte vernommen; er sah ihn trauern, und gern hätte er ihm den heißen Schmerz erspart.

„Folge dem Rate deines Oheims und kehre um, mein blonder Junge!" rief er dem ehrsüchtigen Jünglinge zu. „Wo so viele bewährte Degen brechen mußten, da wirst auch du unterliegen, und doch schonte ich gern dein blühendes Leben."

„Ich heische keine Schonung von dir!" erwiderte der Jüngling stolz. „Dich zu schlagen, bin ich gekommen; wohlan! wehre dich, wenn du kannst!"

Also trotzte er und schleuderte den Speer. Walther hielt dem Geschoß den Schildrand entgegen; es prallte ab und fuhr dicht vor Hildegundens Füßen in die Erde.

Die Jungfrau stieß vor Schrecken einen lauten Schrei aus; doch war sie unversehrt geblieben, dem jugendlichen Speerschleuderer aber hatte der Tod schon die Stirn geküßt. —

Gerwig, Patafrieds treuer Freund, folgte ihm in den Tod, und nach ihm kam der streitbare Randolf, der vom helmentblößten Haupte Walthers zwei Loden abschor und dafür mit dem Leben büßen mußte.

Außer Gunther und Hagen waren nur noch drei fränkische Recken übrig geblieben, unter diesen der berühmte Helmnot, der als vornehmste Waffe einen eisernen Dreizack mit spitzem Widerhaken führte. Drei lange Ketten waren dran geschweißt, und wenn sich die Spitzen des Dreizacks in des Gegners Schild oder Eisenkleid hineingebissen hatten, so suchte man ihn mittels der Ketten zu Boden zu reißen und — ehe er sich aufraffen konnte, zu erschlagen.

„Zeuch hin, Helmnot, und schleudere den Dreizack! Wir wollen die Ketten ergreifen und den angespießten Leuen ins Verderben reißen!" gebot Gunther mit düsterm Trotze.

Helmnot gehorchte, wog sein tückisches Geschoß lauernd in der Rechten und schleuderte es im günstigen Augenblicke so kräftig und geschickt, daß es fest in dem Schilde des Gegners haftete.

Aufjauchzend warf sich Gunther mit seinen Gesellen in die Ketten, vier Mann standen gegen einen, aber der eine spottete ihrer vereinten Kräfte; unbewegt wie der Wasgenstein, auf dem Hagen saß, stand er da, und nimmer hätten sie ihm den Schild entrissen, wenn ihn nicht der Übermut gestachelt hätte, ihn freiwillig fahren zu lassen. Ha! wie schossen da die vier feindlichen Ringer gleich eisernen Kegeln kopfüber ins Gras! Es klirrten die Waffen von der Wucht des Sturzes, und der Brust des Königs entrang sich ein dumpfes Stöhnen.

Noch ehe sie sich wieder emporraffen konnten, war Walther zur Stelle und erschlug nach hartnäckigem Kampfe die nächsten drei; nur Gunther entrann dem Tode.

„Freue dich, Hildegunde! Der heiße Kampf hat ein Ende! Hier bringe ich dir die lebendige Siegesbeute!" rief Walther, sechs ledige Rosse in die Höhle treibend.

Die Jungfrau nahm ihm die Waffen ab, trocknete ihm die fieberheiße Stirn und labte ihn mit Speise und Trank. Wie wohl tat die milde Pflege dem müden Manne! —

8. Gunther gewinnt Hagen wider Walther

König Gunther hatte sich zu Hagen begeben, der noch immer ruhig auf seinem Hochsitze verharrte. Mit Bitten und Flehen bestürmte ihn der König, den Kampf mit Walther aufzunehmen; aber der trotzige Recke erwiderte: „Ich trage wie mein Vater Aldrian ein zages Herz unter dem Panzer und suche mich mit schönen Worten dem Männerstreite zu entziehen, — ist es nicht also, König Gunther?"

„Vergiß, was im Zorn gesprochen worden, und schaue an deines Königs Schimpf und Schande! Wie darf ich also zurückkehren in meiner Väter Schloß — ruhm- und ehrberaubt? Würde man nicht spottend sagen: „Ein gotischer Wanderer kam von ungefähr in das Land der Franken, und da

man ihm den Weg verlegte, erschlug er die ganze fränkische Ritterschaft und zog unter den Augen des Königs ungestraft von dannen? Würde man in deutschen Landen nicht ein Gespött aus mir machen, wenn das ruchbar würde? — O Hagen, schüttele den Groll ab und hilf mir die tödliche Schmach abwenden!"

„Walther ist mein Freund, — ich darf ihm die Treue nicht brechen."

„Und ich bin dein König, — darfst du mir die Treue versagen?"

Die bedeutungsvolle Frage drang dem ehrenfesten Hagen tief ins Herz; die Treue gegen den König ging über jede andere Pflicht, das wußte er wohl, — aber wider seinen liebsten Freund das Schwert erheben, war das nicht der schwärzeste Verrat? — Eines schlimmer als das andere — Hagen kämpfte in seiner Seele einen schwereren Kampf, als er ihn jemals, von tausend grimmen Feinden umringt, bestanden hatte. Lange schwieg er und blickte in düsterm Sinnen zu Boden; als aber der König ihm zu Füßen sank und flehend die Arme zu ihm erhob, da durfte er nicht länger zaudern: die Ehre des Königs stand auf dem Spiele, und mit blutendem Herzen nickte er Gunthern Gewährung.

„Die Treue will ich dir lohnen mit Land und Burgen, und du sollst der erste sein in meinem Reiche! Auf! laß uns den Feind sogleich angreifen!" rief der König.

Hagen aber sprach: „Um schnöden Gewinnes willen bricht man beschworene Treue nicht; nur deine gefährdete Ehre zwingt mich zu der unseligen Tat. Wisse aber, den gewaltigen Recken dort oben angreifen, hieße freventlich das Leben hinwerfen. Laß uns drüben im Waldversteck harren, bis er das Felsennest verlassen hat."

„Dein Rat ist gut, und so soll's geschehen!" rief Gunther und umarmte Hagen und küßte ihn.

Walther sah, was am Wasgensteine geschah, und sprach voll Sorge: „Unheil erblühet mir aus dem Kusse der beiden. Hagen bricht mir die Treue und sinnt auf mein Verderben, nun erst wird es bitterer Ernst."

Er stand gerüstet bis an den Abend; kein Feind ließ sich blicken. Nun erwog er, ob es ratsam wäre, im Dunkel der Nacht von dannen zu reiten oder bis an den Morgen in dem sichern Versteck zu bleiben. Es schien besser, die Nacht hindurch zu rasten; denn er fürchtete, die beiden möchten auf der Lauer liegen und ihn im Schutze der Dunkelheit hinterrücks überfallen; auch widerstrebte es seinem heldenmütigen Sinne, wie ein Dieb in der Nacht zu entweichen.

In der Dämmerung trat er auf den Kampfplatz hinaus, fügte den Erschlagenen die abgehauenen Köpfe wieder an, beugte die Knie und betete:

„O Schöpfer dieser Welt, der alles lenkt und richtet,
Gen dessen hohen Willen sich nichts auf Erden schlichtet:
Hab' Dank, daß heute ich mit deinem Schutz bezwungen
Der ungerechten Feinde Geschoß und böse Zungen!

O Herr! der du die Sünde austilgst mit starken Armen,
Doch nicht den Sünder selbst — dich fleh' ich um Erbarmen:
Laß diese Toten hier zu deinem Reich eingehen,
Daß ich am Himmelssitze sie möge wiedersehen."

So betete der fromme Held, hieb darauf mit seinem Schwerte dorniges Strauchwerk aus dem Hag und schuf daraus ein Verhau vor dem Tore der Höhle; dann entledigte er sich der schweren Rüstung und bat die Jungfrau, noch einmal für ein paar Stunden seinen Schlummer zu behüten, die heiße Arbeit des Tages habe seine Kräfte gar sehr erschöpft.

Kurz nach Mitternacht erhob er sich und ließ Hildegunde ruhen; und als der Morgen dämmerte, belud er vier der erbeuteten Rosse mit den Waffen der erschlagenen Feinde, die beiden andern dienten ihm und Hildegunden als Reittiere, und sein Streitroß trug den Goldschatz: so entritten sie der Felsenburg, noch ehe die Sonne aufgegangen war.

Kein verdächtiger Ton ließ sich vernehmen, und schon hofften die Flüchtlinge, unbehelligt an die Grenze zu gelangen, als Hildegunde Hufschlag vernahm und ausrief: „Sie kommen, Walther! — Gunther und Hagen — laß uns fliehen, auf daß wir ihnen entrinnen!"

„Wie bist du so furchtsam, Hildegunde!" erwiderte er lächelnd. „Niemand soll sagen: Walther ist vor Gunther und Hagen geflohen. Reite du in das Dickicht da drüben und harre mein; ich will die beiden hier in der Lichtung erwarten."

Mit schwerem Herzen gehorchte die Jungfrau. „Ich will für dich beten, Walther! O, möge der Herr dich beschützen!" rief sie kummerschwer und ließ den treugeliebten Mann allein.

Langsam, wie ein harmloser Wanderer, der nichts zu fürchten hat, ritt Walther seines Weges und schaute nicht einmal um.

Da rief Gunther mit lauter Stimme: „Haben wir dich endlich, du grimmigster aller Höhlenbewohner! Wie konntest du so töricht sein, das sichere Felsennest zu verlassen? Halt an dein Roß und rüste dich zum Kampfe! Das Blut der erschlagenen Frankenritter schreiet um Rache."

Kein Wort erwiderte Walther dem Könige; er wandte sich an Hagen und sprach: „Bist du gekommen, Hagen, mich zu befehden, so wäre es besser für uns, wir hätten einander nie gesehen. Und doch warst du einst meiner Augen Lust und Freude und liebtest mich wie einen Bruder, — denkst du nicht daran, mein Hagen? — Weißt du noch, wie wir im Waffenschmuck zum erstenmal zu Rosse saßen und unter Etzels Augen wettkämpften? Und später, als es ernst geworden war: wie haben wir treu nebeneinander gestanden in heißer Schlacht, jeder nur für das Leben des Freundes bedacht! Und dann in der letzten Nacht: wie schmerzlich flossen deine Tränen, als du dich von mir rissest, um von dannen zu reiten! O, denke daran, mein Freund, und reich' mir die Rechte, denn gar übel steht

es Helden an, beschworene Eide zu brechen und Verrat am Freunde zu üben! — Du zauderst? — Hagen, wie anders hoffte ich dich wiederzusehen! — Er wird dir entgegenreiten, dich mit Jubel zu seines Hauses Rast führen, seine Freunde rufen und ihnen verkündigen: ‚Seht her! das ist Walther, mein Leidgefährte im fernen Hunnenlande, mein Trost im Unglück, mein heller Hoffnungsstern in der Knechtschaft Nacht, mein treuer Hort in mancher Schlacht, mein Herzensfreund für alle Zeiten: freuet euch mit mir und jauchzet, auf daß das Herz meines Freundes fröhlich werde nach jahrelanger Sorge und Sehnsucht in herber Gefangenschaft!‘ So, dachte ich, wird Hagen dich empfangen und dir ein fürstlich Geleite geben bis an die Grenze von Burgund, — und nun? Als Feind naht Hagen dem Freunde der Jugend? Das Blut fordert er von dem, mit dem er sein Blut gemischt? Sage mir: ‚Das ist nicht wahr!‘ so will ich meinem Volke von Hagens Treue erzählen, und du wirst Ehre haben vom Rhein bis an das große Westmeer, in das die Garonne, meiner Heimat schöner Strom, die blauen Fluten sendet!“ —

Düster blickte Hagen den Freund an; es war nicht Haß und Feindschaft, sondern herbe Trauer, schicksalsschwerer Kummer, was aus seinen Augen sprach.

„Laß uns streiten, Walther, streiten, wie es Helden geziemt, Worte mögen hier nichts frommen!“ erwiderte er düster. „Du selbst hast den Bund gebrochen, da du meinen Neffen erschlagen, den blühenden Knaben Patafried — von deinen Händen fordere ich sein Blut; denn teuer war meinem Herzen der junge Freund, — wie magst du mir noch von Freundschaft reden, da du mir diese Blume gebrochen? — Heraus, mein gutes Schwert! Herr Walther ruft dich zum Streite!“

---

9. Der letzte Kampf

Die Helden sprangen von den Rossen; es war kein ehrenhafter Kampf, denn zwei standen gegen einen.

Zuerst schleuderte Hagen seinen Speer. Im Bogen kam das Geschoß herangesaust, Walther aber hielt ihm den Schild in schräger Richtung entgegen, es prallte mit schrillem Klang ab und fuhr bis zum Nagel in den Boden.

Den zweiten Wurf tat König Gunther; aber obwohl er mitten auf den Schild traf, war doch die Wucht des Stoßes nur schwach, und mit leichter Mühe schüttelte Walther das Geschoß ab.

Nun griffen die beiden zu den Schwertern; Walther wehrte sich mit dem Speere; das gab ihm den Vorteil, daß die Gegner ihn mit den kürzern Waffen nicht erreichen konnten.

Gern hätte Gunther seinen Speer wiedergehabt, der zu Walthers Füßen lag. Er gab Hagen einen Wink, der begriff seine Absicht und drängte mit furchtbarem Ungestüm Walther zurück. Rasch bückte sich der König nach dem Speere; aber Walther sprang herzu und trat auf den Schaft. Gunther erschrak und taumelte jäh zurück, und nun würde er dem Tode nicht entronnen sein, wenn nicht Hagen sich dem Schlage entgegengeworfen und seinen Herrn gedeckt hätte. — Bald erholte der König sich von dem Schrecken und unterstützte nach Vermögen im Kampfe den ungleich stärkern Freund.

Zerstampft wurden Gras und Blumen, zerhauen Schilde, Helme und Brünnen; ein furchtbares Klirren und Klingen und Pfeifen und Zischen, ein Glühen und Sprühen von Funken und Flammen; — blutiger Schweiß troff von Heldenstirnen; schwer keuchte den Streitern der Atem, ihre Augen schossen Blitze, — wie ein Bär, von zwei bissigen Rüden umdrängt, stand Walther da und kämpfte mit Riesenkraft; da er aber keinen Vorteil gewinnen konnte, ward er des Ringens müde und rief: „O Hagedorn! du grünest an meinem Herzen mir zum Leide. Scharfe Dornen sind dir gewachsen, und damit suchst du den Freund zu stechen und in den Tod zu senden. Meine Geduld ist erschöpft; so mögen die Nornen denn walten!“

In seiner ganzen Heldenkraft richtete er sich auf und schleuderte den treuen Speer; er traf, durchbohrte Hagens Panzerkleid und schlug ihm eine leichte Wunde; blitzschnell warf Walther sich nun auf Gunther und hieb ihm mit einem gewaltigen Schwertstreiche ein Bein von der Hüfte; halbtot sank der wunde König in den Klee, und nun wäre er verloren gewesen, wenn ihn der treue Gefährte nicht abermals geschützt hätte. Auf Hagens trefflichen Helm traf der Schwertschlag; die Klinge sprang mit gellendem Mißton in Stücke; unwillig schleuderte Walther das Heft aus der Hand, Hagen führte einen Schlag — und der Schrecken des Feindes, die tapfere Rechte des Helden, lag blutend am Boden.

Walther verbiß den Schmerz, griff mit der Linken nach dem hunnischen Halbschwert an seiner rechten Hüfte, fuhr mit Riesenzorn über Hagen her und traf ihn so furchtbar ins Angesicht, daß eine klaffende Wunde sich von der Stirn über das rechte Auge bis ans Kinn hinzog: — sechs Backenzähne verlor Hagen samt dem rechten Auge; sein Traum hatte sich schrecklich erfüllt.

Der Kampf war zu Ende. Die wunden Streiter warfen die Waffen weg und setzten sich keuchend in das grüne Gras; abseits lag Gunther stöhnend auf seinem Schilde; sein Schmerz war heiß, seine Not wahrhaftig groß genug.

10. Versöhnung und Heimkehr

Da erhob Walther seine Stimme und rief nach Hildegunde. Die Jungfrau eilte herbei und sah mit Grausen die Folgen des Kampfes. Rasch verband sie den Helden die Wunden und holte Wein hervor, um die Durstigen zu erquicken. Den ersten Becher reichte sie dem Geliebten; Walther aber lehnte ihn ab und sprach: „Reiche ihn Hagen, meinem alten Freunde; er ist ein Held, wie es wenige gibt auf der Männererde; dann werde ich trinken, und zuletzt magst du dem Könige einschenken; ihm danken wir die Wunden, und im Kampfe hat er sich nur schlecht bewährt."

Hildegunde tat nach ihres Herrn Geheiß und bot Hagen den Becher. Der wackere Mann aber schüttelte das Haupt und sprach: „Nicht mir, du schöne Tochter Herrichs, gebührt der erste Trunk, sondern allein deinem Herrn. Seiner Braut mag ich gern bekennen, daß er mir überlegen ist an Tugend und Heldenkraft, obschon ich mich selbst auch nicht gering achte. Trinke, Walther, und laß uns die alte Freundschaft erneuern!"

„So sei es!" rief der edle Held und ergriff den Becher mit der Linken. Danach trank auch Hagen und zuletzt König Gunther. Bald vergaßen die beiden Freunde der Wunden und ließen sich's wohl sein.

„Höre, Walther, meinen Rat!" sagte Hagen. „Wenn du heimgekommen bist, so jage den Hirsch und laß dir aus seinem Fell Lederhandschuhe wirken. Den rechten stopfe fein mit Wolle aus, so wird niemand dein Gebrechen erkennen. Freilich, das Schwert wirst du mit der Lederhand nicht führen können und mußt es fortan an der rechten Hüfte tragen. Sei es denn! Die getreuen Goten ahmen den Brauch ihres Königs nach, und so werden fahrende Sänger denn bald von den Heldentaten der Linksstreiter singen und sagen."

Lächelnd erwiderte Walther: „Hast recht, Einaug, und ich will mich nach einem Lande umsehen, das von lauter Blinden bewohnt wird; da sollst du König werden und magst nach Herzenslust den weichen Mehlbrei speisen, der zahnlosen Alten und schwachen Kindlein so trefflich mundet."

„Auch Wodan hatte nur ein Auge, und doch beugten sich ihm alle Götter und Helden Walhallas!"

„Wahrscheinlich mangelte es dem hohen Asen aber nicht an guten Zähnen, obwohl er ihrer nicht bedurfte, ‚da nur von Wein der waffenhehre Odin ewig lebt', wie es in dem alten Liede heißt, — woher aber wird Hagen die Kraft zum Kampfe nehmen, wenn er auf Wildbret und Rheinsalm verzichten muß?"

So scherzten die wunden Helden und plauderten von alten Tagen. Walther erzählte von seinem letzten Kriegszuge im Hunnenlande, dem Festmahle in seiner Halle, von Etzels und seiner Gesellen tapferem Trinken und schmählichem Niedersinken, und Hagen lachte und schüttelte dem Freunde

die Linke. Und sie richteten den zerbrochenen Bruderbund wieder auf, der sich fürder in allen Stürmen des Lebens treu bewährt hat.

Darauf hoben sie den schwerwunden König aufs Roß, nahmen Abschied voneinander und ritten von dannen gen Osten und Westen. —

Die Kunde von Walthers und Hildegundens Heimkehr verbreitete sich rasch im Lande Burgund, und als sie in Chalons einritten, regte sich die ganze Stadt, Fahnen wehten von den Zinnen der Burg, und König Herrich und seine Gemahlin geleiteten unter dem Jubelgeschrei des Volkes die Königskinder in die festlich geschmückte Halle.

Nach vielen Tagen der Freude entritt endlich Walther mit zahlreichem Geleite den Toren von Chalons und gelangte wohlbehalten in sein Vaterland. Bald vermählte er sich mit Hildegunde, ward König und beherrschte sein Volk mit Kraft und Weisheit dreißig Jahre lang. Wunder der Tapferkeit hat er in spätern Kämpfen mit der linken Hand vollbracht, und in den fernsten Gauen des weiten deutschen Vaterlandes sang man den Ruhm des gewaltigen einhändigen Gotenkönigs. —

Die
Nibelungen-
Sage.

Siegfried im Kampf mit Alberich.

Die Nibelungen

1. Siegfrieds Jugend. Wie er den Drachen schlägt und den Nibelungenhort gewinnt

„Jung Siegfried war ein stolzer Knab',
Ging von des Vaters Burg herab,
Wollt' rasten nicht in Vaters Haus,
Wollt' wandern in alle Welt hinaus."

Der Königspalast von Xanten am Niederrhein war seines Vaters Burg, denn Jung Siegfried war der Sohn des Königs Siegmund von Niederland. Seine Mutter hieß Siegelind; beide rühmten sich hoher Abkunft; König Siegmund stammte aus dem Geschlecht der Wölsungen, dessen Stammvater kein Geringerer war als Odin, der Vater der Götter und Menschen.

Jung Siegfried schien die Vollkraft seiner großen Ahnen geerbt zu haben: kein Jüngling seines Alters war ihm an Mut und Stärke zu vergleichen. —

Als der königliche Held auf seiner ersten Ausfahrt durch einen weiten Wald fürbaß schritt, kam er an eine Schmiede und sah, wie in der Esse die Flammen lustig sprühten und Meister und Gesellen wacker auf das

glühende Eisen schlugen. Das gefiel dem Siegmundssohne, und er sprach bei sich: „Ich möchte wohl auch ein Schmiedegeselle sein und Schwerter schmieden; es ist ein reckenwürdiges Handwerk."

Meister Mimer — so hieß der Schmied — erblickte den wunderschönen Jüngling und nickte ihm freundlichen Gruß. Da trat Siegfried frei und keck in die Schmiede und sprach zu dem berußten Alten: „Könnt Ihr nicht einen Lehrburschen brauchen, guter Meister?"

„Hm," schmunzelte der Alte und prüfte bewundernd die Wohlgestalt und Stärke des Jünglings. Auch die Gesellen ließen die schweren Hämmer ruhen und betrachteten staunend den stolzen Gast mit den großen, sonnenhaft leuchtenden Augen.

„Was antwortet Ihr auf meine Frage, guter Meister?" sprach ungeduldig Siegfried.

„Hm, hm," brummte der Alte. „Nur nicht so stürmisch, junges Blut!"

„Ja oder nein?"

„Ja denn! Doch mußt du mir und meinen Gesellen pünktlichen Gehorsam versprechen."

„In allem, was recht und billig ist, will ich stets willfährig sein, Unrecht aber könnte ich nimmer dulden," antwortete Siegfried.

„So sei denn der Vertrag geschlossen," erwiderte der Meister und bot dem Königssohne die Hand. „Mit diesem Handschlage verpflichte ich dich zu meinem Dienste. Da sind Schurzfell und Hammer, sogleich magst du das Werk beginnen!"

„Siegfried den Hammer wohl schwingen kunnt,
Er schlug den Amboß in den Grund.
Er schlug, daß weit der Wald erklang
Und alles Eisen in Stücke sprang."

Meister und Gesellen sahen mit Staunen die gewaltige Kraft des Jünglings, und bald hatten sie Ursache, seinen Zorn zu fürchten, denn sie waren hinterlistig und falsch und fanden ihre Lust daran, den vornehmen Lehrburschen recht geflissentlich zu ärgern. Mit wuchtigen Faustschlägen lohnte Siegfried ihrer Tücke, und da sie durch alle Ränke seinen Mut nicht zu brechen vermochten, wünschten sie ihn bald allesamt in das Land der Riesen und Drachen.

„Ja, zu den Drachen!" schrie einmal der Meister in seinem Zorn, da Siegfried die falschen Gesellen so weidlich geschlagen hatte, daß sie die Hämmer nicht zu führen vermochten.

„Zu den Drachen soll er wandern, so hat alle Not ein Ende!"

Und der falsche Meister rief Siegfried heran und sprach zu ihm: „Rüste dich, mein Sohn, zu einer weiten Waldwanderung! Es gebricht uns an Kohlen. Tief im Walde wohnt der Köhler. Ihn wirst du aufsuchen und die Bestellung ausrichten."

Sogleich war Siegfried bereit, doch schmiedete er sich zuvor ein scharfes Schwert und meinte: „Es ist wegen der Unholde in dem übelberufenen Walde."

Boshaft grinsend blickten Meister und Gesellen dem fröhlich dahinschreitenden Jünglinge nach, und der falsche Mimer sprach: „So lustig ging noch selten einer in den Tod."

„Ist ihm der Tod aber auch gewiß?" fragte einer der Gesellen.

„Ganz gewiß," antwortete der Meister. „Sein Weg führt an dem Drachenpfuhle vorüber. Da wird ihn der Übermut treiben, die Ungetüme zum Zorn zu reizen, und das büßt er mit dem Leben."

„Vielleicht gelingt es ihm doch, die Drachen zu erschlagen, denn wahrlich! er ist sehr stark," meinte ein anderer.

„Und schlägt er die Drachen, so frißt ihn der schreckliche Lindwurm im Nibelungenlande, wohin ich ihn auf der Rückfahrt zu wandern hieß," sagte der Meister, und die tückischen Gesellen brachen bei dieser Kunde in ein Freudengejohle aus, so verhaßt war den feigen Buben der edle Jüngling.

Indessen wanderte Siegfried wohlgemut durch den weiten Wald. Er sang mit den Vögeln um die Wette, und wenn ein Reh über seinen Weg hüpfte, so machte auch er einen Freudensprung.

„Hei! wie lustig ist's im grünen Walde!" jubelte er, und von goldenen Sonnenfunken umspielt, tanzte er unter den wogenden Wipfeln der hohen Bäume seinen Weg dahin.

Wohl hatte er die Mär von dem schrecklichen Drachenpfuhle vernommen, doch kümmerte ihn das wenig, führte er doch ein gutes Schwert in der Hand; da mochten tausend Drachen zum Kampfe herankommen, er brauchte sich mit nichten zu fürchten.

„Sieh da!" rief er auf einmal fröhlich aus. „Dort schimmert ja schon der Drachenpfuhl durchs grüngoldige Gezweige. So recht tückisch, wie Mimers Auge, blickt er in den lachenden Wald. Heißa! mein gutes Schwert! nun geht's zum Kampfe!"

In dem mißfarbigen Schlamme des Pfuhles wälzte sich ein Knäuel scheußlicher Ungetüme ziſchend und fauchend durcheinander. Siegfried trat dicht an das Ufer und blickte furchtlos in das grausige Gewimmel. Zornwütig fuhren die Drachen wider ihn auf, er aber erhob laut auflachend sein Schwert und schlug und stach so kräftig und blitzgeschwind in den Haufen hinein, daß die Ungetüme heulend in den Schlamm zurückwichen.

„Verkriecht euch nur in eure Schlupfwinkel!" rief Siegfried, „ihr sollt es dennoch allesamt mit dem Tode büßen."

Und er brach dürre Bäume nieder und schleuderte sie in den Sumpf, also daß der ganze Pfuhl damit verdeckt wurde.

„Nun Feuer! Feuer!" rief er ungeduldig und spähete scharfäugig nach allen Seiten aus.

Da sah er zwischen den Bäumen Rauch aufwirbeln, und hurtigen Laufs-

eilte er dahin. Ein Kohlenmeiler war's, und da er näher kam, erblickte er auch den Köhler, zu welchem Mimer ihn gesandt hatte.

„Geschwind einen Brand, Meister Köhler!" rief Siegfried dem verdutzten Manne zu. Da aber der Träge verzog, ergriff er von dem Herde einen lodernden Ast und eilte mit der brennenden Fackel nach dem Sumpfe zurück.

Das trockene Reisig zündete und flackerte in hellen Flammen auf; das Wasser begann zu dampfen, zu zischen, zu brodeln; aus der Tiefe kamen dumpfe Laute; in Todesängsten fuhren die Drachen in dem siedenden Kessel hin und her, bliesen aus den Nüstern den glühenden Dampf und peitschten mit den Schwänzen den Sumpf, so daß das heiße Wasser zischend durch die Gluten brach. Mit frischer Zufuhr nährte und mehrte Siegfried das Feuer, und so lange unterhielt er den Brand, bis kein Ton mehr aus der Tiefe drang und nichts sich unten regte.

„Nun ist es aus mit ihnen," sagte er und harrte, bis das Feuer sich verzehrt hatte. Da stieg ihm aus dem heißen Sumpfe ein wunderkräftiger Brodem in die Nase, und siehe: ein dampfendes Gerinne entfloß dem Sudkessel der Drachen.

„Das mag wohl marknährende Speise sein," dachte der junge Held und tauchte den Finger in die träge rinnende Flut. Und ein Wunder sollte er schauen: das flüssige Drachenfett härtete die Haut seines Fingers, daß sie fest wurde wie das härteste Horn, — so wunderhart, daß er sie weder mit den Zähnen, noch mit der Schärfe des Schwertes verwunden, ja, nicht einmal ritzen konnte.

Da jauchzte Siegmunds Sohn und rief: „Nun will ich mir einen so trefflichen Panzer schaffen, wie ihn noch nimmer ein Ritter getragen!"

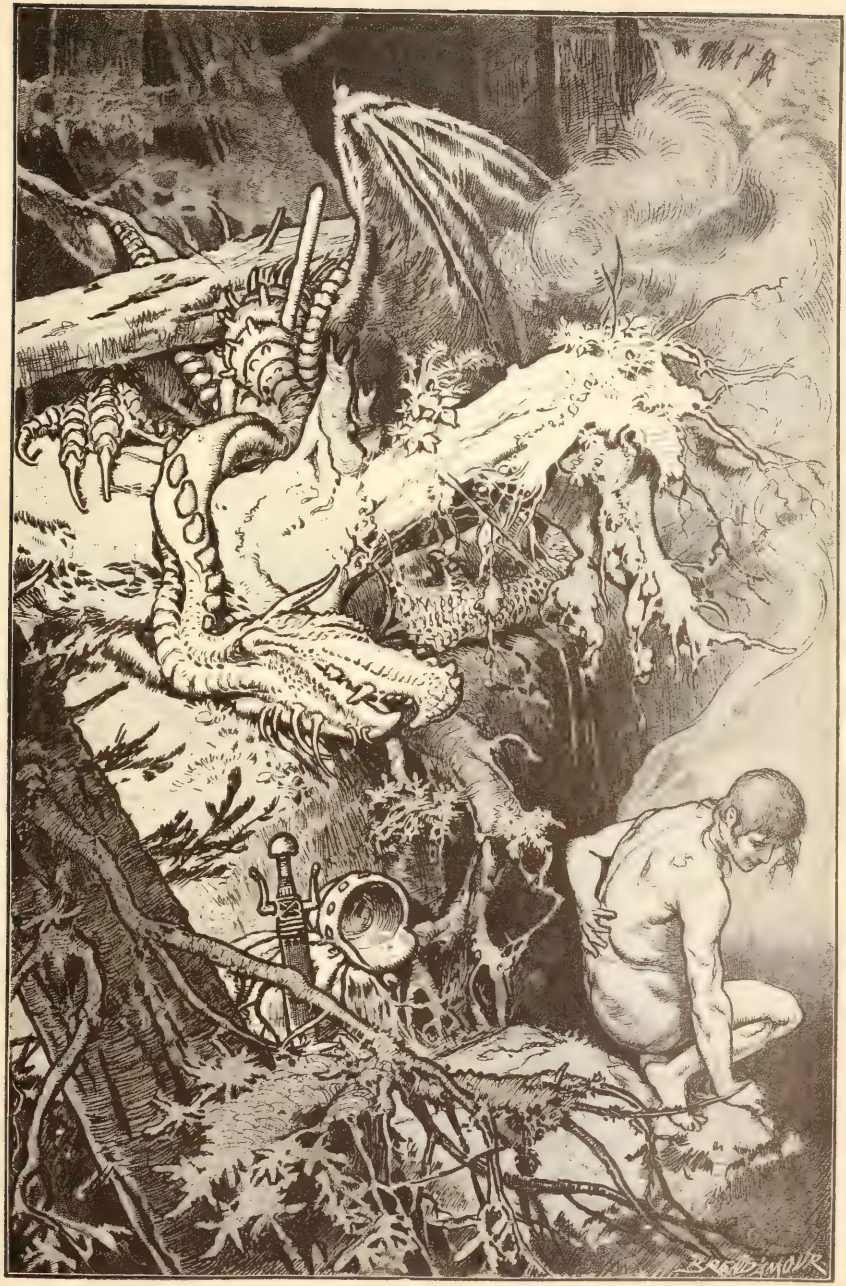
Und er warf seine Kleider ab und badete sich in dem Drachenfett. Da ward sein ganzer Leib hornhart bis auf eine kleine Stelle zwischen den Schultern; dort hinderte ein herabgefallenes Lindenblatt die Verhornung, und das sollte ihm später zum Verderben gereichen. —

Fröhlich zog er nach der kostbaren Verwandlung zu dem Köhler zurück, richtete den Auftrag seines Meisters aus und sprach weiter: „Ich hörte sagen von Mimer und seinen Gesellen, daß in der Tiefe dieses Waldes ein Linddrache hause, der jeden vorüberziehenden Wanderer blutdürstig überfalle — kannst du mir die Wege nach der Höhle des Drachen weisen?"

Der Köhler traute seinen Ohren nicht. Sprachlos starrte er den Jüngling an, und da Siegfried ungeduldig wurde, stotterte ängstlich der Mann: „Die Wege nach der Höhle des Linddrachen soll ich Euch weisen?"

„Das begehre ich von dir, denn ich will den Drachen im Kampfe bestehen," antwortete der kühngemute Wölsung.

„So helfe Euch der große Ase!" sprach der Köhler. „Kein Sterblicher hat je so hohen Mut gehegt, den schrecklichen Lindwurm in seiner eigenen Höhle aufzusuchen!"



Siegfried, sich im Drachenblute badend

„So wäre ich also der kühnste Sterbliche!“ rief Siegfried mit blitzenden Augen und tat mit seinem Schwerte einen so scharfen Lufthieb, daß der Köhler erschrocken zurückfuhr.

Da lachte der Wölsung hell auf und sagte: „So will ich den Lindwurm schlagen! Und bei Odin, meinem hohen Stammvater, der schreckliche Unhold soll meiner Kraft erliegen!“

„Mögen Euch die Götter beschützen!“ sagte der Köhler und wies dem kühngemuten Gaste die Wege in das Nibelungenland, wo in einer Felsenhöhle der Drache hauste. —

Stunde um Stunde wanderte Siegfried waldein, bis er endlich nach vieler Mühsal und Irrung das finstere Waldgebirg erreichte, welches den Namen „Nibelungenland“ führte. Dort wohnte fern von der Sonne, im Innern der Berge, das Nibelungenvolk, das nach der weitverbreiteten Mär unermeßlich reich an edeln Metallen und köstlichem Gestein sein sollte. An der Pforte des Reiches hauste als guter Wächter der Linddrache, den nun Siegfried mit lauter Stimme von seinem Lager aufschreckte. Ein dumpfes Gebrüll scholl aus der Tiefe der Höhle, und langsam ringelte der Wurm sich heraus, schrecklich anzuschauen. Bei diesem Anblick wäre wohl auch der Kühnste mit Entsetzen geflohen — aber nicht so Siegfried, der königliche Heldenjüngling:

„Er blieb nicht stehn von ferne, den Drachen sprang er an,
Ha! was ein grimmes Streiten da Held und Wurm begann!
Die Doppelzunge züngelte, der Rachen hauchte heiß,
Der Schuppenschweif umringelte den Wölsungsohn im Kreis.

Es schritt der Held zu Streichen, die Klinge pfiff und sank,
Der Wurm begann zu keuchen, und Schupp' auf Schuppe sprang.
Es schlug der Jüngling Mal auf Mal den ungefügsten Hieb,
Den je ein Schwert aus gutem Stahl durch Panzerringe trieb.“

In wilder Wut blies der Drache Feuer aus den Nüstern und erhitzte die Luft ringsum dermaßen, daß die Vögel tot niederfielen und Siegfried zu ersticken vermeinte. Doch wich der Held keinen Schritt; mit der Gefahr wuchs ihm der Mut; Flammen sprühten aus seinen Augen, und seine Arme durchdrang die Kraft Asathors, wann der Gott seine Donnerkeile auf die Erde schleudert. Nach langem, schrecklichem Kampfe stieß er dem Ungetüm das Schwert mitten ins Herz; jäh fuhr es empor und stieß ein solches Gebrüll aus, daß zitternd aus den Tiefen Schilbung und Niblung, die Könige des Landes, mit ihren Recken herauskamen, denn sie meinten nicht anders, als daß die Berge zusammenstürzen und sie samt ihrem Volke unter ihren Trümmern begraben würden.

Da sahen sie, wie der Drache hoch in die Luft schoß und dann tot zur Erde niederstürzte, sahen den Heldenjüngling siegreich auf dem Plane stehen,

sahen, wie er dem toten Feinde den Fuß auf den Nacken setzte und die Länge des Wurmes mit den Augen maß, — mit Staunen sahen die Könige das Wunder und sprachen: „Wie gewaltig muß der Jüngling sein, daß er den Drachen bezwang! Ihn laßt uns zum Schiedsrichter berufen, damit endlich unser Streit ein Ende nehme!“

Und da Siegfried herankam, neigten die Nibelungenkönige sich vor ihm und baten ihn, zwischen ihnen das Schiedsrichteramt zu üben und ihre Schätze in zwei gleiche Hälften zu teilen, sie könnten nimmer einig darüber werden, und in ihrem Reiche sei niemand, dem sie gerechte Abwägung zutrauten. Für seine Mühe wollten sie ihm Balmung, das beste der Schwerter auf dem weiten Erdenrund, verleihen.

Siegfried ging den Handel ein, und nun wurden aus den Tiefen der Berge so unermeßliche Schätze herausgeschafft, daß hundert Lastwagen sie fortzuführen nicht imstande gewesen wären. Siegfried staunte; nie hatten seine Augen so großen Reichtum gesehen. Und nachdem er Balmung, das beste der Schwerter, empfangen, teilte er mit gerechtem Maße die Schätze und wollte dann seines Weges weiter wandern. Aber die Nibelungenkönige schalten ihn einen ungerechten Richter, denn beide glaubten sich übervorteilt, und sie riefen ihre Recken zum Kampfe wider ihn herbei.

Da durchzuckte den Drachenbezwinger der alte Wölsungenzorn; mit nerviger Faust schwang er Balmung und erschlug die Könige samt siebenhundert ihrer kühnsten Recken. Schon glaubte er den Streit beendet, als ein neuer Kämpe auf dem Plane erschien, der ihm viel zu schaffen machte: das war der zauberkundige Zwerg Alberich, ein getreuer Freund der Nibelungenkönige. Unter der Nebelkappe verborgen, versetzte er Siegfried scharfe Hiebe. Endlich aber gelang es dem raschen Jünglinge doch, den listigen Knirps zu fassen. Mit seinen starken Händen schüttelte er ihn so grimmig, daß der Kleine kläglich um Frieden bat, dem Sieger die Tarnkappe auslieferte und ihm als Dienstmann unverbrüchliche Treue schwur.

Da besänftigte der zürnende Held seinen Grimm, und er setzte sich die Nibelungenkrone auf das Haupt und ließ sich von Alberich und dem ganzen Volke als König huldigen. Darauf bestellte er den klugen Zwerg zu seinem Kämmerer und überantwortete ihm die Schlüssel zu allen Schatzkammern des Reiches.

Unter dem Geleite einer auserwählten Reckenschar der Nibelungen zog Jung Siegfried von dannen. Vor ihm her ging der Ruf seiner Heldentaten. Sänger verbreiteten seinen Ruhm, und wo immer der kühne Wölsungensproß erschien, da neigten sich vor ihm streitbare Recken, und fürstliche Frauen hoben ihre Kindlein empor, zeigten auf ihn und sprachen: „Schaut hin! der Jüngling mit den sonnigen Augen und den goldglänzenden Haaren — das ist Siegfried, König Siegmunds Sohn von Niederland. Er hat den Linddrachen erschlagen und den unermeßlichen Nibelungenhort gewonnen, — er ist der kühnste und reichste König des Erdkreises.“

Viele Lande befuhr Siegfried mit seinen Recken. Durch die Eisgebirge der nordischen Meere segelten seine Schiffe, unter den Palmen des sonnigens Südens träumte er von künftigen Taten; endlich aber rief die Sehnsucht ihn zurück in die Heimat, und da er mit stolzen Schiffen rheinauf gefahren kam, ward er zu Xanten mit jubelnder Freude empfangen. —

2. Wie Siegfried zu den Burgunden fuhr

Seinem heimgekehrten Sohne zu Ehren veranstaltete König Siegmund ein herrliches Fest am Hofe zu Xanten. Da wurden mit Siegfried vierhundert edle Jünglinge zu Rittern geschlagen, der König und sein Gemahl teilten reiche Gaben unter das Volk aus, in glänzenden Waffen buhurdierten die jungen Recken und zeigten auch im Einzelkampfe ihre Kraft und Tüchtigkeit.

Vor allen strahlte an Schönheit, Stärke und wahrer Ritterlichkeit Siegfried hervor. Auf ihn sahen aller Augen mit gerechter Bewunderung, und überall vernahm man die Worte: „Siegfried, der Drachenbezwinger und Herr des Nibelungenhortes, ist die Blume der Ritterschaft am Niederrhein. Heil dem Lande, in welchem er einst als König gebieten wird!“

Während des Festmahles ließen Sänger ihre Lieder erschallen. Sie priesen kühne Mannestaten und holde Frauengüte, priesen als ruhmreichsten Helden Siegfried, den Drachenbezwinger, und als holdseligste aller Jungfrauen Kriemhild, die Burgundentochter, einzige Schwester des Königs Gunther zu Worms am Rheine.

Da stieg in Siegfrieds Herzen die Sehnsucht auf, die liebliche Kriemhild mit Augen zu schauen, und fände er ihre Schönheit dem Ruhme derselben gleich, so wollte er um ihre Minne mit Leib und Leben werben.

Und da der Jubel des Festes verrauscht war, trat er ein zu seinen Eltern und sprach: „Nun bitte ich um Urlaub, vielliebe Eltern mein, denn ich bin willens, gen Worms zu fahren und um Kriemhildens Liebe zu werben.“

Darob erschrak seine Mutter Siegelind, und auch sein Vater schaute sorgenvoll drein.

„Du redest vermessen, mein Sohn Siegfried,“ sprach der König. „Wie dürftest du doch um Kriemhild, die sicher behütete Burgundentochter, werben?“

„Wer wollte mich des hindern?“ erwiderte aufbrausend Siegfried.

„Das hindern ihre Brüder, die Könige Gunther, Gernot und Giselher, vor allen aber Hagen von Tronje, der gewaltigste aller Recken, die jemals Schwert und Schild geführt haben.“

„Hagen von Tronje,“ sagte Siegfried sinnend. „Ich hörte von seinen Taten singen und sagen und glaube, daß er ein tapferer Degen ist. Vormals war er im Hunnenlande mit Walther von Aquitanien, später haben sich die befreundeten Recken am Wasgensteine feindselig bestritten, — mit

Hagen möchte ich mich messen, denn da ist Ruhm zu gewinnen; ja, ich nehme es auf mit allen Recken an Gunthers Hofe und werde nicht rasten, bis ich die Jungfrau, die ich im Herzen minne, mir zum Gemahl erstritten habe."

Da das seine Eltern hörten, sprachen sie nicht mehr dawider; nur meinte der König, es möchte wohlgetan sein, ein ganzes Heer zu der Fahrt ins Burgundenland auszurüsten.

„Mit nichten!" rief Siegfried dagegen. „Zu zwölfen will ich reiten. Bereitet, herzliebe Mutter, für mich und meine Gefährten köstliches Gewand, damit wir vor den Burgundenfürsten mit Ehren bestehen mögen."

Herrlich ausgerüstet, zog Siegfried mit seinen Genossen aus den Toren der väterlichen Burg, und nach siebentägiger Fahrt gen Süden gelangten sie wohlbehalten nach Worms, der burgundischen Königsstadt am Ufer des Rheines.

Begafft von der Menge ritten sie durch die Stadt, sprengten auf den Burghof und stiegen allda von den Rossen. Sogleich eilten die Knappen herbei, um den stolzen Recken zu dienen, und Troßknechte kamen, um die Rosse in die Ställe zu führen.

Siegfried aber lehnte ihre Dienste ab und sprach: „Die Rosse bleiben gesattelt stehen und bei den Rossen die Recken; es mag leicht geschehen, daß wir alsbald wieder aufsitzen, um von hinnen zu reiten. Weiß mir einer zu melden, wo ich den König Gunther finde? Ich habe mit dem Herrn zu reden."

Indessen hatte man in der Burg die Gäste schon wahrgenommen. Der König, seine Brüder Gernot und Giselher und etliche seiner vornehmsten Recken standen an den Fenstern und betrachteten die stolzen Fremden in den kostbaren Gewändern. Insonderheit erregte Siegfried ihre Bewunderung, und einer fragte den andern: „Wer mag nur der königliche Recke sein? Seinesgleichen haben wir nimmer gesehen an Königshöfen."

Da sprach Herr Ortwin von Metz: „Wäre nur Hagen hier, der kennt gewiß den stolzen Fremdling."

„Man rufe Hagen von Tronje!" gebot der König, und bald trat der berühmte Recke herein, stolz und finster schauend wie damals, als er grimmgemut auf dem Wasgensteine saß und den Kampf mit Walther verweigerte. Er hatte nur ein Auge, aber mit diesem blickte er scharf wie ein Adler. Nachdem er die Fremden eine Weile gemustert, sprach er mit seiner dröhnenden Stimme: „Ich habe die Gäste nimmer gesehen, doch kann ich nicht anders glauben, als daß der herrliche Recke, der da so königlich stolz neben seinem Rosse steht, Siegfried, der Drachenbezwinger, sei. Gleicht er nicht dem lichten Balder an Schönheit und dem gewaltigen Asathor an Heldenkraft?"

Und weiter sprach Hagen: „Es ziemt sich, den kühngemuten Recken mit hohen Ehren zu empfangen. Er ist ein König; so biete denn der König ihm den Willkommengruß!"

„Das soll gern geschehen," erwiderte Gunther und begab sich mit seinen Brüdern und vornehmsten Recken auf den Hof zu den Gästen.

„Bist du Siegfried, der Sohn Siegmunds von Xanten," sprach Gunther zu dem Helden, „so heiße ich dich mit deinen Gefährten an meinem Hofe willkommen."

Darauf verneigte sich Siegfried und antwortete: „Vernommen habe ich, daß zu Worms am Rhein die tapfersten Recken sitzen, — die Wahrheit der Mär zu prüfen, bin ich gekommen, denn wahrlich, mich gelüstet's, zur Mehrung meines Ruhmes mit den ersten burgundischen Helden zu streiten. Das Land gefällt mir wohl und nicht minder die ragenden Burgen und das Volk, drum will ich Leib und Leben dafür wagen. Wohlauf, König Gunther! Zum Kampfe um Krone und Reich fordert dich Siegfried von Niederland. Auch ich bin ein König, so seien denn als Siegespreis unsere Kronen gegeneinander gesetzt; wer unterliegt, ist seines Reiches verlustig, der Sieger erhält Land und Leute des Schwächern." —

Unerhört deuchte so verwegene Rede den Burgunden, und schon griffen Gunthers Recken im Zorn zu den Waffen, um den Übermut des Wölsungs zu strafen, als Gernot abwehrend dazwischen trat und begütigend sprach: „Nicht auf Kampf mit dir, o Siegfried, steht uns der Sinn, und was du forderst, können wir nimmer gewähren; denn unser angestammtes Erbe ist das Burgundenland, und diesen unsern höchsten Schatz wollen wir mit treuen Händen schirmen. So begnüge auch du dich mit deinem Vatererbe und verweile in dem Frieden dieser Burg als unser herzlich willkommener Gast!"

Da rief der ungestüme Ortwin von Metz: „Der Ausgleich behagt mir mit nichten! Den Frieden hat der rauhe Gast uns aufgesagt, so walte denn das Schwert, auf daß er inne werde, wie burgundische Fürsten den Übermut strafen!"

Zornentbrannt fuhr Siegfried den Degen an: „Du vermissest dich zu hoch, Herr Ortwin von Metz! Ein Lehnsmann bist du, vor dir aber steht ein König, der von Königen Antwort heischt!"

Nach Waffen rief da der ungestüme Ortwin; Gernot aber donnerte ihn an: „Zähme deine Streitlust, Truchseß! Siegfried steht in unserm Frieden, und verschmäht er unsere Freundschaft nicht, so mögen wir im Turniere unsere Kräfte mit ihm messen."

Siegfried gedachte an Kriemhild und neigte sich stumm vor Gernot. Da trat auch der freundlich gesinnte Giselher zu ihm und sprach: „Laß dir die Rede meines Bruders gefallen, Siegfried, und kehre als lieber Gast ein in unserer Burg! Alles, was unser ist, sei mit dir geteilt, und wir alle wollen dir in brüderlicher Treue dienen."

„Deine Worte, Herr Giselher," erwiderte Siegfried versöhnt, „erfreuen mein Herz wie Freundesgruß. Ich danke dir, danke auch euch, ihr Könige

Gunther und Gernot, für euren freundlichen Willkommengruß und nehme die Gastfreundschaft eures königlichen Hauses an."

Da wurde Siegfried im Triumph in die Halle geleitet, und er weilte am burgundischen Hofe und ward bald von allen geliebt; denn er war so heiter und mild von Herzen, wie stark und schrecklich im Streite. Nur einer liebte den sonnigen Heldenjüngling nicht, und das war Hagen von Tronje. Wie die finstere Nacht und der sonnenhelle Tag: so standen Hagen und Siegfried einander gegenüber. Der eine glich dem blinden Hödur, dem Gott des Winters, der Finsternis, der andere dem lichten Balder, dem lachenden Frühlingsgott, dem in Lust und Liebe alle Herzen zujauchzen.

Ein volles Jahr verweilte Siegfried an dem gastfreien Hofe zu Worms; doch die Jungfrau, nach der sein Herz sich sehnte, sah er nimmer; auch ahnte er nicht, daß die schöne Kriemhild ihn oft verstohlen beobachtete, wenn er mit den burgundischen Recken auf dem Hofe stritt und alle, selbst den grimmen Hagen, in den ritterlichen Kämpfen besiegte.

„Wie stark er ist!" staunte sie dann, „und wie mild und heiter er mit Giselher umgeht, der gewaltige Siegfried! Gewiß, er ist der kühnste und herrlichste aller Recken!"

3. Heerfahrt wider die Sachsen

Die träge Rast behagte dem feuerblütigen Drachenbezwinger nicht lange. Er sehnte sich nach Kampf und Krieg mit wehrhaften Feinden, und wie hellschmetternde Trompetenmusik klang die Kunde in sein Ohr: „Lüdeger und Lüdegast, die mächtigen Könige von Sachsen und Dänemark, ziehen mit Heeresmacht wider die burgundischen Marken." Und da Siegfried sah, wie König Gunther in Sorgen einherging, sprach er zu ihm: „Was blickst du so trübe, Burgundenkönig? Hellauf jauchzen möchte ich, daß es endlich zum Streite kommt. Sorge nicht! denn wie groß auch die Kraft deiner Feinde sein möge — gib mir tausend Recken, und ich schlage sie, daß ihrer nicht zwei bei einander bleiben."

Da wich die Sorge aus König Gunthers Angesicht, wie Wolkenschatten vor der Sonne entfliehen, und er ergriff Siegfrieds Hand und sprach: „Des Wortes habe Dank, mein teurer Gast! Alle meine Recken sollen mit dir ziehen: Gernot, mein Bruder, Hagen und Dankwart, die Tronjer, Ortwin und Sindold, Gerwart, Rumold und Hunold und tausend andere, deren Waffenkunst im Männerkampfe erprobt ist."

„Einen hast du vergessen, den ich nicht missen mag, denn er ist neben Hagen der stärkste deiner Helden," sagte Siegfried.

„Ha! mein Volker! der ritterliche Fiedler von Alzey!" rief König Gunther.

„Das ist der Mann," versetzte Siegfried. „Er soll unsere Fahne tragen, so wird sie uns nimmer von den Feinden entrissen; denn wie ein Turm in

schäumenden Meereswogen, so fest steht Volker im tosenden Wettersturme der Schlacht."

Und König Gunther ließ seine Recken und Mannen zu Hofe entbieten und sich rüsten zur Heerfahrt wider die drohenden Feinde.

Hei! wie scholl da lustiger Waffenklang auf dem Blachfelde vor Worms! Bald standen Recken und Rosse kriegsbereit; Volker entfaltete die burgundische Fahne, und unter Hagens, des Scharmeisters, Führung brach das Heer auf und zog gen Morgen, wo an den Marken des Landes der feindliche Einfall drohte.

Als man die Helme der Feinde im Sonnenscheine blitzen sah, gebot Hagen Halt und ließ die Lagerzelte errichten. Bei einbrechender Dämmerung schwang Siegfried sich auf Rossesrücken und ritt auf Kundschaft aus. Und siehe: ein Reiter in prächtiger Rüstung kam ihm entgegen. Da spornte Siegfried sein Roß und fuhr wie der Blitz über den feindlichen Späher. Das war ein kühner Mann, der sich heldenmütig zu wehren wußte. Aber Balmung, das treffliche Nibelungenschwert, schlug scharfe Hiebe; Schild und Brünne des Feindes splitterten, und durch die Panzerringe quoll rotes Blut hervor.

„Gib mir Frieden, ich bin dein Gefangener!" rief der wunde Mann, und Siegfried schonte sein Leben und entwaffnete ihn.

„Du hast wahrlich einen reichen Fang gemacht, Herr Siegfried von Niederland," sprach der Wehrlose, „denn ich bin Lüdegast, der Dänenkönig, nun wehe meinem Volke!"

Solcher Kunde freute sich Siegfried und wollte den gefangenen König ins Lager führen; aber dreißig Gewappnete sprengten ihm in den Weg und überfielen ihn mit Speeren und scharfen Schwertern. Da entbrannte ein heißer Kampf. Gegen den ganzen Trupp stritt der eine Mann, aber dieser eine hatte den schrecklichen Drachen bezwungen, und so erschlug er auch die feindliche Reckenschar bis auf einen, der die Flucht ergriff und dem schwarzen Verhängnis glücklich entrann.

Wie jauchzten die Burgunden, als Siegfried mit dem gefangenen Könige im Lager erschien!

Und er meldete dem Scharmeister: „Vierfach überlegen ist uns die feindliche Streitmacht an Zahl, nicht aber an wahrem Heldenmut. Ihrer dreißig habe ich überwunden, und so schlagen wir morgen das ganze Heer."

In der Frühe des andern Tages brachen die Burgunden zum Streite auf. Herrlich wehte, von dem starken Fiedler getragen, die Fahne im Morgenwinde; die mutigen Rosse wieherten; es blitzten im Sonnenschimmer die prächtigen Waffen der Recken, — so rückten sie voll hohen Mutes dem Feinde entgegen.

Der Anprall der Reiterscharen war so gewaltig, daß die Erde bebte und viele Rosse und Reiter jählings in den Sand stürzten. Hageldicht fielen die Streiche der Recken; Feuer sprühte aus Helmen und Brünnen;

dreimal brach Siegfried, alles vor sich her niederhauend, eine breite Bahn durch das feindliche Heer. Seinem Beispiel folgten die kühnen burgundischen Recken, vor allen Hagen und König Gernot. Furcht und Schrecken ergriff die Feinde; sie wichen zurück, sie flohen, wurden aber von Lüdeger mit Gewalt in den Kampf zurückgetrieben, und gleich sturmgepeitschten Meereswogen toste auf und nieder die Schlacht, bis endlich Siegfried auf den Sachsenkönig stieß. Nach kurzem Kampfe war Lüdeger überwunden und stand wehrlos in Siegfrieds Gewalt. Des tapfern Führers beraub., dachten die Mannen nur noch auf Rettung des eigenen Lebens. Viele wurden gefangen, die meisten entflohen, das Kampfgetümmel hatte ein Ende.

Mit triumphierenden Bannern zogen die siegreichen Burgunden mit ihren Geiseln zurück an den Rhein. Dem Heere voraus eilten schnelle Boten, um dem Könige und seinem Volke rasch die freudige Mär zu verkünden. Da war Jubel im burgundischen Lande. König Gunther gab Befehl, Burg und Stadt prächtig zu schmücken, damit den heimkehrenden Siegern würdiger Empfang werde. Auch zu den königlichen Frauen trat der Bote, und pochenden Herzens forschte Kriemhild nach den Taten der Tapfern.

Und da sie vernahm, wie Siegfried es allen andern an Heldenmut zuvorgetan, ward sie vor Freude blaß und rot, so lieb war ihr die Botschaft, so lieb der Held von Niederland. Und sie reichte dem Boten ein schönes Gewand und harrte voll freudiger Ungeduld der heimkehrenden Recken. —

Pfingsten war's, da von Türmen und Zelten zu Worms die bunten Flaggen wehten. Da gab's ein fröhliches Drängen in der Stadt und auf dem festlich hergerichteten Plane zur Seite der Burg; denn König Gunther veranstaltete seinem siegreichen Heere und dem jubelnden Volke ein glänzendes Fest. Da trabten auf allen Wegen frohbewegte Scharen herbei. Jeder, auch der Geringste, war willkommen am Königshofe. Und was gab's da nicht alles zu schmausen und zu schauen in der prächtigen Fürstenstadt! Zu ritterlichen Spielen ordneten sich die kühngemuten Recken und ritten in prunkvollen Waffengewändern den herzerfreuenden Buhurd; Spielleute ließen ihre Weisen erschallen; vor den Zelten tanzten buntgekleidete Landleute; Taschenspieler zeigten ihre haarsträubenden Künste; reichlich floß der Wein aus den Fässern des Königs, alle jauchzten und waren guter Dinge, nur nicht Ortwin von Metz, der königliche Truchseß. Ihm verdüsterte der Schatten eines heimlichen Verdrusses das blühende Angesicht, und da der König ihn darum befragte, erhielt er als Antwort die sonderbare Frage: „Was ist ein Frühlingstag ohne Sonnenschein und die mildeste Nacht ohne den strahlenden Mond?"

„Laß heute den Bilderschmuck der Rede," erwiderte Gunther, „und melde mir in klaren Worten, worüber du sorgest."

„Nun wohl," antwortete Ortwin, „ich vermisse die königlichen Frauen beim Feste, und das trübt mir den Mut. Wenn Helden siegreich aus blu-

tigem Männerstreite heimkehren, so ist holdes Frauenlächeln der süßeste Lohn ihrer Taten, — warum versagt mein Gebieter den Siegern im Sachsenkriege diese Gunst?"

„Habe Dank für die Mahnung, mein wackerer Ortwin!" versetzte Gunther, „sogleich will ich meiner Mutter Botschaft senden, damit sie mit Kriemhild beim Feste erscheine."

Darauf neigte Ortwin sich vor dem Könige, und heiter lächelnd mischte er sich unter die jubelnde Menge.

Und wie aus dunkeln Wolken das Morgenrot leuchtend hervorbricht, so trat mit ihrer Mutter Ute, strahlend in Schönheit und Jugend, Kriemhild aus dem Tore der Burg. Wohl gaben die Edelsteine ihrer Prachtgewänder lieblichen Schein, weit herrlicher aber strahlte doch ihrer Augen Glanz in dem lichten Maienrot ihres holdseligen Angesichts.

Wie drängten sich die Recken herbei, um die königliche Jungfrau zu schauen! Und wahrlich: der Anblick erfreute Heldenherzen! Wie der Mond an Pracht und Glanz alle Gestirne des Himmels überstrahlt: so Kriemhild in ihrer Schönheit alle Jungfrauen des Hofes.

In ihrem Anschauen versunken, stand Siegfried wie träumend vor einem Zelte. Ein Götterbild wähnte er zu schauen, und seine Lippen murmelten: „Ist die minnigliche Freya von Volkwang zur Erde herabgestiegen, um durch ihre göttliche Gegenwart dies Fest zu verherrlichen? Ich liebe die königliche Maid, und wird sie nicht mein eigen, so läge ich besser im Sachsenlande erschlagen."

Indes trat Gernot zum Könige Gunther und sprach: „Mein Bruder, sieh! dort steht in Sinnen versunken Held Siegfried. Ihm haben wir vor allen den siegreichen Ausgang des Kampfes zu danken. Seine Augen ruhen auf Kriemhild, so laß denn unsere Schwester hingehen und den Recken nach deutscher Sitte mit Wort und Kuß begrüßen."

„Wohl gesprochen, Bruder Gernot!" erwiderte Gunther. „Held Siegfried soll während des Festes der Ritter unserer Schwester sein."

Schüchternen Schrittes trat Kriemhild dem geliebten Helden entgegen. Vor Scham und herzinniger Lust mochte sie ihre Augen nicht zu ihm erheben. Rosenschimmer und Lilienschnee wechselten auf ihrem holdseligen Antlitz. Zitternd reichte sie ihm die Hand, bot ihm schüchtern die Lippen zum Kusse und sprach mit bebender Stimme: „Seid willkommen, Herr Siegfried von Niederland!"

Nun erhob sie die Augen, und sie schauten einander an. — „Mein Ritter sollt Ihr sein in währender Festzeit," stammelte sie. —

Wer mochte glücklicher sein als Siegfried! Strahlenden Angesichts führte er die Jungfrau durch die Menge — hei! wie beneideten alle Recken ihn um sein hohes Glück! Jeder wünschte sich an seinen Platz; Kriemhild aber hätte wohl keinen andern an ihrer Seite sehen mögen, das bezeugte das glückselige Lächeln ihres Antlitzes und ihrer Augen wonnevolles Glänzen.

An den zwölf Tagen des Festes sah man Siegfried stets an der Seite der königlichen Maid, und beide wünschten wohl in ihrem Herzen, daß die sonnige Festzeit nimmer ein Ende nehmen möchte.

Doch wie bald waren die schönen Tage des Glückes dahin! Kriemhild verabschiedete sich von ihrem hohen Ritter und kehrte wieder in die Einsamkeit ihrer Frauenwohnung zurück. Mit den andern Recken rüstete auch Siegfried zur Abfahrt. Gesattelt standen seine Rosse, und er ging zu den Königen, um Abschied zu nehmen. Aber Jung Giselher, der liebste Bruder Kriemhildens, bat ihn mit herzlichen Worten, zu bleiben, und sprach: „Wie darfst du nur von hinnen reiten, ohne meine Schwester um Erlaubnis zu fragen? Ich glaube, das Mägdlein trägt Minne für dich im Sinne."

Ha! mit welcher Lust hörte das Siegfried!

„Sattelt ab!" rief er seinen Mannen zu. „Führet die Rosse in den Marstall! Wir bleiben!"

Darob lächelte Jung Giselher. —

4. Wie Brunhild Gunthers Gemahlin wird

Es kam gen Worms die Mär von der schönen, hünenstarken Brunhild, die auf Isenland im hohen Norden als Königin herrschte. Eine Heldenjungfrau war Brunhild, derengleichen nimmer gewandelt über die Menschenerde. Sie besiegte die stärksten Männer im Speerwurf, Weitsprung und Steinschleudern und war nimmer gewillt, eines Mannes Weib zu werden, es sei denn, daß ein gewaltiger Held in den drei Kraftspielen sie überwinde. Ein solcher aber, meinte sie, wandele nicht unter der Sonne; selbst Siegfried, der Drachentöter, von dessen Stärke sie Wunderdinge gehört, würde mit nichten imstande sein, sie zu besiegen. — Fahrende Sänger brachten den Ruhm der Schönheit und Stärke Brunhilds auch nach Worms, und da König Gunther davon hörte, erwachte in seinem Herzen das Verlangen, gen Isenland zu fahren und mit der hünischen Jungfrau die Kampfspiele zu wagen.

„Das muß ich widerraten," sagte Siegfried, als der König seinen Wunsch äußerte. „Es könnte gar leicht geschehen, daß du Leib und Leben auf Isenland verlörest."

„Es sei drum!" erwiderte entschlossen der König. „Leib und Leben wage ich um den Besitz der herrlichen Jungfrau."

Da sprach Hagen von Tronje: „Herr, dein Wille geschehe! Nur möge der starke Siegfried uns auf der Brautfahrt begleiten."

Siegfried versetzte: „Gibt mir König Gunther seine Schwester Kriemhild zum Weibe, so will ich ihm gern helfen, die männerhöhnende Brunhild zu bezwingen."

„Das gelobe ich dir in Königstreue," rief Gunther freudig und reichte Siegfried zum Bunde die Rechte.

Ohne Verzug wurden nun auf Gunthers Gebot die Zurüstungen zur Fahrt in Angriff genommen. Kriemhild mit ihren Frauen schuf für die Helden reiche Gewänder und goldgestickte Decken für die Rosse. Ein gutes Schiff ward segelfertig gemacht und mit Wein und Speisevorrat reichlich versehen. Und die Helden beurlaubten sich bei den königlichen Frauen und begaben sich in Begleitung der Ritter des Hofes an den Hafen. Dort lag das prächtige Fahrzeug vor Anker. Mächtig, wie die Fittiche des Adlers, wehte vom Gipfel des Hauptmastes die königliche Flagge, und unter ihr flatterten lustig bunte Wimpel und Fähnchen.

Von den Troßknechten wurden die Rosse auf das Schiff geleitet; ihnen folgten die Könige Gunther und Siegfried und Ritter Hagen mit seinem Bruder Dankwart, nur diese vier Recken, so hatte Siegfried es dem Könige geraten.

Die Anker wurden gelichtet, und unter den Heilrufen der höfischen Reckenschar fuhr das Schiff im hellen Morgensonnenglanze stolz den Strom hinunter. —

Am Morgen des zwölften Tages der Fahrt erblickten die Recken mitten im weiten Meere eine hochragende, vielgetürmte Burg.

„Das ist Brunhilds Feste!" rief Siegfried, und bald tauchte denn auch vor ihren Augen eine weite, grüne Insel aus dem Meere auf.

Sie lenkten das Fahrzeug in den Hafen und warfen die Anker. Da erblickten sie in den Fenstern der Burg viele Jungfrauen, die mit neugierigen Augen ihrem Treiben zuschauten. Auch Brunhild befand sich unter ihnen, und so schön und stolz war ihre Erscheinung, daß König Gunther sie auf den ersten Blick in der Schar herausfand. Sie trug ein schneeweißes Kleid, hatte rabenschwarze Locken und große, dunkle Augen, die wie die Augen des königlichen Adlers scharf und heldenkühn ausschauten.

In hoher Bewunderung rief König Gunther: „O seht die herrliche Jungfrau! Sollte man nicht glauben, Odins schönste Walküre zeige sich in Brunhild den Augen der Menschen?"

Selbst der finstere Hagen starrte sie in sprachlosem Staunen an und rief endlich bewundernd aus: „Fürwahr, die Jungfrau ist des schwersten Kampfes wert! Wo fände man ein Mädchenhaupt, so würdig, eine Krone zu tragen, wie jenes königlich stolze im Schmucke der nachtschwarzen Locken?"

Wie nun die Recken zu Rosse stiegen und langsam und sorglos zur Burg herangeritten kamen, betrachtete Brunhild sie mit forschenden Blicken. Und sie nickte beifällig mit dem stolzen Haupte und sprach zu ihrer Umgebung: „Es scheinen vornehme Gäste, die da kommen zu meinem Hofe. Reicher gekleidet sah ich Recken nimmer, und nur Könige sitzen so stolz zu Rosse. Der hehrste von ihnen ist gewiß der Held mit den hellstrahlenden Augen und den goldig schimmernden Haaren; er ist wohl ein hoher Fürst und der

Gebieter des kleinen Trosses, — weiß einer meiner Recken Kunde von ihm zu geben?"

Da antwortete ein vielerfahrener Ritter: „Es kann kein anderer sein, als der starke Siegfried von Niederland, der den Lindwurm schlug und den Nibelungenhort gewann. Wie die Edeltanne über die Dornen: so hebt er sich herrlich über andere Helden, und wie der stolze Hirsch alles Wild des Waldes an Schnelle übertrifft, so Siegfried alle Recken an Kraft und unerschütterlichem Heldenmute. Das ist der Mann mit dem furchtlosen Herzen; nie ritt ein stolzerer Gast durch die Tore dieser Burg."

Da warf Brunhild in hünischem Trotze das Haupt empor und rief: „Und ist der starke Siegfried gekommen, mit mir zu kämpfen, so soll es wahrlich sein Tod sein, wie gewaltig er immer sein mag! Bringt mir Streitgewand und Waffen, sogleich mag der Kampf entschieden werden!"

Und mit Eisenhelm und lichtem Panzer kleidete sich Brunhild und trat im Geleite von siebenhundert tapfern Recken zu den Gästen auf den Plan. Und sie wandte sich an Siegfried und sprach: „Willkommen, Herr Siegfried, auf Isenland! Mich freut's, den kühnen Drachenbezwinger von Angesicht zu schauen. Und nun sagt mir: Was hat Euch hergeführt über das weite Meer?"

„Habt Dank für Euren Willkommengruß, edle Brunhild!" erwiderte Siegfried. „Doch nicht mir gebührt die Ehre des ersten Grußes, sondern diesem hohen Herrn. Es ist König Gunther von Burgundenland, mein Lehnsherr, gekommen, mit seiner Heldenkraft um Eure Minne zu streiten."

„Wie?" entgegnete Brunhild hoch erstaunt, „der große Siegfried wäre ein Lehnsmann? Schier unglaublich klingt mir die Mär; vermeinte ich doch, der ruhmvolle Drachenbezwinger sei der mächtigste Herrscher des Festlandes. Doch sei es denn! Und will König Gunther den Kampf mit mir wagen, so mag er sich nur zur Helfahrt rüsten, denn so stolz er dasteht — ihn hat der Tod zur Beute erkoren. Auf, meine Recken! Nun bringt mir die Waffen und schließet den Bann!"

Da trugen vier Männer den Schild, drei andere den Speer und zwölf einen ungeheuren Feldstein herbei, — das waren Brunhilds Waffen im Kampfspiele; mit ihnen mußte auch der Gegner kämpfen. Ob solchem Anblick sank schier dem tapfern Hagen der Mut.

Während der Zurüstungen zum Wettkampfe eilte Siegfried unvermerkt zu Schiffe, setzte die Tarnkappe aufs Haupt und stahl sich, vor aller Augen verborgen, durch die Reckenschar an König Gunthers Seite. Und er berührte den erschreckenden König mit der Hand und flüsterte ihm zu: „Nur getrost, König Gunther! Ich bin dir nahe und streite für dich. Der Sieg ist unser."

Brunhild winkte mit der Hand, und ihre Recken schlossen einen Kreis um den weiten Plan. Und sie streifte die Ärmel ihres Gewandes empor, faßte den gewaltigen Speer, wog ihn in der Rechten und zielte auf den

Gegner. Plötzlich durchschnitt die Waffe mit hellsausendem Tone die Luft und traf Gunthers Schild mit solcher Wucht, daß er wie Bast zersplitterte und beide, Gunther und der unsichtbare Siegfried, obschon unverwundet, von der Gewalt des Stoßes strauchelten. Das Blut brach Siegfried aus dem Munde, aber er achtete es nicht, riß den König empor, hob durch seine Hand Brunhilds Speer vom Boden auf und schleuderte ihn so kraftvoll, daß die Jungfrau von dem Anprall erbleichenden Angesichts in die Kniee sank.

Wie der Blitz aber raffte sie sich auf, schüttelte die Rabenlocken in den Nacken, daß sie wie gleißende Schlangen auf der silberblinkenden Brünne tanzten, und mit zornfunkelnden Augen rief sie: „Ha, König Gunther! den Wurf sollst du büßen!"

Und sie hob den ungeheuren Feldstein vom Boden auf, spielte mit ihm wie mit einem Balle, schleuderte ihn wohl zwölf Klaftern weit und flog im Sprunge gleich einem Vogel hinterdrein, überholte den sausenden Stein, schwebte leichtfüßig zu Boden und blickte mit triumphierendem Lächeln über die Achsel nach dem Könige Gunther zurück.

Lauter Beifall erscholl aus dem Ringe; alle wähnten Gunther verloren, nur nicht Siegfried. Vermöge seiner Kraft hob der König den Feldstein empor, schleuderte ihn weit über das Ziel hinaus und sprang mit unerhörter Spannkraft über ihn hinweg. Wie versteinert stand Brunhild. Ihr Antlitz war todbleich; ein Zittern durchlief ihre heldenstarken Glieder; Todesschweigen herrschte im Kreise der Recken.

„Du hast gesiegt, o König Gunther!" rief sie mit hohler Stimme, indem sie sich jäh aufrichtete und Purpurröte in ihr Angesicht schoß. „Ich werde nun dein Weib. Auf! meine Recken! Kommt herzu und huldiget dem gewaltigen Burgundenkönige als eurem Herrn und Gebieter!"

Willig gehorchten die Mannen und schwuren dem Könige Gunther den Eid der Treue. Indes stahl Siegfried sich durch den Ring, eilte zu Schiffe und entledigte sich der Tarnkappe. Wie von ungefähr kam er wieder heran, und als er sah, wie die Recken dem Könige Gunther huldigten, tat er erstaunt und rief: „Welch ein frohes Beginnen schauen meine Augen! Heil dem siegreichen Burgundenkönige! Heil der edeln Brunhild, die nun zu Worms am Rheine als Königin gebieten wird!"

Finster blickte die hünische Jungfrau drein. Ihr Stolz bäumte sich wider den Willen des Schicksals, wie ein junges, edles Roß gegen die Obmacht des Reiters. Von einem Tage zum andern verzögerte sie die Abfahrt, und erst, als auf Siegfrieds Botschaft tausend Nibelungenrecken auf Isenland erschienen, fügte sie sich grollend ihrem unabwendbaren Lose und rüstete mit ihren Frauen und Mägdlein zur Fahrt an den Rhein. —

Während die Schiffe langsam rheinauf segelten, sprengte Siegfried mit zwanzig seiner Nibelungenrecken voraus, die Ankunft des königlichen Paares in Worms zu melden. Mit welcher Freude wurde am Königshofe die gute Mär vernommen! Und Kriemhild sagte zu dem heimlich Geliebten: „Wie

gern reichte ich Euch, vieledler Siegfried, aus meinem Schatze den Botenlohn, wenn ich es wagen dürfte, einem so reichen Könige Goldesgabe zu bieten."

Darauf antwortete Siegfried: „Und wären dreißig Länder mein eigen, aus Eurer Hand, holdselige Kriemhild, würde ich dennoch den Botenlohn mit Freuden annehmen."

Da eilte sie fort, wählte aus ihrem Schmuckschreine vierundzwanzig köstliche Ringe und reichte sie dem hohen Herrn.

Lächelnd nahm Siegfried die Gabe entgegen, und vor den Augen des Königskindes verteilte er die Ringe sogleich an die Jungfrauen ihres Gefolges.

„Die stolze Brunhild — wie wird sie in ihrer Schönheit mich tief in den Schatten stellen!" dachte Kriemhild im stillen und sah nicht ohne Bangen der Ankunft der königlichen Schwester entgegen.

In Eile wurden Burg und Stadt herrlich geschmückt. Herr Ortwin von Metz lächelte zufrieden und sprach zu den Königen Gernot und Giselher: „Nun mögen sie immer kommen! Ich hoffe, die stolzen Augen der nordischen Fürstin sollen mit Wohlgefallen mein Werk anschauen."

Scharfäugige Wächter spähten von den Türmen den Strom hinunter, und bald verkündete Horngeschmetter das Herannahen der Schiffe. Alsbald setzten sich die königlichen Frauen mit den Rittern zu Pferde und sprengten an den Hafen. Es war ein prächtiger Aufzug, wohl würdig, einem königlichen Brautpaare den Willkommengruß zu bieten. Bunte Teppiche waren über den Boden gespreitet, und darauf standen goldene Schemel, die den Frauen beim Absteigen von den Rossen dienen sollten. Die Sonne spiegelte sich auf den blanken Rüstungen der Recken, dem Schmuck der Königinnen und dem vergoldeten Zaumzeug der Rosse.

Und siehe! da tauchten über dem schimmernden Wasserspiegel des Rheines die bunten Wimpel und Flaggen der Schiffe auf. Langsam schwebten sie heran, wie an blauen Sommertagen rosige Wölkchen träumerisch durch die Bläue des Himmels fahren. Bald erblickte man am Hauptmast des vorderen Schiffes zwei hohe Gestalten, deren Diademe im Sonnenschimmer wie Feuerflammen leuchteten. Bei diesem Anblick ging eine Bewegung durch die harrende Menge, wie wenn ein Windstoß durch die Wipfel des Waldes fährt.

Und da die Schiffe in den Hafen einfuhren, erschütterte jauchzendes Freudengeschrei gleich der Stimme des Donners die sonnigen Lüfte. Herr Ortwin erteilte seine Befehle; kostbare Teppiche wurden bis zum Schiffe hin ausgespreitet, und so beschritten Gunther und Brunhild den heimischen Strand.

Gernot und Giselher, die Königin Ute und Kriemhild gingen dem hohen Paare entgegen und boten den beiden mit Kuß und Umarmung den Willkommengruß.

Sogleich erklang den Königen zur Lust das Freudenspiel der Waffen. Burgundenrecken ritten mit Nibelungen und Isländern den Buhurd. Von Waffengetöse erscholl die Luft, und mit dem Wiehern der Rosse mischte sich das Lustgeschrei der zuschauenden Menge.

Derweil hatte im Königspalaste Rumold, der Küchenmeister, das köstliche Mahl bereitet. Mit ihren Gästen schritt die Königin Ute in die festlich geschmückte Speisehalle. Ehe man aber zur Tafel ging, trat Siegfried zum Könige und sprach: „Gedenke unsers Bundes, o Gunther! Als deine Braut steht nun Brunhild im burgundischen Königspalast — so löse nun dein Wort und verlobe mir deine Schwester Kriemhild!"

„Das soll zur Stunde geschehen," erwiderte Gunther frohgemut. Und er beschied die schöne Kriemhild vor sein Angesicht, versammelte um sich seine Mutter Ute und seine Brüder Gernot und Giselher, nebst Brunhild und Siegfried, befahl den Recken, den Ring zu schließen, hieß Kriemhild, sich an Siegfrieds Seite stellen, erhob seine Stimme und sprach: „Nach glücklicher Heimkehr von gefahrvoller Fahrt im nordischen Meer lächelt uns nun am Rheine die Sonne zwiefachen Glückes. Ein doppeltes Hochzeitsfest wollen wir feiern. Ihr seht das zweite Paar mit glückstrahlenden Augen im Ringe stehen: Siegfried, der König von Niederland und Herr des Nibelungenreiches, minnet Kriemhild, die Burgundentochter — so sei denn dem Fürsten das Mägdlein feierlich verlobt! Reicht euch die Hände und schließt mit dem Brautkuß den Bund!"

Da erbebten Saal und Halle vom Heilrufen der Recken. Auf allen Gesichtern strahlte die Freude, nur nicht auf Brunhilds Antlitz. Ihr stolzer Sinn konnte es nicht fassen, wie der König seine Schwester einem Lehnsmanne verloben mochte. Schier unerhört war solcher Brauch, und die hochgemute Brunhild war davon so betroffen, daß sie weder Speise noch Trank berühren mochte. Düster blickte sie vor sich hin, und auf die Frage Gunthers, warum sie nicht heiter schaue, antwortete sie: „Wie mag ich heiter sein, da ich sehe, wie man hier das Gesetz der guten Sitte so schmählich verletzt!"

„Wer hätte das getan?" fuhr der König auf.

„Du selbst, o Gunther. Seit wann ist es in deutschen Landen Brauch, daß ein König seine Schwester einem Dienstmanne verlobt?"

Da flog ein Schatten über Gunthers Angesicht, und mit unsicherer Stimme antwortete er: „Wohl ist Siegfried mein Lehnsmann, doch kein höriger Ritter, sondern ein freigeborener König wie ich."

„Ein freigeborener König und doch ein Lehnsmann?" fragte Brunhild spöttisch.

„Du erfährst es später genauer," versetzte Gunther.

Brunhild schwieg, aber der Same schlimmen Argwohns war in ihre Seele gefallen. „Man verheimlicht mir etwas, hintergeht mich hier," sprach sie bei sich und versank in düsteres Grübeln über das Geheimnis, mit welchem, wie sie dunkel ahnte, auch ihr Schicksal verwoben war. „Zwar

bin ich dem Könige Gunther als Braut ins Burgundenland gefolgt, aber seine Gemahlin will ich nicht werden, es sei denn, daß ich's muß," sprach sie weiter in ihrem Herzen, und gegen alle Bitten, Drohungen und Kämpfe des Königs wußte sie ihren Willen durchzusetzen. So lange trotzte sie dem königlichen Gemahl, bis an Gunthers Statt der starke Siegfried sie zum zweitenmal bezwang und ihr, ohne daß sie es merkte, in dem Kampfe Gürtel und Ring entwendete. Da war ihr hünischer Übermut gebrochen, und weil sie glaubte, Gunther habe sie mit seiner Kraft besiegt, so war sie ihm fortan ein gehorsames Weib. —

Glücklicher, als Gunther und Brunhild, waren Siegfried und Kriemhild. Sie waren die Fröhlichsten unter den Fröhlichen beim Feste. Nicht ohne Neid sah solches die stolze Brunhild. Viel königlicher als Gunther erschien ihr Siegfried, und nicht wie ein Lehnsmann stellte er sich zum Könige, sondern als ein wahrer Herrscher, dem sich willig aller Nacken, selbst die der burgundischen Könige, beugten. „Sein Weib zu sein, welch eine Lust! welch ein Glück!" sprach oft ihr unbefriedigtes Herz; dagegen aber empörte sich ihr Stolz, und wegwerfend murmelte sie: „Pah! er ist doch nur der Dienstmann meines Herrn und Gemahls!"

Allgemach verhallte der Festjubel, und zur Abfahrt rüsteten die Recken. Auch Siegfried gedachte heimzufahren, hatte er doch nun den Schatz, um deswillen er gen Worms gezogen, glücklich gewonnen: die liebliche Burgundentochter war sein holdes Weib.

Und er verabschiedete sich mit Kriemhild von Mutter Ute und ihren Söhnen; Jung Giselher aber sprach: „Nicht also, mein geliebter Schwager; wir geleiten euch bis an die Landesgrenze."

„Und neben den zweiunddreißig Edelfräulein ihrer Wahl möge meine Schwester sich einen Recken mit fünfhundert Mann zur Gefolgschaft wählen," sprach König Gunther huldvoll.

„So sei es denn mein Oheim Hagen von Tronje," erwiderte Kriemhild.

„Die Tronjer," versetzte Hagen trotzigen Sinnes, „dienen nur den ihnen verwandten Burgundenkönigen, sonst keinem in der Welt."

So trotzige Abweisung schuf der edlen Kriemhild herben Verdruß, Siegfried aber wußte es in einen Scherz zu wenden und sprach: „Es sind die burgundischen Reben, die Hagens Herz in Worms gefangen halten. Allvater segne seinen Durst!"

Darob lachten die Recken, auch Kriemhild schaute wieder heiter, und sie wählte den Markgrafen Eckewart mit seinen Mannen zu ihrem Ehrengefolge.

Mit großem Gepränge fuhren sie durch das blühende Burgundenland. An der Landesgrenze wurde Rast gehalten, und bei Becherklang und Saitenspiel ergötzten sich noch einmal miteinander die Freunde. Darauf wendeten die Burgunden ihre Rosse und trabten gen Süden, Siegfried aber mit seinen Gefährten zog mit den Wellen des Rheines nach Norden.

Dem Zuge voraus ritten schnelle Boten, um dem Könige Siegmund die Ankunft der Gäste zu melden.

Mit welcher Freude wurde das königliche Paar zu Xanten empfangen! Kriemhildens Schönheit ward von allen bewundert, und Siegfried gewann sich im Fluge aller Herzen. Und er ward König an seines Vaters Statt und herrschte mit so großer Weisheit und Milde, daß sein Ruhm bis in die fernsten Lande erscholl. Ein Söhnlein schenkte ihm Kriemhild, das nannte er Gunther, und wenn er sah, wie sein Vater Siegmund den lachenden Knaben auf den Knieen schaukelte und die Frauen dem Spiele heiter zuschauten, so vermeinte er der glücklichste Mann auf dem weiten Erdenrund zu sein.

5. Besuch in Worms; Zank der Königinnen

Viele Jahre strahlte die Sonne des Glücks und Friedens über Siegfrieds Burg. Der Knabe Gunther wuchs fröhlich empor und lauschte mit Staunen der Mär von dem Kampfe seines Vaters mit dem Linddrachen, die ihm sein Großvater Siegmund erzählte.

An einem blauen Sommertage spielte er zu Füßen seiner Mutter am offenen Fenster der Burg. Draußen schmetterten die Finken, und jauchzend flogen die Schwalben auf und nieder. Auf blauen Schwingen zog milder Sommerfriede durch die Lüfte, und von seinem Hauche geküßt, lächelten drinnen im Königspalast glückselig Mutter und Kind.

Kriemhild erzählte dem horchenden Knaben von seinen Oheimen zu Worms am Rheine, von Giselher, dem lieben, und Hagen, dem starken, finstern. Auf einmal lauschten beide empor: ein rascher, fester Schritt erklang auf den Fliesen des Flures.

„Da kommt der Vater!“ rief der Knabe und sprang hurtig auf. Und Siegfried, der König, trat heitern Angesichts herein. Er hob den jauchzenden Knaben empor und küßte ihn, küßte auch die blühende Mutter und sprach: „Ein Trupp fremder Reiter nähert sich der Burg, bald wird er vor den Toren erscheinen.“

Besorgt erwiderte Kriemhild: „Boten des Friedens oder wilde Sturmvögel, die dem männermordenden Kriege vorausfliegen?“

„Friedensboten, hoffe ich,“ antwortete Siegfried. „Ich wüßte nicht, welcher Fürst feindliche Gesinnung wider mich trüge.“

Bald erscholl das Horn des Torwarts, die Ketten der Zugbrücke rasselten, und auf den Burghof sprengten unter Führung eines stolzen Gebieters dreißig prächtig gewappnete Recken.

Siegfried warf einen Blick durchs Fenster, dann rief er, zu Kriemhild gewendet: „Nun freue dich, meine Traute, deine lieben Landsleute sind zu uns gekommen! Ich erkenne den alten Markgrafen Gere und auch einen und den andern seiner Recken.“

Mit freudegerötetem Angesicht eilte auch Kriemhild an das Fenster und lächelte glücklich zu den burgundischen Gästen herab.

„Schau, mein Kleiner!" sprach sie zu dem Knaben, „das sind Ritter aus dem Lande deiner Mutter, gelt, es sind stolze Recken?"

„Stolze Recken," sagte der Knabe. „Hei! wie ihre Helme blitzen! Solch ein Ritter möchte ich auch sein."

„Tummle dich nur tüchtig," sprach zu ihm Siegfried, „so magst du wohl dereinst ein solcher Recke werden, wie der große da vorn mit dem breiten Schilde. Das ist dein Oheim Gere aus Burgundenland."

„Was mögen sie uns nur bringen?" fragte Kriemhild voll Neugierde.

„Das wollen wir sogleich erfahren," versetzte Siegfried und eilte zu den Gästen auf den Hof. Und er hieß sie freundlich willkommen und geleitete den Markgrafen zu Kriemhild in die Halle. Huldvoll begrüßte den werten Recken die Königin und rückte ihm den Sessel zur Rast.

Er aber sprach: „Ich will mich nicht setzen, ehe denn ich meine Botschaft ausgerichtet habe. Mich sendet König Gunther gen Xanten, Siegfried und Kriemhild seine und seiner Gemahlin herzliche Grüße zu entbieten und die lieben Verwandten zum Sonnenwendfeste gen Worms zu laden. Auch die Königin Ute und ihre Söhne Gernot und Giselher lassen euch herzlich darum bitten. Alle tragen Verlangen, nach langer Trennung euch wiederzusehen und die Freuden des Festes mit euch zu teilen."

„Habt Dank der guten Botschaft!" sagte Siegfried und schüttelte dem Markgrafen die Rechte. „Und nun seid mein werter Gast, so lange es Euch gefällt. Ich hoffe, Euch erwünschte Antwort geben zu können."

Auch Kriemhild dankte dem Ritter freundlich und erkundigte sich nach dem Ergehen ihrer lieben Mutter, Brunhilds und ihrer Brüder, insonderheit nach Jung Giselhers Tun und Treiben, der ihr der liebste von ihren Brüdern war.

Indessen führte Siegfried die übrigen Burgundenrecken in die Halle, bewirtete sie köstlich mit Speise und Trank und ließ es ihnen auch an ritterlicher Kurzweil nicht mangeln. Neun Tage lebten sie am Hofe zu Xanten herrlich und in Freuden; darauf beurlaubte Siegfried sie mit dem Bescheide, daß er mit Kriemhild und seinem Vater Siegmund zum Feste in Worms erscheinen werde . . .

Diese Botschaft erregte große Freude am Hofe Gunthers, und als die Könige von Niederland mit mehr als tausend reich gekleideten Recken in Worms einzogen, wurden sie mit lautem Jubel empfangen.

Die Königin Ute weinte Freudentränen an dem Halse ihrer Tochter, und auch Brunhild begrüßte die schöne Schwägerin mit herzlichen Küssen. Hohe Bewunderung erregte Siegfried in seiner reifen Heldenschönheit, und seinem Vater Siegmund begegnete jedermann mit wahrhaft ritterlicher Ehrerbietung.

Wohlzufrieden waren die Gäste mit der Aufnahme, und die ersten

Tage des Festes verliefen glänzend und in bester Eintracht. Unter Hagens Führung zeigten die burgundischen Recken ihre Kunst in den Waffenspielen; auch die Könige maßen miteinander ihre Kräfte, und da sah denn jedermann, wie Siegfried die andern spielend besiegte.

Einmal saßen die Königinnen Brunhild und Kriemhild auf dem Söller der Burg und sahen fröhlich herab auf das Kampfgetümmel der Fürsten und Ritter. Da sprach Kriemhild mit glücklichem Lächeln: „Schau nur, Brunhild, wie herrlich Siegfried aus der Schar der Recken hervorragt! Ihm ist doch von all den Helden da unten nicht einer zu vergleichen."

Kaum merklich nickte Brunhild, und Kriemhild sprach weiter: „Fürwahr, mein Friedel ist der König der Könige, und auch das schöne Burgundenland sollte ihm untertan sein."

Da brach ein Blitz aus Brunhilds dunkeln Augen, und mit unverhohlenem Spott antwortete sie: „Freilich, wenn Gunther, Gernot und Giselher, ich und mein Söhnlein stürben, so könnte ja Siegfried einmal Herr dieser Lande werden. So lange wird er wohl warten müssen, und bis dahin fließt noch viel Wasser den Rhein hinunter."

Kriemhild schien der Worte wenig geachtet zu haben. Mit strahlenden Augen blickte sie auf Siegfried hinab und sprach: „Nein, sie kommen dir alle nicht gleich, mein Friedel! Wie der Vollmond an Pracht und Glanz alle Sterne des Himmels überstrahlt, so überragst du an Mannesschönheit und wahrem Heldentum alle Recken in deutschen Landen. Bin ich nicht ein glückliches Weib, liebe Schwester?"

Brunhild schwieg. Ihre Augen waren forschend auf die Könige gerichtet. Neben Siegfried ritt Gunther, und wie stolz auch seine Erscheinung war, hinter Siegfried mußte er weit zurückstehen. Das schuf dem stolzen Sinne der Königin Verdruß; sie wollte es nicht gelten lassen, und mit verhaltenem Grolle sprach sie langsam: „Wohl ist Siegfried ein ritterlicher Held, doch so hoch erhaben über alle andern, wie du wähnst, ist er mit nichten. Dort unten reitet einer, der ihn an wahren Rittertugenden denn doch übertrifft."

„Siegfried übertrifft?" rief Kriemhild staunend. „Wer, o Brunhild, ist denn dieser eine?"

„Das ist der König Gunther, mein Gemahl und Lehnsherr des hochgepriesenen Siegfried," antwortete Brunhild hochfahrend.

„Lehnsherr?" fragte Kriemhild starr vor Staunen. „Lehnsherr? Du treibst wohl übeln Scherz mit mir, Burgundenfürstin?"

„Willst du leugnen, daß Siegfried Gunthers Lehnsmann ist?" fragte Brunhild.

„Siegfried Gunthers Lehnsmann? — Ja, das leugne ich! Siegfried ist, wie jedermann weiß, freier König von Niederland und Nibelungen. Wie käme denn auch König Siegmunds Sohn zur Lehnsmannschaft?"

„Er hat sich selbst dazu bekannt, und Gunther hat es bestätigt," erwiderte Brunhild.

„Wann hätte er das getan?"

„Als er mit Gunther auf dem Isensteine erschien. Das Roß des Königs leitete er vom Schiffe und diente dem Könige wie ein Knappe."

Kriemhild saß eine Weile sprachlos. Die Augen hielt sie halb geschlossen. Licht und Schatten wechselten auf ihrem Angesicht.

„So wäre die Königstochter von Burgundenland also das Weib eines Dienstmannes!" murmelte sie tief empört. „Meine Brüder, die Könige von Burgund, waren so ehrvergessen, ihre Schwester einem Lehnsmann zu vermählen! Und so Unerhörtes glaubt Brunhild und verachtet nicht ihren Herrn und Gemahl?"

„Es hat seit der ersten Stunde mein Gemüt beschwert, und an unserm Hochzeitstage habe ich ob so arger Verhöhnung der guten Sitte bittere Tränen vergossen. Seitdem trage ich in Geduld, was sich weder sühnen noch ändern läßt," antwortete Brunhild.

„Du irrst! o du irrst! Burgundenfürstin!" rief Kriemhild außer sich. „Man hat dich durch eine leere Fabel betrogen. Nie wirst du erleben, daß Siegfried dem Könige Gunther den Tribut zollt, wie es doch Pflicht eines Lehnsmannes ist. Und auch auf meine Dienste wirst du schon verzichten müssen, edle Brunhild. König Siegfrieds Gemahlin ist zu den kleinsten Lehnsdiensten zu stolz."

„Du streckst dich zu hoch, liebe Kriemhild," entgegnete die Königin herbe. „Mir allein gebühren hier königliche Ehren, und wahrlich, mir allein sollen sie werden; nun bin ich zornig!"

„Und auch ich bin nun zornig!" rief Kriemhild. „Schauen sollst du heute, wie Königinnen handeln, die du Lehnsfrauen gescholten! Vor dir will ich den Tempel beschreiten, wie es mir mit Recht zusteht, denn mein Gemahl ist über den deinen hoch erhaben!"

„Der Lehnsmann über seinen König? Wir werden's ja sehen," sagte Brunhild ruhig, „wir werden's ja sehen! Doch fordere ich von dir, daß du dich mit deinem Gefolge von mir fern haltest, weil es sich nicht ziemt, daß Lehnsfrauen mit Königinnen gehen."

„Gewiß, wir werden getrennt zum Tempel gehen," sagte Kriemhild und entfernte sich zorngeröteten Angesichts.

Und sogleich berief sie ihre Frauen und Recken und befahl ihnen, mit ihren kostbarsten Gewändern sich zu schmücken. Sie selbst legte königlichen Schmuck an, und so schritt sie an der Spitze ihres in Gold und Seide prunkenden Gefolges zum Tempel.

Vor der Pforte stand schon Brunhild mit ihrer Begleitung. Mit hochemporgerichtetem Haupte sah sie der Gemahlin Siegfrieds entgegen. Der Prunk empörte sie, und da Kriemhild ohne Gruß an ihr vorüber in den Tempel schreiten wollte, erhob sie den Arm und rief gebieterisch: „Halt!

Weib eines Lehnsmannes! Es ziemt dir nicht, vor deiner Königin in den Tempel zu gehen!"

Kriemhild blieb vor ihr stehen und rief bitterböse: „Wie viel klüger wärst du doch gewesen, hättest du geschwiegen! So erfahre denn, was ewig der Schleier der Nacht decken sollte: Nicht König Gunther hat die hünische Brunhild im Wett- und Minnekampfe bezwungen, sondern der starke Siegfried, Siegfried, mein herrlicher Gemahl. Verborgen unter der Tarnkappe, hat er an Gunthers Statt die verderbliche Kraft des grausamen Mannweibes gebrochen."

Sprachlos starrte Brunhild die furchtbare Feindin an. Das also war die Lösung des Geheimnisses, worüber sie jahrelang gegrübelt! Wie zerschmettert senkte sie das Haupt und brachte nichts weiter als die Worte hervor: „Das will ich Gunthern sagen."

„Sag's ihm nur!" rief Kriemhild schadenfroh. „Es ist die Wahrheit, und er wird's nicht leugnen. Hast du mich Lehnsfrau gescholten, so heiße ich dich eine betrogene Kebse, und damit ist unsere Rechnung ausgeglichen."

Da stürzte ein Tränenstrom aus Brunhilds Augen. Wie versteinert blieb sie stehen, während Kriemhild mit ihrer Schar triumphierend in den Tempel schritt.

Gesang und Saitenspiel besänftigten die empörte Seele Brunhilds. Sie gewann die Klarheit des Geistes wieder und beschloß, von der siegreichen Feindin Beweise für die entehrende Behauptung zu fordern. So verließ sie vor Beendigung der Feier den Tempel und erwartete Kriemhild vor der Pforte. Und sie hielt sie an und sprach: „Ich heiße dich eine freche Lügnerin, ehe du nicht durch sichere Zeugnisse die Wahrheit der mir angetanen Beschimpfung dargetan hast!"

Da lachte Kriemhild höhnisch, und sie hob die Hand empor und rief: „Schau doch her, stolze Brunhild! Kennst du nicht dieses Ringlein an meinem Finger?"

Brunhild erkannte den Ring und erblich — seit ihrem Hochzeitstage hatte sie das Kleinod vermißt.

„Sieh! sieh!" höhnte Kriemhild, „den Ring kennst du wohl und vielleicht auch den Gürtel, welchen ich trage! Schau her! Kostbare Edelsteine zieren ihn, und gewiß war er dir wert, ehe Siegfried im Minnekampfe ihn dir entriß. Hahaha! so große Kraft hat doch nur der Lehnsmann Siegfried, nicht aber der König der Burgunden!"

Da erzitterte Brunhild, und laut aufschluchzend schrie sie: „Man rufe den König Gunther! Er soll bezeugen, ob das böse Weib die Wahrheit gesprochen! Und wehe ihm und uns allen, wenn er verstummen muß!"

Der König kam, und da er Brunhild in Tränen sah, rief er bestürzt: „Was ist hier geschehen, daß die Königin weint? Bei meiner Krone, der Urheber dieser Tränen soll es büßen!"

„Vogt vom Rheine," erhob Brunhild die Stimme, „deine Schwester

Kriemhild hat meine und deine Ehre in den Staub getreten: Siegfried, so behauptet sie, habe mich in den Wettspielen und im Minnekampfe besiegt, und zum Beweise ihrer Worte wies sie Ring und Gürtel auf, die mir entwendet worden. Sage: sie hat gelogen! oder ich heiße fürder nicht mehr der Burgunden Königin!"

Wie vernichtet stand Gunther unter den flammenden schwarzen Augen Brunhilds. Ihm war's, als stünde des Schicksals dunkle Wetterwolke über seinem Haupte und ein Blitzstrahl führe zermalmend auf seinen Scheitel herab.

„Man berufe Siegfried, den König von Niederland, hierher!" befahl er mit dumpfer Stimme.

„O sage: sie hat gelogen!" wiederholte Brunhild beschwörend.

„Man rufe den König von Niederland!" herrschte Gunther mit aufbrausendem Zorn.

Da schürzte bittere Verachtung Brunhildens stolze Lippen, ihre Hünengestalt richtete sich hoch empor, und mit ehernem Antlitz blickte sie über Gunther und seine Recken verächtlich hinweg.

Siegfried kam, und da er Tränen in den Augen der Königin sah, erschrak er und forschte teilnehmend nach der Ursache.

„Das hat dein Weib verschuldet," antwortete Gunther düster. „Sie hat sich gerühmt, nicht ich, sondern du habest zuerst Brunhild zum Weibe gewonnen. Nun sage: hast du ihr solches vertraut?"

„Mit nichten!" antwortete Siegfried in lauterer Wahrheit; denn er hatte Kriemhilden nur erzählt, daß er Gunthern im Kampfe geholfen.

„Kannst du das beschwören, Niederlandskönig?" fragte gleich einer erhabenen Schicksalsgöttin Brunhild.

„Ja, das kann ich beschwören," antwortete Siegfried.

Da schlossen die Recken um ihn einen Kreis, und er erhob die Rechte zum Schwure.

„Ich erlasse dir den Eid, Siegfried!" sprach Gunther und reichte dem Freunde die Hand. „Aller Schuld an diesem schlimmen Handel spreche ich dich frei. Meine Schwester hat diese Schlange der Zwietracht ausgebrütet."

„Mir ist leid, was sie getan," sagte Siegfried, „und wahrlich, sie soll es büßen! Heute schäme ich mich zum erstenmal meines Weibes."

So sprach der Held voll edeln Unwillens und begab sich nach seiner Halle. Wohlgefällig schauten die Recken ihm nach, nur einer nicht, und das war Hagen. Sein Auge schweifte von der todblassen Königin auf Siegfried, und er sprach bei sich: „Die Schmach, die du ihr durch die Zunge deines Weibes angetan, mußt du mit dem Leben büßen, Niederlandskönig!"

Und er schlug sich zu Gunther, neben dem seine Brüder und andere Recken standen, ging mit ihnen abseits und sprach: „Dieser Tag wird mit Blut verzeichnet stehen in der Geschichte der Burgunden: Siegfried muß sterben!" —

Da entsetzten sich die Fürsten und ihre Mannen. Hagen aber blieb unbewegt und sprach: „Schmach und Schande ist durch seine Schuld auf das Königshaus der Burgunden gekommen. Die Königin ist in ihrer Frauenehre tief verletzt, und nur das Blut des Schuldigen vermag den Schandfleck auszutilgen; darum muß Siegfried sterben."

„Ja, er muß sterben!" fiel Ortwin von Metz bei; Jung Giselher aber fuhr ihn zornig an und sprach: „Schweig du, Ortwin! Nicht gebührt dir, über einen König zu richten! Siegfried ist ohne Schuld an dem Unheil, und nichts als Liebe und Treue haben wir stets von dem edeln Schwager erfahren."

„Ja, mein Bruder Giselher hat recht," pflichtete Gunther bei. „Siegfried ist ohne Schuld, und sollte er das Vergehen seines Weibes mit dem Tode büßen, so riefen wir die Rache der ewigen Gerechtigkeit wider uns auf, denn unerhört, unsühnbar, entsetzlich wäre die Tat. In Frieden mag Siegfried auch fürder unter uns wandeln; mit ihm ist das Glück, denn er ist ein Sohn des Lichts wie Baldur, der liebreiche Ase."

„Auch Baldur ist zur Hel gefahren," warf Hagen unerbittlich ein.

„Ja, und der ihn zur Hel sandte, war der finstere Hödur," versetzte Jung Giselher mit zornig blitzenden Augen. „Hüte dich, Hagen, daß du nicht wie Hödur von Göttern und Menschen gehaßt werdest!"

In Hagens dunkelm Auge zuckte es auf wie Wetterleuchten, aber mit eisernem Willen bezwang er seinen Grimm; denn der das heftige Wort gesprochen, war Giselher, sein König. Er verfolgte seinen Anschlag wider Siegfrieds Leben vorderhand nicht weiter, und der leidige Auftritt schien vergessen. Wie zuvor pflogen Burgunden und Niederländer freundschaftlichen Umgangs; König Siegmund wandelte plaudernd mit der Königin Ute umher, und Siegfried verkehrte mit seinen Schwägern in so gutem Einvernehmen, als hätte kein rauher Hauch den sonnigen Frieden getrübt. Alle überließen sich sorglos der Festfreude, nur nicht Hagen und Brunhild. Man sah die Königin nicht mehr unter den Fröhlichen; einsam saß sie in ihrer Kemenate und wandelte oft am dämmernden Abend einsam am Ufer des Rheines umher. Sie dachte an Siegfried und konnte die Ruhe der Seele nicht finden. Ja, so war es gewiß: an Stelle des schwachen Gunther hatte der gewaltige Drachenüberwinder ihre Kraft gebrochen, hatte ihr Ring und Gürtel geraubt und sich vor Kriemhild des schändlichen Werkes gebrüstet, — „er muß sterben!" murmelte sie dann, und starr wie ein Steinbild stand sie am Ufer und blickte über den Strom hinweg, bis sich die Sterne in seinen Fluten spiegelten. —

„Er muß sterben!" tönte es auch durch Hagens Seele, so oft er Siegfried erblickte. Und war der finstere Tronjer mit dem Könige Gunther allein, so ließ er nicht ab, an die Schmach zu mahnen, und sprach: „Nimmer, o König Gunther, wird Brunhild wieder heiter schauen, so lange Siegfried unter den Lebenden wandelt. Einsam härmt sie sich in ihrer Kemenate,

wandelt einsam im Dunkel des Abends umher, und so wird der Gram ihr Lebensblut verzehren, wie die heiße Sonne den Tau, der die Blumen erquickt. Ich sehe kein Heil für das Haus der Burgunden, als durch Siegfrieds Tod. Unermeßliche Vorteile brächte uns der Heimgang des Helden: der Nibelungenhort flösse in unsere Schatzkammern, und nach Siegmunds Tode winkte dir die Krone von Niederland."

So trieb und lockte Hagen den schwachen, goldlüsternen Gunther, und so gewann er allmählich dessen Seele für seinen höllischen Plan.

„Gesetzt, wir beschlössen Siegfrieds Tod," entgegnete einmal Gunther auf Hagens Vorstellungen, „wo aber fänden wir den Mann, der es wagte, den Gewaltigen anzugreifen?"

Darauf erwiderte Hagen: „Nicht Gewalt, sondern List führt uns zum Ziele. Siegfried ist arglos und ahnt keine Tücke. So laß denn falsche Boten kommen, die uns von Lüdeger und Lüdegast Fehde ansagen. Alsbald wird Siegfried willfährig sein, mit uns in den Streit zu ziehen, und in der Sorge um ihren Gemahl verrät mir Kriemhild wohl die verwundbare Stelle an seinem Heldenleibe. Kenne ich das Geheimnis, so kommen auf deinen Befehl Friedensboten von den Sachsen, und wir reiten zur Jagd in den Odenwald. Dort wird Siegfried erschlagen."

„O höllischer Plan!" rief Gunther schaudernd und wandte sich mit Entsetzen von Hagen.

Da richtete der grimme Recke sich hoch auf; Blitze zuckten aus seinem Auge, und mit furchtbarem Grimme sagte er: „Du schauderst zurück, Sohn Dankrats? So verzichte denn fürder auf die Huld der Gattin, denn nimmer wird die stolze Brunhild die Schande verwinden, nimmer wird sie fürder den Mann mit ihrer Liebe beglücken, der ihre zertretene Ehre zu rächen zu schwach war. Schaue sie an in ihrer Trauer, und du wirst meinen Worten glauben."

„Ich glaube dir, Hagen. Brunhild meidet seit jener Unglücksstunde mein Angesicht, und sie wird mich fliehen, so lange Siegfried atmet. Aber wiederum frage ich dich: Wer will die Hand wider den Gewaltigen erheben?"

„Das will ich!" antwortete mit finsterer Entschlossenheit Hagen. „Ich hasse den Sohn der Sonne, dem alle Herzen jubelnd entgegenschlagen, drum sei die Rache mein!"

Schaudernd faßte Gunther die dargebotene Rechte Hagens — Siegfrieds Tod war beschlossen. —

6. Siegfrieds Tod

Falsche Boten kamen gen Worms geritten, um von Lüdeger und Lüdegast den Krieg wider Burgundenland anzusagen. Zum Schein rüstete Hagen das Heer, und König Gunther ging umher wie ein Mann, dessen Haupt die schwarzen Nachtvögel der Sorge umflattern.

So begegnete ihm Siegfried und sprach: „Warum erfahre ich denn nicht, was hier vorgeht? Du blickst sorgenvoll, und Hagen rüstet: steht Krieg in Sicht?“

„So ist es, mein Freund,“ antwortete Gunthers falsche Zunge. „Lüdegast und Lüdeger haben der beschworenen Urfehde vergessen und bedrohen mich mit einem großen Heere.“

„Die Meineidigen!“ zürnte der edle Siegfried. „Ohne Lösegeld haben wir sie von hinnen ziehen lassen, dafür zahlen sie uns nun schlechten Dank. Das soll ihnen bitter vergolten werden; ich rüste zum Streite.“

Bald darauf scholl der Klang des Heerhorns durch die hallenden Höfe; Siegfried berief seine Recken und befahl ihnen, zum Kriege zu rüsten. Waffengetöse erfüllte die Hallen. Die kampflustigen Recken jauchzten vor Freude, während Frauen und Mägdlein bittere Tränen vergossen.

Auch Kriemhild sorgte um den geliebten Mann und saß in tiefer Trauer in ihrem Gemache. Da trat ein seltener Gast zu ihr ein: Herr Hagen von Tronje.

Sie verwunderte sich baß, doch hieß sie ihn freundlich willkommen, war er doch ihr Oheim und die vornehmste Stütze des burgundischen Königsthrones.

„Du hast geweint, Kriemhild — darf ich die Ursache deines Kummers erfahren?“ fragte Hagen mit erheuchelter Teilnahme.

„Wie magst du nur so fragen, da doch draußen die Mordwaffen klirren!“ erwiderte Kriemhild, und von neuem flossen ihre Tränen.

„Die Sorge um Siegfried schafft dir Kummer?“ fragte Hagen wie erstaunt.

„Ja, um sein Leben zittere ich. Er ist so sorglos in seinem Heldenmute.“

„Das steht einem Recken wohl an,“ versetzte Hagen.

„Es kann ihm aber zum Tode gedeihen,“ meinte Kriemhild. „O, schützte ihn doch ein treuer Freundesarm!“

„Mein Arm ist stark,“ sagte Hagen. „Ich will Siegfried schirmen, daß kein Speer ihn treffe.“

„Du wolltest, Hagen? O, wie danke ich dir!“ Und sie umschlang seinen Hals und küßte ihn. „Ja, mein Oheim Hagen, auf deine Treue darf ich bauen!“ rief sie glücklich. „Nun bin ich froh! Du wirst Siegfried sicher behüten?“

„Ich werde ihn behüten,“ sprach der falsche Mann feierlich ernst, aber in seinem Auge flammte das Feuer der Hölle.

Kriemhild bemerkte nicht die wilde Glut; ihre Seele war voll Vertrauens, und ohne Arg plauderte sie: „Siegfried ist unverwundbar bis auf eine Stelle zwischen den Schultern — —“

„Ich hörte davon fabeln,“ warf Hagen wegwerfend ein.

„Es ist keine Fabel,“ sagte Kriemhild wichtig. „Als er die Drachen getötet hatte, badete er in ihrem Blute; davon ward sein Leib hörnern

bis auf die kleine Stelle zwischen den Schultern, auf die ein Lindenblatt gefallen war. Auf diese Stelle mußt du, mein teurer Oheim, dein Augenmerk richten und sie beschützen vor den Speeren des Feindes."

„Das soll geschehen," gelobte Hagen. „Damit ich aber mit meinem Schilde die Stelle nicht fehle, so mache sie durch ein Zeichen an seinem Gewande für mein Auge bemerkbar."

„Ein Kreuzchen will ich auf sein Gewand heften," sprach Kriemhild eifrig, „ein gelbes Kreuzchen von Seide, du wirst es sehen und das goldene Sternchen sorglich behüten."

„Mein Schild soll es schirmen im Getümmel der Schlacht," sprach Hagen und beurlaubte sich mit triumphierender Miene von der betörten Frau. —

Zum Aufbruch schmetterten die Heerhörner. Im wallenden Königsmantel trat Siegfried aus den Pforten der Halle und bestieg sein Streitroß.

Hagen sprengte ihm entgegen, begrüßte ihn und musterte mit scharfem Blick die Rückseite seines Gewandes. Da bemerkte er das gelbe Kreuzchen, nickte befriedigt und sprach: „Walvater hat uns Glück beschieden, ich sehe günstige Sterne schimmern."

Ungeduldig stampften die mutigen Rosse den Boden; bevor aber Hagen das Zeichen zum Aufbruch gab, sprengten Friedensboten durch die Tore — so hatte Gunther auf Hagens Rat es listig geordnet.

Als Hagen die Botschaft vernahm, stellte er sich unwillig und sprach: „Die Wichte! Blinden Lärm haben sie geschlagen, und wir waren furchtsam genug, uns aufschrecken zu lassen."

„Den Übermut sollten wir mit nichten ungestraft lassen," meinte Siegfried aufgebracht. „Ha! lasset uns reiten! Wie freudig steht mein Sinn auf fröhlichen Männerstreit!"

Ihm antwortete König Gunther: „Deinen guten Willen nehme ich für die Tat und werde dir immer dankbar sein, mein vielgetreuer Schwager. Für diesmal aber bleibe das Schwert in der Scheide! Ich nehme den Frieden an und will schon anderweit für recken würdige Kurzweil sorgen. Schau! Dort drüben dunkelt der herrliche Odenwald. Unter den tausendjährigen Wipfeln seiner Eichen wandeln stattlich gehörnte Edelhirsche gleich Königen einher, und Bären, Büffel, Wildeber und andere freche Räuber treiben in den Schluchten und schattigen Tälern ihr Unwesen. Mich gelüstet's, mit den Unholden zu kämpfen. Morgen früh reiten wir in den Odenwald zur Jagd. Willst du unser Weidgeselle sein, Held Siegfried, so findest du wohl herzerfreuenden Ersatz für den blutigen Männerstreit."

„Topp!" rief Siegfried fröhlich, „ich reite mit in den Odenwald."

Hagen frohlockte. —

Zur Abrüstung wurde geblasen. In die Rüstkammern trugen die Knappen die blanken Kriegswaffen der Ritter, und das Jagdgerät wurde hervorgeholt. —

In der Frühe des andern Tages herrschte fröhliches Treiben auf dem

Burghofe zu Worms. Troßknechte führten gesattelte Pferde umher; ungebärdig zerrten die Rüden an den Koppeln; die Treiber lärmten; vor den Pforten standen plaudernd die Weidmannen; Rumold, der Küchenmeister, ließ einen Wagen mit reichlichem Speisevorrat beladen; doch wurde kein Wein gebracht, und als man sich darüber wunderte, erklärte der Kellermeister: Herr Hagen habe es also befohlen.

Plötzlich verstummte der Lärm; aller Augen blickten nach der Pforte der Burg: König Gunther erschien mit Hagen und vielen andern jagdgerüsteten Recken.

Siegfried war nicht unter ihnen, er nahm Abschied von seinem Weibe. Heiter und fröhlich schaute er aus den sonnigen Augen wie immer, wenn's galt zu pirschen im grünen Waldreviere; Kriemhild aber blickte sorgenvoll und wollte den geliebten Mann nimmer von dannen lassen.

„O, bleibe daheim! bleibe daheim!" bat sie unter Tränen; „meine Seele ahnt schreckliches Unheil."

„Wie magst du nur solches fürchten!" erwiderte Siegfried heiter, „bin ich doch oft in den Wald oder ins Kampfgetümmel geritten und stets unversehrt wieder heimgekehrt."

Und er küßte sie und liebkoste ihr goldig schimmerndes Haar.

„Ach, nur diesmal bleibe daheim!" bat sie flehentlich. „Mir träumte, zwei wilde Eber verfolgten dich über die blühende Heide; du warst todeswund; dein Blut färbte die Blumen rot."

„Und darum zittert meine Traute?" antwortete er mit lachendem Munde. „Die Wildeber soll meine Faust schon zähmen; auch mit Bär und Büffel nehme ich's auf, und was hätte ich denn sonst zu fürchten?"

„Die Falschheit der Menschen!" rief Kriemhild ahnungsvoll. „Diese Wildeber mögen wohl mordsinnende Recken bedeuten. O, bleibe daheim, mein Friedel! Sie werden dich morden!"

Siegfried lachte nicht mehr; ein trüber Schatten bedeckte sein Angesicht; doch nur einen Augenblick, da brach die helle Sonne wieder aus seinen Augen, und frohgemut sprach er: „Ich weiß niemand, der mir Rache sänne; nein, sie lieben mich hier alle."

„Auch Hagen?" fragte Kriemhild mit innerem Erbeben.

„Hagen?" erwiderte Siegfried überrascht. „Wir sind nicht Herzensfreunde, doch war mir der Tronjer stets ein treuer Heergeselle."

Kriemhild dachte an das Geheimnis, das Hagen von ihr erlistet; sie wollte es Siegfried sagen; aber die Furcht, er möchte sie ob ihrer Schwäche verspotten, band ihr die Zunge, und in der Not ihres Herzens rief sie: „O, traue dem Tronjer nicht! Er ist ein Feind des Lichts und muß dich hassen!"

Da scholl der Klang des Hifthorns vom Hofe herüber.

„Es mahnt zum Aufbruch," sagte Siegfried und wollte forteilen; aber Kriemhild hielt seinen Hals umschlungen, schluchzte laut und sprach: „O,

noch nicht! noch nicht! ich sehe dich doch nimmer, nimmermehr! Mir träumte noch: du ritteſt durch eine finſtere Schlucht, die Erde erbebte, und von beiden Seiten neigten ſich die Berge und ſtürzten auf dich hernieder." —

„Träume ſind Schäume," ſagte Siegfried ſcherzend, küßte zum letztenmal das weinende Weib und eilte aus der Halle. Schon ſaß der König mit ſeinen Jagdgeſellen zu Roſſe. Siegfrieds Renner ſtampfte ungeduldig den Boden, und da er ſeinen Herrn kommen ſah, wieherte er freudig.

„Man iſt nicht gewohnt, den raſchen Siegfried unter den Säumigen zu ſehen," ſagte König Gunther mit halbem Lächeln, und Hagen ſprach: „Schon ſteigt die Sonne über dem Odenwalde empor; es iſt Zeit, daß wir reiten, denn am herrlichſten jagt ſich's in der tauigen Frühe des Tages."

Sie ſetzten über den Rhein und ſprengten in rechter Luſt dem ſonnenbeglänzten Gebirge entgegen. Siegfried war nicht ſo heiter wie ſonſt; er dachte an Kriemhilds Sorge und ritt ſchweigend an Gunthers Seite bergan. Als ſie aber die Höhe erreicht hatten, ſchüttelte er die düſtern Gedanken ab, atmete tief die erquickende Bergluft und rief mit hellſtrahlendem Angeſicht: „Wie ſchön iſt doch die Welt im Morgenglanz! Durch Rebengelände rollt der ſilberblinkende Rhein, und aus den Reben ſchauen Dörflein und Weiler, wo glückliche Menſchen wohnen. Heil dir, geſegnetes Burgundenland!"

Die Recken wiederholten den Heilruf, und tief betroffen blickte König Gunther auf Siegfried. „Du haſt ihm den Tod geſchworen, und er ſegnet dein Land," dachte er, und ſeine Seele wurde wankend. Das merkte Hagen; er ließ ſich von dem Knappen den Eibenholzbogen reichen, legte den befiederten Pfeil darauf, zielte in die Luft, wo ein Vogel ſich hoch im Blauen wiegte: die Sehne klang, der Pfeil pfiff, und zu Tode getroffen taumelte ein Edelfalk zu Füßen der Recken nieder.

„So müſſe es allen ergehen, welche die Ehre des burgundiſchen Königshauſes ſchädigen!" ſprach der felſenharte Mann mit einem Tone, der wie Eiſen klirrte. König Gunther verſtand ihn und ſenkte das Haupt. — Hagen war unerbittlich, und Siegfried mußte ſterben. —

Sie kamen in eine Waldlichtung, in deren Mitte eine weitverzweigte Buche ſtand.

„Hier wird Raſt gehalten, und wenn Hornruf das Ende der Jagd verkündet, ſammeln wir uns allhier zum Imbiß," ſprach König Gunther, und der Platz ſchien allen wohlgewählt.

Und Hagen ſchlug vor: „Wir wollen uns trennen zur Jagd. Jeder der Mannen möge für ſich pirſchen, damit ſich erweiſe, wer von uns der Meiſter des Weidwerks iſt."

„Wohlgeſprochen, Herr Hagen!" rief Siegfried. „Das wird ein fröhliches Wettrennen. Man gebe mir ein paar wackere Geſellen und einen guten Bracken, ſo mag der Lauf beginnen!"

Da erſchollen die Hifthörner, und nach allen Seiten ſchlugen ſich die Jäger mit der bellenden Meute in das Dickicht.

Hei! wie stob vor dem Getöse das Wild des Waldes aus seinem Lager empor und suchte das Weite zu gewinnen!

Manches Häslein wurde überholt, mancher schnelle Hirsch vom Pfeile durchbohrt, und von Speeren und scharfen Klingen wurden riesenstarke Wildeber und Auerochsen überwältigt. Wie sonst immer, so blühte auch heute dem kühnen Drachenbezwinger das Jagdglück. Als erste Beute erlag ihm ein junges Wildschwein; darauf schlug er kurz nacheinander ein Elentier und einen kräftigen Auerochsen. Sein Pfeil traf einen Riesenhirsch ins Herz, und mit dem Speer erlegte er vier wilde Stiere. Kein Wild, das der Bracke aufspürte, konnte dem schnellen Jäger entfliehen; was Pfeil und Speer verschonten, das wurde von Balmung, dem trefflichen Schwerte, zu Tode getroffen.

Kurz vor Beendigung der Jagd ward noch ein gewaltiger Wildeber von dem Bracken aufgetrieben. Drob lachte Siegfrieds tapferes Jägerherz, und über Stock und Stein jagte er hinter dem fliehenden Borstenträger dahin. Da das Tier sich eingeholt sah, setzte es sich wütend zur Wehre, nach kurzem Kampfe aber lag es verblutend am Boden: mit dem Schwerte hatte Siegfried es erschlagen.

Da scholl der Klang des Hifthorns durch die grünen Hallen; das Jagdgetöse verstummte; nach der Raststätte wandten sich die Weidmannen, und ihnen folgten die Knechte mit der Jagdbeute.

„Nun bin ich begierig, zu schauen, wer die reichste Beute zum Lager bringen wird," sprach Siegfried zu den Jagdgenossen; kaum aber war das Wort seinem Munde entflohen, als ein starker Bär in kurzer Entfernung über die Wildbahn trabte.

„Hei! Meister Petz!" rief Siegfried fröhlich, „dich will ich den Gefährten zur Kurzweil lebendig fangen."

Und er spornte sein Roß und jagte hinter dem Bären her. Bald hatte er ihn bis auf Speerwurfweite erreicht; da stürzte das Tier sich kopfüber in eine Schlucht, wohin ihm Siegfried zu Roß nicht folgen konnte. Rasch entschlossen sprang er aus dem Sattel und klomm in die Schlucht hinab, wo der Bär mit grimmigem Knurren seinen kühnen Gegner erwartete.

„Nun, Meister Petz," redete Siegfried gemütlichen Tones das wütende Tier an, „ich rate, laß dich gutwillig fangen, sonst gibt es Hiebe!"

Da richtete der Bär sich auf die Hinterpranken und schritt langsam und in täppischer Feierlichkeit dem lachenden Feinde entgegen.

Mit einem jähen Sprunge stürzte Siegfried sich an die rauhe Brust des Gegners, umschlang ihn mit den Armen, daß ihm schier der Atem verging, rang ihn zu Boden und fesselte ihm mit übermenschlicher Kraft Maul und Tatzen. Meister Petz lag still da wie ein geduldiges Lämmlein und schnappte keuchend nach Luft in seiner Not.

Siegfried packte seine gefesselten Beine, schwang ihn auf seinen Nacken und klomm mit der schweren Last schier mühelos die Felsenstufen empor.

Als das die Jagdgefährten sahen, meinten alle, nie habe ein Sterblicher so ungeheure Kraft besessen, wie ihr Herr und Gebieter.

„Meister Petz soll den Recken im Lager Kurzweil machen," sagte Siegfried heiter lachend und zog das gefesselte Tier hinter dem angstzitternden Roß her. Drauf schwang er sich in den Sattel und ritt mit den Genossen dem Schalle des Hifthorns nach, der widerhallend das grüne Waldgebirge durchklang.

Siegfried mit dem gefangenen Bären

In der Nähe des Lagers befreite Siegfried den Bären von seinen Fesseln und trieb den mutberaubten vor sich her.

Da fuhren die angeketteten Hunde mit lautem Geheul empor, die Recken griffen zu den Waffen, und Furcht und Entsetzen trieb die Köche und Diener vom Herde.

Geängstigt von dem Getöse ringsumher, rannte der Bär blindlings mitten zwischen die dampfenden Kessel und warf manches Kochgeschirr über den Haufen. Hei! was gab's da ein Schreien und Springen und Rennen der Ritter, Knappen und Knechte! Verschleudert wurden Feuerbrände und Braten, und Hunde und Knechte stürzten in dem wilden Getümmel wie rasend übereinander.

„Lasset die Rüden los!“ scholl Hagens mächtige Stimme durch den Lärm, und alsbald sprang die bellende Meute den Bären an. Meister Petz aber schlug die frechsten Kläffer mit der Tatze zu Boden und suchte in mächtigen Sätzen das Weite zu gewinnen. Hinterdrein sprangen mit Bogen und Pfeilen und Speeren die Recken; der wimmelnden Hunde wegen aber wagten sie weder Speerwurf noch Pfeilschuß, und Meister Petz würde glücklich entronnen sein, wenn nicht Siegfried mitten unter die Hunde gesprungen wäre und mit dem Schwerte das Tier erlegt hätte.

Da verstummte der Lärm, alle staunten ob der Kraft und Kühnheit des gewaltigen Mannes, und als die Jagdbeute herbeigebracht ward, mußte ihm der König den Siegespreis zuerkennen.

Die Recken streckten sich ins grüne Gras, und auf des Königs Wink ward der Imbiß aufgetragen. Wenngleich in dem Getümmel mancher leckere Braten in die Asche getreten war, so reichte der Vorrat doch aus; alle aßen und wurden satt, nur wunderte man sich, daß kein Wein gereicht wurde. Aus Ehrfurcht vor dem Könige schwiegen die durstigen Recken, bis endlich Siegfried ausrief: „Herbei, ihr Schenken, und zapfet den Wein! Seit wann ist es Brauch, die Weidmannen beim Mahle dürsten zu lassen?“

Darauf erwiderte Gunther: „Des Weines müssen wir heute entbehren; Hagen ist schuld an der üblen Bewirtung.“

„Im Spessart, glaubte ich, würden wir jagen; dorthin habe ich den Wein gesandt,“ log Hagen.

„O, daß wir denn doch im Spessart wären!“ entgegnete Siegfried aufgebracht. „Eher mag ein Weidmann der Speise als des Weines entraten; ich halt's vor Durst schier nimmer aus!“

„Im Talgrunde weiß ich eine Quelle, die köstlich frisches Wasser sprudelt,“ warf Hagen gleichmütig hin.

„So laßt uns dorthin eilen!“ rief Siegfried eifrig und sprang empor.

Auch König Gunther erhob sich, und ihm folgten die Recken. Er aber sprach: „Mit mir gehen nur Herr Siegfried und Hagen zum Brunnen. Die andern mögen nach Beendigung des Mahles nachfolgen.“

Durch den Tann wanderten die drei und sprachen kein Wort. So still war's im weiten Walde wie auf einem Friedhofe, nur eine einzelne Amsel sang im fernen Talgrunde. Da sie aus dem Tannendunkel auf die freie Berghalde traten, flutete ihnen ein Strom von Licht und Glanz entgegen. Hagen schloß davor sein finsteres Auge, und König Gunther schirmte die Augen mit der Hand, Siegfried aber blickte gleich den Adlern groß und frei in die Sonne: er liebte das Licht, von dem er doch in einer Stunde schon auf ewig scheiden sollte.

Sie wandelten die Berghalde hinunter, und da sie in den Talgrund kamen, sprach Hagen: „Oft hörte ich sagen, daß kein Sterblicher so hurtig zu Fuße sei, wie Herr Siegfried. Auch ich habe im Wettlauf manchen be-

siegt und möchte es wohl mit dem Fürsten wagen. Dort unter der Linde sprudelt die Quelle."

„Fürwahr, eine treffliche Rennbahn!" rief Siegfried, den weiten Wiesengrund überschauend. „Schild und Speer, Köcher und Bogen, Schwert und Pirschgewand will ich tragen, ihr aber möget Jagdgerät und Gewand ablegen — gilt's, ihr schnellen Recken?"

„Es gilt!" antworteten beide wie aus einem Munde und entledigten sich der Waffen und Kleider bis auf das weiße Untergewand.

Und sie begannen den Wettlauf auf dem weiten Plan. Bald hatte Siegfried einen Vorsprung, und wie zwei wilde Pardel liefen Gunther und Hagen durch den bunten Klee hinter ihm her.

Siegfried stand am sprudelnden Brunnen und schaute sich um — die beiden waren noch weit zurück. Da warf er den Schild auf den feuchten Boden und lehnte die Waffen an den Stamm der Linde; doch, so sehr auch der Durst ihn zum rieselnden Wasser zog, er bezwang sich und harrte, bis der König getrunken haben würde — so bescheiden war der Sinn des untadeligen Helden.

Lächelnd blickte er mit seinem strahlenden Angesicht den beiden Läufern entgegen — so lächelt die Sonne noch einmal liebreich die Erde an, ehe sie untergeht. Und schon stand sie tief am Himmel. Mit rötlichem Schimmer überstrahlte sie die friedlich stille Landschaft. Die hohen Bäume im Talgrunde standen da wie in Andacht versunken; sie regten kein Blatt; wie verzaubert erschien die Welt, und einem hehren Götterbilde glich der Held am plätschernden Brunnen. Im nahen Gebüsch sang noch die Amsel; ihrem lieblichen Gedichte lauschte Siegfried; es war das letzte Vogellied, das sein Ohr entzückte.

Da kamen Gunther und Hagen heran; beide schier atemlos, und der König rief: „Du hast gesiegt, Niederlandsfürst! Ich glaube, nur der schnelle Hirsch vermag sich mit dir im Laufen zu messen."

Siegfried erwiderte: „Der Hirsch ist mein Meister, ihn kann ich nur mit Speer und Pfeil erreichen."

König Gunther bückte sich zum rieselnden Quell und trank; neben ihm stand Siegfried, indes Hagen unvermerkt die Waffen des Helden ins Waldversteck trug. Nur den Schild konnte er nicht entfernen, der lag dicht am Brunnen zu Siegfrieds Füßen.

Mit tiefem Atemzuge erhob sich Gunther und sprach erfrischt: „Wie köstlich erquickt doch kalt sprudelndes Quellwasser den Durstigen! Um diesen Labetrunk ist es mir lieb, daß der Wein versendet worden."

Darauf neigte auch Siegfried sich zur Quelle, um zu trinken. Mit erhobenem Speer schlich Hagen heran; König Gunther starrte mit Entsetzen drein.

Und Hagen ersah das schimmernde Kreuzchen auf dem Rücken des Helden; sein finsteres Auge flammte; hoch auf richtete er sich und nahm

Siegfrieds Leiche wird nach Worms gebracht

das Ziel. Da zischte der Speer: ein Blutstrahl schoß empor und überströmte Hagens Gewand und Angesicht. Mit einem schrecklichen Schrei, der wie Löwengebrüll durch das Gebirge rollte, fuhr Siegfried empor; im Rücken stand ihm der Speer, schrecklich war sein Angesicht. „Ha! Meuchelmörder!“ schrie er und blickte nach seinen Waffen: sie waren fort; da raffte er den Schild auf und stürzte sich auf den fliehenden Hagen. Er erreichte ihn und versetzte ihm einen Schlag, daß der Tronjer zu Boden taumelte. Der Schild war seinen Händen entglitten; ein Schwindel ergriff den todwunden Mann, und er stürzte nieder in das Gras. Aus der Wunde strömte das Blut und färbte die bunten Blumen rot.

Wie versteinert stand König Gunther am Brunnen. Auch Hagen hatte sich emporgerafft. Mit stieren Augen betrachtete er den sterbenden Löwen. Ihn sah Siegfried, und mit seiner letzten Kraft richtete er das Haupt auf und sprach: „Du hast gesiegt, o Sohn der finstern Hel; aber wehe dir und dem Könige von Burgund! Der Tag der Rache wird kommen. Wie die Sonne dort blutrot untergeht, so wird einst das Königshaus der Burgunden in Blut versinken, denn seine Fürsten haben der Ehre und Treue vergessen. O, Kriemhild! Kriemhild!“ —

Das waren die letzten Worte des großen Helden. Sein Haupt sank in das Gras, und er verschied.

Die Jagdgenossen kamen herzu und sahen mit Grausen, was da geschehen war. Und sie erhoben ein lautes Wehklagen um den großen Toten. Auch König Gunther weinte, Hagen aber rief grimmgemut: „Was jammert ihr doch gleich markloſen Memmen um den einen Mann! Habt ihr doch Tausende im Kampfgetümmel fallen sehen und keine Träne drum vergossen. Mir ist es nicht leid um seinen Tod; denn sicherer steht nun der Königsthron von Burgund, als da der Gewaltige noch atmete; darum habe ich ihn erschlagen!“

Scheu wichen die Recken vor dem schrecklichen Manne zurück, und einer sprach: „Nie darf es der Welt kund werden, wer die grauenvolle Tat begangen. Lasset uns sagen: Da Siegfried einsam jagte im wilden Waldgebirge, fielen Räuber über ihn her und erschlugen ihn.“

„Der Rat ist gut,“ erwiderte König Gunther; Hagen aber versetzte trotzig: „Aus feigem Herzen kam der Rat, drum sei er verworfen! Was meine Hand vollbracht, das leugnet nimmer mein Mund. Mag alle Welt erfahren, daß Hagen den Siegfried erschlug!“ —

Im Dunkel der Nacht ward der tote Held auf seinem Schilde gen Worms getragen und vor Kriemhilds Haustor niedergelegt — so wollte es der schrecklich grimme Hagen. —

Hagen an der Leiche Siegfrieds

7. Siegfrieds Begräbnis. Kriemhilds Trauer

Der Morgen kam. In dämmernder Frühe schmückte Kriemhild sich zum gewohnten Gange in den Tempel. Da trat verstörten Angesichts ein Kämmerer in ihr Gemach und stotterte: „Verziehet, o Herrin, durch die Pforte zu schreiten! Vor der Schwelle liegt in seinem Blute ein toter Ritter."

Da gellte aus dem Munde der Königin ein Schrei, der in Hof und Hallen des weiten Palastes lauten Widerhall weckte. „Es ist Siegfried! sie haben ihn erschlagen!" jammerten die bleichen Lippen, und sie tastete sich hinaus, wo der Edle lag, und sank mit einem herzzerreißenden Schluchzen auf seinen Leichnam nieder.

Nun wurde es lebendig in den Hallen und Gemächern der Burg. Aus allen Türen eilten Ritter und Edelfrauen herbei, und da sie das Schreckliche sahen, rangen sie die Hände und stimmten mit ein in das Wehklagen der Königin.

Bald erschien auch Siegmund, der Alte, und mit ihm eine große Schar seiner Getreuen. Und der Greis sank zu Boden und weinte laut.

„O, mein Sohn, mein Sohn, hätten es doch die Nornen gefügt, daß ich für dich gestorben wäre!" jammerte er und konnte sich nimmer fassen.

„Ein Meuchelmörder hat den König getötet," sprach einer der Recken.

„Brunhild hat's befohlen, Hagen hat's vollbracht," murmelte Kriemhild; doch in dem lauten Getümmel gingen ihre Worte verloren.

„Und der Meuchelmörder befindet sich wohl hier in der Burg," sprach der Greis und richtete sich kraftvoll empor. „Zu den Waffen, meine Recken! Es gilt, den Tod eures Königs zu rächen!"

Da rüstete König Siegmund sich mit den Recken aus Nibelungen- und Niederland, und mit drohenden Gebärden zogen sie wider die Königsburg.

Hagen sah die feindselige Schar, und er riß sein Heerhorn vom Haken und stieß mit Kraft hinein. Alsbald eilten alle burgundischen Recken in die Rüstkammern, und gewaffnet scharten sie sich um ihren erprobten Führer Hagen von Tronje. So standen die feindlichen Haufen kampfbereit einander gegenüber. Da kamen die Königssöhne Gernot und Giselher eilig herbei. Sie waren nicht auf der Jagd gewesen und wußten nicht, was geschehen war.

„Siegfried ist erschlagen! Siegfried ist tot!" scholl es ihnen von allen Seiten entgegen.

„Legt die Waffen nieder! Ich befehle es!" rief Gernot mit lauter Stimme.

Hagen zauderte.

„Auch die Gegner stehen in Waffen," entgegnete er. „Sie haben zuerst gerüstet."

Gernot hörte das Wehklagen seiner Schwester und eilte seinem Bruder Giselher nach, wo Kriemhild den toten Gemahl beweinte.

„Er ist tot! Große Götter! sie haben Siegfried erschlagen!" riefen die königlichen Brüder und weinten laut.

„O, wäre ich mit in den Wald geritten, sie hätten dich nicht getötet! Mit meinem Leibe hätte ich dein hohes Leben beschirmt, du edelster und bester der Helden!" klagte Jung Giselher und benetzte Siegfrieds Hände mit seinen Tränen.

In Waffen, voll grimmen Mutes trat zu den Trauernden König Siegmund, der Alte.

„Schuldlos seid ihr," so sprach er zu Gernot und Giselher, „an dem Tode meines Sohnes, darum bleibet der Walstatt fern! Wir aber schreiten zum Kampfe!"

„Das verhüte der Himmel!" rief Gernot. Und Kriemhild hob beschwörend die Hände zu dem Greise empor und bat: „Nicht zum Kampfe, teurer Vater! es wäre unser aller Verderben. O, seht dort den grimmen Hagen! Vor ihm ist kein Entrinnen!"

Und leise fügte sie hinzu: „Ich werde Siegfried rächen."

Da erschien König Gunther — verstört und bleich, aber entschlossenen Angesichts. Auf sein Gebot legten die Burgunden die Waffen nieder, und seine Bitte bewog auch den zürnenden Alten, seinen Recken die Abrüstung zu befehlen.

Kriemhild ließ den geliebten Toten in die Halle tragen, wo er in einem goldenen Sarge aufgebahrt wurde. Drei Tage und drei Nächte saß das treue Weib zu seinen Häupten und wandte die Augen nicht ab von seinem Angesicht. Sie hörte nicht auf die Trostworte ihrer Mutter und Brüder; dem geliebten Toten allein galt all ihr Schauen und Sinnen. Doch auf

einmal fuhr sie mit einem schrecklichen Aufschrei empor — Hagen war eingetreten. Gleich einer Rachegöttin starrte sie ihn an und rief mit furchtbarer Stimme: „Mörder!"

Aller Augen sahen auf Hagen. Ruhig, wie ein Bild von Erz, stand er da und zuckte nicht einmal mit der Wimper unter Kriemhilds drohenden Blicken.

„Mörder!" rief sie noch einmal und sank ohnmächtig neben dem Sarge nieder. Starr vor Entsetzen verharrten alle; Hagen aber warf einen langen Blick auf das Antlitz des toten Helden und ging ehernen Schrittes zur Halle hinaus.

Siegfried ward begraben. Trauernd saß Kriemhild an dem Hügel, unter welchem er ruhete, stützte das blasse Antlitz auf die Hand und gedachte des Toten.

Und König Siegmund rüstete zur Heimkehr gen Xanten. Er bat Kriemhild, mit ihm zurückzukehren, sie aber schüttelte das Haupt und sprach: „Wo Siegfried schläft, da ist meine Heimat, mein Vaterland — o, läge ich doch im Todesschlummer neben dem geliebten Toten!"

Und König Siegmund zog von dannen, Kriemhild aber verblieb in Worms und bewohnte fürder die Hallen, in welchen Siegfried neben ihr gewaltet. Monate, Jahre vergingen, und sie zehrte unablässig an ihrem Gram. Oft kamen zu ihr ihre Mutter Ute und die Brüder Gernot und Giselher und suchten sie zu trösten, sie aber lächelte nur trübe und sprach: „Für mich gibt es keinen andern Trost als das Grab. Neben Siegfried zu ruhen, das ist meine Sehnsucht, meine einzige Hoffnung."

Oft saß sie stundenlang in Sinnen versunken, und ein finsterer Gedanke brütete auf ihrer Stirn: dann gedachte sie an Hagen und sann auf Rache. Mit ihrem Bruder Gunther sprach sie kein Wort, und das trübte ihm den Mut. Hagen bemerkte das und sprach zum Könige: „Unversöhnlich ist Frau Kriemhild; nichts, was ihr hier von allen Seiten Freundliches widerfährt, vermag ihren Sinn aufzuheitern. Ihr einziger Vertrauter ist Herr Giselher. Ihn sende als deinen Fürsprecher zu ihr, und wenn die Versöhnung stattgehabt, so berede sie, daß sie den Nibelungenhort nach Worms schaffen lasse. In dem Reichtum mag sie wohl einen Trost finden, auch käme das Gold unsern Schatzkammern und dem Lande zugute."

König Gunther befolgte den Rat Hagens, und endlich reichte Kriemhild ihm auf Giselhers Bitten die Hand zur Versöhnung; auch sandte sie nach dem Nibelungenhorte, der so groß war, daß zwölf Lastwagen vier Tage lang hin und her fahren mußten, um den Hort zu Schiffe zu schaffen. Alle ihre Schatzkammern wurden mit Gold und edelm Gestein gefüllt, und da sie mit freigebiger Hand reiche Gaben austeilte, gewann sie allmählich eine große Schar treuer Freunde, die bereit waren, Leib und Leben für sie einzusetzen. Hagen, der scharfäugige Hüter des burgundischen Königsthrones, sah mit Sorgen, wie Kriemhild mit jedem Tage die Zahl

ihrer Getreuen mehrte. Er riet dem Könige Gunther, ihr den Hort mit List oder Gewalt zu rauben, damit nicht durch ihn unabsehbares Unheil gestiftet würde. Aber Gunther erwiderte: „Der Hort gehört ihr zu eigen, drum mag sie damit nach Gefallen schalten."

Hagen aber gab sich damit nicht zufrieden, und als einmal die Könige über Land gefahren waren, bemächtigte er sich mit Gewalt der Schlüssel zu den Schatzkammern Kriemhilds, raubte den größten Teil des Hortes und versenkte ihn in den Rhein. Darauf entwich er auf seine Burg und ließ sich vor den zürnenden Königen nicht eher wieder sehen, als bis sie ihm freiwillig Sühne und Frieden bieten ließen. Und bis auf den heutigen Tag ruht der Hort auf dem Grunde des Rheines.

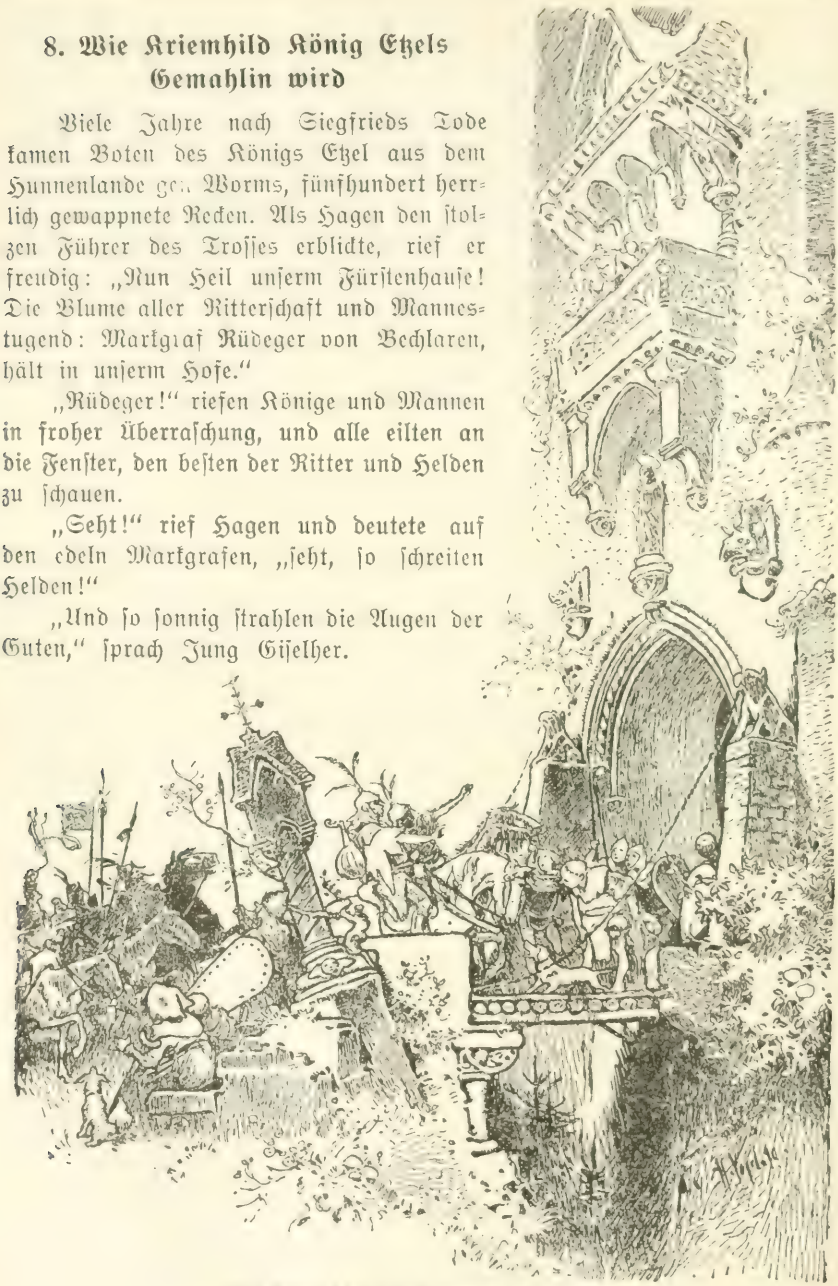
8. Wie Kriemhild König Etzels Gemahlin wird

Viele Jahre nach Siegfrieds Tode kamen Boten des Königs Etzel aus dem Hunnenlande gen Worms, fünfhundert herrlich gewappnete Recken. Als Hagen den stolzen Führer des Trosses erblickte, rief er freudig: „Nun Heil unserm Fürstenhause! Die Blume aller Ritterschaft und Mannestugend: Markgraf Rüdeger von Bechlaren, hält in unserm Hofe."

„Rüdeger!" riefen Könige und Mannen in froher Überraschung, und alle eilten an die Fenster, den besten der Ritter und Helden zu schauen.

„Seht!" rief Hagen und deutete auf den edeln Markgrafen, „seht, so schreiten Helden!"

„Und so sonnig strahlen die Augen der Guten," sprach Jung Giselher.



Die Boten König Etzels kommen nach Worms

„Was er auch immer bringen mag: hochwillkommen sei uns Rüdeger!“ sagte König Gunther. „Viele Gäste schritten schon durch die Tore dieser Burg: so edel wie der Markgraf war nicht einer. Er, der Vater der Heimatlosen, der mildeste Wirt in deutschen Landen, soll bei uns der besten Gastfreundschaft genießen. Auf, meine Brüder und Hagen, führet den edeln Rüdeger in die Königshalle!“

Da der Gast die Schwelle überschritt, erhob sich Gunther von seinem Hochsitz, ging Rüdeger entgegen, neigte sich vor ihm und sprach: „Seid mir herzlich willkommen, Herr Rüdeger von Bechlaren! Mit mir wissen alle burgundischen Recken die Ehre zu schätzen, Euch als Gast in unsern Hallen zu schauen.“

Und Gunther rückte ihm den Stuhl, Rüdeger aber dankte und sprach: „Heil dem Könige Gunther! Heil den Rittern und dem ganzen Volke der Burgunden! Wo der Gast so freundlich empfangen wird, da blühen noch die hohen Tugenden von alters. Burgund ist reich an hoher Ritterschaft, und hier sehe ich die Blüte derselben um ihren König versammelt. Einen der Edeln kenne ich von frühern Zeiten: Herrn Hagen von Tronje. Ihm ist auch König Etzel bekannt, als dessen Bote ich hier stehe, und so hoffe ich, Herr Hagen wird die Sache seines vormaligen Gebieters freundlich fördern. Vor mehr als Jahresfrist ist tiefe Trauer über den König Etzel und sein Volk gekommen: Helche, seine edle Gemahlin, ist gestorben. Sie war, wie Herr Hagen bezeugen wird, eine tugendreiche Fürstin, und nur eine, meint Etzel, sei würdig, sie zu ersetzen: das ist die Tochter des Burgundenlandes, Eure Schwester, König Gunther, die verwaiste Gemahlin des großen Siegfried. Um Kriemhild als Gattin für meinen Gebieter zu werben, bin ich gekommen, und bevor ich in dieser gastlichen Halle raste, möchte ich Eure Gesinnung in dieser Sache hören, ihr edeln Fürsten des Burgundenlandes.“

Ohne Bedenken erwiderte König Gunther: „Uns ehrt der Antrag des großen Etzel wie der edle Bote, den er zu uns gesandt, und meine Einwilligung habt ihr im voraus, Herr Rüdeger!“

Gleicher Meinung waren auch Gernot und Giselher samt den Recken; nur Hagen schüttelte düster sinnend das Haupt, verharrte aber in Schweigen.

Hocherfreut dankte Rüdeger den Fürsten und war gern willfährig, auf Gunthers Wunsch bis zum dritten Tage auf die Entscheidung zu harren.

Gastlich wurde er mit seinen Genossen im Königspalaste bewirtet; von allen Seiten ward ihm Verehrung und Liebe entgegengebracht, und freudigen Herzens rief er aus: „Fürwahr! im Burgundenlande habe ich gute Freunde! Böte sich mir doch einmal Gelegenheit, meinen edeln Wirten alle Milde und Güte vergelten zu können!“ —

Am dritten Tage trat unter Vorsitz König Gunthers der Rat zusammen,

um über Etzels Botschaft zu entscheiden. Alle waren der Werbung des großen Hunnenkönigs wohlgeneigt, nur einer nicht, und das war Hagen.

„Es frommt uns mit nichten," so sprach er, „daß Kriemhild des gewaltigen Etzels Weib werde, drum rate ich, ihr die Botschaft zu verschweigen!"

Solche Worte erweckten den Unwillen der Könige, und Gunther antwortete: „Treulos wäre das, Oheim Hagen. Nach aller Unbill, die unsere Schwester erfahren, dürfen wir ihr das Glück wohl gönnen. Und ist ihr Herz geneigt, die Werbung des großen Etzel anzunehmen, so soll unser Segen sie ins Hunnenland begleiten."

„Der Segen wird uns zum Fluche gedeihen," sagte Hagen bitter.

Da fuhr Jung Giselher zornig den Tronjer an und rief: „Ja, Oheim Hagen gönnt unserer Schwester keinen freundlichen Sonnenstrahl; er, der ihrem Herzen doch so tiefe Wunden geschlagen. So kann nur Hagen handeln."

Ein Blitz aus des Tronjers Auge traf den jungen König, und mit gewaltigem Trotze sprach er: „Ja, so kann nur Hagen handeln, und er handelt dem burgundischen Königsthrone zum Heile. Finstern Haß trägt uns Kriemhild, und wird sie des mächtigen Hunnenkönigs Weib, so wird sie blutige Rache über uns heraufbeschwören. Drum wiederhole ich: Verschwiegen werde ihr Rüdegers Botschaft!"

„Nein! so feige handeln Könige nicht!" rief Jung Giselher. „Sie soll den edeln Rüdeger hören und selbst entscheiden."

Ungemut erwiderte Hagen: „Euer Wille geschehe! Das aber sage ich euch, und ihr bewahret's im Herzen: Verderben wird folgen aus dieser Hochzeit: die Schwerter der Hunnen werden sich röten mit Burgundenblut!"

Er erhob sich trotzig, aber seine furchtbaren Worte verhallten: der Rat beschloß, Etzels Werbung bei Kriemhild zu befürworten.

Jung Giselher übernahm es, die Botschaft Rüdegers seiner Schwester zu bringen. Kriemhild aber wies den Antrag weit zurück, und des freute sich Hagen. Doch gab der edle Rüdeger seine Sache noch nicht verloren. Er ließ Kriemhild um Zwiesprache bitten, und sie gab zur Antwort: „Hätte König Etzel einen andern Boten gesandt, nimmer würde ich ihn empfangen; wie aber könnte ich dem edeln Rüdeger den Zutritt verweigern! Er soll mir willkommen sein."

Liebreich, wie ihren eigenen Vater, begrüßte sie den Markgrafen und sprach: „Herzlich willkommen ist mir Etzels Bote, doch leider nicht seine Botschaft."

Seine ganze Überredungskunst bot Rüdeger auf, Kriemhilds Sinn für die Werbung Etzels geneigt zu stimmen, doch vergebens.

„Trauer und Herzeleid ist mein Los bis ans Ende," sagte sie. „Siegfried, der Sohn der Sonne, hat mich geliebt, ihm bleibe ich treu bis zum Tode!"

Rüdeger erwiderte: „Edle Herrin, Ihr seid dem herrlichen Helden treu bis zum Tode gewesen, habt ihn betrauert eine lange, lange Zeit, so kehret doch nun zurück in das Leben und öffnet Euer Herz der Freude! Zwölf Kronen bietet Euch mein König; dreißig Fürsten werden Euch untertan; ein gewaltiges Kriegsheer steht Eurem Willen gewärtig, und viele Hundert edle Jungfrauen werden in Treue und Züchten Euch dienen; drum lasset Euch erbitten, hohe Herrin, und ziehet mit mir zur stolzen Etzelburg!“

Kriemhild aber schüttelte das Haupt und blieb unbeweglich.

Da sprach Rüdeger: „Geschähe Euch je etwas zuleide, Ihr solltet des getröstet werden, edle Herrin. Das gelobe ich Euch bei meiner Ritterehre!“

Nach diesen Worten blickte Kriemhild lange sinnend vor sich nieder. Sie dachte an Siegfried und an den, der ihn erschlug — — war sie Etzels Gemahlin, so hatte sie Macht, den Geliebten zu rächen. — —

Und endlich hob sie das Haupt und gab dem harrenden Rüdeger die Antwort: „Gönnet mir Frist bis morgen, Herr Markgraf! Vielleicht erhaltet Ihr da erwünschten Bescheid.“

Die ganze Nacht wandelte Kriemhild in ihrem Gemache auf und nieder und erwog in ihrer Seele den schweren Entschluß. Nimmer konnte sie den König Etzel lieben; all ihr Sinnen und Minnen galt dem verlorenen Geliebten; aber ungerochen ruhte er im Grabe — ungestraft wandelte sein Mörder im Lichte der Sonne. — „Der finstere Tronjer muß sterben!“ sprach ihr Herz, und als Rüdeger am andern Tage erschien, war der Entschluß gefaßt, und sie sprach zu ihm: „Schwöre mir, daß du jede Unbill, die mir etwa widerfahren sollte, rächen willst! Schwöre mir Gehorsam und Treue für alle Zeiten, so will ich dir folgen!“

Freudigen Herzens schwur Rüdeger ihr den Treueid, und so ward die Fahrt ins Hunnenland beschlossen. Der guten Kunde freuten sich alle außer Hagen. Er haßte Kriemhild, die ihm Rache sann, und da er vernahm, daß sie den ihr verbliebenen Teil des Nibelungenhortes ins Hunnenland mitnehmen wollte, sprach er bei sich: „Zu unserm Schaden würde sie das Gold verwenden, drum werde es ihr entzogen!“

Und er bemächtigte sich der Schlüssel zu den Schatzkammern, ließ Gold und Silber hinausschaffen und hielt den Schatz in sicherer Hut. Ja, so gewaltig war Hagen, daß er selbst den Königen Trotz zu bieten wagte: Sie zürnten, sie drohten, und Kriemhild weinte — er aber setzte seinen Willen durch und gab den Raub nicht heraus.

Markgraf Rüdeger tröstete die weinende Königin und meinte, als Gemahlin des reichen Etzel werde sie stets Gold und Silber im Überflusse haben.

Und ungeachtet der Beraubung durch Hagen war sie doch noch reich genug, eine wahrhaft königliche Pracht entfalten zu können. Hundert burgundische Jungfrauen und auserlesene Recken rüsteten sich mit ihr zur Fahrt. Alle

wünschten ihr beim Abschiede Glück und Heil, nur nicht Hagen und Brunhild. Ihre Brüder, die Könige, gaben ihr das Ehrengeleit, Gunther bis vor die Tore der Stadt, Gernot und Giselher bis an die Donau. Mit vielen Tränen nahm sie Abschied von Giselher, ihrem Lieblinge, und der land- und leutekundige Rüdeger führte den Zug glücklich in seine Stadt Bechlaren, wo die Herrin mit ihrem glänzenden Gefolge von Rüdegers Gemahlin Gotelind und ihrer schönen Tochter mit herzlicher Liebe begrüßt und gastlich bewirtet wurde.

Nach längerer Rast brach der Zug auf. Schnelle Boten ritten ihm voraus, dem Könige Etzel die Ankunft zu melden. Und er kam mit vielen Fürsten und Rittern der Herrin entgegen und geleitete sie unter dem Jubel des Volkes in die herrlich geschmückte Etzelburg. Da wurde die glänzende Hochzeit gefeiert. Hunnen, Deutsche, darunter der große Dietrich von Bern mit seinen berühmten Recken, Dänen, Russen, Griechen, Polen und Tataren führten der Königin zu Ehren glanzvolle Ritterspiele auf. Mit vollen Händen teilte Kriemhild Geld unter die Menge, Schmuck und prächtige Gewänder unter die Jungfrauen des Hofes und glänzendes Rüstzeug unter die Ritter und Knappen aus, und alle Herzen fielen der schönen, mildherzigen Gebieterin zu.

Als das Getümmel des Festes vorüber war, widmete Kriemhild sich in echt deutscher Treue ihren königlichen Pflichten. Unter ihrer Hut erwuchsen wie Blumen im Maienscheine die edeln Jungfrauen des Landes. Fürsten und Ritter, welche an Etzels Hofe lebten, befliſſen sich aus Ehrfurcht vor der hohen Frau der Übung wahrer Rittertugenden. Allen Wünschen ihres Herzens kam König Etzel zuvor; stolze Fürsten huldigten ihr, und ruhmgekrönte Sänger priesen ihre Schönheit, Macht und Milde — so hätte sie wohl glücklich sein können, wenn der Gedanke an Siegfried und Hagen ihr nicht alle Lust des Lebens vergällt hätte. Niemand, als der große Dietrich von Bern, ahnte, was in ihrer Seele vorging, und wenn sie bei festlichen Schaustellungen sinnenden Antlitzes an Etzels Seite auf dem Throne saß, sprach Herr Dietrich bei sich: „Jetzt denkt sie an den lichten Helden von Niederland und an seinen Mörder — wehe dem Tronjer, wenn ihre Hand ihn erreicht!“ —

Nach einigen Jahren schenkte sie dem Könige Etzel ein Söhnlein, das Ortlieb genannt wurde. Fröhlich wuchs der Knabe heran, und wenngleich er von zarter Bildung war, so deutete sein Wesen doch auf den künftigen Ritter, und sein Vater überhäufte ihn mit Liebe und Güte, war er doch nach dem Tode der beiden Söhne Helches seine einzige Zukunftshoffnung, der einzige Erbe der ungeheuren Macht des Hunnenkönigs.

Als er sechs Jahre alt war und in einer heitern Stunde die Eltern durch seine fröhliche Jugendlust erfreute, sprach Kriemhild zu ihrem glücklich dreinschauenden Gemahl: „Nun wünschte ich doch von Herzen, daß meine lieben Verwandten aus Worms unsern Liebling sähen — wie würden sich

meine Brüder, insonderheit Giselher und meine geliebte Mutter Ute, unseres munteren Kindes freuen!"

„Woran gemahnst du mich, mein huldreiches Weib!" rief Etzel und faßte in rechter Liebe ihre Hand. „So viele Jahre sind uns im Sonnenscheine häuslichen Glückes beschieden gewesen, und nicht einmal habe ich meine Schwäger, die herrlichen Burgundenkönige, an unsern Hof geladen. Nun soll es ohne Verzug geschehen, und so es dir gefällt, rüsten noch heute unsere ritterlichen Spielleute Werbel und Swemmelin, denen die Wege gen Worms kund sind, mit andern auserwählten Degen zur Fahrt in das Burgundenland."

Kriemhild dankte dem Könige mit einem Kusse und sprach: „Heute erfüllst du mir einen Wunsch, den ich lange in stiller Seele gehegt, und das macht mich sehr glücklich! Ja, sende Boten an den Rhein und lade meine lieben Verwandten zum Sonnenwendfeste! Sie werden kommen mit ihren Recken und sich des Glückes ihrer Schwester freuen."

Und Kriemhild, die nun hoffen durfte, Hagen in ihre Gewalt zu bekommen, wußte sich vor innerem Jubel nicht zu fassen. Sie rief den spielenden Knaben herbei, küßte ihn und sprach frohlockend: „Deine Oheime, die stolzen Könige vom Rhein, werden kommen und mit ihnen Ritter Hagen!"

„O!" rief der Knabe und klatschte vor Lust in die Hände, „wann kommen sie?"

„Zum Sonnenwendfeste."

„Auch Ohm Giselher? Hei! mit ihm will ich reiten!"

König Etzel lachte zu der Lust des Kindes, und er küßte sein Kraushaar und sagte: „Ja, mit Ohm Giselher sollst du reiten. Sogleich will ich die Boten gen Worms senden."

Und so geschah es. —

9. Wie die Fahrt ins Hunnenland beschlossen wird

Auf dem Burghofe zu Worms hielten die hunnischen Recken. Und als Jung Giselher sie sah, rief er freudig bewegt: „Eine Botschaft aus dem Lande der Hunnen! Kunde von unserer lieben Schwester!" und er eilte, die frohe Mär der Mutter Ute und seinen Brüdern zu melden.

„Ich kenne die beiden Führer," sagte Hagen, der sich bei den Königen im Saale befand. „Es sind Werbel und Swemmelin, Etzels Spielleute. Verhaßt sind mir die schiefäugigen Boten, verhaßt ist mir, was sie auch immer bringen mögen."

Damit ging der finstere Tronjer dröhnenden Schrittes zum Saale hinaus. So trotziges Gebaren erregte den Unwillen der Könige, und keinem andern als dem gewaltigen Hagen wäre es ungeahndet hingegangen.

Jung Giselher eilte zu seiner Mutter Ute und meldete ihr die Ankunft der Boten aus dem Hunnenlande. Des freute sich die greise Königin, und

ungeduldig sprach sie zu den Söhnen: „Nun eilet doch, die Boten hereinzuführen, damit wir hören, wie es um unser liebes Kind stehe!“

Und Werbel und Swemmelin erschienen im Königssaale und bestellten die Botschaft ihres Gebieters.

König Gunther gab ihnen zur Antwort: nach sieben Tagen sollten sie Bescheid erhalten; er müsse zuerst die Meinung seiner Räte hören.

Aufs beste wurden die hunnischen Recken am Burgundenhofe bewirtet. Die Königin Ute gab ihnen für die Kunde, daß es Kriemhild im Hunnenlande wohlgehe, reiche Gastgeschenke, und Jung Giselher sorgte dafür, daß es ihnen nimmer an Kurzweil fehlte.

Und König Gunther berief seine Brüder und die seinem Hause verwandten Ritter zur Ratsversammlung, um über Etzels Botschaft zu entscheiden. Alle stimmten für die Fahrt ins Hunnenland, nur nicht Hagen und Rumold, der Küchenmeister. Hagen sprach: „Verrat lauert hinter Kriemhilds freundschaftlichen Lockrufen. Seit Siegfrieds Tode sinnt sie auf Rache, und hat sie uns einmal in ihrer Gewalt, so sind wir dem sichern Verderben geweiht.“

„Oheim Hagen sieht Gespenster am hellen Tage,“ erwiderte Jung Giselher. „Gewiß kommt die Einladung aus treuem Herzen, und Lust und Freude wartet unser an Etzels Hofe, drum rate ich zur Fahrt!“

In gleichem Sinne ließen seine Brüder und die Ritter sich vernehmen. Hagen und Rumold aber widersprachen hartnäckig.

„Rumold sinnt nur auf Leibespflege, und Oheim Hagen fürchtet die scharfen Hunnenschwerter,“ spottete unmutsvoll Jung Giselher; „so mögen die beiden immer daheim bleiben, wir können ihrer wohl entraten.“

„Nimmer mögt ihr meiner entraten,“ entgegnete der Tronjer mit zorngeschwollener Stirnader. „Mir allein sind Wege und Stege ins ferne Hunnenland kund, und soll denn gefahren sein, so bleibe ich mit nichten daheim. Zu den burgundischen Königen stehe ich in Not und Tod, und beschlössen sie die Fahrt zur finstern Hel, so zäumte ich ohne Säumen mein Roß. Es sei denn also: wir reiten ins Hunnenland! Eines aber rate ich: lasset uns mit einem Heergefolge von zehntausend Gewappneten zu Etzels Hofe fahren! Hohe Ehre erweisen wir damit dem Gewaltigen und sind gegen etwaige verräterische Anschläge geschützt.“

Der Rat dünkte den meisten gut, und König Gunther sprach: „Ich werde Recken und Knechte zu Hofe bescheiden, und Oheim Hagen mag dann die tapfersten für unser Heergefolge erlesen.“

Und also geschah es: tausend kühngemute Ritter und zehntausend Knechte erwählte der Tronjer aus den besten Mannen des Landes, und von Waffengetöse erscholl der Burghof zu Worms, als ginge es zum Kampfe in Feindesland.

In großer Sorge waren darob die Königinnen Ute und Brunhild. Sie baten Gunther, von der Fahrt abzustehen; sie wandten sich auch an

Hagen, und die Königin Ute sprach: „O bleibet daheim, ihr reitet ins Verderben! Diese Nacht hat mir geträumt: alle Vögel in unserm Lande fielen tot zur Erde nieder; das deutet auf großes Unheil — o bleibet daheim!“

„Wer sich an Träume wendet,“ erwiderte Hagen, „der ist übel beraten; gerüstet sind wir, und so reiten wir von hinnen.“

10. Fahrt über die Donau

Mit Trompetenklang sprengten die Fürsten mit ihrem glänzenden Gefolge aus den Toren von Worms, und unter Hagens Führung gelangten sie glücklich bis an die Donau. Dort wurde gerastet, und Hagen ritt am Stromufer entlang, eine Überfahrt auszuspähen. Vergebens schaute er umher. Die Fähre, welche hier vorzeiten die Reisenden über den Strom gesetzt, war verschwunden. Da er an ein Weidengestrüpp kam, band er sein Roß an einen Baum und schlug sich zu Fuß durch das Gesträuch. Auf einmal hörte er Wassergeplätscher und fröhliches Mädchenlachen. Geräuschlos schlich er näher, und was erblickte sein Auge? Wunderschöne Wasserjungfrauen badeten in der kristallklaren Flut der Uferbucht; auf einem Weidenbusch hingen ihre feinen Gewänder.

Hagen sprang plötzlich herzu und bemächtigte sich der Kleider. Hei, welch ein Schrecken ergriff darob die Mägdlein! Gleich Wasserhühnern tauchten sie in die Tiefen, kamen aber bald wieder ans Licht und baten flehentlich um ihre Gewänder.

„Du bist Hagen von Tronje,“ sprach eine. „Auf der Fahrt ins Hunnenland bist du mit den Burgundenfürsten. Uns sind die Schicksale der Menschen kund, und so du unsere Gewänder herausgibst, will ich dir sagen, was euch an Etzels Hofe begegnen wird.“

„Laß hören! und ich lege die Kleider wieder an ihren Ort,“ antwortete Hagen.

Sie sprach: „Ich darf deinem Worte trauen, denn du bist ein edler Ritter. So vernimm denn: Freude und Ehre wartet euer an Etzels Hofe, und ganz grundlos ist der Argwohn, den du wider Kriemhild in der Seele trägst.“

Solcher Kunde ward Hagen von Herzen froh, und willig gab er die Pfänder aus den Händen.

Geschwind hüllten sich die Jungfrauen darein, fuhren wie die Schwäne eine Strecke über den Wasserspiegel, lehnten sich an ein Felsstück, und zu Hagen gewendet, sprach die zweite: „Herr Ritter, meine Schwester hat Euch nicht die Wahrheit verkündigt! Seht Ihr, wie dort der Strom die hüpfenden Wellen des Baches verschlingt? Also werden die Burgunden im Hunnenlande von der Erde getilgt werden. Nur einer jener Tausende,

die am Ufer dieses Stromes rasten, wird den Rhein wiederschauen, und der eine ist des Königs Kaplan." — „Kehret um, Herr Hagen!" rief die dritte Jungfrau. „Gedenket des Traumes der Königin Ute: alle Vögel im Burgundenlande fielen tot zur Erde nieder — die Vögel bedeuten die burgundischen Fürsten und Ritter, die ins Hunnenland fahren — drum kehret um, Herr Hagen!"

Hagen und die Wasserjungfrauen

„Das wäre feige," erwiderte finster sinnend der Tronjer. „Wir fahren, und sei es denn in den Tod! Ich suche den Fergen, der uns über den Strom setze: wo finde ich den Mann, ihr vielwissenden Jungfrauen?"

„Stromauf mußt du gehen. Jenseits des Baumes, an den du dein Roß gebunden, steht am andern Ufer unter Weiden versteckt die Hütte des Fergen. Der Mann gehört dem Fürsten Gelfrat zu eigen und darf keinen Fremden übersetzen, es sei denn, daß Else, Gelfrats Bruder, es verstattet. Nenne dich Almarich, so wird er mit der Fähre herüberkommen; doch klüger wäre es, ihr führet nicht über den Strom."

Hagen dankte und ging seines Weges. Sein Schild glänzte in der Sonne, in der Hand führte er Balmung, Siegfrieds Schwert, und der

gewaltige Speer überragte das behelmte Haupt: so schritt hochaufgerichtet der Recke am sandigen Stromufer entlang und spähte scharfen Blicks nach dem Weidengebüsch am andern Ufer hinüber. Bald bemerkte er die Hütte des Fergen, und er erhob seine Stimme und rief: „Hol über, Ferge, hol über!"

Drüben regte sich nichts.

Da schöpfte Hagen tief Atem, und wie Donner rollte über die Fluten des Stromes der Ruf: „Hol über! hol über! Almarich bin ich, dein Freund!"

Da trat aus der Tür seiner Hütte der Ferge, ein riesenstarker Mann, und ihm folgten seine Knechte.

Sie entfesselten die Fähre und kamen langsam über den Strom gefahren. Als aber der Ferge den fremden Ritter erblickte, ward er zornig, fluchte Hagen und wollte stracks wieder umkehren; Hagen aber sprang mit einem mächtigen Satze mitten auf die Fähre, also daß der Ferge samt seinen Gesellen den wunderkühnen geharnischten Recken sprachlos anstarrte.

„Schau!" herrschte Hagen den verdutzten Fährmann an, „dort im Ufersande lagern meine Genossen, mehr denn zehntausend Mann — willst du sie über den Strom setzen oder nicht?"

Der kräftige Schiffer aber schwang sein wuchtiges Ruder und versetzte Hagen damit einen so schweren Schlag auf das behelmte Haupt, daß der Recke in die Kniee sank.

„Da hast du die Antwort!" rief der ungeschlachte Geselle höhnend und holte zum zweiten Hiebe aus.

Wie der Blitz fuhr Hagen empor, Balmung pfiff durch die Luft, und das Haupt des Fergen flog in den Strom. Erbleichend sahen solches die Schifferknechte, und mit Furcht und Zittern gehorchten sie den Befehlen des zorngemuten Recken.

Der Troß rückte an den Landungsplatz heran, und als die Könige Blut auf der Fähre sahen, blickten sie fragend auf Hagen.

„Es ist weiter nichts als das Sühnopfer, das der Ferge für seinen Trotz bezahlt," erklärte der Tronjer, und unter seiner Führung wurden Mannen und Rosse über den Strom gesetzt. Mehrmals mußte er hin und wieder fahren; zuletzt betraten die Fürsten mit den vornehmsten Recken das Fahrzeug; unter ihnen befand sich auch der Kaplan des Königs. Während der Überfahrt las der fromme Mann andächtig in einem Gebetbuche. Hagen trat an ihn heran und betrachtete eine Weile schweigend sein frommes Tun.

„Also du allein sollst die rheinische Heimat wiedersehen," sprach der Recke bei sich, „nun soll sich's zeigen, ob die Wasserjungfrauen mir die Wahrheit verkündigt haben oder nicht."

Und plötzlich stürzte er sich auf den ahnungslosen Priester, ergriff ihn

mit seinen starken Händen, hob den laut schreienden über Bord und schleuderte ihn mitten in den Strom hinein.

Alle blickten entsetzt auf den schrecklichen Mann, und mit lauter Stimme rief Jung Giselher: „Weichet zurück, er ist rasend!"

„Hagen ist rasend geworden!" scholl es auch aus der Schar der Recken, und mit grauser Neugier beobachtete man den gewalttätigen Helden.

Ruhig stand er an Bord und sah kaltblütig dem Kampfe seines Opfers mit den Wogen zu. Die weiten Gewänder hielten den Priester über Wasser; nach schwerem Kampfe erreichte er das Ufer, schüttelte sich kräftiglich, erhob die Faust, verfluchte Hagen und eilte dann geflügelten Fußes den Weg zurück, welcher in die Heimat führte.

Da wandte Hagen sich den Fahrgenossen zu, richtete sich hoch auf und sprach mit furchtbarem Ernste: „Ihr staunt ob meinem Tun? — Prüfen wollte ich die Wahrheit der Weissagung schicksalskundiger Wasserjungfrauen, darum warf ich den Priester über Bord. Er allein von uns allen, die ins Hunnenland fahren, werde den Rhein wiedersehen, verkündigten sie mir, und das wird sich wahrlich erfüllen; unerschütterlich wider alle Gewalt der Menschen bleibt die Satzung der Nornen bestehen. Vorgezeichnet steht es im Schicksalsbuche, daß der Priester die Heimat wiederschauen soll, darum trugen die Wogen ihn ans Land, und munter wandert er dem schönen Rheine zu, während wir alle, ja, wir alle," wiederholte er mit erhobener Stimme, „in den Tod fahren!"

Der Eindruck dieser Worte war gewaltig; lange verharrten die Recken in Schweigen. Endlich aber rief Jung Giselher: „O, nicht also, Oheim Hagen! Zur Lust, zum Freudenfeste fahren wir, nicht in den Tod!" Und er lachte so froh und heiter, wie einst Siegfried, da er zur letzten Jagd in den Odenwald ritt. —

„Ja, mein Bruder hat recht," versetzte Gernot. „Zu lieben Verwandten fahren wir, und mit Jubel wird man uns an Etzels Hofe empfangen. Seht doch, wie herrlich die Sonne dort untergeht!"

Alle blickten empor; ein Kranz goldener Strahlen umkrönte die untergehende Sonne, und düster sagte Hagen: „Die Goldstrahlen gemahnen an gleißende Schwerter — frisch auf zum Todeskampfe ins Hunnenland!"

Damit sprang er von der Fähre an den Strand, und ihm folgten die Könige und Recken.

11. Nächtlicher Kampf mit Gelfrat und Else

Und Hagen berief seinen Bruder Dankwart, den Reisemarschall, und Volker von Alzey zu sich und sprach zu ihnen: „Die Fürsten dieses Landes, Gelfrat und Else, werden auf Rache sinnen für den Tod des Fergen und uns im Dunkel der Nacht angreifen wollen, dem gegenüber müssen wir gerüstet sein. Dir, Freund Volker, sind die Wege dieses Gaues kund,

Hagen wirft den Prieſter über Bord

drum wirst du an meiner Statt an der Spitze des Zuges reiten; mein Bruder und ich übernehmen die Schirmung der Nachhut: so mögen die Wölfe immer kommen."

Und der starke Fiedler entrollte die burgundische Fahne und übernahm die Führung des Trosses; ihm folgten in langer Kette Recken und Mannen, als letzte Hagen und Dankwart, die beiden Tronjer.

Die Sterne gingen auf, einer nach dem andern, und bald schimmerte das weite Himmelsgewölbe in erhabener Pracht und Herrlichkeit. Durch die Stille der Nacht rauschten traulich murmelnde Bäche zum großen Donaustrome; mancher Recke lauschte auf das heimliche Plätschern und dachte dabei voll Sehnsucht an das nächtliche Wellengemurmel des heimatlichen Stromes.

Gegen Mitternacht erhob sich ein Wind, und Wolken jagten gleich den wallenden Gewändern flüchtender Riesen über den gestirnten Himmel hin. Die Bäume am Wege schüttelten unwillig die breiten Wipfel; gleich den Fittichen des Adlers rauschte Volkers Fahne in den Lüften; es flatterten die Mähnen der Rosse, und im Winde wallten die Mäntel der Recken; niemand dachte an drohende Gefahren außer Hagen und Dankwart, den treuen Hütern des Heeres. Mit scharfen Augen spähten die beiden in das Dunkel der Nacht, und als sie an einem Gehölz vorbeiritten, sah Hagen unter den Bäumen Helme blitzen, und er sprach zu seinem Bruder: „Nun rüste dich zum Streite, Dankwart! Dort im Waldversteck halten mit ihren Recken Gelfrat und Else."

„Sie sollen mit Rittergruß empfangen werden," erwiderte Dankwart und griff zum Schwerte.

Die feindliche Schar trabte heran, und da Gelfrat den Troß wohl behütet sah, erhob er seine Stimme und sprach zu den Tronjern: „Ich suche den Recken, welcher meinen Fergen erschlagen hat."

„Der Mann bin ich," antwortete Hagen und blickte sonder Furcht dem Fürsten ins Angesicht.

„Ha! ich erkenne dich! Du bist Hagen von Tronje!" rief Gelfrat und legte den Speer ein. „Den Blutfrevel sollst du mit dem Tode büßen."

Widereinander stürmten die beiden Recken; von der Wucht des Speerstoßes riß Hagens Sattelriemen, und der Held stürzte in den Sand. Auch Gelfrat sprang vom Rosse, um den Gegner mit dem Schwerte zu erschlagen; Hagen aber hatte sich aufgerafft, und es erhub sich ein scharfes Streiten. Bald war die ganze Nachhut des Trosses in den Kampf verwickelt. Wider Else stritt Dankwart, und da er sah, wie sein Bruder Hagen durch den gewaltigen Gelfrat in heiße Not gebracht wurde, sprang er ihm zu Hilfe und erschlug Gelfrat mit der Schärfe des Schwertes. Von seinen Hieben blutete auch Else aus tiefen Wunden, und da er seinen Bruder fallen sah, wandte er sich mit seinen Recken zur Flucht. Hinterdrein stürmten die Tronjer mit einem Häuflein tapferer Recken und erschlugen wohl hundert

Mann. Darauf kehrten sie wieder zurück und ritten ruhig hinter dem Zuge her. Erst am Morgen erfuhren die Könige, was sich in der Nacht begeben hatte, und Gunther lobte die Treue der beiden Recken, schalt aber Hagen, daß er ihm von dem Angriff nicht Meldung gegeben.

„Es war nur das Vorspiel größeren Kampfes; in der Hunnenschlacht sollt ihr nicht fehlen," antwortete Hagen.

12. Bei Rüdeger

Wohlbehalten erreichte der Troß die Grenze des Hunnenlandes. Dort, wo der Markgraf Rüdeger als Lehnsmann des Königs Etzel herrschte, fanden sie am Marksteine einen schlafenden Ritter. Es war Eckewart, den Markgraf Rüdeger als Hüter der Grenze bestellt hatte.

Hagen entriß ihm die Waffen, und verstört fuhr er aus dem Schlafe empor und griff nach dem Schwerte. Da bemerkte er, daß er wehrlos sei, und beschämt stand er vor den lachenden Fremden.

„Wehe mir der Schande!" rief er aus, „wie soll ich ungetreuer Knecht nun vor meinem Herrn bestehen!"

Da gab Hagen ihm die Waffen wieder und sprach: „Nun eilet, Herr Ritter, und meldet Eurem Herrn: die Burgunden stehen an der Grenze seines Landes und bitten um Herberge in der guten Stadt Bechlaren."

Der Ritter sprengte von dannen, seinem Herrn die Botschaft zu bringen.

Als der edle Rüdeger die Kunde vernahm, lachte er vor Freude und sprach: „Habe Dank für die Meldung, Eckewart! Herzlich willkommen sind mir die lieben Gäste vom Rhein, und sie sollen in meinem Hause gute Herberge finden."

Sogleich befahl er seinen Knechten, auf dem weiten Plane vor der Burg Zelte aufzuschlagen; er selbst eilte in die Burg und meldete Frau Gotelind und seiner schönen Tochter die Ankunft der Gäste.

„Nun bitte ich, richtet alles aufs beste ein!" sagte er zu den Frauen. „Drei Könige: Gunther, Gernot und Giselher, wollen mein Haus ehren, und mit ihnen kommen viele stolze Recken, darunter das strahlende Dreigestirn Hagen, Dankwart und Volker, der Spielmann. Diese sechs werdet ihr nach deutscher Sitte mit einem Kusse begrüßen, sie sind wahrlich so hoher Ehre wert."

Da eilten die Frauen in ihre Kammern und nahmen aus den Truhen und Schreinen prächtige Gewänder und Perlen und Edelsteine, um sich den hohen Gästen zu Ehren damit zu schmücken. Bald verkündete Hörnerschall von den Türmen der Burg die Ankunft der reisigen Schar. Markgraf Rüdeger trat mit Frau Gotelind und seiner holdseligen Tochter vor das Tor und verneigte sich vor den willkommenen Gästen. Alle staunten ob der Schönheit der minniglichen Jungfrau, insbesondere Jung Giselher,

der die Augen von ihr nicht abwenden konnte. Und gleich ihrer Mutter küßte sie die Könige, küßte auch Dankwart und Volker, beim Anblick Hagens aber schauderte sie entsetzt zurück und lehnte sich zitternd an ihren Vater.

„Küsse Hagen!“ flüsterte Rüdeger ihr zu, und bleichen Angesichts gehorchte sie, Hagen aber lachte ingrimmig in sich hinein.

Frau Gotelind führte den König Gunther, der Markgraf Gernot und die Jungfrau den heiter schauenden Giselher in die gastlichen Hallen der Burg; ihnen folgten die vornehmsten Recken, während die Mannen in den Zelten Obdach und gute Pflege fanden. Fürstlich war die Bewirtung. Die Markgräfin reichte mit eigenen Händen ihren vornehmen Gästen den Wein, und nach dem Zechgelage erschien auch die Tochter mit andern schön geschmückten Jungfrauen im Saale. Das war den Fürsten und Rittern eine rechte Augenweide.

Heitere Unterhaltung wurde gepflogen, Saitenspiel erklang, und von fröhlichem Reigen ertoste die säulengetragene Halle. Der glücklichste von allen Rittern war Jung Giselher. Man sah ihn stets an der Seite der jungen Markgräfin, und jedermann merkte, wie hohes Wohlgefallen er an dem Mägdlein fand. Und auch die Augen der Jungfrau strahlten wonnesam, wenn sie dem edeln Königssohne ins Angesicht schaute. Hagen sah es und nickte dazu; die Tochter des edeln Rüdeger schien ihm wohl wert, im Burgundenlande als Fürstin zu gebieten.

Um die Lust der frohen Stunden zu erhöhen, nahm der ruhmreiche Volker seine Geige zuhanden und spielte eine wonnesame Weise. Atemlos lauschten Ritter und Frauen, so liebliche Töne waren in der Burg zu Bechlaren noch nimmer erklungen.

Die edeln Wirte dankten dem Meister für sein Spiel, und da auch die junge Markgräfin sich dankbar vor ihm neigte, sprach der kühngemute Fiedler: „Bei Freya, der göttlichen Walterin reiner Minne: schmückte mein Haupt eine Fürstenkrone, so sollte keine andere als Rüdegers schöne Tochter mein Ehegemahl werden!“

Errötend neigte die Jungfrau das Haupt und blickte in holder Scham zu Boden; alle lächelten, Hagen aber sprach: „Nicht auf meinen wackern Kampfgenossen Volker ist der Sinn der Jungfrau in Minne gerichtet, sondern auf einen Recken im Goldgelock blühender Jugend; und hieße ich Giselher, wahrlich, ich zöge nicht von hinnen, ehe denn das Mägdlein sich mir in Liebe verlobt!“

Freundlich schaute Rüdeger zu diesen Worten, freundlich auch Gotelind, Giselher aber richtete sich hoch auf und sprach: „Fürwahr, mein Oheim Hagen hat mir aus dem Herzen gesprochen, ich werbe um die Jungfrau!“

„Und was sagt meine Tochter dazu?“ fragte Rüdeger lächelnd.

Aller Augen waren auf das Mägdlein gerichtet, und vor Scham vermeinte es, in den Boden sinken zu müssen.

Da trat Giselher zu ihr und faßte ihre Hand, und sie erhob das Haupt und schaute ihn mit strahlenden Augen an.

„Schließet den Ring!“ rief König Gunther heiter; „es bedarf der Worte nicht mehr! Die Augen der Jungfrau haben des Herzens Minne verraten.“

Rasch traten die Ritter zum Ringe zusammen, Frau Gotelind aber erhob den Einwand: „Nicht so geschwind, König Gunther! Herr Giselher ist ein stolzer Königssohn, meine Tochter aber trägt keine Krone, auch könnte sie ihm als Brautschaft weder Land noch Burgen bringen.“

„Dessen bedarf es auch wahrlich nicht, edle Frau,“ erwiderte Gunther. „Land und Burgen besitzt mein Bruder im Burgundenlande, es fehlt darin nur die schöne Gebieterin, und die erbitten wir von Euch.“

Da nahm Rüdeger das Wort und sprach: „Ein freier Fürst bin ich nicht, und hoch ehrt mich die Werbung der Burgundenkönige. Mit leeren Händen aber soll mein Kind nicht an den Rhein ziehen. Wohlgefüllt sind meine Schatzkammern, und so viel Gold und Silber, wie hundert Saumtiere nur tragen mögen, soll die Tochter des Markgrafen als Brautschatz an den Rhein führen.“

Und König Gunther, als das Haupt des burgundischen Königshauses, fragte Giselher und darauf die Jungfrau, ob sie einander treue Minne für die Fahrt durchs Leben geloben wollten. Freudig sprach Giselher, mit scheuem Zagen die Jungfrau das Ja, und unter den laut schallenden Heilrufen der Recken tauschte das glückliche Paar den Verlobungskuß.

„Nun reicht mir mein Saitenspiel!“ rief fröhlich der wackere Volker. Und er nahm die Geige und spielte und sang ein hohes Lied zum Preise der keuschen, seligen Minne.

Am andern Morgen wollten die Nibelungen — so wurden die Burgunden nach dem Nibelungenhorte, der nach Worms gekommen, in der Folge häufig genannt, — von Bechlaren aufbrechen; Rüdeger aber bat und beschwor die Fürsten und edeln Ritter, noch ein paar Tage die Gastfreundschaft seines Hauses zu genießen.

„Es geht nicht, Herr Rüdeger,“ entgegnete Dankwart, der Reisemarschall. „Unser sind zu viel, und es wäre Mißbrauch Eurer Milde, wollten wir noch länger weilen.“

„Mißbrauch?“ versetzte Herr Rüdeger erstaunt. „O, mit nichten, mit nichten, Herr Marschall! Wie gern bewirtete ich Euch noch vierzehn Tage und länger; bin ich doch, dank der Gnade meines Königs, reich genug, und wo fände ich Gäste, welche meine Augen lieber sähen, denn Euch?“

Und sie verweilten noch vier Tage zu Bechlaren, und Herren und Knechte erfreuten sich der unerschöpflichen Milde des edlen Markgrafen und seiner Gemahlin.

Endlich rüstete man zum Aufbruch. Reiche Gastgeschenke teilten die gütigen Wirte an die Fürsten und Recken aus. Dem Könige Gunther

reichte die Markgräfin ein herrliches Waffengewand, Gernot erhielt ein gutes Schwert, Dankwart, der Marschall, aus den Händen der Tochter ein ritterliches Kleid, und da Frau Gotelind auch Hagen mit reicher Gabe erfreuen wollte, sprach der Recke: „Nichts, vieledle Frau, begehre ich, als jenen Schild, der dort an der Wand so herrlich erglänzt. Von ihm versehe ich mich treuer Dienste am Sonnenwendfeste im Hunnenlande."

Mit Tränen in den Augen erwiderte dem Recken die edle Wirtin: „Es ist der Schild unsers geliebten Sohnes Nudung, den Heime erschlug — o, trüge der ihn mit Euch zur Etzelburg — wie glücklich würde ich vor Euch stehen!"

Hagen erwiderte: „Im Kampfe zu fallen, ist Heldenlos, ist Heldenlust, drum trocknet Eure Tränen, edle Frau! Auch wir kehren wohl nicht alle gen Burgund zurück, sondern reiten in hellen Haufen über Bifröst gen Walhalla. Dort sehe ich wohl Euern Sohn an Odins Tafel, und ich werde ihm erzählen, wie ich aus Euern Händen seinen Schild empfangen und ihn mit Ehren im letzten Kampfe geführt habe."

„Herr Hagen liebt reckenhaften Scherz!" rief Rüdeger heiter. „Nicht zum Streite, sondern zu fröhlicher Festfreude fahren wir ins Hunnenland. Ja, Herr Hagen, auch ich will Euer Gefährte sein und werde darüber wachen, daß keinem meiner werten Gäste an Etzels Hofe der Mut getrübt werde."

Frau Gotelind nahm den Schild von der Wand, reichte ihn Hagen und sprach: „So nehmt ihn hin, Herr Hagen von Tronje! und möge er Euch schirmen in aller Not und Gefahr!"

Zum Abschied spielte Volker noch eine jubelvolle Weise und sang den Wirten zum Danke ein so schönes Lied, daß beide, Rüdeger und seine Gemahlin, sich reich belohnt fühlten. Und Frau Gotelind wählte aus ihren Kleinoden goldene Ringe und reichte sie als Gastgeschenk dem ritterlichen Fiedler.

Vor den Toren der Burg wieherten die Rosse, Waffen klirrten, Fahnen wehten, und Recken und Mannen waren in freudiger Bewegung.

Da traten die Könige Gunther und Gernot mit Rüdeger aus dem Tore der Burg und stiegen zu Rosse: mit fünfhundert seiner besten Recken wollte der Markgraf seine Gäste zur Hofburg seines Königs geleiten. Zum Aufbruch wurde geblasen; einer aber fehlte noch, und das war Jung Giselher. Er konnte sich nicht trennen von der geliebten Maid, und um ihretwillen hätte er gern auf die Festfreuden an Etzels Hofe verzichtet.

„Bald, bald kehre ich zurück," tröstete er die Trauernde. „Dann fährst du mit mir an den Rhein, in die glückliche Heimat, und wir trennen uns nimmermehr."

„Nimmermehr," wiederholte sie innigen Tones. „Mögen die Himmlischen dich beschirmen, mein Geliebter! Tag und Nacht will ich für dich beten. Nun fahre wohl! fahre wohl!"

Noch einmal küßte er sie, dann eilte er zum Tore hinaus und stieg zu Rosse.

Auf dem Söller der Burg stand die Jungfrau und winkte dem Geliebten mit ihrer weißen Hand, so lange ihre Augen ihn sahen, — fahre wohl! fahre wohl!

13. Wie die Burgunden in der Etzelburg empfangen werden

Am Hofe Etzels, des gewaltigen Hunnenkönigs, lebte mit vielen andern Fürsten auch der große Dietrich von Bern mit seinen tapfern Waffengenossen, unter diesen der berühmte alte Hildebrand. Da der Meister vernahm, daß die Burgunden im Anzuge seien, rief er bekümmerten Herzens: „O, wären sie doch am Rheine geblieben, die herrlichen burgundischen Degen! Hier blüht ihnen Haß und Not und Tod."

„Ja, wären sie nimmer gekommen!" versetzte Dietrich trübe. „Auf, mein getreuer Waffenbruder, laß uns den Freunden entgegenreiten und sie zur Vorsicht mahnen! Ich höre, sie sind nicht mehr fern."

Und sie ritten und wurden von den Nibelungen mit großer Freude begrüßt.

Und Herr Dietrich sprach: „Wie gern auch meine Augen euch schauen, ihr tapfern Degen vom Rhein, jetzund wünscht mein Herz, ihr wäret im fernen Burgundenlande, — die Königin sinnt auf euer Verderben."

Alle schwiegen, so tief war der Eindruck der Worte, obwohl sie nichts Neues kündeten.

Endlich rief Jung Giselher: „Es kann nicht also sein! nein, es kann nicht sein! Unsere Schwester Kriemhild ist treu gesinnt, und sie wird nimmer dulden, daß uns hier Leides geschehe."

Gleichermaßen äußerten sich auch Gunther und Gernot; Hagen aber sprach: „Glaubet nur, was Herr Dietrich in Treue uns meldet, es ist bittere Wahrheit."

„Warum sollte Kriemhild uns denn verderben wollen?" fragte Gernot.

„Es ist um Siegfried," antwortete der Berner. „Sie beklagt noch immer den Tod des lichten Helden."

Da sprach voll Sorge König Gunther: „So stehen wir denn mitten in Feindesland — wie mögen wir uns am besten schirmen?"

„Mit unsern Schilden! mit unsern Schwertern!" rief mit blitzenden Augen der kühne Volker. „Auf! lasset uns fröhlich zu Hofe reiten! Wir wollen doch sehen, ob die Hunnen es wagen werden, uns schnelle Degen anzugreifen!"

„Fürwahr, ein gutes Wort!" versetzte Hagen. „Zum Feste sind wir geladen, da ziemt sich's, mit heitern Mienen bei den Wirten zu erscheinen."

Das erhöhte allen den Mut, und in ritterlicher Pracht und Herrlichkeit fuhren die Nibelungen zu Hofe.

Wie staunten ob ihrer glänzenden Ausrüstung die Hunnenrecken! Alle fragten nach Hagen von Tronje! Es wollte jeder den Mann von Angesicht schauen, der den starken Siegfried erschlagen. Wie ein wildes Tier wurde der Tronjer von den Hunnen begafft, man zeigte mit Fingern auf ihn, und einer sprach zum andern: „Der ist es! der mit dem einen Auge, dem greisen Haar und dem finstern, schrecklichen Angesicht. Wie stolz er schreitet! und ha! wie unheilvoll sein Auge wetterleuchtet! Wahrlich, Herr Hagen ist ein gewaltiger Degen!"

„Das war er schon, als er noch beide Augen hatte und mit dem kühnen Walther von Aquitanien als Geisel an diesem Hofe lebte," sagte ein alter Hunnenrecke. „Wie der Sturmwind stürzte er sich im Kampfgetümmel mitten unter die feindlichen Speere, und wo sein Schwert traf, da sproßten die roten Rosen des Todes."

„Seht da! die Königin naht!" rief einer, und alle traten ehrfurchtsvoll vor der Gebieterin zurück.

Mit stolz emporgerichtetem Haupte schritt Kriemhild auf die Burgunden zu, ging mit kaltem Gruße an Gunther vorüber, reichte ihrem Bruder Giselher freundlich die Hand und küßte ihn.

Die andern küßte sie nicht. Voll Haß und Grimm starrte sie Hagen an, und der Tronjer warf das Haupt empor und band seinen Helm fester, als ginge es zum Kampfe.

„Fürwahr, ein sonderbarer Empfang!" sprach Hagen mit lauter Stimme. „Es ist wohl Brauch in hunnischen Landen, daß man geladene Gäste so scheelen Auges begrüßt?"

„Ei seht, Herr Hagen!" rief Kriemhild hohnvoll. „Auch Ihr beehrt mich mit Eurem Besuche? Seid Ihr gekommen, mir den geraubten Nibelungenhort zu bringen?"

„Ich hatte an meinem Schilde genug zu tragen," antwortete Hagen.

„Der Schild wird Euch wenig frommen," sagte sie spöttisch und wandte sich von ihm.

„Befiehl, König Gunther," sprach sie zu ihrem Bruder, „daß die Recken die Waffen ablegen! Im Saale harret euer der König Etzel. Den Mannen ist ein weites Gezelt im Freien zur Herberge bereitet, dorthin mag der Marschall sie führen."

„Wir werden im Saale erscheinen," antwortete der König.

„Aber in Wehr und Waffen," fügte der grimme Hagen hinzu.

Da entfärbte sich die Königin und murmelte: „Der Tronjer ahnt meine Anschläge, doch soll er dem Schwerte meiner Rache nicht entrinnen!"

Sie ging in die Burg zurück und schaute aus dem Fenster auf die Burgunden herab. Da sah sie, wie Hagen und Volker quer über den Hof schritten und sich ihr gerade gegenüber auf eine Bank setzten. Es waren zwei gewaltige Recken, die da, von allen gesondert, in voller Waffenrüstung saßen und die Hunnen, von denen sie staunend begafft wurden, keines

Blickes würdigten. So trotzig und herausfordernd schaute Hagen drein, daß die Königin bei seinem Anblick in Tränen des Zornes ausbrach.

Bestürzt traten zu ihr die Ritter ihres Gefolges und forschten nach der Ursache ihrer Tränen.

„Es ist nur um Hagen," antwortete sie bitter weinend. „Seht, wie trotzig er da sitzt, mir zum Hohne! Er hat mir unsägliches Herzeleid angetan, denn er erschlug Siegfried und raubte mir den Nibelungenhort — o, wer mich an Hagen rächte, den belohnte ich mit Burgen und Land und wäre ihm hold immerdar!"

Da griffen sechzig Hunnenrecken kampfbereit zu den Waffen, Kriemhild aber sprach bitter: „Ach, nur sechzig Streiter? Wie dürfte ein solches Häuflein es wagen, den grimmen Hagen herauszufordern? Und schaut nur seinen Gesellen an! Es ist Volker von Alzey, der kühngemute Spielmann; wahrlich, der Recke weiß nicht minder meisterlich das Schwert zu führen als den Fiedelbogen."

Darauf traten vierhundert gewappnete Ritter vor die Königin, entschlossen, Hagen anzugreifen. Und sie dankte ihnen und sprach: „Ich will vorausschreiten und mich mit Fragen an ihn wenden, damit ihr die Verbrechen, welche er gegen mich verübt, aus seinem eignen Munde vernehmet; denn Hagen kennt keine Furcht. Und gälte es sein Leben, er leugnete seine Missetaten nicht."

Und Kriemhild setzte die Königskrone auf das Haupt und schritt an der Spitze der vierhundert Gewappneten die Stufen hinab in den Hof.

Volker erblickte sie mit ihrer Folgschar und sprach zu Hagen: „Nun seht, Freund Hagen, die Königin naht mit einer Schar speertragender Hunnenrecken; was hat das zu bedeuten?"

„Das gilt mir," erwiderte der Tronjer und reckte sich auf. „Auf meinen Tod ist es abgesehen, und nichts begehre ich nun heißer, als eines Freundes, der treu neben mir stünde in Not und Tod."

„Nehmt mich zum Freunde an, Herr Hagen!" bat Volker glühenden Angesichts. „Treu will ich Euch zur Seite stehen in Not und Tod."

Ein Strahl der Freude brach wie Sonnenglanz durch finsteres Gewölk aus Hagens Auge, er reichte dem Fiedler die Hand und sprach: „Treu bis zum Tode — wie danke ich dir, Volker! Nun mögen sie immer kommen, diese windigen Hunnen! Einem ganzen Heere bieten wir zwei Trotz."

So sprach Hagen und legte Balmung, Siegfrieds Schwert, über seine Knie, also daß der goldene Griff und am Knauf der rote Jaspis hell in der Sonne funkelten. Solches tat er Kriemhild zum Trotze, denn sie kannte wohl Siegfrieds herrliche Waffe.

Unterdessen war die Königin nahe herangekommen, und Volker sprach zu dem Genossen: „Nun laß uns aufstehen, Freund Hagen, wie es sich geziemt, wenn hohe Frauen nahen!" Hagen aber hielt ihn zurück und sprach: „Wohl ziemt es sich, und dennoch werde ihr die Ehre versagt! Sie

trägt mir herben Haß, und ich sollte sie ehren? Nimmermehr! Auch möchten die Hunnen glauben, wir erhöben uns aus Furcht, — drum bleiben wir sitzen!"

Kriemhild trat dicht vor die beiden Recken, die ihr trotzig die Ehrerbietung versagten, und voll Haß und Hohn schaute sie Hagen an und sprach: „Wie habt Ihr Euch doch erfrechen können, Hagen von Tronje, mir vor die Augen zu treten? Oder leugnet Ihr, daß Ihr Siegfried ermordet, leugnet Ihr, daß Ihr mir den Nibelungenhort geraubt, leugnet Ihr, daß das Schwert, mit welchem Ihr da prunkt, einst Siegfried zu eigen gehörte?"

„Nichts von alledem leugne ich," antwortete Hagen mit trotzigem Mute. „Ja, ich erschlug den wunderstarken Siegfried, ich versenkte den Nibelungenhort im Rhein, und dieses Schwert heißt Balmung und wurde einst von Siegfrieds Heldenhand geführt — hei! die Waffe ist gut und lechzt nach Feindesblut!" rief er, plötzlich emporfahrend, und führte einen scharfen Schwerthieb durch die Luft, daß die Königin erbleichend zurücktrat.

„Ihr habt's vernommen! Ihr habt die Ehrenkränkung eurer Königin gesehen!" rief Kriemhild den schreckensstarren Hunnenrecken zu. „Nun rächet mich! rächet mich an dem ruchlosen Hagen von Tronje!"

Die hunnischen Recken rückten heran; Hagen und Volker erhoben sich — da sank den Hunnen der Mut, denn gar zu schrecklich schienen ihnen die beiden Burgundenritter.

Wiederum rief die Königin zum Kampfe auf, wiederum rückte die Schar näher heran, aber keiner wagte anzugreifen, und mit einem Blick voll Verachtung auf die feigen Memmen schritt Kriemhild in die Burg zurück.

Da säumten die Hunnenrecken nicht lange. Unter dem Hohngelächter der beiden Helden folgten sie mit unsichern Schritten ihrer zürnenden Gebieterin nach.

Und Hagen und Volker begaben sich zu ihren Freunden und meldeten ihnen den Auftritt. Da gab König Gunther Befehl, daß niemand, wo er auch immer sein möge, die Waffen ablege.

Herr Dietrich von Bern erschien mit vielen Fürsten und Rittern, um auf Etzels Befehl die burgundischen Gäste in die Königshalle zu geleiten.

So guter Führung folgten sie gern, und da sie in den prächtig geschmückten Saal traten, erhob sich Etzel vom Hochsitze, ging seinen Gästen entgegen und hieß sie in aller Freundschaft und Treue herzlich willkommen. Er ahnte nichts von Kriemhilds bösen Anschlägen, und es kam ihm aus dem Herzen, da er sprach: „Keine größere Freude konnte mir werden, als durch euren Besuch, ihr lieben Anverwandten vom Rheine! Oft habe ich gewünscht, euch an meinem Hofe zu schauen; nun endlich seid ihr gekommen, und so soll diese Sonnenwende uns allen ein rechtes Freuden- und Jubelfest werden."

Nach solchem Empfange wuchs den Burgunden wieder der gesunkene Mut; sie vergaßen der Sorge und waren bei Geschmaus und Becherklang mit ihrem guten Wirte fröhlich und guter Dinge bis in die späte Nacht hinein. —

14. Nächtliche Schildwacht

Reich wie die Bewirtung fanden die Gäste auch die Ruhebetten im großen Saale ihrer Halle. Feines, blütenweißes Linnen, köstliches Pelzwerk von Hermelin und Zobel, Purpurdecken von feiner arabischer Seide, mit lichten Borten verziert, luden zur ersehnten Rast, und selbst die Könige mußten bekennen, daß sie in ihren eigenen Gemächern zu Worms nicht reicher gebettet seien denn hier.

Und dennoch zögerten sie, sich zur Ruhe zu begeben, und Jung Giselher sprach: „Freunde, mir ahnt, es ist die letzte Nacht, daß wir lebend bei einander ruhen. Hagen hat recht: meine Schwester sinnt auf unser Verderben, ganz verwandelt finde ich Kriemhildens Sinn. Drum rate ich: laßt uns die Nacht hindurch wachen; ich fürchte, uns droht nächtlicher Überfall."

„Des dürft ihr ohne Sorge sein," versetzte Hagen. „Ich werde für euch wachen, und so möget ihr in Frieden ruhen."

„Und ich bin der andere Hüter," sagte der tapfere Fiedler. „Wo Hagen und ich Schildwache stehen, da können mitten unter feindlichen Speeren unsere Freunde sicher schlafen."

„Ja, so sicher wie in dem Frieden des eigenen Hauses," meinten alle dankerfüllt und begaben sich ohne Sorge zur Ruhe. Hagen und Volker nahmen ihre Schilde und Schwerter und traten aus der Pforte des Saales. Draußen herrschte nächtliche Stille. Hoch über der Burg stand die silberglänzende Mondsichel, und grüngoldiges Gewölk fuhr träumerisch über den gestirnten Himmel hin.

Da nahm Volker seine Geige hervor, stimmte leise tastend die Saiten und begann zu spielen in leisen, sehnsuchtsvollen Tönen. Und dann erhob er seine Stimme und sang zu den Tönen der Geige:

„Die lichten Sterne funkeln
Hernieder kalt und stumm;
Von Waffen klirrt's im Dunkeln,
Der Tod schleicht draußen um.
Schweb' hoch hinauf, mein Geigenklang!
Durchbrich die Nacht mit klarem Sang!
Du weißt den Spuk von dannen
Zu bannen.

Ich denke hoher Ehren,
Sturmlust'ger Jugendzeit,
Da wir mit scharfen Speeren
Hinjauchzten in den Streit.
Hei! Schildgekrach im Sachsenkrieg!
Auf unsern Fahnen saß der Sieg,
Als wir die ersten Narben
Erwarben.

Ihr Kön'ge, sonder Zagen,
Schlaft sanft, wir halten Wacht!
Ein Glanz aus alten Tagen
Erleuchtet uns die Nacht.
Und kommt die Früh' in blut'gem Kleid:
Ich grüß' dich, grimmer Schwerterstreit!
Dann magst du, Tod, zum Reigen
Uns geigen!"*)

Mit vollen, mächtig einherbrausenden Akkorden schloß der ritterliche Spielmann seine Weise, dann legte er die Geige fort und nahm wieder den Schild zur Hand: so lehnten die beiden Recken vor der Pforte der Halle und spähten mit scharfen Augen in das Dunkel der Nacht.

Auf einmal sah Volker Helme blitzen, und leise sprach er zu seinem schweigenden Genossen: „Seht dort, Herr Hagen! Unser Argwohn bestätigt sich: die feigen Schergen wollen uns im Schlafe überfallen."

„Still!" mahnte Hagen. „Wagen sie sich heran, so springen wir wie die Wölfe hervor und zerhauen ihnen Helme und Häupter."

Wie scheues Diebsgesindel kamen sie herangeschlichen, blieben stehen, flüsterten miteinander und wagten sich dann zögernd näher. Regungslos lehnten die beiden Recken an den Säulen; doch konnte Volker seine Ungeduld nicht bemeistern; seine Hand zuckte am Schwerte, die Waffe gab einen hellen Schein; da stutzten die Mordbuben, lange standen sie spähend still; darauf raunte einer dem andern ins Ohr, und sie wandten sich zum Rückzuge.

Bebend vor Zorn sprach Volker leise zu seinem Gefährten: „Die Jammerbuben! Erlaubt, Herr Hagen, daß ich ihnen nachspringe und ihnen den verdienten Lohn gebe!"

„Nicht also, mein Freund!" erwiderte der besonnene Hagen und hielt den Zürnenden zurück. „Du würdest von der Übermacht so hart bedrängt werden, daß ich dir zu Hilfe springen müßte, unterdessen stürmten die Hunnen in den Saal und mordeten die Unsern im Schlafe."

Volker antwortete: „So sollen sie wenigstens hören, daß wir ihr schnödes Vorhaben erkannt haben."

Und er trat hervor, erhob seine Stimme und rief: „Heda, ihr hunnischen Degen! Ich sehe euch in Waffen. Wollt ihr auf Raub ausreiten, so erlaubt, daß Herr Hagen und ich euch begleiten!"

Niemand antwortete.

Da rief der Recke voll Heldenzornes: „Pfui! ihr feigen Wichte! ihr Nachtgesindel! Den schlafenden Feind ermorden: das ist nicht Helden-, sondern Bubenart!" —

Ohne Widerworte verloren sich die elenden Schleicher, und droben in der Burg, wo die Gemächer der Königin lagen, klirrte, wie von einer zornbebenden Hand zugeworfen, schrillen Klanges ein Fenster. —

*) Emanuel Geibel.

Langsam vergingen den beiden Wächtern die Stunden der Nacht; kein Hunne ließ sich ferner blicken; alles ringsumher lag im Schlafe; wie aus-

Hagen und Volker die Wache haltend

gestorben schien die weite Erde, droben am Himmel aber funkelten herztröstend die ewigen Sterne.

„Ich glaube, der Morgen naht," sagte nach langem Schweigen Volker zu dem sinnenden Gefährten. „Kühl werden die Panzerringe, ein frischer

Luftzug streicht belebend über die Erde hin, und allmählich erbleicht der Glanz der Gestirne."

„Ja, der Tag bricht an," erwiderte Hagen aufschauend. „Sieh, schon rötet sich der Himmel im Osten wie daheim über den dunkeln Wipfeln des Odenwaldes! Glaubst du, mein Freund, wir werden jemals wieder das Morgenrot über dem Odenwalde leuchten sehen?"

„Ich glaub's nimmer," antwortete Volker ernst. „Man trägt uns hier grimmen Mut, doch wollen wir wie Helden um unser Leben streiten."

„Bis zum letzten Hauche," sagte der Tronjer fest und erhob sich von der harten Steinbank. „Nun ist es Zeit, daß wir die Schläfer wecken. Der Tag der Sonnenwende bricht an."

„Der Sonnenwende," wiederholte Volker sinnend; dann warf er das Haupt empor und rief helljauchzend: „Sonnenwendfeuer! Hei! wie flammen sie heute so lustig auf den Bergen der Heimat! Vielleicht, Herr Hagen — — — wir führen scharfe Schwerter — — frisch auf zum Feste der Sonne!" —

---

15. Das Sonnenwendfest

Die Burgunden rüsteten sich zum Sonnenwendfeste, das am frühen Morgen durch eine Feier im Tempel eingeleitet werden sollte. In faltigen Mänteln und edelsteingeschmückten Hüten traten die Fürsten und Recken aus ihren Gemächern hervor.

Da das Hagen sah, mahnte er strengen Sinnes: „O, statt solchen Flittertandes legt Stahlgewänder an und gürtet euch mit Schwertern; denn mit blutigen Rosen wird dieses Fest Heldenstirnen schmücken."

Gleich also sprach auch der herrliche Volker, und die Burgunden hörten auf den Rat der beiden Degen und legten ihre Waffenrüstungen an, als ginge es zum Streite.

Da nickte Hagen und sprach: „Haltet, meine Freunde, die Schwerter fest in der Hand und zahlet jede Kränkung, die euch etwa widerfährt, mit tiefen Todeswunden, das ist mein Rat."

Und da sie zum Tempel gingen, wandte sich der grimmgemute Tronjer zu Volker und sprach: „Laß uns, mein Freund, der Königin dicht unter die Augen treten und sie bedrängen, wenn sie in den Tempel eingeht; unbändig ist mein Haß."

„Und auch der meine," erwiderte der Fiedler. „Von ihr waren die Schergen gedungen, uns nachts zu erschlagen. Die edle Burgundentochter ist zur wütenden Hunnin geworden."

Vor der Pforte des Tempels erwarteten die Nibelungen den König Etzel. Bald erschien er mit Kriemhild und einem glänzenden Gefolge von Rittern und schön geschmückten Jungfrauen. Und da er die burgundischen

Recken gewaffnet sah, fragte er verwundert: „Wie kommt's, daß meine lieben Freunde zum Feste unter Helmen erscheinen? Hat jemand euch bedroht, so soll er es bitter büßen."

Hagen antwortete: „Uns hat niemand den Mut gekränkt. Es ist in unsrer Heimat Brauch, das Sonnenwendfest an allen drei Tagen in Waffen zu feiern."

Hohnvoll blickte nach diesen Worten die Königin Hagen an; sie wußte wohl, was im Burgundenlande Sitte war und warum die Recken in Waffen erschienen. — Hätte Hagen dem wohlgesinnten Könige Etzel die nächtlichen Umtriebe der Hunnenrecken verraten, so würde der milde Wirt dem drohenden Verhängnis wohl Einhalt geboten haben, aber der Tronjer war zu ergrimmt, ein vertrauliches Wort zu sprechen; er sehnte sich nach Kampf und Streit, um die heiße Racheglut seiner Heldenseele zu kühlen.

Und er stellte sich mit Volker in die Pforte des Tempels und wich keinen Schritt zur Seite, da die Königin kam. Hart mußte sie an den trotzigen Rittern vorbeischreiten, und in tiefer Seele empörte sie sich darüber.

Nach der Tempelfeier begannen die Waffenspiele der hunnischen Recken. Da sah man tapfere Ritter kräftig ihre Rosse tummeln und die Speere schleudern, und es gelüstete die Burgunden, sich mit ihnen zu messen. Unter Hagens Führung sprengten sie gegen die hunnischen Scharen und zeigten im Lanzenstechen, Speerwurf und Schwertkampf ihre obsiegende Meisterschaft.

Auch Dietrichs und Rüdegers Recken wollten mit eingreifen, aber ihre Herren untersagten es. Sie wußten, was Kriemhild und Hagen sannen, und besorgten, das Waffenspiel möchte in blutigen Ernst ausarten. Doch glücklich ging das Turnier vorüber, und Volker äußerte gegen Hagen sein Erstaunen über den friedlichen Verlauf. Als er noch redete, siehe! da sprengte auf den Plan ein geckenhaft geputzter Hunnenritter mit einer neuen Reiterschar und rief mit hochtrabenden Worten die Nibelungen zu einem zweiten Waffengange auf.

Hagen winkte Gewährung, und Volker raunte ihm zu: „Den geputzten Fant steche ich nieder; er ist ein Greuel in meinen Augen."

Und trotz Hagens Abmahnung drängte der entrüstete Fiedler im Ansturm hart an den übermütigen Laffen und rannte ihm den Speer durch den Leib.

Ein Schreckensgeheul erscholl in den Reihen der Hunnen, Hagen aber erhob mit seinen Recken ein so lautes Waffengetöse, daß der Schrei der Empörung verhallte und der Buhurd seinen Fortgang nahm. Sobald aber das Spiel ein Ende hatte, scharten sich die Gefährten des Getöteten mit drohenden Gebärden um den Spielmann. Hagen eilte dem Freunde zu Hilfe, und nun wäre ein blutiger Kampf entbrannt, hätte nicht König Etzel kraft seines Machtgebots den Streit geschlichtet. Er stand plötzlich mitten zwischen den beiden Haufen, bannte mit den Händen die zum Dreinschlagen erhobenen Waffen und rief mit lauter Stimme: „Ich verbiete den Kampf!

Ein Fehlstoß Volkers hat dem Ritter den Tod gegeben; drum sei dem Fiedler Friede gewährt, ihm und allen meinen lieben Gästen!"

Zähneknirschend fügten sich die Hunnen, aber der Funke heißer Rachgier glomm unter der Asche fort und harrte nur eines Windstoßes, um zur hellen Flamme aufzulodern.

König Etzel führte seine Gäste in den Palast zum Festgelage; Kriemhild aber hatte des Königs Bruder Blödelin zu sich berufen, um schlimmen Rates mit dem Recken zu pflegen. Sie stachelte ihn zur Rache wider Hagen an, versprach ihm, wenn er den Tronjer erschlüge, eine Markgrafschaft und die schönste Jungfrau des Landes zur Gemahlin. Damit gewann sie das Herz des Ritters; er gelobte Gehorsam und sprach: „Ich gehe, um meine Tapfern zum Kampfe rüsten zu lassen. Zuvörderst müssen die burgundischen Knechte, welche unter Dankwarts Hut im Gezelte draußen beim Gelage sitzen, vernichtet werden. Darauf greife ich Hagen an, und ohne die Hilfe der starken Folgschar muß er wohl samt allen seinen Recken unserer Übermacht erliegen."

„Tue also, mein tapferer Blödelin, und dir strahlt in Zukunft die Sonne höchsten Glückes!" sprach die Königin anfeuernd und beurlaubte den Recken. Mit freudeglänzenden Augen trat sie darauf zu den Gästen in den Saal und setzte sich neben Etzel auf den erhöhten Sitz: das Festmahl hub an. Da ging es gar reich und heiter her. Von goldenen Geschirren speisten die Gäste, in goldenen Bechern wurde der Wein gereicht, Werbel und Swemmelin, die kunstberühmten Spielleute, stimmten die Saiten und ließen sie in wohllautenden Weisen erklingen; mit heitern Augen blickte Herr Rüdeger im Kreise umher; neben ihm saß Jung Giselher, und sie plauderten von Bechlaren und der frohen Heimfahrt an den Rhein. Einer der auserlesensten Gäste war Herr Dietrich von Bern. Er saß neben dem Könige Gunther, und mitten unter burgundischen Recken thronte Meister Hildebrand und erzählte manches seiner zahlreichen Abenteuer zu Wasser und zu Lande.

Die Königin zeigte sich freundlich gegen ihre Gäste, und sie gab Befehl, daß man ihr Söhnlein Ortlieb hereinbringe, damit der Knabe, wie sie sagte, seine Oheime vom Rhein begrüße.

Das geschah, und er mußte den Burgundenfürsten die Hand reichen und auf seines Vaters Wunsch auch Herrn Hagen begrüßen.

„Seht, meine lieben Schwäher," sagte Etzel froh gelaunt, „das ist eurer Schwester Kind, unsers Herzens Lust und einzige Zukunftshoffnung! Ich wünsche sehr, daß Ortlieb einmal ein ruhmreicher Recke werde, und möchte ihn eurer Hut und Zucht anvertrauen, wenn ihr wieder heimziehet in euer Land."

Darauf erwiderte der grimme Hagen: „Euer Wille ist gut, König Etzel, wäre nur auch die Kraft des Knaben so geartet, daß er zu echter Mannheit Hoffnung gäbe; allein ein Schwächling scheint mir Kriemhildens Sproß, und

schwerlich werden ihn unsere Augen als kühngemuten Recken am Ufer des Rheines schreiten sehen."

Solche Rede verdroß den König Etzel bitter, doch, um die Heiligkeit des Gastrechts zu wahren, bekämpfte er seinen Unwillen und schwieg; Kriemhild aber küßte den Knaben und sprach: „Und dem finstern Manne zum Trotz wirst du dereinst ein Held, so hoch und hehr, wie jener einzige, der im Odenwalde meuchlings erschlagen wurde!" —

Während solches in der Königshalle vorging, rückte Blödelin mit tausend gewappneten Recken dem Gezelte zu, in welchem der Marschall mit den Knechten beim Mahle saß.

In voller Waffenrüstung trat Blödelin in das Zelt und wurde von Dankwart freundlich begrüßt. Aber der Marschall erhielt als Gegengruß die barsche Antwort: „Ich bin nicht gekommen, freundliche Worte mit dir zu wechseln, sondern dich zum Kampfe auf Leben und Tod herauszufordern, weil dein Bruder Hagen den edeln Siegfried erschlagen hat."

„Und hat mein Bruder Hagen den Siegfried erschlagen, so wende dich an ihn und laß mich in Frieden!" antwortete Dankwart.

„Die Schuld ist so groß, daß ihr alle dafür mit dem Leben büßen müßt," versetzte der Hunne; „nun wehret euch, ihr Heimatlosen! Seht da! tausend scharfe Hunnenschwerter dürsten nach eurem Blute!"

„Es gilt! heraus mein blanker Stahl!" rief Dankwart. Sein Schwert zuckte wie der Blitz durch die Luft, und Blödelins Haupt fiel blutend zu Boden.

Mit lautem Geschrei stürmten die Hunnen in das Zelt, und auf allen Seiten entbrannte der heiße Kampf. Tische und Bänke stürzten über den Haufen. Die Burgunden, welche keine Waffen hatten, ergriffen die hölzernen Schemel und schlugen auf die Hunnen ein, daß die Schädel splitterten. Aber so todesmutig sie sich auch wehrten, sie erlagen den scharfen Schwertern, und am Ende stand nur noch der Marschall wie ein von wütenden Rüden umkläffter Eber mitten unter den klirrenden Waffen der Feinde. Sein Schwert schuf ihm offene Bahn ins Freie; rasch aber rückten neue Scharen heran und schlossen um ihn den Ring, und in der harten Bedrängnis rief er aus: „Ist keiner hier, der meinem Bruder Hagen Kunde bringe von meiner Not?"

„Der Bote sollst du selber sein, da man dich tot in den Saal der Könige tragen wird," antwortete einer, und ein Hagel von Speeren sauste auf den Schild des Helden herab.

Da faßte er sein Schwert mit beiden Händen und teilte nach allen Seiten so scharfe Hiebe aus, daß die Schar auseinanderstob wie Schafe vor dem Wolfe, und unversehrt, aber mit Blut bedeckt, gelangte er in die Halle der Könige.

„Hagen, mein Bruder!" rief er mit heiserer Stimme, „wie magst du doch ruhig beim Mahle sitzen, indes alle unsere Knechte von Hunnenschwertern erschlagen liegen!"

Hagen und Volker, die Treppe verteidigend

Entsetzen ergriff die Zecher; ein Weheruf scholl aus Burgundenkehlen; Hagen aber fuhr wildgrimmig vom Sitze empor und rief: „Ist es dein eigenes Blut, das deine Brünne färbt, mein Bruder?“

„Nein, Feindesblut, noch bin ich unverwundet,“ antwortete Dankwart.

„So hüte der Pforte, damit niemand entrinne, ich aber will Gericht halten im Saale!“ sprach Hagen mit schrecklicher Stimme. Und er sprang vor den Sitz der Königin und hieb dem Knaben Ortlieb, den sie auf dem Schoße hielt, mit einem Streiche das Haupt ab. Ein zweiter Schwertstreich hieb dem Spielmann Werbel, der des Saitenspiels waltete, die rechte Hand ab.

„Das der Lohn für deine Botschaft in der Burgunden Land!“ rief der grimme Recke und ließ sein Schwert auf die Köpfe der Hunnen niedersausen. Seinem Beispiel folgte der treue Fiedler, und da die Hunnenrecken sich zur Wehre setzten, griffen alle Burgunden zu den Waffen, und es entstand ein gräßliches Gemetzel im Saale. Da das Gedränge nach der Tür überhand nahm, sprang Volker an Dankwarts Seite und erschlug jeden Hunnen, der hinausschlüpfen wollte, Dankwart aber verwehrte den von außen herzudrängenden Recken den Eingang.

Die Pforten der Halle erbebten von dem Getümmel; Kriemhild jammerte laut, und König Etzel rief vergebens nach Waffen.

In der höchsten Not sprang Dietrich von Bern auf einen Tisch und rief mit seiner Löwenstimme: „Ihr Freunde vom Rhein, haltet ein! haltet ein!“

Da gebot König Gunther dem Kampfe Einhalt und sprach: „Ich habe Herrn Dietrichs Stimme vernommen; was ist des Helden Begehr?“

„Ich wünsche mit meinen Recken den Saal zu räumen,“ antwortete der Berner.

„Ziehet in Frieden! Auch Herrn Rüdeger mit seinen Mannen steht die Pforte offen,“ erwiderte Gunther.

Da verließen mit Dietrich und Rüdeger auch König Etzel und Kriemhild den Saal, die andern Hunnen aber, die dem Ausgange zudrängten, wies der wachsame Volker mit dem Schwerte zurück.

Als die Gefriedeten die Schwelle überschritten hatten, hub das Gemetzel von neuem an, und bald lagen alle Hunnen erschlagen in ihrem Blute.

Einen grausigen Anblick bot der Saal: Tische, Stühle, Goldgeschirre, Waffenstücke und tote Mannen lagen wüst durcheinander, und mitten unter den blutigen Trümmern standen gleich Adlern unter Leichen die Nibelungen. Der Ausgang war ihnen verwehrt, denn ein ganzes Heer rachedürstender Hunnen stand auf dem Hofe, und den Wald von Speeren zu durchbrechen, schien selbst dem verwegenen Volker unmöglich.

„Lasset uns die Erschlagenen aus dem Saale werfen!“ rief Jung Giselher. „Wir gewinnen dadurch Raum und werden von dem grausen Anblick befreit.“

„Der Rat ist gut," entgegnete Hagen. „Alles, was hindernd und störend uns vor Augen liegt, werde den lauernden Hunnen draußen auf die Köpfe geschleudert."

Gegen siebentausend Tote wurden durch die Fenster geworfen; die Hunnenrecken schrieen laut vor Grimm, und König Etzel erhob seine Arme und rief: „O weh mir dieser Gäste, welche ich in Liebe und Freundschaft zu Hofe lud! Die besten meiner Helden haben sie erschlagen, und noch ist das Ende des Kampfes nicht abzusehen, denn das Blut der Gefallenen schreit nach Rache."

Hagen hörte diese Worte, und er lehnte sich hinaus und sprach mit lauter Stimme: „Ein rechter Held kämpft nicht mit Worten, sondern mit dem Schwerte; dem Könige Etzel aber scheint wahres Heldentum nicht mehr eigen zu sein wie vormals, da ich noch unter seinen Fahnen stritt."

„Bringt mir die Waffen!" rief Etzel zornentbrannt. „Mit dem Schwerte will ich den Schmäher Lügen strafen. Wohlan, Herr Hagen von Tronje, ich fordere dich zum Kampfe auf Leben und Tod!"

„Ein Königswort!" erwiderte Hagen und nahm den Schild zur Hand.

Es sollte jedoch nicht zum Kampfe kommen: Kriemhild und die Fürsten hielten den König mit Bitten und Gewalt zurück.

Da rief Hagen höhnend: „Vergebens harrte ich des königlichen Gegners. Fürwahr, es ist ein Unterschied zwischen Siegfried und Etzel, den beiden Männern Kriemhilds! Der eine war ein Held, — ein Feigling ist der andere, und diesen vergönne ich der entarteten Burgundentochter!"

Bebend vor Zorn und Schimpf rang Kriemhild die Hände und rief: „O, wer rächet mich an Hagen, dem ruchlosen Frevler! Ich wollte ihm den Schild mit purem Golde füllen und ihm Land und Burgen zu eigen geben!"

Iring von Dänemark trat hervor und erbot sich, Hagen anzugreifen.

Da leuchteten Kriemhilds Augen vor Freude, und sie trieb den Thüringer Irnfried und Hawart, den Starken, an, sich mit ihren Recken zu rüsten und mit Iring in den Streit zu ziehen.

Und es wappneten sich tausend Mann und schritten hinter dem kühnen Iring dem Saale der Nibelungen zu.

„Seht da!" rief Volker spottend, „wie der tapfere Iring sein Wort hält! Er vermaß sich, allein mit Hagen zu streiten, und nun kommt er mit tausend Mann!"

„Bei Asathor!" rief Iring, „ich halte Wort und will allein mit Hagen streiten!"

Und er beschwor seine Freunde, zurückzubleiben, und sprang kühnen Mutes die Stufen zum Saale empor.

Ruhig erwartete ihn Hagen. Und Iring hob seinen Speer und schleuderte ihn mit solcher Gewalt, daß die Spitze Hagens Schild durchbohrte und die Stange krachend emporwirbelte.

„Den Wurf lobe ich!“ rief der Tronjer und warf seinen Speer mit nicht minderer Kraft; doch blieb Iring unverletzt. Nun griffen beide zu den Schwertern, und es begann ein heißes Streiten. Da aber Iring erkannte, daß er den grimmen Hagen nicht zu bewältigen vermochte, ließ er ab von ihm und stürzte sich mit schnellen Schwertschlägen wie der Blitz auf den ahnungslosen Volker. Der Fiedler aber war nicht faul; mit gellenden Hieben erwiderte er den Angriff und trieb den Dänen so in die Enge, daß er sich eilig von ihm wandte. Nun sprang Iring den König Gunther und darauf Gernot an, wurde aber von beiden mannhaft abgewiesen; und er ließ ab vom Streite mit den Fürsten, stürzte sich auf die Mannen und erschlug ihrer vier. Darob ergrimmte Jung Giselher, und er stellte sich dem schnellen Dänen, zwang ihn zum Schwertkampfe und schlug ihn mit wuchtigen Hieben zu Boden.

Da lag der streitbare Recke wie ein Toter, und jedermann glaubte, er habe das Leben verhaucht; aber er war von der Wucht der Schläge, die seinen Helm getroffen, nur betäubt worden; die Besinnung kehrte wieder, und plötzlich sprang er empor, stürzte sich auf Hagen, schlug ihm eine Wunde, daß das Blut durch den Helm drang, und eilte dann die Stufen hinab zu den Seinen, die ihn mit Jubelgeschrei empfingen. Die Königin selbst nahm ihm den zerhauenen Schild aus der Hand, dankte ihm herzlich und pries vor allen Recken seine Tapferkeit.

Iring aber sprach: „Das Werk ist nur halb getan. Hagen muß sterben von meiner Hand! Nur mein Rüstzeug will ich wechseln und dann den Kampf von neuem beginnen.“

Hagen hatte die Worte vernommen; er rief von den Stufen herab: „Du sollst mir willkommen sein, Herr Iring! Nur rate ich: hänge Blei an deine Füße, daß sie rasten im Streite! Erst, wenn du mich zu Boden geschlagen, magst du deinem Heldenzorne ein zweites Opfer wählen!“

„Ha! wahrlich! du sollst deinen Willen haben, Herr Hagen!“ antwortete Iring und rüstete sich zu neuem Kampfe.

Mit grimmigen Gebärden sah ihm der Tronjer entgegen; er hatte seinen Tod beschlossen. Klirrend, funkensprühend trafen die Schwerter aufeinander. Helme und Harnische wurden zerschroten, die Schilde zerhauen, zerschmettert die Panzerringe.

Heldenmütig kämpfte Iring, aber der Tronjer war furchtbar in seinem Zorn; zermalmende Hiebe schlug seine Faust; Iring wankte, er wich; schwer verwundet wandte er sich zur Flucht, aber Hagen ergriff einen Speer, der ihm zu Füßen lag, und schoß ihn dem Dänen durch Helm und Haupt — so taumelte der todwunde Mann, den festhaftenden Speer im Haupte, die Stufen hinab und sank zu den Füßen seiner Freunde in den Staub. Als man den Speer aus der Wunde zog, verhauchte der Recke sein Leben. Seinen Tod beklagten mit Kriemhild Hunnen und Dänen, und Hawart und Irnfried, die Schwertgenossen des Erschlagenen, riefen ihre Mannen

zu den Waffen und stürmten racheschnaubend zu den Burgunden in den Saal. Der starke Hawart griff Hagen an, sank aber unter Balmungs Schlägen in den Tod; Irnfried fiel durch Volkers Schwert, und ihren Führern folgte die ganze Mannschaft der Thüringer und Dänen in den Tod.

Wehklagen erscholl draußen; im Saale rasteten unter Feindesleichen die streitmüden Burgunden. Sie hatten die Helme abgenommen und die Brünnen geöffnet, um sich zu kühlen. Auf Trümmern und Leichen saßen sie starrten trübe vor sich hin, indes Hagen und Volker, die nimmermüden Streiter, der Pforte hüteten.

---

16. Neuer Kampf und Feuersnot

Nach kurzem Frieden wurden die Nibelungen zu neuem Kampfe aufgeschreckt. Viele tausend Hunnen rückten auf ihres Königs Befehl zum Angriff heran. Volker, der Rufer im Streite, meldete es den rastenden Genossen, und sogleich sprangen sie empor, setzten die Helme auf und griffen zu den Waffen.

Und der schnelle Dankwart sprang vor seinen Freunden die Stufen hinunter, stürzte sich tollkühn den Hunnen entgegen, schlug ihrer viele zu Boden und kehrte unversehrt in den Saal zurück. Ihm nach drängten in dichten Haufen die Feinde, und es entbrannte ein furchtbarer Kampf, der bis an den Abend währte. Da zogen die überlebenden Hunnen sich zurück, und die Nibelungen drängten in die Pforte, nahmen die Helme ab und trockneten die heißen Stirnen von Schweiß und Blut. —

Um die Kuppeln der Burg hatte die Abendsonne ihr lichtes Goldnetz gewoben, Vogelsang tönte aus den Gärten herüber, dazwischen aber klirrten die Waffen der Hunnen und gellte der Weiber Jammergeschrei um die verlorenen Geliebten.

„Die Vögel singen, Blumenduft atmen die Lüfte, Baldurs Fest ist da — o wären wir am Rheine!" rief Jung Giselher sehnsuchtsvoll, und viele seiner Gefährten wiederholten: „O wären wir am Rheine!"

„Es ist wohl das letzte Abendsonnengold, das unsere Augen schauen — ach! schon verbleicht es allgemach wie unser Leben! O, Freunde, es ist doch bitter, so jung sterben zu müssen!" klagte Giselher.

„Und fern von der Heimat, im fremden Lande!" sagte ein alter Recke trübgemut.

Gernot sprach: „Nun erfüllt sich wahrlich der Traum unserer Mutter Ute: alle Vögel im Burgundenlande fielen tot aus den Lüften — wir sehen die Heimat nimmer — nimmermehr!"

„Noch harrt unser wohl ein langer Kampf," meinte Dankwart — „o, wieviel besser wäre uns doch ein schneller Tod!"

Hagen nickte dazu, König Gunther aber sprach: „Des Streites ist nun wahrlich genug — sollte nicht nach so großen Opfern auch Etzel zum Frieden geneigt sein?“

„Lasset uns Boten zu ihm entsenden!“ versetzte Giselher mit Eifer. „Vielleicht erscheint er vor unserm Angesicht, und wir unterhandeln mit ihm.“

Niemand erhob Einspruch, und die Boten wurden abgesandt.

Und siehe! König Etzel und Kriemhild kamen mit einem großen Gefolge zu den Burgunden. Sie entsetzten sich ob dem Anblick der blutbedeckten Recken und starrten sie lange sprachlos an, bis endlich der König sich ermannte und nach ihrem Begehr fragte.

„Wir heischen Frieden!“ antwortete Gunther.

„Frieden?“ entgegnete Etzel ungemut. „Unsägliches Unheil habt ihr über mein Haus gebracht: Hagen tötete mein Söhnlein, und von euren Händen liegen die Edelsten meines Volkes erschlagen — so ungeheure Schuld sühnt nur der Tod, ihm seid ihr alle geweiht.“

„Die Not drückte uns das Schwert in die Hand,“ erwiderte Gunther. „Dein Bruder Blödelin vernichtete unsere Knechte, und so mußten wir Buße fordern, mußten die Erschlagenen rächen, wie es Ehre und Ritterpflicht gebieten.“

„Mein Söhnlein allein war mir teurer als ein ganzes Heer streitbarer Mannen, teurer als die Burgundenfürsten mit allen ihren Recken, um seinetwillen müßt ihr alle sterben,“ sagte Etzel ingrimmig.

„So vergönnt uns Sturmmüden wenigstens die frische Himmelsluft und lasset uns den letzten Kampf im Freien zu Ende führen!“ bat Gernot.

Etzel und seine Recken waren willfährig, diese Bitte zu gewähren, Kriemhild aber rief: „Das darf mit nichten geschehen! Seht nur Hagen und Volker an, wie gewaltig, wie trotzig sie dastehen! Und wahrlich, nicht minder heldenkühn sind meine Brüder, die Könige! Lasset ihr sie ins Freie, so brechen sie sich wohl durch ein ganzes Heer offene Bahn bis an den Rhein.“

Da rief Giselher: „Ist das noch meine Schwester Kriemhild, die da so grausame Worte spricht? O sage, was haben deine Brüder dir Übles getan, daß du ihnen nach dem Leben trachtest?“

„Überantwortet mir Hagen als Geisel, so möget ihr in Frieden wieder heimziehen an den schönen Rhein!“ antwortete Kriemhild.

„Der Preis ist zu hoch,“ versetzte Gernot. „Und müßten wir den Tod tausendmal erdulden, und du prächest: ‚Gebt Hagen in meine Hand, und ihr sollt leben‘, — wir wählten die Not und den tausendfachen Tod!“

„Einen Freund verlassen, um das eigene Leben zu erhalten — o Schmach und Schande!“ rief Giselher. „Nein, liebe Schwester, wir wählen den Tod, so haben wir uns doch nimmer von der Ehre geschieden! Und wenn alles dahin ist, so weiß ich doch eines, das immer besteht: das Urteil über den Toten.“

„Ihr habt gewählt!“ rief Kriemhild entschlossen. „Den Tod für Hagen, — so möge euer Schicksal sich denn erfüllen! Auf! ihr tapferen Hunnenrecken, treibet die trotzigen Recken in den Saal des Todes zurück!“

Da stürmte die hunnische Heerschar heran, und kämpfend stiegen die Nibelungen die Stufen zum Saale empor.

Die Nacht brach herein, und als tiefe Finsternis die Erde deckte, befahl die grausame Königin ihren Schergen, den Saal des Todes anzuzünden. Bald schlugen die Flammen aus dem Dache heraus; brennende Balken und Sparren stürzten in das Innere; mit ihren Schilden suchten die Gefangenen sich zu schirmen, und Hagen rief: „Stellt euch hart an die Wände, so seid ihr besser geschützt!“

Sie befolgten den Rat, und so standen sie stundenlang mit vorgehaltenen Schilden, Mann an Mann, rings an den Wänden und litten von Durst und Hitze unsägliche Pein.

Einer der Mannen schrie laut nach Wasser; da riet Hagen ihm, Blut zu trinken. Und er tat also, und da er seinen Durst gestillt, rief er aus: „Ha! nimmer hat Wein mich so köstlich gelabt, wie dieser Trank! Habt Dank, Herr Hagen, für den guten Rat!“

Als das die andern hörten, überwanden sie den Ekel und letzten sich auch an dem grausigen Tranke, denn sie verschmachteten schier vor Durst.

So ging den Recken, umsprüht von Flammen und gequält von Hitze, Hunger und Durst, die Nacht hin — eine lange, bange, schreckliche Nacht! Morgendämmerung lugte herein, und Jung Giselher rief: „Der Tag, der Tag bricht an! Wie köstlich kühlt der frische Odem die heiße Stirn!“

„Ja, der Tag bricht an, unser letzter Tag,“ versetzte ein anderer. „O wäre es nur bald vorüber!“

„Nur nicht feige verzagen!“ rief Hagen. „Als Helden lasset uns streiten bis zum Tode! Wohlan! jetzt wappnet euch mit mir, meine Freunde! Der neue Tag bringt neuen Kampf, den letzten, den heißesten.“

Und siehe! hunnische Schergen spähten in den Saal, dann eilten sie und brachten Kriemhild die Kunde, daß noch einige hundert Nibelungen das Leben fristeten.

„Unglaublich!“ rief das arge Weib; „sie sind gewiß allesamt von den Flammen verzehrt!“

Aber es kamen andere Späher und bestätigten die Kunde.

„Das Feuer hat sie verschont, so vertilge sie denn das Schwert!“ rief Kriemhild und gewann durch Bitten und reiche Geschenke die Hunnenrecken zu neuem Streite. Das schnöde Gold aber sollte den feilen Recken wenig frommen: sie wurden von den todesgrimmen Nibelungen bis auf den letzten Mann erschlagen. —

17. Rüdegers Kampf und Tod

Gesenkten Hauptes schritt der edle Rüdeger über den Hof. Die Tränen rannen ihm in den Bart; er beweinte die Todesnot seiner Freunde vom Rhein.

Etzel und Kriemhild, die mit ihrem Gefolge vor dem Palaste standen, sahen, wie er so traurig einherging, und ein falscher Hunne sprach zum Könige: „Seht! dort kommt der Mann, der in der Huld unseres Königs am höchsten steht! Wer hat, wie Rüdeger, so reiches Land, so stolze Burgen zu Lehen empfangen? Und doch hält er sich nun von dem Kampfe mit den Feinden seines Königs fern — ist das dankbar, ist das ritterlich gehandelt?"

Der edle Rüdeger hörte die kränkenden Worte, und wie tiefe Trauer sein getreues Herz auch bewegte — ob so schnöder Verunglimpfung ballte der Zorn seine Faust: er stürzte sich auf den falschen Hunnen und schlug ihn dermaßen auf das Haupt, daß er tot zu Boden stürzte.

Vor des Königs Füßen lag der Erschlagene, und zornbebend rief Etzel: „Wie habt Ihr das tun dürfen, Herr Rüdeger? Haben wir nicht ohnehin der Toten genug?"

„Mir ist es wahrlich leid um die vielen Toten," antwortete Rüdeger, „dieser aber kränkte meine Ehre, und ich mußte ihn erschlagen!"

Kriemhild achtete seiner Worte nicht, sondern rief wehklagend: „Womit haben wir solches um Euch verdient, edler Rüdeger? Wahrlich, für alle Wohltaten zahlt Ihr Eurem Könige heut übeln Dank! Streiten solltet Ihr wider unsere Feinde, denn einst habt Ihr uns Treue geschworen bis in den Tod — gedenket Ihr noch daran, Herr Markgraf von Bechlaren?"

„Wohl gedenke ich noch daran," antwortete der edle Held. „Leib und Leben wollte ich für Euch wagen, meine Seele aber habe ich Euch nicht verpfändet."

„Die Seele gehört den ewigen Göttern," erwiderte Kriemhild. „An Euer Heldentum wende ich mich: rächet mich an Hagen! Rüstet Euch mit Euern Mannen zum Kampfe wider die Burgunden!"

„Wie darf ich wider sie streiten, die an meinem Tische gesessen haben und unter meiner Führung als liebe Gäste in dies Land gekommen sind?" antwortete Rüdeger.

„Sie haben durch greuelvolle Taten das Gastrecht verwirkt und sind zu Feinden Eures Königs geworden, drum seid Ihr als Lehnsmann des Königs aller Freundespflichten gegen sie enthoben und dürfet sie, unbeschadet Eurer Ritterehre, als Eure Todfeinde bekämpfen, und darum bitte ich Euch, mein getreuer Rüdeger!" sagte der König Etzel eindringlich.

„Streitet für uns!" rief auch Kriemhild, indem sie flehend die Hände zu ihm erhob.

„Ich kann es nicht," murmelte Rüdeger verzweifelt.

„An deine Lehnspflicht mahne ich dich!" sprach der König strenge.

„O, nehmet alles, alles, was Eure Huld mir verliehen, wieder zurück und lasset mich als heimatlosen Pilgrim in die Fremde ziehen, nur entbindet mich dieser Pflicht — ich werde Euch von Herzen danken!" erwiderte leidvoll Rüdeger.

„Das soll mit nichten geschehen!" antwortete Etzel. „Als dein König und Herr fordere ich Gehorsam — mich zwingt dazu die Not, und wehe deiner Ritterehre, so du mir heute die Treue brichst!"

„O, wäre ich tot!" rief der edle Mann in seiner Bedrängnis, und nach bitterm Seelenkampfe sprach er trüben Mutes: „Es ist entschieden, ich greife zum Schwerte, um die zu bekämpfen, die ich hierhergeleitet habe — nun mögen die hohen Götter mir gnädig sein!"

Er ging von dannen und gebot den Seinen, sich zum Streite wider die Burgunden zu rüsten.

Mit zwölf Recken und fünfhundert Mannen zog er dem Saale des Todes zu, und da Giselher ihn erblickte, rief er in heller Freude: „Herr Rüdeger kommt! Seht da! Herr Rüdeger kommt, uns die Freiheit zu bringen! Nun hat alle Not ein Ende!"

Alle schauten aufatmend empor; Volker aber sprach: „Er bringt den Frieden nicht, sondern das Schwert."

„Er käme, mit uns zu streiten?" versetzte Giselher ungläubig. „Unmöglich! Unmöglich!"

Bald erschien der Markgraf mit seiner Schar an den Stufen der Halle, und er stellte den Schild vor die Füße und versagte den Nibelungen den Gruß.

„Kommt Herr Rüdeger als Freund oder Feind?" rief Hagen ihn an.

„Als Feind!" antwortete trübe der edle Mann. „Freundschaft und Treue sei euch nun aufgesagt; mich zwingt das Schicksal, mit euch zu streiten auf Leben und Tod!"

„Das verhüte der Himmel!" rief König Gunther. „Könnte Rüdeger der Treue vergessen, so hätte alle Tugend auf Erden ein Ende! Und wie möchte der wider uns streiten, der uns an seinem Tische bewirtet und mit so herrlichen Gastgeschenken in seinem Hause beurlaubt hat?"

„O, wie gern böte ich euch noch köstlichere Gaben, hätte ich je wieder das Glück, euch als meine werten Gäste in Bechlaren zu empfangen! Das wird aber nimmer wieder geschehn, nimmer wieder!" klagte Rüdeger mit Trauern.

„Steht ab vom Kampfe, Herr Rüdeger!" rief Gernot. „Unerhört ist's, daß ein so gütiger Wirt hinterher seine Gäste, die von ihm in Treue geschieden, in den Tod zu senden trachtet!"

„Das ist wahrlich unerhört," erwiderte Rüdeger, „und dennoch muß es nun geschehen. O wollte Gott, ihr wäret am Rhein, ich aber läge tot im Sande von Bechlaren!"

„Seht Ihr das Schwert in meiner Hand, Herr Rüdeger?" rief Gernot. „Euer Gastgeschenk ist's, und trefflich hat es sich im Kampfe bewährt. Zwingt Ihr uns nun zum Kampfe, so mag es wohl geschehen, daß Ihr durch Eure eigene Gabe das Leben verlieret."

„So möge es geschehen!" rief Herr Rüdeger. „Wüßte ich, daß ihr unversehrt aus diesem Lande kämet, so wollte ich mit Freuden in den Tod gehen."

Da sprach Giselher: „Wie mag doch der Vater wider den Sohn das Schwert erheben? Eure Tochter habt Ihr mir verlobt, Herr Markgraf — wollt Ihr sie nun zur Witwe machen, ehe denn sie noch mein Weib geworden?"

„Bewahret ihr Treue!" bat der Held, „und lasset sie es nicht entgelten, was ihr unseliger Vater wider Euch hat tun müssen!"

„Wenn meine Waffenbrüder durch Eure Hand das Leben verlieren, so ist der Bund gebrochen," sagte Giselher.

Da rief Rüdeger in seiner Not: „Walvater richte!" und hob den Schild empor, um zum Kampfe zu schreiten.

„Halt ein, Freund Rüdeger!" rief plötzlich Hagen mit lauter Stimme. „Nur noch ein Wort, so mag der Streit beginnen! Siehe! der Schild, den mir Frau Gotelind als Gastgeschenk verliehen, ist von Hunnenschwertern arg zerhauen — womit soll ich mich nun im Kampfe schirmen? Hätte ich doch einen Schild, so gut wie den deinen!"

Nach kurzem Schwanken reichte Rüdeger ihm den Schild und sprach: „Da nimm ihn hin, Freund Hagen, und trag ihn in der Hand! Hei! mögest du ihn führen in der Burgunden Land!"

Erschüttert stand Hagen vor dem herrlichen Helden, und mit tief bewegter Stimme sagte er: „Wahrlich! Rüdegers gleichen gibt es keinen auf der weiten Männererde! Gott sei es geklagt, daß wir mit dem edelsten der Helden streiten müssen!"

„Habe Dank, Freund Hagen!" erwiderte Rüdeger. „Ja, fürwahr, es ist ein großes Herzeleid, mit Freunden kämpfen zu müssen; mich zwingt dazu das unerbittliche Schicksal."

„Du stehst in meinem Frieden, edler Rüdeger!" gelobte Hagen. „Und erschlügest du alle meine Genossen — nicht würde meine Hand das Schwert zücken gegen den Mann, der mir zum Streite wider ihn selbst seinen Schild geliehen."

„Auch ich gelobe dem edeln Rüdeger meinen Frieden," sprach Volker. „Möge er doch unverletzt aus diesem Kampfe hervorgehen und noch lange zu Bechlaren der hohen Tugenden walten, die ihn so herrlich schmücken!

Seht, Herr Rüdeger! diesen Goldring empfing ich von Gotelind, Eurer Gemahlin! In Ehren werde ich ihn tragen bis an meinen Tod, — bringet dafür der edeln Frau meinen Gruß und Dank!"

„O, vergönnte es doch der Himmel, Herr Volker, daß Euch auf der Heimfahrt meine Traute noch ein viel schöneres Gastgeschenk reichen dürfte!" sprach Rüdeger und erhob Schild und Schwert zum Streite. Ihm folgten seine Mannen die Stufen zum Saale empor, und es entbrannte der Kampf.

Viele Burgunden sanken unter dem Schwerte des heldenmütigen Markgrafen in den Tod. Schrecklich lichtete er ihre Reihen, denn die stärksten ihrer Helden, Hagen und Volker und mit ihnen auch die Könige, wichen überall vor ihm zurück, um nicht den besten der Männer zu erschlagen.

Endlich aber rief Gernot: „O weh, Herr Rüdeger! Ihr lasset nicht einem der Unsern das Leben! Das sei Euch nun vergolten! Mit Eurem eigenen Schwerte schlage ich Euch die Todeswunde!"

Und die beiden Helden stürmten widereinander und stritten so gewaltig, daß beide, Gernot und Rüdeger, in den Tod sanken.

Als das Hagen sah, fuhr er in Beserkerzorn, und alle Mannen Rüdegers mußten es mit dem Leben büßen.

Erschlagen lag der edle Rüdeger mit seiner ganzen Folgschar, erschlagen Gernot mit vielen Burgundenrecken, und die Sieger beklagten laut den Tod der Edeln. —

Nicht fern vom Saale des Todes standen Etzel und Kriemhild mit ihrem Gefolge. Und da das Wehklagen erscholl, glaubte Kriemhild, Rüdeger jammere mit den Freunden vom Rhein über deren Schicksal und säume, zu streiten. Und sie erhob die Stimme und rief: „O, der großen Untreue Rüdegers! Nicht zur Rache, sondern zur Wehklage, so scheint es, ist er in den Saal gegangen — so lohnet der tugendreiche Rüdeger die tausendfältige Güte seines Königs!"

Das hörte Volker, der in der Tür lehnte. Und er trat hervor und sprach: „Beschimpfet nicht noch im Tode den treuesten der Helden, Hunnenfürstin! In seinem Blute erschlagen liegt die Blume der Ritterschaft: Rüdeger sank in den Tod; darob müssen wohl billig selbst seine Feinde klagen!"

Und Volker ließ den toten Helden hinaustragen, daß die Hunnen ihn sahen. Da erhob sich auch draußen ein lautes Wehklagen um Rüdeger; Etzel weinte, und mit ihm trauerten alle seine Recken — so lieb war selbst den Hunnen der Held.

18. Wie die Berner Recken erschlagen wurden

Das Wehegeschrei um Rüdeger war so groß, daß Herr Dietrich von Bern in seiner fernen Halle es vernahm.

Da sprach der ungestüme Wolfhart: „Ich will hingehen und forschen, was dort geschehen ist."

„Nicht du," antwortete Herr Dietrich, „sondern der besonnene Helfrich mag der Bote sein."

Helfrich ging, und bald brachte er die Kunde, daß Rüdeger von den Nibelungen erschlagen sei.

„Das wolle Gott verhüten!" rief der Berner erschüttert. „Und es ist auch unglaublich! Rüdeger war der Burgunden Freund; er selbst hat sie in dies Land geführt; nein — wie grimmig Hagen von Tronje auch immer sein mag: gegen den edeln Rüdeger konnte er das Schwert nicht erheben. Auf, Meister Hildebrand! geht hin zu den Freunden vom Rhein und forschet nach der Ursache der Klage! Aber hütet Euch, die Recken zum Zorn zu reizen! Sie stehen in meinem Frieden."

Alsbald machte sich der Meister ungewaffnet auf den Weg, Wolfhart aber rief ihm zu: „Wie möget Ihr doch nur ohne Waffen zu den Burgunden gehen, mein lieber Oheim? Kennt Ihr nicht den Übermut des grimmen Hagen und seines Freundes Volker? Verspotten werden sie den wehrlosen Boten und ihm nimmer die Wahrheit künden."

Nach kurzem Besinnen wappnete sich der Meister, und alsbald scharten sich um ihn alle Amelungenrecken und gaben ihm wider seinen Willen das Geleite.

Volker sah sie kommen und rief in den Saal hinein: „Die Berner rücken heran unter Hildebrands Führung — zu den Waffen, meine Freunde!"

Alle nahmen die Schilde zur Hand, griffen zu den Schwertern und drängten der offenen Pforte zu.

Meister Hildebrand stellte seinen Schild vor die Füße, erhob seine Augen zu den Nibelungen und sprach: „Mich sendet Herr Dietrich, Euer Freund, zu fragen, ob es wahr sei, daß der edle Rüdeger erschlagen ist."

Hagen antwortete: „Es ist also. Herr Rüdeger wandelt nicht mehr auf der Männererde. König Gernot hat den Edeln erschlagen."

Da erhoben die Berner ein lautes Klagen, und mit Trauern rief Herzog Siegstab: „So ist also der mildeste Wirt, der Freund und Vater der Heimatlosen, die Blüte der Ritterschaft von der Erde geschieden!"

„Wehe euch! daß ihr den Edeln erschlagen!" rief der wilde Wolfhart. „Wer wird nun fahrende Recken so willig durch die Lande leiten, wie Herr Rüdeger es getan?"

Dem alten Meister Hildebrand rannen die Tränen in den Bart. Er wandte sich an König Gunther und bat um den Leichnam Rüdegers, um mit seinen Recken den edeln Toten zur Erde zu bestatten.

Der König antwortete: „Die Bitte ehrt Euch, Meister Hildebrand! Kein Dienst wohl ist so gut, als den ein Freund dem Freunde im Tode noch tut. Das heiße ich rechte Treue! Heil! wer die üben kann! So lohnet nun dem Guten die Liebe, die er so vielen getan!"

Dem ungestümen Wolfhart währte die Unterhandlung zu lange; er rückte an seinem Schilde und rief: „Was zaudert ihr denn so lange, uns den Erschlagenen herauszugeben?"

Rasch antwortete Volker: „Weit offen steht die Pforte — euch hindert niemand, ihn aus dem Saale zu holen!"

„Ruhig, Herr Spielmann!" fuhr Wolfhart auf. „Ich hege gerechten Grimm wider Euch, und wahrlich! hätte Herr Dietrich uns nicht den Kampf verboten — der Tod des edeln Rüdeger sollte blutig an euch gerochen werden!"

„Wer alles unterläßt, was ihm verboten ist, der ist mit nichten ein Held, sondern ein Feigling!" erwiderte Volker. Und Hagen nickte ihm beistimmend zu.

„Ein Feigling?" schrie Wolfhart in hellem Zorn. „Ha! Herr Fiedler, ich verwirre Euch so die Saiten, daß nimmermehr ein heller Klang aus Eurer Geige tönen soll!"

„Und verwirrt Ihr mir die Saiten, so soll durch meinen Fiedelbogen Euer blanker Helm für immer den hellen Schein verlieren!" erwiderte Volker und ließ sein Schwert durch die Luft sausen.

Da wollte Wolfhart sich auf ihn stürzen, Meister Hildebrand aber hielt ihn mit Gewalt zurück.

„Holla! Herr Hildebrand!" rief Volker lachend, „laßt doch den Löwen los! Es lüstet ihn, den Totensprung zu machen!"

Nun ließ Wolfhart sich nicht länger bändigen, er riß sich los und stürmte mit erhobenem Schilde, das Schwert hoch in der Rechten schwingend, die Stufen empor und fiel über Volker her. Alle andern folgten ihm nach, und es entbrannte ein wilder, heißer Kampf.

Meister Hildebrand stritt mit Hagen, Volker mit dem tapfern Wolfhart, und alle andern, Mann gegen Mann, mit so wilden Grimme, daß der Saal in seinen Grundfesten erbebte und Feuerfunken um die Kämpfer sprühten.

Einer der stärksten Recken derer von Bern war Herzog Siegstab. Viele Burgunden sanken unter seinem Schwerte in den Tod, bis endlich Volker ihm entgegenstürmte und ihn mit gewaltigen Hieben erschlug. Das sah Meister Hildebrand, und er ließ von Hagen ab und stürzte sich auf den Fiedler: da sank der heldenkühne Volker in den Tod.

Hagen schrie laut auf und drängte herzu, den treuen Freund zu rächen. Vor seinen Augen fiel unter Helfrichs Schwertstreichen sein Bruder Dank-

wart; Giselher und Wolfhart, die lange heldenmütig gestritten, sanken beide in den Tod; unter Leichen stand Hagen, und da er die Augen hob, erblickte er nur noch zwei lebende Streiter im Saale: König Gunther und Meister Hildebrand — alle andern waren erschlagen. Da erstarrte selbst dem grimmen Hagen das Herz; Todesschauer umwitterten sein Haupt. — Die Stimme Hildebrands weckte ihn aus der Erstarrung; er schüttelte den Bann ab und sah, wie der Meister vor seinem toten Neffen Wolfhart stand und weinte. Wilder Grimm durchdrang den Tronjer; er sprang auf Hildebrand zu und schlug so gewaltig auf ihn ein, daß der alte Recke zum erstenmal in seinem Heldenleben den Mut verlor und schmählich die Flucht ergriff.

Bedeckt mit Blut und Wunden, trat er vor seinen Herrn, und — des langen Harrens müde — rief Herr Dietrich: „Ihr seid fürwahr ein träger Bote, Meister Hildebrand! Und wie kommt's, daß Ihr von Blut so naß seid?"

„Das hat der grimme Hagen getan," antwortete atemlos der Greis.

„Euch ist recht geschehen," sprach unwillig der Berner. „Ich hatte Euch doch den Kampf strenge untersagt."

„Es ist nicht meine Schuld, daß es zum Kampfe kam. Wir baten um den Leichnam des edeln Rüdeger, um ihn mit Heldenehren zu bestatten. . ."

„So ist Rüdeger also wahrhaftig tot?" fiel Dietrich dem Meister in die Rede. „Wer hat den Edeln erschlagen?"

„Gernot tat's, doch fand auch er seinen Tod in dem Streite."

„Nun hat der Friede ein Ende!" rief Herr Dietrich zornentflammt. „Eile, Meister Hildebrand! und gebiete allen unsern Mannen, daß sie sich rüsten zum Kampfe wider die furchtbaren Recken vom Rheine!"

„Wer soll sich zum Streite rüsten?" fragte der Meister betroffen.

„Alle unsere Recken und Knechte! Ich selbst will sie zum Kampfe führen," antwortete der König.

Sprachlos vor tiefem Weh blickte der Meister seinen Herrn an, und endlich stammelte er bleich: „Eine schlimme Mär habe ich Euch zu künden, mein edler Herr: von allen Euren Recken lebt nur noch einer, und der bin ich!"

„Wie?" fragte Herr Dietrich bestürzt.

„Alle unsere Recken liegen erschlagen im Saale des Todes."

„Alter, du rasest!" rief der König entsetzt. „Wolfhart, der Schnelle, Siegstab, der Starke, Helfrich, der Besonnene, und all die Helden — wo sind sie?"

„Alle tot!"

„Und die Burgunden leben noch?"

„Nur Gunther und Hagen."

„So reich mir mein bestes Streitgewand! Nun soll der grimme Hagen seinen letzten Kampf bestehen!" —

19. Der Nibelungen Ende

In strahlender Waffenrüstung schritt Herr Dietrich von Bern mit Meister Hildebrand nach der Halle der Burgunden.

Und Hagen sprach zum Könige Gunther: „Siehe! dort kommt Herr Dietrich von Bern mit dem alten Hildebrand: sie bringen wohl das Ende des heißen Streites."

Schweigend nickte dazu König Gunther; sein Heldenmut war gebrochen, und der Tod erschien ihm als ein willkommener Freund.

An den Stufen der Halle stellte Herr Dietrich seinen Schild vor die Füße und rief mit seiner hellschmetternden Stimme: „König Gunther und Hagen von Tronje, ihr grimmen Degen, nun kommt herfür! ich fordere euch zum Kampfe! Ihr habt den edeln Rüdeger und alle meine Recken erschlagen — das sollt ihr nun büßen; von euren Händen fordere ich das vergossene Blut all der edeln Toten!"

„Du forderst viel, Herr Dietrich von Bern!" erwiderte Hagen. „Freiwillig aber zahlen wir die Buße nicht: so komm denn heran und hole sie mit dem Schwerte!"

Da sprach Herr Dietrich: „Gebt euch als Geiseln in meine Hand, so will ich sorgen, daß ihr ungefährdet in eure Heimat gelanget!"

„Das sei ferne!" antwortete Hagen schroff. „Noch stehen wir in Waffen, und wo kam es wehrhaften Recken je in den Sinn, ohne Kampf sich dem Gegner zu ergeben?"

„Erfüllet meines Herrn Wunsch, so habt ihr getan, was euch am besten frommt!" sagte der alte Hildebrand.

Hagen antwortete: „So schnöder Rat steht einem Manne wohl an, der als ein Feigling aus diesem Saale entfloh."

„Wahr gesprochen, Herr Hagen!" erwiderte der Meister. „Mich verführte Euer Beispiel; denn wer war es, der einst aus Furcht vor Walther von Aquitanien auf dem Wasgensteine saß, indes alle seine Genossen, bis auf den König, erschlagen wurden?"

„Nicht ziemt es Helden, gleich bartlosen Wichten mit Worten zu streiten!" fuhr Herr Dietrich dazwischen. „Frisch auf, Herr Hagen, zum Männerkampfe!"

Alsbald klirrten Balmung und Eckesachs widereinander, daß Feuerfunken aus Helmen und Brünnen sprühten. Herr Dietrich kämpfte mit frischer Kraft; Hagen war vom langen Streite ermüdet — so kam es, daß der Tronjer sich vor den gewaltigen Hieben Eckesachs' nicht zu schirmen vermochte. Bald blutete er aus tiefen Wunden, und da Herr Dietrich es für keine Ehre erachtete, den streitmüden Helden zu erschlagen, so warf er die Waffen fort, lief Hagen an, rang ihn zu Boden und fesselte ihm nach verzweifeltem Kampfe die Hände.

Den Wehrlosen überantwortete er hunnischen Recken, die ihn vor den König Etzel führten. Wie triumphierte Kriemhild, als sie ihren Todfeind wehrlos vor sich stehen sah! Nun wollte sie an ihm ihre heiße Racheglut kühlen, und sie befahl, ihn in ein sicheres Gewahrsam zu bringen.

König Gunther teilte mit seinem treuen Waffenbruder Hagen das gleiche Schicksal: gefesselt ward er in die Königshalle geführt, und Kriemhild empfing ihn mit den hohnvollen Worten: „Seht da, ein gefesselter König! Nicht wahr, mein Bruder, du warst Zeuge der Mordtat im Odenwalde?"

Da er nicht antwortete, sprach sie: „Kannst du mir nicht sagen, König Gunther, wo der Nibelungenhort geblieben ist? Liebe um Liebe! Haß um Haß! Auf, ihr Hunnenrecken! geleitet den Burgundenkönig in den Schlangenturm!"

So lagen die beiden Helden die Nacht hindurch gefesselt in den Kerkern der Etzelburg. Am andern Tage ließ Kriemhild zuerst Hagen in den Saal führen, wo sie mit Etzel und den Fürsten beim Mahle saß.

Da der Tronjer erschien, trat sie ihm entgegen, blickte ihn feindselig an und sprach: „Gedenkst du noch an den Odenwald, Oheim Hagen? Dort hat einer am rieselnden Brunnen im Waldtale den ruchlosesten Mord begangen — kennst du den schändlichen Mann?"

Hagen schwieg, und sie fuhr fort: „Baldur, der Götter und Menschen Liebling, ward von dem finstern Hödur zur Hel gesandt — welche Strafe gebührte wohl dem ruchlosen Mörder, Herr Hagen von Tronje?"

Hagen schwieg.

„Einen reichen Goldschatz hinterließ mir mein Geliebter," sprach Kriemhild weiter, „weißt du nicht, Oheim Hagen, wo der Nibelungenhort geblieben ist?"

„Auf dem Grunde des Rheines ruht er," antwortete der Held mit rechtem Frohlocken; „und so lange noch einer der Burgundenkönige lebt, wird niemand den Ort erfahren."

„So lange noch einer der Burgundenkönige lebt," wiederholte Kriemhild nachsinnend. „So werde es denn zu Ende geführt!" murmelte sie, ging hin und gab dem Henker Befehl, den König Gunther zu enthaupten.

Als die Schreckenstat vollbracht war, ließ sie Gunthers Haupt vor Hagen bringen und sprach: „Siehe! der letzte Burgundenkönig ist nun dahin — nun sage mir: wo hast du den Nibelungenhort versenkt?"

Da sprach Hagen mit rechtem Heldenmute: „Fahre wohl, mein König und Herr! In Treue stand ich neben dir im Leben, treu bleibe ich dir bis in den Tod, und unser Geheimnis sinkt mit mir ins Grab: Auf dem Grunde des Rheines soll der Nibelungenhort ruhen, bis die Welten vergehen!" —

Da verzerrte sinnlose Wut Kriemhilds Angesicht; mit beiden Händen ergriff sie Balmung, Siegfrieds Schwert, und versetzte dem Tronjer den Todesstreich.

Ein Schrei des Entsetzens scholl durch den Saal; Meister Hildebrand aber sprang herzu und rief zornentflammt: „Hagen, der gewaltige Held, erschlagen durch Weibeshand! Die Schmach muß mit Blut gesühnt werden — stirb, entartete Burgundentochter!“

Und der Meister erschlug die Königin mit der Schärfe des Schwertes.

„So war viel große Ehre gesunken in den Tod,
Die Leute litten alle Jammer und Not;
Des Königs Festlichkeit war mit Leid geendet,
Wie immer allerletzt in Leid sich Liebe wendet.

Ich kann euch nicht berichten, was hernach geschah,
Nur daß Ritter und Frauen man da weinen sah,
Dazu die edlen Knappen um ihrer Freunde Tod.
Hier hat die Mär ein Ende — das ist der Nibelungen Not.“ —

König Rother

1. König Rother sendet Boten gen Konstenopel

„Bi deme westeren mere
Saz ein kuninc, der heiz Rôthere.
In der stat zu Bâre,
Dâ lebete er zu wâre
Mit viel grôzen êrin.
Ime dientin andere hêrin.
Zwêne unde sibenzich kuninge,
Biderve unde vrumige,
Die waren ime al untertân.
Er was der aller hêriste man,
Der dâ zu Rome
Je intfinc di crône." — —

Also beginnt die alte Dichtung von König Rother, dem ritterlichen Beherrscher der schönen italischen Lande. Zu Bari, der volkreichen Hafenstadt am blauen Adriameere, hielt König Rother Hof. Er beherrschte ein glückliches Land, war geliebt von seinem Volke, von seinen Feinden gefürchtet und galt daheim wie in der Fremde als die schönste Blüte der Ritterschaft. Er war noch jung an Jahren, ein Recke voll Kraft und Heldenkühnheit wie Asathor, und doch milden Sinnes und heitern Angesichts wie Baldur, der lichte Ase, welchen noch niemand gescholten.

Um vollkommen glücklich zu sein, mangelte ihm nichts als eine edle Gemahlin, die seinen Fürstenhof schmückte wie die Rose den Garten. Schon hatte er Umschau gehalten an den benachbarten Königshöfen, aber eine Jungfrau, schön wie Freya und wie Nanna treu und liebreich, war nirgend zu finden gewesen.

Da rief er seinen Liebling, den Grafen Lupold von Meran, Herzog Berchters ältesten Sohn, herbei, offenbarte ihm seines Herzens Sehnsucht und sprach: „Kennst du ein Fürstenkind, schön wie der junge Tag im Maien und lieblich wie die Rosenknospe im Tau der Frühe, so rede!“

Nachsinnend blickte der Ritter in weite Ferne, als sähe er dort ein Frauenbild, wie sein Herr es begehrte; darauf hob er die Augen zum Könige empor und sprach: „Einst sah ich ein Mägdlein wie Freya schön und lieb-

reich wie Nanna, Baldurs treue Gemahlin; es war Oda, die Tochter des Kaisers Konstantin von Konstenopel."

„Habe Dank der guten Mär!" erwiderte freudig der König. „Wir fahren über das Wendelmeer und holen die Kaisertochter an diesen schönen Strand."

Der Graf blickte ernst drein und sprach: „Ich hörte sagen in jener prangenden Kaiserstadt: schon mancher Völkergebieter sei als Freiersmann gen Konstenopel gekommen, habe aber dort statt einer Braut den Tod gefunden, denn nimmer wolle Kaiser Konstantin sich von seinem Kinde trennen."

„Wenn der Herr des Abendlandes als Freier kommt, so wird er seinen Sinn wohl wenden," versetzte Rother. „Ich selbst will hinfahren und um die Jungfrau werben."

„Nicht also, Herr!" widerstrebte Lupold. „Das Reich bedarf des Oberhauptes, denn unruhig ist's in den Nordmarken. Laßt mich hinziehen und für Euch um die schöne Oda werben!"

„Nun wohl!" antwortete der König nach kurzem Bedenken. „Erwähle elf der besten Recken des Landes mit ihren Mannen dir zum Geleite; ich will indes ein Schiff so reich ausrüsten, daß es sich in jener glänzenden Stadt wohl schauen lassen darf." —

Bald schaukelte sich im Hafen ein reichbewimpeltes großes Schiff, von dessen Mast die Königsflagge mit dem goldenen lampartischen Löwen lustig im Winde flatterte.

Zwölf Recken in weißen Brünnen und Goldhelmen standen vor dem Könige, und hinter ihnen hielten mit Schilden und Speeren ihre streitbaren Mannen. Es war eine auserwählte Reckenschar; sechs Brüder Lupolds waren dabei, darunter auch der jüngste, namens Erwin, ein bildschöner Jüngling mit goldigem Haar und großen blauen Augen.

Ehe sie an Bord gingen, ließ König Rother sich seine Harfe reichen und spielte die hehre, mutbefeuernde Königsweise, bei deren Klang jedem lampartischen Recken das Herz höher schlug; denn die Stimmen der Heimat erklangen darin: der Bäche Gemurmel, Nachtigallsingen, Windeswehen in den Zitronenbäumen und das Sturmgetose des hochaufrauschenden Meeres.

Mit leuchtenden Augen blickten die Recken auf ihren König und Herrn, und als die Saiten verklangen, schlugen sie auf ihre Schilde und jauchzten ihm donnernden Beifall.

Und der König sprach: „Niördr, der den Winden gebietet und dem das Meer gehorsam ist, gebe euch eine glückliche Überfahrt, meine Lieben! Solltet ihr aber in Not geraten, und ihr hört die Königsweise erklingen, so wisset, daß ich gekommen bin, euch zu befreien. Fahret wohl!" —

Das stolze Schiff fuhr dahin über das blaue Meer; kein Sturm schreckte es, und wohlbehalten erreichte es den Hafen von Konstenopel.

In prächtigem Aufzuge sprengten die Recken zur Kaiserburg. Schön-Oda blickte zum Fenster hinaus, rief ihre Mutter herbei und sprach: „Nun

schau doch, liebe Mutter, die hohen, stolzen Ritter im Burghofe! Gleichen sie nicht hochgebietenden Fürsten und Königen?"

Darob nickte die Kaiserin und sprach: „Fürwahr, das sind vornehme Gäste! Ich eile, deinen Vater zu wecken; die Recken sollen nach Würden empfangen werden."

Kaiser Konstantin liebte Ruhe und Wohlleben, drum kam ihm die Störung aus süßem Schlummer quer, und er zeigte seiner Gemahlin ein unholdes Gesicht. Mit wackerer Selbstverleugnung aber überwand er den Geist des Schlafes, rieb sich die Augen, gähnte gewaltiglich und reckte und streckte seine kräftigen Glieder.

„Wo sind die vermaledeiten Störenfriede?" fragte er unwirsch.

„Schau her! sie halten drunten im Hofe," erwiderte die Kaiserin.

Er schlurfte zum Fenster hin und musterte mit scharfem Blick die Recken.

„Das sind wahrhaftig keine Lumpen," urteilte er. „Schmücke dich, Liebe, mit mir die Gäste zu empfangen!"

Und der Herrscher ließ sich den Purpurmantel anlegen, Krone und Zepter reichen und die goldene Kette um den Hals hängen. Darauf reichte er seiner Gemahlin die Hand und führte sie, geleitet von den vornehmsten Recken und schönsten Frauen des Hofes, in den Hochsaal, wo er sich mit ihr auf dem Thron niederließ, während die Ritter und Frauen sich ehrerbietig zu beiden Seiten aufstellten.

Und er tat seinen Mund auf und gebot: „Man führe die fremden Gäste vor mein Angesicht!"

Gleich darauf traten die lampartischen Recken herein, schritten hochaufgerichtet durch den Saal bis an den Thron und verneigten sich tief vor dem Herrscherpaare.

Der Kaiser nickte gnädig und sprach: „Ich heiße euch willkommen, ihr Fremdlinge! Und nun sagt mir: Wo kommt ihr her, und was führt euch vor meinen Thron?"

Da trat Lupold einen Schritt vor und antwortete: „Wir sind Sendboten König Rothers von Lampartenland und bringen dem glorreichen Gebieter des Morgenlandes unsers Herrn freundschaftliche Grüße."

„Das ist wohlgetan!" versetzte der Kaiser huldvoll. „Von eurem Könige ist mir rühmliche Kunde geworden; ich achte, er muß ein gar gewaltiger Herr sein."

„Seinesgleichen beschirmt die Sonne keinen zweiten auf dem weiten Erdenrunde," erwiderte der feuerblütige junge Erwin, Herzog Berchters jüngster Sohn.

„Gemach, gemach, junger Fant!" entgegnete der Kaiser mit gerunzelter Stirn. „Größer und herrlicher als der Mond ist die Sonne, und unter den Herrschern der Erde ist nur einer der Sonne vergleichbar: Der ist's, dessen erhabenes Haupt die Krone von Konstenopel schmückt."

Diese Worte begleitete er mit einem Blick unbeschreiblicher Hoheit, und

Lupold lenkte ein und sprach: „Verzeihet, Herr, dem jungen Recken seinen Vorwitz und erlaubt, daß ich die Botschaft meines Gebieters zu Euren Hulden vermelde!“

Der Kaiser nickte Gewährung.

„Mein Herr, der erhabene König Rother von Lampartenland,“ sagte feierlich Graf Lupold, „wirbt durch meinen Mund um Oda, die schöne Tochter des Kaisers Konstantin von Konstenopel.“

Da verfinsterte sich das Angesicht des Herrschers, und zornbebend rief er: „Bei meinem Barte: die Vermessenheit sollt ihr büßen! Hervor, ihr Hüter meiner Krone! Ergreifet die verwegenen Recken und werfet sie in das finstere Turmverließ!“

Sogleich stürzten die kaiserlichen Hatschiere sich auf die Recken, überwältigten sie und führten sie gefesselt zum Saale hinaus.

„Am Galgen sollen sie sterben!“ zürnte der Herrscher und wollte sie ohne Verzug auf den Richtplatz führen lassen; aber die verständige Kaiserin nahm sich der Recken mit solcher Entschiedenheit an, daß er von seinem grausamen Vorhaben abstand, sie aber bis an ihr Lebensende zu strenger Kerkerhaft verurteilte. —

2. Wie König Rother seine Boten sucht

Länger als ein Jahr harrte Rother der Rückkehr seiner Boten, und da sie nicht kamen, dachte er auf eine Heerfahrt gen Konstenopel. Herzog Berchter aber riet dem Könige, daß er mit einer auserlesenen Reckenschar in Ritterweise über das Meer fahre und die Gastfreundschaft des Kaisers Konstantin anspreche. Und diesem Rate folgte der König.

Auf schnellen Rossen flogen seine Herolde durch das Land, die vornehmsten Recken kriegsgerüstet an ihres Königs Hof zu entbieten. Bald kamen einzeln und in Scharen die lampartischen Ritter gen Bari; es kam auch Asprian, ein nordischer Riesenfürst, mit zwölf seiner Recken über das Gebirge gezogen, und alles Volk im Lampartenlande staunte über die herrlich in weißen Brustharnischen und lichten Silberhelmen einherschreitenden Riesen, insbesondere über ihrer einen, den man „Widolt mit der Stange“ nannte. Dieser führte an einer schweren Eisenkette, welche ihm um den rechten Arm und linken Fuß geschlungen war, eine ungeheure Eisenstange als Waffe; ging es zum Kampfe, so wurde ihm die Kette gelöst, und wehe dann seinen Feinden!

Auf dem Zuge gen Bari war Widolt heitern Sinnes, und wenn die Scharen der Gaffer, die die Riesen begleiteten, zu nahe herandrängten, fuhr er mit seiner Eisenstange jäh wider sie auf, so daß sie mit Entsetzen auseinanderstoben. Dann lachte Widolt, aber sein Lachen klang schrecklich wie der Donner in den Bergen.

König Rother hieß Asprian und seine Recken freudig willkommen und gab ihnen gute Herberge in der Burg.

Indessen wurden die Schiffe prächtig ausgerüstet und mit reichen Schätzen beladen. Lustig flatterten die bunten Wimpel im Winde, und über dem Königsschiffe reckte der goldene Löwe seine Pranken. Troßknechte führten die Rosse auf die Schiffe, ihnen folgte der König mit seinen Recken, und unter den Heilrufen des Volkes segelte die Flotte auf das blaue Meer hinaus.

Und der König nahm sein Saitenspiel zur Hand und begleitete die hehre Musik der Meereswogen mit vollen Harfenakkorden. Da tauchten aus der Tiefe die muntern Delphine, und Ägirs Töchter ließen ihre Schleier im Winde wehen und entzückten durch ihre gleißende Schönheit die edeln lampartischen Mannen. An paradiesischen Inseln zogen die Schiffe vorüber, und ehe die Recken es gedacht, tauchten am Saume des Himmels die lichten Zinnen der schönen Kaiserstadt Konstenopel empor.

Sie betraten den Strand, stiegen zu Rosse und ritten im Geleite der zu Fuß einherschreitenden Riesen zur kaiserlichen Burg. Solch ein seltsamer und glänzender Aufzug war in Konstenopel noch nimmer gesehen worden. Selbst Kaiser Konstantin, der allgewaltige Gebieter, ward kleinmütig und stille beim Anblick dieser furchtbaren Gäste, und willig folgte er dem Rate seiner Gemahlin, die fremden Recken gastlich zu empfangen.

Im Purpurmantel, auf dem Haupte die goldene Krone, trat er mit seiner Gemahlin in den Hochsaal, wo in ehrfurchtsvollem Schweigen die Ritter und Frauen des Hofes des Herrscherpaares harrten. Majestätisch schritten sie durch die Reihen und setzten sich nieder auf den erhabenen Thron.

Auf den Wink des Herrschers wurden die Pforten aufgetan, und herein schritt mit seinen Recken und Riesen König Rother. Vor die Stufen des Hochsitzes trat der edle Held, verneigte sich mit ritterlichem Anstande und harrte schweigend der Ansprache des Kaisers.

Konstantin nickte gnädig und sprach: „Wer du auch seiest, o Fremdling, ich heiße dich willkommen, denn edel ist dein Wesen. Gleich einem machtvollen Völkergebieter ziehst du einher — nun künde mir, wer du bist, von wannen du kommst und was dich an diese Gestade führt!“

Da antwortete der König: „Ich bin Herzog Dietrich aus dem Lampartenlande. Der Zorn meines Lehnsherrn, des hochgebietenden Königs Rother, den die Götter segnen mögen, hat mich mit meinen Getreuen über das Meer getrieben. Ich bitte dich um gastliche Herberge, bis der Grimm meines Herrn sich von mir wendet!“

„Wisse, Herr Dietrich,“ erwiderte der Kaiser, „dein Herr, der dich des Landes verwiesen, ist mein Feind. Seine Sendboten schmachten in meiner Gefangenschaft, und es mag wohl sein, daß er Rache wider mich brütet und auf eine Heerfahrt in mein Reich sinnt. Willst du, dafern ein Krieg entbrennen sollte, mit deinen Recken zu meinen Fahnen stehen, so sollst du

Schutz und Gastfreundschaft bei mir finden, wo nicht, so ziehe ohne Säumen von hinnen und suche dir andernorts einen Unterschlupf!"

„Ich will dein Mann sein, großmächtiger Herr!" antwortete König Rother.

„Deine Hand, Herr Dietrich!" rief der Kaiser. Und sie bekräftigten den Bund.

Der Riese und der Löwe

Nun ward das Mahl bereitet in der weiten Halle, und der Kaiser setzte sich mit seinen Gästen zu Tische. König Rother und seine Recken waren mit der Bewirtung wohl zufrieden, nur wurden sie von dem zahmen Löwen des Kaisers, der wie ein Hund um die Tische schlich und ihnen manchen fetten Bissen fortschnappte, arg belästigt. Darob ergrimmte der Riese Asprian, und als der Löwe auch ihm einen Braten vom Tische raubte, packte er mit starken Händen das freche Tier an Genick und Schwanz, schwang es hochempor und schleuderte es mit solcher Gewalt wider die Wand, daß es mit zerschmettertem Schädel tot zu Boden stürzte.

„Ha, Barbar, warum hast du das getan?" rief der Kaiser zornentbrannt.

„Weil der freche Bärwelf mich belästigte, Herr," antwortete Asprian ruhig und wandte sich wieder den Speisen zu.

Der Kaiser schwieg, aber in seinem Herzen kochte bitterer Unmut wider die Gäste.

Da sprach zu ihm seine Gemahlin: „Wie gewaltig muß der König Rother sein, der solche Männer aus seinem Reiche vertreiben konnte!"

„Fürwahr," erwiderte Konstantin kleinlaut, „er muß über große Macht gebieten."

„Hättest du ihm doch unsere Tochter gegeben, ein besseres Los wird ihr wohl nimmer blühen!" meinte die verständige Frau.

Unwillig schüttelte der Herrscher sein Haupt und sprach: „Und wäre er mächtiger als ich selbst, meine Tochter müßte ich ihm dennoch verweigern, ich mag mich nimmer von ihr trennen."

„Und ich wünschte, König Rother käme mit Heeresmacht, die Braut sich zu holen," trotzte die Kaiserin.

Herr Konstantin sagte nichts weiter. Ingrimmig trank er seinen Wein und wünschte die unbequemen Gäste in das finstere Land der Hel. —

Nahe der Kaiserburg erhielt Rother gute, geräumige Herberge. Und er richtete sich wohnlich ein, schaffte seine Schätze aus den Schiffen herein und spendete davon reichlich an bedürftige Ritter und Bürgersleute. Damit gewann er sich aller Herzen. Viele Recken Konstantins wollten den Dienst ihres geizigen Herrn verlassen und zu Rother übergehen; doch, um die Gastfreundschaft nicht zu verletzen, lehnte der König ihre Anerbietungen ab und nahm nur solche bei sich auf, die keinen Herrn hatten. Unter diesen war ein Graf Arnold, ein edler, hochgemuter Recke, der durch die Ungnade des Kaisers in große Drangsale geraten war. Ihm gab König Rother so reichlich, daß er seine verlorenen Güter wieder erwerben und auch seine versprengten Dienstmannen um sich sammeln konnte.

---

3. König Rother und die schöne Oda

In Palästen wie in den Hütten der Stadt erzählte man rühmend von dem Reichtum und der Freigebigkeit des Herzogs Dietrich (Rother), und das Gerücht davon drang auch in die Kemenate der schönen Oda und weckte in ihrem Herzen den Wunsch, den fremden Herrn zu sehen. Sie hatte unter ihren Jungfrauen eine Vertraute, namens Herlind, mit der plauderte sie oft von dem Herrn Dietrich und seinen Recken und Riesen, und beide meinten, daß König Rother, der Macht hatte, so reiche und gewaltige Männer zu vertreiben, der erste aller Könige sein müsse.

„Könnte ich nur einmal den Herrn Dietrich sprechen, ich wollte ihn über König Rother ausforschen, auch mit ihm beratschlagen, ob nicht die gefangenen Boten des Königs zu befreien wären," sagte die schöne Oda einmal zu Herlind, ihrer Vertrauten.

„O, laß mich zu ihm gehen und ihn hierherführen!" rief Herlind.

„Hierher? Ich weiß doch nicht — was sollte der Ritter nur von mir denken? Und erführe es mein Vater, so träfe uns alle sein Zorn."

„Er wird es nicht erfahren, des will ich schon Sorge haben, er-

widerte die mutige Herlind, und nach langem Sträuben willigte die Herrin endlich in ihr Vorhaben ein.

Und Herlind schmückte sich aufs beste und begab sich auf Schleichwegen in die Herberge zu König Rother.

Der Held blickte überrascht auf, als die Jungfrau eintrat; doch erwiderte er freundlich ihren Gruß und fragte nach ihrem Begehr. Und da er ihre Botschaft vernahm, freute er sich in seinem Herzen, denn das hatte er lange ersehnt. Zu der schönen Herlind aber sprach er: „Gern willfahrte ich dem Wunsche deiner Herrin, allein ich fürchte Verrat, denn viele Späher gehen am Hofe aus und ein. Der Ruf deiner Herrin aber soll unbefleckt bleiben, darum versage ich mir das Glück, sie zu sehen. Bringe ihr meinen untertänigen Gruß und künde ihr: ich hoffte, sie werde doch meines Herrn Gemahlin und hochgebietende Königin des Lampartenlandes werden."

Und er streckte die Hand aus und nahm zwei niedliche Schuhe vom Gesims: reizende, blinkende Dinger, einer von Gold und der andere von Silber, reichte sie Herlind dar und sprach: „Der guten Botschaft goldenen Lohn: nimm hin das blinkende Spielzeug und gedenke freundlich des Gebers!"

Herlind errötete vor Freude, stammelte ihren Dank und kehrte glückstrahlend zu ihrer Herrin zurück.

Fragend blickte die Königstochter ihr entgegen.

„Schau her!" rief sie heiter und hielt ihr die Schuhe vor Augen.

„O, wie reizend!" staunte Schön-Oda und nahm die Dinger in die Hände. Und sie konnte sich nicht satt daran sehen. „Überlaß mir die Schuhe, meine Herlind!" bat sie. „Ich fülle sie dir mit Gold, das sei der Preis dafür."

Herlind bedachte sich ein wenig, nickte dann aber, ließ die Schuhe mit blanken Goldmünzen füllen, schüttete den ganzen Reichtum in die Schürze, tanzte vor Freude und rief: „Nun kann ich mir eine Burg kaufen und den schönsten Ritter freien! — Horch! horch! wie das Gold so lustig klingt!"

Schön-Oda lachte dazu und sagte scherzend: „Du den schönsten Ritter, und ich — —"

„Den König Rother von Lampartenland," fiel Herlind eifrig ein, „hab' ich's getroffen?"

Die Herrin aber hatte sich tief herabgebeugt, um die Schuhe anzuziehen. Mit dem goldenen schmückte sie den rechten Fuß — wie prächtig das aussah! Vor Verwunderung ließ Herlind die Zipfel der Schürze los, um in die Hände zu klatschen, und klirrend fielen die Goldstücke auf den Estrich und rollten in alle Winkel des Gemaches.

„Ha, meine Goldfüchse!" rief sie bestürzt und eilte, sie wieder einzufangen.

Schön-Oda wollte auch den silbernen Schuh anziehen, wurde aber mit

König Rother zieht der schönen Oda die Schuhe an

Schrecken gewahr, daß auch dieser für den rechten Fuß gemacht war. Das war ein rechter Verdruß, und die Freundinnen betrachteten ratlos das unnütze Ding.

„Geh, geh!“ schmälte die Königstochter, „Herr Dietrich ist ein Schelm und treibt seinen Scherz mit uns; nun mag ich ihn gar nicht mehr sehen!“

Begütigend erwiderte Herlind: „Nein, o nein! er ist ein freundlicher, edler Herr und hat sich gewiß nur versehen. Ich will noch einmal hingehen und ihn bitten, die Schuhe auszutauschen.“

„Tue, was du willst!“ versetzte Schön-Oda mit scheinbarem Unwillen. Und Herlind nahm die Schuhe und ging damit wieder zum Könige Rother.

Dieser tat überrascht, als sie ihm den Schaden klagte, nahm die Schuhe in die Hand und betrachtete sie genau.

„In der Tat, beide für denselben Fuß!“ rief er lachend. „Was hat denn deine Herrin dazu gesagt?“

„O, sie ist entzückt, und ich — — ich habe ihr die Schuhe überlassen,“ bekannte die Jungfrau errötend.

„So, so,“ lächelte Rother, „sie gehören also der Königstochter.“ Und er stellte den Silberschuh fort und wählte einen zweiten von Gold. „Ich weiß nicht, ob er passen wird,“ meinte er bedenklich, indem er den Schuh betrachtete.

„So kommt mit mir und sehet zu!“ bat Herlind.

„Und wenn man mich sieht?“

„O, ich führe Euch so, daß kein Auge Euch wahrnimmt,“ versicherte die Jungfrau.

„So wagen wir's denn!“ rief der König und hüllte sich in seinen Mantel.

Von keinem Späherauge gesehen, gelangte er mit seiner Führerin in die Kemenate der Königstochter. Schön-Oda hob die Augen auf und blickte mit Verwunderung auf den hohen, stolzen Herrn.

„Das ist ein gebietender König!“ sagte eine Stimme in ihrem Herzen, und in holder Verwirrung senkte sie die Blicke zu Boden.

„Verzeihet, edle Herrin, meine Kühnheit!“ sprach der Held, betroffen von ihrer Schönheit. „Ich habe die Schuhe nun umgetauscht und wollte selbst sehen, ob sie wert sind, Eure Füße zu schmücken. Erlaubt Ihr, daß ich sie Euch anziehe?“

Sie nickte, ohne aufzuschauen, und er kniete vor ihr nieder und diente ihr in feiner Ritterweise.

Und indem sie wohlgefällig auf ihn herabschaute, faßte sie Mut und sprach: „Ich habe vernommen, Herr Herzog Dietrich, daß Ihr vom Könige Rother aus Eurem Lande vertrieben seid, ist dem also?“

Er nickte bejahend.

„So ist wohl König Rother ein gar gewaltiger und strenger Herr?" forschte sie weiter.

„Ja, ein gewaltiger Herr, dem viele Fürsten untertan sind," antwortete er.

„Und was habt Ihr verschuldet, daß Euch sein Zorn verfolgt?"

Da lächelte Rother und sprach: „O, der König zürnt mir nicht. Euch, edle Herrin, darf ich's vertrauen: ich bin hierher gekommen, Euch zu schauen und die Sendboten meines Herrn aus Not und Banden zu befreien."

Jäh errötend fuhr die Jungfrau auf und sprach: „So seid Ihr wohl gar der König Rother selber?"

Und er verneigte sich und antwortete: „Ihr habt's erraten, ich bin König Rother."

„Wie dürft Ihr mich nur also hintergehen!" zürnte sie mit zuckendem Munde.

Mit schmeichelnden Worten bat er um Vergebung und bekannte ihr seine Liebe.

Da blickte sie ihn lange an, reichte ihm endlich glückstrahlend die Hand und sprach: „Ich verzeihe Euch, Herr König Rother!" — Plötzlich aber verschwand der Sonnenglanz der Freude aus ihrem Angesicht, sie zog ihre Hand zurück und fragte beklommen: „Wer bürgt mir aber für die Wahrheit Eurer Worte? Wehe, Herr Dietrich, wenn Ihr mich abermals hintergangen habt!"

„Lasset meine Boten aus dem Kerker kommen, und Ihr werdet sehen, ob ich der König bin oder nicht," antwortete Rother.

„Es sei; ich will meinen Vater zu überreden suchen," versetzte sie nach kurzer Überlegung. „Doch darf kein anderer als ich und meine Vertraute Eure Begegnung mit den Boten sehen; denn erführe mein Vater, daß Ihr der König seid, so wäret Ihr verloren."

„Und wenn Schön-Oda mich in der Wahrheit findet, wird sie dem Könige Rother dann ihre Huld, ihr Herz schenken?" fragte er gespannt.

„Wenn — — geht nun, Herr Dietrich!" erwiderte sie mit glühendem Angesicht. —

---

4. König Rother wird Bürge für seine Boten

Ein großes Fest ward in der kaiserlichen Burg zu Konstenopel vorbereitet, und Schön-Oda sprach zu Herlind, ihrer Vertrauten: „Wie dünket dich, Herlind, würden nicht die lauten Festtage am besten geeignet sein, König Rothers Boten ins Freie zu führen und sie fern von dem Schaugepränge der Ritter mit Speise und Trank zu erquicken? Da hält Schaulust und Neugier alle im Poderameshofe (Pferderennbahn) fest, und unbelauert könnten wir die Probe auf Herrn Dietrichs Wahrhaftigkeit machen."

Die listige Herlind pflichtete der Herrin bei, und das Königskind sprach: „So will ich hingehen und meinen Vater zu überreden suchen, daß er den Recken die Pforten des Turmes öffnen lasse. Es kostet freilich eine Lüge," fügte sie niedergedrückt hinzu; „das ist recht bitter, aber ich weiß sonst keinen Weg."

„Es ist eine Notlüge, die Euch und andern zum Heile dient," warf Herlind beschwichtigend ein, und Schön-Oda verstockte ihr Herz gegen die abmahnende Stimme ihres Gewissens und begab sich zu ihrem Vater.

Kaiser Konstantin hatte wohl geruht und war in rosiger Laune, als seine Tochter mit ihrem Anliegen bei ihm eintrat. Er blickte ihr lächelnd entgegen, erschrak aber, als er ihre bekümmerte Miene sah, und fragte sorgenvoll: „Bist du krank, mein Augapfel? Du schaust so blaß und bleich."

„Nein, mein Vater," antwortete sie, „mich beunruhigen nur schreckhafte Träume, die auf schwere Not und Gefahr für unser Haus deuten."

„So offenbare mir deine Gesichte!" drängte der besorgte Vater.

„Mir träumte nun zum drittenmal, du solltest König Rothers Boten aus dem finstern Kerker ans Tageslicht führen und sie gleich den andern Gästen mit köstlichen Speisen und Getränken erquicken lassen. Geschähe das nicht, so würden Asathors Donnerkeile unser Haus zerschmettern."

„O wehe, mein Liebling!" rief entsetzt der Kaiser und hielt schirmend seine Hände über das Haupt der Tochter. „Alles, was dich vor Leid bewahret, will ich tun. Und findet sich ein Recke, der für Rothers Boten mit seinem Haupte bürgt, so sollen sie an den Tagen des Festes frei umhergehen und gut verpflegt werden."

„Habe Dank, mein Vater!" rief Schön-Oda freudig und küßte ihn. „Nun werden die schlimmen Träume meinen Schlummer nicht mehr stören, und mein Herz wird wieder fröhlich werden wie zuvor. Ich bitte dich, laß für die Gefangenen fern von der Rennbahn ein Zelt errichten, damit sie nicht von Gaffern belästigt, noch von Herrn Dietrichs Mannen gesehen werden. Ich selbst will mit Herlind für ihre Bewirtung sorgen."

„So soll es geschehen, mein Kind! Und heute noch will ich bei den Recken nach einem Bürgen Umfrage halten." —

Am Abend desselben Tages saß der Kaiser mit seinen Gästen bei Tafel und erlabte sich an Speise und Trank und Saitenspiel. Auf einmal gebot der Herold Schweigen, und der Kaiser tat seinen Mund auf und sprach: „Ein hohes Fest nahet heran, meine Edeln. Schon rüsten in den Burgen und Städten meines Reiches die ehrenfesten Recken zur Hoffahrt. Da soll Freude in den Hallen dieser Burg und auf den Gassen und Plätzen dieser Stadt herrschen, und jedermann soll teil daran haben, auch der Ärmste meines Volkes, ja, sogar die Gefangenen im Kerker. Nun wißt ihr, daß seit Jahr und Tag die Sendboten König Rothers im finstern

Burgverließ sitzen. Auch ihnen will meine Gnade ein paar Freudentage gewähren, ehe denn sie im finstern Turme verderben und sterben."

Nach diesen Worten stampfte der grimme Widolt so furchtbar auf den Boden, daß die Säulen der Halle erbebten, die Waffen mit Geklirr zu Boden stürzten und die Geschirre auf den Tischen tanzten.

Aller Augen blickten erschrocken auf den wütenden Mann, und König Rother gebot ihm mit strengen Worten Ruhe. Knurrend gehorchte Widolt, und der Kaiser fuhr fort: „Ehe denn sie verderben und sterben" — —

Ein Wutgebrüll ließ ihn jäh verstummen: wie ein Rasender zerrte Widolt an seiner Kette und stampfte mit der Keule den Estrich, daß die Burg bis in ihre Grundfesten erbebte.

„Führet ihn hinaus!" herrschte König Rother seine Recken an.

Und Asprian und Herzog Berchter faßten den Unhold und geleiten ihn zum Saale hinaus.

Nach einer Weile tief entrüsteten Schweigens nahm der Kaiser seine Rede wieder auf und sprach: „An den Tagen des Festes sollen die Boten König Rothers durch ein Bad erquickt und mit Speise und Trank gelabt werden. Auch würde ich ihnen erlauben, frei umherzugehen, so einer von euch, meine Recken, mit seinem Haupte für sie haftete. Ist einer willfährig, die Bürgschaft zu übernehmen, der melde sich!"

Ein beklommenes Schweigen folgte diesen Worten. Keiner hatte den Opfermut, für die Gefangenen einzustehen. Endlich erhob sich Herr Dietrich und sprach: „Ich will Bürge für die Gefangenen sein."

„Du? ein Feind König Rothers, ihres Herrn?" fragte überrascht der Kaiser.

„Es handelt sich hier nicht um den König, sondern um unglückliche Gefangene, deren jeder so edel ist wie nur einer in diesem Saale," versetzte Rother; „laßt mich für die Boten haften!"

„Wohl denn!" sagte der Kaiser. „Mit Haupt, Hand und Habe haftest du für die Boten. Und damit ihr es alle wisset: der Fürsprache meiner Tochter verdanken die Gefangenen die Sonnenblicke der Freiheit." —

Gleich nach dem Mahle begab der Herrscher sich in die Kemenate seiner Tochter, die er in Gesellschaft seiner Gemahlin traf. Beide freuten sich seiner Botschaft und erbaten von ihm die Erlaubnis, den Gefangenen vor dem Feste schöne Gewänder reichen lassen zu dürfen.

„Ihr seid ihnen hold um ihres Herrn willen, den ich hasse," sagte unwillig der Kaiser.

„Und den du doch ehren und schätzen solltest, wie er dich geehrt hat durch seine Werbung um unser Kind," versetzte die verständige Herrin. „Die Tage meines Lebens werde ich's beklagen, daß du ihm die Braut so schnöde verweigert hast."

„Nun schweige mir davon!" gebot der Kaiser barsch. „Nimmer mag ich mich trennen von meinem Lieblinge."

Und er küßte seine Tochter, liebkoste ihr goldig schimmerndes Haar und fragte schmeichelnd: „Und du, mein Kind, bleibst auch lieber bei deinem Vater, nicht also?“

Schön-Oda antwortete nur mit einem Seufzer, denn ihr Herz gedachte gar viel anders. —

5. Die Probe

Auf dem Poderameshofe tönte lauter Freudenschall. Dort führten unter den Augen des Kaiserpaares die Recken glänzende Waffenspiele auf, und Asprian und seine Genossen gaben unerhörte Proben ihrer riesigen Kräfte. Auch König Rother nahm teil an den Kämpfen; als aber das Getümmel am größten war, schlug er sich mit Herzog Berchter durch die lärmende Menge und begab sich dorthin, wo für seine Boten das Zelt errichtet war.

Und siehe: in der offenen Halle saßen in schönen Gewändern, aber mit bleichen, abgehärmten Gesichtern die unglücklichen Recken: Graf Lupold mit seinen Gefährten, verzehrten mit Heißhunger die kräftigen Speisen und leerten die Humpen, die zwei wunderschöne Jungfrauen ihnen reichten.

Die Jungfrauen waren Schön-Oda und Herlind; die Boten aber sahen in ihnen Odins Walküren, und es war ihnen zumute, als säßen sie in Walhalla und ringsumher grünte das sonnenbeglänzte, weite Idafeld, wo in ihrer Jugend die Götter mit den goldenen Täfelchen spielten, und wo dereinst im Glanze der neuen Sonne Baldur und Hödur Arm in Arm einherwandeln und von vergangenen Zeiten plaudern werden.

Und König Rother nahm seine Harfe, stellte sich hinter einen Vorhang in der Nähe des Zeltes und fing leise an zu spielen. Lupold und seine Gefährten horchten überrascht auf, und Jung Erwin, dem alles wie ein schöner Traum erschien, flüsterte einem seiner Brüder zu: „Das ist Asa Brages Saitenspiel; schon höre ich die Zweige erklingen; Iduna wandelt durch den Goldwald und bringt uns die Äpfel ewiger Jugend.“

Voller und mächtiger rauschten die Saiten — ach! es war die Königsweise Rothers! Wie verzückt blickten die Recken auf den Vorhang, und als die Akkorde wie jubelvolle Siegesmusik verbrausten, sprang Jung Erwin von seinem Sitze empor und rief: „König Rother, unser Retter, ist da! Nun hat alle Not ein Ende!“

Und der junge Recke stürzte auf den Vorhang zu, und alle andern folgten ihm nach.

„König Rother, geliebter Herr! Vater Berchter!“ jauchzten die Glücklichen und umhalsten und küßten die Freunde, die mit ihnen weinten vor Lust und Leid.

Es währte lange, bis sie sich so weit beruhigten, daß sie miteinander sprechen konnten. Und der König tröstete die Unglücklichen mit herzlichen

Worten und beteuerte, er werde nicht von dannen ziehen, es sei denn in ihrer Begleitung.

„Nur noch eine kleine Weile Geduld!“ bat er. Und sie gelobten, stille zu sein und weder durch Wort noch Wink das beglückende Geheimnis zu verraten. So trennten sie sich. Schön-Oda aber trat hinter den Vorhang zu König Rother, blickte ihn mit strahlenden Augen an und sprach: „Du wandelst in der Wahrheit, nun bin ich deine Braut!“

So verlobten sich die beiden. —

6. Heerfahrt wider König Imelot von Wüstenbabylon

Kaum war der Jubel des Festes verklungen, als der Schall der Heerhörner die Recken zum Kampfe herbeirief. König Imelot von Wüstenbabylon stand mit einem großen Heere an den Grenzen des Reiches, um die schöne Oda, um welche er vergeblich für seinen häßlichen Sohn Basilistium geworben, nun mit Waffengewalt aus der Burg ihres Vaters zu holen.

„Krieg! Krieg!“ scholl es in den Höfen und Hallen der Kaiserburg, und der grimme Widolt klirrte kampfbegierig mit seinen Ketten und ließ vor Freude seine Eisenstange hoch in der Luft tanzen.

Und Kaiser Konstantin berief Herrn Dietrich vor sein Angesicht, um Rats mit ihm zu pflegen.

„Es wird ein heißer Kampf,“ meinte er sorgenvoll. „König Imelot ist ein mächtiger Herr, und zahllos wie der Sand am Meere sind seine Streiter.“

„Ich fürchte die wilden Horden mit nichten,“ erwiderte König Rother gleichmütig.

„So ziehe mit mir in den Streit, ich will es dir reichlich vergelten!“ sagte der Kaiser.

Da antwortete Rother: „Lasset die gefangenen Sendboten meines Herrn aus dem Turmverließ führen, damit sie sich mit uns zum Kampfe rüsten! Gewaltige Helden sind unter ihnen, und mit ihrer Hilfe möchte es uns wohl gelingen, den Feind zu schlagen.“

„Das soll geschehen!“ versetzte der Kaiser rasch; „doch nach dem Kriege müssen König Rothers Boten wieder zurück in den Turm.“

„Auch wenn sie Euch den Sieg erfochten haben?“

„Auch dann! Unabänderlich ist mein Wille.“

Flammen des Zornes zuckten in Rothers Augen auf, doch bemeisterte er sein empörtes Herz und sprach: „Ich will unter Euren Fahnen streiten; sendet die Recken Rothers in meine Herberge, auf daß sie sich rüsten!“

Sie kamen, und ihre Freude war ohne Maßen groß. Und als sie sich nun gelabt hatten an kräftiger Speise und feurigem griechischem Wein und

in Eisen gekleidet vor ihren Herrn traten, waren alle Leiden des Kerkers vergessen, und hochgemuten Sinnes blickten sie dem Streite entgegen.

König Rother ward vom Kaiser zum Scharmeister ernannt, und der Riese Asprian trug die Fahne dem Heere voran: so sprengten die Streiter kampfesfreudig aus den Toren der Stadt und zogen den bedrohten Marken entgegen.

Bald stieß der Vortrab auf den Feind. Hart an des Landes Grenze lagerten seine Scharen auf den grünen Hügeln, und seine Waffen blitzten im Abendsonnenscheine.

Da gebot Herr Dietrich seinen Fahnen Halt und ließ dem Feinde gegenüber die Zelte aufschlagen. In der Mitte des Lagers ward auf einem Hügel das prächtige Kaiserzelt errichtet, und nach den Beschwerden des Marsches rastete der Gebieter auf weichen Polstern und trank voll Sorge den Wein von Chios, bis der gliederlösende Schlaf ihn mit sanfter Hand in das Reich der Träume führte.

Nicht also König Rother. An der Vorwacht des Lagers hatte er sein Zelt aufgeschlagen. Dort stand er mit seinen Recken und durchforschte mit den Augen des Adlers die feindlichen Reihen. Fern auf dem Bühel erkannte er an den vergoldeten Stangen und der Königsflagge Imelots Zelt, und nachdem er es lange gemustert und die Pfade durch das Lager geprüft hatte, sprach er zu seinen Getreuen: „Seht ihr dort auf dem Hügel das Königszelt stehen? Die Goldknäufe der Stangen leuchten wie Feuerkugeln im Abendsonnenstrahle, und mit der Flagge darüber spielt der Wind. Nun merket genau den Standort, denn heute nacht gedenke ich mit euch Herrn Imelot einen Besuch zu machen."

Lauter Beifall antwortete ihm, und Widolt machte an seiner Eisenstange einen halsbrecherischen Freudensprung in die Luft.

Nun ging die Sonne zu Rüste; zitternd verblich ihr letzter Strahl, und wie ein grauer Nebelschleier senkte die Dämmerung sich auf die Fluren herab. Stiller und stiller ward es hüben und drüben; die Könige schliefen, und ihrem Beispiele folgten die Recken und Mannen; ja, selbst die Hüter lehnten schlaftrunken an ihren Speeren und nickten träumerisch mit den schweren Häuptern.

Dunkel ward die Nacht. Weder Mond noch Sterne strahlten vom Himmel nieder. Schwer zogen dunkle Wolken durch die schwüle Luft, und in der Ferne zuckte hie und da ein Blitz gleich einer Schwertklinge durch die Finsternis.

Da näherten sich auf leisen Sohlen zwölf eisengepanzerte Recken dem feindlichen Lager. Das waren König Rother und Graf Arnold, Herzog Berchter mit seinen sieben Söhnen und die Riesen Asprian und Widolt. Unbemerkt hatten sie die Vorhut des Feindes erreicht; da zuckte plötzlich ein greller Blitz auf; erschrocken fuhr die Schildwache aus dem Schlafe, sah die grimmen Recken dicht vor sich stehen und griff nach dem Heerhorn.

Aber ehe er es zum Munde erhoben hatte, sauste Widolts Eisenkeule nieder und zerschmetterte ihm das Haupt.

Unangefochten gelangten sie nun durch die schlafenden Reihen bis an das Königszelt. Bei ihrem plötzlichen Hervortreten erschraken die Hüter dergestalt, daß sie keinen Laut hervorbringen, viel weniger noch die Waffen erheben konnten. Sie wurden gefesselt, und mit Asprian, Berchter und Arnold trat König Rother in das Zelt.

Asprian berührte mit seiner Keule den schlafenden Herrscher, und er fuhr jäh empor, starrte die nächtlichen Gäste an und fragte mit Entsetzen: „Wer seid ihr, schreckliche Gesellen der Nacht? Wie dürft ihr es wagen, den Schlaf eines Königs zu stören? Hebet euch von hinnen, ihr frechen Schleicher!"

„Schweig! sonst soll die Keule dieses Mannes für immer den Mund dir schließen!" donnerte König Rother ihn an. „Du bist völlig in meiner Gewalt, Herr Imelot, drum rate ich dir: füge dich ohne Geschrei in dein Schicksal! Das ist des Weisen würdig."

„Wer bist du, der so hochfahrend zu mir redet?" fragte Imelot zornbebend.

„Man nennt mich Herzog Dietrich; ich bin der Scharmeister deiner Feinde. Lege deinen Mantel an und laß dich von diesem starken Recken auf den Nacken heben, so soll dir kein Haar gekrümmt werden!"

„Ich stehe im Schutze meines Heeres," eiferte der König, „und wahrlich, du sollst nicht lebendig von hinnen kommen!" Und er streckte die Hand aus und langte nach seinem Heerhorn. Asprian aber kam ihm zuvor, faßte seinen Arm, zwang den erbleichenden Mann auf die Kniee nieder und sprach drohend: „Nun schweige, sonst — bei Asathor! ich zerschmettere dir das Haupt!"

Da packte Furcht und Entsetzen den König; willenlos ließ er sich von Widolt auf den Nacken heben und von dannen tragen. Indes aber waren die Seinen erwacht, und sie griffen zu den Waffen. Aber König Rother und seine Genossen schlugen so gewaltig drein, daß vor ihnen alles entsetzt auseinanderstob. Und wie unten im Lager, so war es auch droben am Himmel lebendig geworden. Mit Donnergepolter fuhr Asathor durch die Wolken, und seine Blitze durchzuckten wie Feuerpfeile die Nacht. Sinnloser Schrecken herrschte im Lager. Jeder suchte sich zu retten; auf schnaubenden Rossen jagten sie dahin, und gering war die Zahl derer, die ihre Fassung wiedergewannen und bei den Zelten verharrten. —

Fern von dem Getümmel ruhte indessen Kaiser Konstantin auf weichen Polstern in seinem Zelte und träumte von seinem grimmigen Widersacher Imelot, der ihn und all die Seinen zu vertilgen drohte. Auf der Stirn des Herrschers standen die Schweißtropfen der Angst, und als dann ein schwerer Donnerschlag die Erde erschütterte, fuhr er auf und starrte um sich wie ein Mann, der mit Grausen seinen Henker erwartet. Allgemach aber lösten

sich die Schlummerrunen von seiner Stirn, und aufatmend murmelte er: „Es war ein Traum, den Göttern Preis und Dank! Schon graut der Tag, und das Wetter zieht vorüber, wir werden heute in kühlen Lüften streiten."

Mit Sonnenaufgang erhob sich der Kaiser von seinem Lager, kleidete sich in sein kostbares Streitgewand und stärkte Leib und Seele durch einen leckern Morgenimbiß. Da schwellte kriegerischer Wagemut sein edles Herz, und er stand auf und trat mit majestätischen Schritten aus der Tür seines Zeltes. Forschend ließ er seine Blicke über das Lager schweifen, und da er sah, daß viele seiner Mannen noch im Schlafe lagen, befahl er den Herolden, die Schlachttrompeten zu blasen. Da ward es überall lebendig. Die Rosse wieherten, es blitzten die Waffen, und streitgerüstet harrten die Scharen der Befehle ihrer Führer.

„Wo nur Herr Dietrich so lange säumt?" fragte der Kaiser und schaute unmutig nach seinem Scharmeister aus. Da dieser aber lange verzog, ließ der Gebieter sein Pferd vorführen, stieg in den Sattel und ritt mit seinem Gefolge nach den Vorhügeln, wo König Rothers Zelte standen.

Ohne Schwert und Schild trat der Heerführer seinem Herrn entgegen und ward mit der Frage empfangen: „Hast du den Schall der Schlachttrompeten nicht vernommen, Herr Herzog Dietrich?"

„Nein, ich hab's verschlafen. Was soll's mit der Musik?" versetzte Rother heiter lächelnd.

„Zum Kampfe geht's!" sagte der Kaiser strenge. „Wie mag der Scharmeister nur also fragen?"

„Zum Kampfe?" erwiderte Rother. „Wo ist denn der Feind, wider den wir streiten sollen?"

Da hob der Kaiser seine Augen und spähte nach den Hügeln, wo die Babylonier sich gelagert hatten. Was war denn das? Hatte die Erde sich aufgetan und die Feinde verschlungen? Oder waren sie im Wetter von dannen gefahren? Doch siehe! Dort standen auf den Hügeln zerstreut noch einige Zelte, in der Ferne sprengte ein Reiterhaufen hindann, und im Lager sah man einzelne Gestalten hierhin und dorthin eilen — was hatte das zu bedeuten?

Mit offenem Munde starrte der Herrscher auf das rätselhafte Bild, dann wandte er sich Herrn Dietrich zu und blickte ihn fragend an.

Rother lächelte und schwieg.

„Wo ist der König Imelot mit seinem Heere?" fragte der Kaiser.

„Der König liegt gefesselt in meinem Zelte, und sein Heer ist zerstreut in alle Winde."

„Wa — a — as?" staunte der Herrscher. Das war ja eine schier unglaubliche Mär.

„Bringet den König von Wüstenbabylon hierher!" gebot Herr Dietrich. Und alsbald führte Widolt den Gefangenen herzu.

Kaiser Konstantin starrte den schmählich gefesselten Herrscher lange

sprachlos an und brach dann in ein schallendes Freudengelächter aus, in das Widolt und seine Genossen sogleich mit ungeheurer Kraft einfielen.

„Bei meinem Barte!" rief der Kaiser, „es ist mein Widersacher Imelot in eigener Person! Der Krieg hat nun ein Ende; wir kehren noch heute heim, und Ihr, Herr Dietrich, möget mit Euren Mannen dem Heere vorauseilen und die Siegesbotschaft gen Konstenopel bringen."

Mit Freuden übernahm König Rother den Auftrag. Er sammelte seine Recken und Riesen um sich und sprengte im Galopp von dannen. Nun war Schön-Oda sein eigen: mit List wollte er sie auf sein Schiff führen und von dannen fahren, ehe denn noch der Kaiser die Hauptstadt erreichte.

Seinen Genossen teilte er diesen Plan mit, und da sie in Konstenopel ankamen, sandte er sie sogleich nach dem Hafen mit dem Befehl, in Eile die Schiffe segelfertig zu machen. Er selbst ritt mit Herzog Berchter zur Kaiserburg und trat mit bestürzten Mienen den Frauen entgegen.

„Du bringst eine schlimme Botschaft!" rief die Kaiserin angstvoll, „ist denn alles verloren?"

„Alles verloren!" erwiderte er tief bekümmert. „Das Heer ist geschlagen, Herr Konstantin gefangen; die wilden Horden von Wüstenbabylon nahen der Stadt; nun eilet mit mir zu Schiffe, denn Eure Ehre, Euer Leben steht in Gefahr!"

„Oda! Oda! mein geliebtes Kind! Auf! und rüste dich geschwind mit Herlind, denn Gefahr ist im Verzuge!" rief die Kaiserin und bereitete sich mit ihrer Tochter zur Flucht. Rasch wurden die Rosse gezäumt; König Rother half den Frauen in den Sattel, und mit verhängten Zügeln jagten sie zum Hafen.

Schon blähten sich die weißen Segel im Winde; alle Schiffe waren zur Fahrt bereit, und ohne Bedenken ließen Schön-Oda und Herlind sich vom Herzoge Berchter über die schwankende Holzbrücke in das Königsschiff geleiten.

Die Kaiserin wollte ihrer Tochter nachfolgen, aber König Rother hielt sie zurück und offenbarte ihr nun alles, was geschehen war.

„Und nun lebet wohl, herzliebste Mutter!" sagte er und ergriff ihre Hand. „Ihr wart mir immer hold und gewogen und werdet mich jetzt nicht verdammen. Euer Kind soll glücklich werden und der Ehren viele genießen als Königin des Lampartenlandes."

„So mögen die Götter Euren Bund segnen für und für! Fahret wohl, meine geliebten Kinder! fahret wohl!" rief die Kaiserin herzinnig und hielt segnend die Arme empor.

Die Schiffe stießen vom Lande; freudiger Abschiedsgruß scholl aus den Kehlen der Recken, und Widolt schlug vor Lust mit seiner Keule ins Wasser, daß die Flut hochaufrauschte. Schön-Oda stand neben Rother und winkte ihrer Mutter zu, bis die Ferne ihr das geliebte Bild samt dem schönen Heimatstrande entrückte.

Glücklich verlief die Fahrt über das schöne Wendelmeer und die blaue See Adria. Die Königsstadt Bari tauchte über der Flut empor, und als die Schiffe in den Hafen einfuhren, stürmte das Volk in Scharen herbei, den geliebten Herrn und seine Genossen zu begrüßen. Das war ein Jubeln und Jauchzen, als man die königliche Braut in ihrer Schönheit erblickte! Herrlich war der Einzug und noch viel herrlicher das Fest der Hochzeit in der Königsburg.

Und als endlich der Jubel verrauscht war, verabschiedete König Rother mit reichen Gastgeschenken seine treuen Recken und Riesen; denn nun dachte er nicht mehr an Kampf und Meerfahrt, sondern wollte mit seinem geliebten Weibe fortan der Werke des völkerbeglückenden Friedens walten. —

7. Der Spielmann

Kaiser Konstantin verwunderte sich baß, als ihm bei seinem Einzuge in Konstenopel kein Freudengeschrei entgegenscholl. Überall in der Stadt sah er verstörte, ängstliche Gesichter, und auch aus der Burg tönte kein Jauchzen, kein Trompetengeschmetter, wie sonst bei gleichen Anlässen.

„Was ist hier geschehen?“ fragte er besorgt seine Gemahlin. „Warum bringt mir Herr Dietrich mit seinen Recken keinen Willkommengruß?“

„Herr Dietrich?“ erwiderte lächelnd die Kaiserin. „O, der ist längst fern auf dem Meere und hat als Lohn für geleistete Heeresfolge unsere Tochter mitgenommen; denn wisse: aus der Raupe, welche sich Dietrich nannte, hat sich der schöne Schmetterling König Rother entpuppt, und wie sollte unser Kind dem nicht mit Freuden folgen!“

Das war zu viel für das zärtliche Vaterherz Herrn Konstantins. Er brüllte auf wie ein verwundeter Stier und sank dann ohnmächtig auf das Steinpflaster des Hofes nieder. Darob erhob sich unter den Recken ein wildes Getümmel, und niemand achtete weiter des gefangenen Königs Imelot. Mit katzenartiger Gewandtheit wußte der Wüstensohn sich seiner Fesseln zu entledigen und seinen Hütern zu entrinnen. Unerkannt schlug er sich durch die menschenwimmelnden Straßen und erreichte glücklich den Hafen, wo er auf einem Kaufmannsschiffe eine Zuflucht fand und über das Meer entwich. —

Die Kunde von seiner Flucht war ein zweiter Wetterschlag auf das Haupt des Kaisers Konstantin, und jammernd rief er aus: „Die guten Götter haben ihr Angesicht von mir gewandt; nun wäre mir besser, ich stürbe!“

Tag und Nacht härmte er sich um die verlorene Tochter und sann ohne Unterlaß auf Mittel und Wege, wie er den Liebling seines Herzens wieder heimholen könnte.

Da kam eines Tages ein Spielmann in die Burg und begehrte den Kaiser zu sehen. „Herr," sprach er, da er dem Gebieter die schuldige Ehrerbietung erwiesen, „Ihr grämt Euch um Euer verlorenes Kind Tag und Nacht und verzehrt Euer erhabenes Leben in Kummer und Herzeleid. Das betrübt meine Seele, und ich habe mich entschlossen, Leib und Leben für Euren Frieden zu wagen. Nun bitte ich Euch: lasset ein Schiff zur Meerfahrt ausrüsten und es mit Kostbarkeiten aller Art füllen, so will ich gen Bari segeln und Eure Tochter mit List aus der Gewalt des lampartischen Königs befreien."

„Mann!" rief der Kaiser in hellem Eifer, „erfüllst du deine Verheißung und führst mir mein Kind wieder her, so überschütte ich dich mit Gold und mache dich zum Herrn und Gebieter einer Burg. Siehe, meine Schatzkammern sind wohlgefüllt; wähle daraus, was nottut und nütze sein kann, und laß es auf mein bestes Schiff hinüberschaffen. Dann fahre ohne Säumen unter dem Schutze der guten Götter, deren Huld ich durch reichliche Opfer gewinnen will, von hinnen."

Der Spielmann eilte, den gnädigen Wunsch seines Herrn zu erfüllen, und bald lichtete er die Anker des besten kaiserlichen Drachen und segelte mit frohem Mute von dannen. Kaum war er in Bari gelandet, so hörte er zu seiner Freude, daß König Rother auf einer Heerfahrt am fernen Niederrhein sei und Schön-Oda unter dem Schutze des Grafen Lupold in der Burg walte. Dieser günstige Umstand belebte seine Hoffnung, und er machte sich sogleich ans Werk, seine schlau ersonnene List auszuführen.

Zuvörderst legte er eine bequeme Brücke von Bord des Schiffes zum Ufer. Darauf spannte er über dem geräumigen Deck ein purpurfarbenes Zeltdach aus, stellte darunter einen breiten Tisch und legte auf demselben seine kostbaren Schätze zur Schau aus. Da schimmerten in Gold und Silber und leuchtenden Edelsteinen Spangen und Ketten, Armringe und Stirnbänder, Kästchen und Muscheln, golddurchwirkte Seidengewebe aus Persien und Arabien, ägyptische Teppiche, köstliches Pelzwerk und viele andere seltene Sachen aus dem Morgenlande. Ferner lag da auf einer Platte von Silber ein unscheinbarer schwarzgrauer Kieselstein, den der schlaue Spielmann am Strande aufgelesen hatte — dieser wertlose Stein aber sollte ihm die Königin gewinnen. —

Die Frauen und Töchter der Stadt kamen in Scharen an den Hafen und schauten mit begehrlichen Blicken nach den Schätzen auf dem Schiffe. Wie gern wären sie herangetreten, um die blinkenden Kleinode in der Nähe zu betrachten! Aber sie wagten es nicht, denn der Kaufherr lud sie nicht dazu ein. Immer größer ward nun die Menge der Zuschauer, und endlich trat der listige Spielmann hervor und rief mit lauter Stimme: „Heia, ihr schönen Frauen und blühenden Mägdlein von Bari! Seht doch die Spangen und Ringe, die Ketten und Perlen, den Schmuck aus Bernstein und echtem Gestein, die herrlichen Gewebe aus Arabien und Syrien, Persien und

Ägypten, die Schätze vom Grunde des Meeres und aus den Tiefen der Berge — wo fändet ihr nur so köstliche Kleinode in solcher Fülle beisammen! Und alles könnt ihr haben, spottwohlfeil, schier umsonst, alles, was eure Augen hier schauen, außer diesem Zaubersteine auf der Silberplatte; das Kleinod ist mir um kein Gold feil. Aus der Krone eines Gottes ist es zur Erde gefallen, und wunderbare Heilkraft birgt seine graue Hülle. — So tretet heran und kauft, kauft! Denn nicht lange gedenke ich an diesem Strande zu weilen."

Zögernd schritten die Schönen über die Brücke, erst nur einige wenige; ach! die kostbaren Sachen waren gewiß sehr teuer! Der Gedanke raubte den meisten den Mut. Doch siehe: jede kam glückstrahlend vom Schiffe zurück; der Kaufmann hatte die Wahrheit gesagt: für wenig Geld gab er die köstlichsten Dinge, so daß sich alle darüber verwunderten und das Schiff bald nicht Raum genug hatte, die kauflustige Menge zu fassen.

Tagelang sprach man in der Stadt kaum von etwas anderem als von den Kostbarkeiten des fremden Kaufherrn; auch erzählte man mit gar geheimnisvollen Mienen von dem schwarzen Zaubersteine aus der Krone eines Gottes. Einmal betrat auch ein vornehmer Ritter das Schiff, um die vielbewunderten Schätze in Augenschein zu nehmen. Und da er den Kieselstein auf der silbernen Platte erblickte, fragte er nach der Bedeutung desselben.

Der Spielmann tat ungeheuer wichtig und erklärte in flüsterndem Tone: „Das ist mein größter Schatz, Herr Ritter. Eine wunderbare Heilkraft birgt der Stein. Nimmt eine Königin ihn in die Hand, so erstrahlt er in unbeschreiblich herrlichen Farben, und wenn die Königin einen Kranken damit berührt, so schwindet alsbald jedes Gebrest, der Siechе wird von Kraft durchdrungen und erblüht in göttlicher Schönheit."

Nach diesen Worten bemächtigte sich des Ritters eine heftige Erregung, und mit bebendem Tone fragte er: „Sprichst du die Wahrheit, fremder Mann?"

„Die lautere Wahrheit," beteuerte der falsche Spielmann. „Prüfet meine Worte, und so Ihr mich auf Lügen ertappt, will ich gehangen sein."

„Ich habe zwei kranke Kinder, die von keiner Kunst der Ärzte geheilt werden können," murmelte der Ritter wie im Selbstgespräch. „O, wenn die Königin sich ihrer erbarmen wollte!"

Mit erheuchelter Teilnahme sagte der Spielmann: „Die edle Herrin erbarmt sich gewiß der armen Kleinen. Geht nur getrost zu ihr und bittet sie, mit Euren Kindern hierher zu kommen; denn nur auf diesem Schiffe äußert der Stein seine heilbringende Zauberkraft."

„Ich will hingehen und sie bitten," sprach der Ritter und wollte sich entfernen; der Spielmann aber hielt ihn noch zurück und sprach: „Noch eines merket! Vor Sonnenaufgang ist die Heilkraft des Steines besonders wirksam; darum überredet die Königin, morgen früh, ehe der erste Sonnenstrahl die Gipfel jener Berge vergoldet, das Schiff zu betreten."

Der Ritter versprach's und eilte von dannen. Als nun der Abend kam, rüstete der Spielmann sein Schiff zur Abfahrt und harrte dann mit Ungeduld des neuen Tages.

Und siehe: kaum dämmerte der Morgen, da nahte, die kranken Kinder an den Händen, in Begleitung edler Recken die Königin Oda dem Hafen. Dem listigen Griechen frohlockte bei dem Anblick das falsche Herz; er eilte über die Brücke, begrüßte ehrfurchtsvoll die Herrin, faßte die Kinder an den Händen und bat die Königin, zuerst auf das Schiff zu gehen.

Königin Odas Entführung

Arglos folgte sie; er aber ließ plötzlich die Kinder los, eilte der Königin nach, stieß die Brücke ins Wasser und rief mit lauter Stimme: „Legt an! stoßt ab! Heil dir, Kaiser Konstantin! Der schöne Vogel ist glücklich gefangen."

Mit Windeseile flog das schlanke Fahrzeug weit auf die spiegelklare Flut, und der Spielmann schwang seinen Hut und rief zum Strande hinüber: „Fahr wohl, du schönes Lampartenland mit deinen blauen Seen und gläubigen Menschen! Ha! Herr Lupold, wie wirst du nun vor deinem Gebieter bestehen? Bringe ihm meinen Dank und Kaiser Konstantins Gruß; denn wisse, der hat mich gesandt, seine geraubte Tochter wieder heimzuholen. Und da habt ihr auch den kostbaren Zauberstein! Er ist ein ganz gemeiner Kiesel dieses Strandes."

Lachend schleuderte er den Stein über die Flut und traf damit den Schild eines Recken, daß das Eisen laut erklang.

In namenloser Bestürzung standen die Ritter am Strande und blickten zornbebend dem Räuber nach. Es waren keine Schiffe vorhanden, ihn zu verfolgen, und zähneknirschend ergaben sie sich in ihr Schicksal und sahen mit Bangen der Rückkehr ihres Herrn entgegen. Viele waren in solcher Angst, daß sie aus dem Lande entfliehen wollten. Auch die Bürger der Stadt fürchteten den Zorn ihres Königs, weil sie den Schatz, den er vertrauensvoll in ihrer Hut zurückgelassen, nicht treulich beschirmt hatten.

Graf Lupold allein blieb gefaßt und besonnen, denn er hatte das Herz eines Helden. Er beruhigte die ängstlichen Gemüter und sprach: „Schuld und Strafe habe ich allein zu tragen, denn mich hat König Rother zum Schirmvogt seiner Krone und zum Hüter seines Hauses eingesetzt; ich allein hafte darum für alles, was hier geschehen."

Da faßten sie Mut und verblieben in der Stadt. —

8. Wie König Rother seine Gemahlin wiedergewinnt

Sieben Tage nach der Entführung der Landesherrin landete König Rother mit seinem siegreichen Heere im Hafen von Bari. Das Volk strömte in Scharen herbei, den Herrscher zu begrüßen; als aber Graf Lupold mit seinen Recken dem Könige entgegentrat, verstummte der Jubel, und es entstand eine atemlose Stille.

Mit freundlichem Gruße empfing der König seinen Vertrauten; aber Lupold schüttelte ernst sein Haupt und sprach: „Nicht gebührt mir heute so huldvoller Gruß meines Herrn und Königs, denn schlecht habe ich meines Ehrenamtes gewaltet: die Königin, Eure Gemahlin, ist entführt!"

„Entführt?" fragte Rother bestürzt. „Wer hat das getan?"

„Ein griechischer Kaufmann, von Kaiser Konstantin hierhergesendet."

„Berichte den Hergang!" gebot der König mit strengem Tone.

Lupold erzählte genau, wie der Raub ausgeführt worden, und schloß seine Rede also: „Mich allein trifft die Schuld an diesem Unheil. Arglos habe ich dem verschlagenen Griechen getraut und die Herrin selbst zum Hafen geleitet. So strafet mich denn nach Gebühr! Mein Leben steht in Eurer Hand — nehmet es hin und schonet der andern!"

Der König schwieg und blickte finster vor sich nieder. Aller Herzen pochten in banger Erwartung.

Da trat Jung Erwin, Lupolds wackerer Bruder, glühenden Angesichts vor den Gebieter und sprach: „Gedenket, Herr, wie mein Bruder Lupold im finstern Turme zu Konstenopel geschmachtet, ja: wie er uns, die Murrenden, Verzweifelnden, durch Wort und Beispiel aufgerichtet, getröstet und ermutigt

hat zu geduldigem Ausharren um Euretwillen, und verzeihet ihm die Schuld! Wo nicht, so lasset mich mit ihm in den Tod gehen!"

Wie ein lichter Himmelssonnenstrahl zuckte es nach diesen Worten über das Antlitz des Königs, und er faßte zwischen beide Hände Erwins Haupt, küßte den Jüngling und sprach: „Du sollst leben und glücklich sein, mein Erwin!"

„Und mein Bruder?" fragte der Jüngling mit zuckendem Munde.

„Auch er, auch er," sprach der König und küßte den Grafen.

Da brach ein Beifallssturm aus der Menge hervor, und alles drängte heran, dem milden Herrn dankbar die Hände zu küssen.

Hoch auf richtete sich der König, und gegen seine Recken gewendet, sprach er mit lauter Stimme: „Ich bin gesonnen, die geraubte Frau wiederzuholen; wer will mit mir über das Meer gen Konstenopel fahren?"

Da schlugen alle mit Macht an ihre Schilde, und Widolt erhob ein solches Freudengebrüll, daß jedermann sich darob entsetzte. —

Nach kurzer Rast schiffte sich der König mit seinen Getreuen ein und segelte abermals gen Konstenopel. In der Nähe der Stadt war ein Wald an einer tiefen Meeresbucht, dort landeten im Schutze der Nacht die Schiffe. Und die Recken betraten den Strand und schlugen im tiefern Waldversteck ihr Lager auf. Am andern Tage verkleidete sich der König mit Berchter und Lupold als Pilger und sprach zu den Recken: „Wir gehen auf Kundschaft in die Stadt, und ihr haltet euch ruhig im Versteck, bis ihr den Schall meines Heerhorns vernehmt — dann eilet herbei, denn dann hat es Gefahr."

Auf dem Wege zur Stadt trafen die drei ritterlichen Pilger einen Recken hoch zu Roß, der ihren Gruß freundlich erwiderte.

König Rother fragte ihn nach den neuesten Ereignissen am kaiserlichen Hofe, und redselig plauderte der Recke von der Entführung der schönen Oda durch den König von Lampartenland und von ihrer Heimholung durch den listigen Spielmann. Diesen habe Kaiser Konstantin zum Ritter geschlagen und ihn mit Land und Burgen belohnt.

„Und wie findet sich die Kaisertochter nunmehr in ihr Schicksal?" forschte Rother.

„O, die soll schier untröstlich sein ob der Trennung von ihrem Geliebten, dem lampartischen Räuber," erwiderte lachend der Ritter. „Heuer aber sitzt sie in der größten Herzensbedrängnis; denn König Imelot von Wüstenbabylon hat mit Waffengewalt dem Kaiser die Einwilligung abgetrotzt, die schöne Oda mit seinem Sohne Basilistium zu vermählen. Ich eile, denn heute wird in der Burg die Hochzeit gefeiert!"

Damit gab er seinem Roß einen Schlag mit der Peitsche und sprengte von dannen.

König Rother war wie erstarrt stehen geblieben. „Diese schmähliche Hochzeit," sagte er, „muß jäh unterbrochen werden; mein Leben wage ich um das geliebte Weib!"

Viel Volk ging in der Burg aus und ein, und ungehindert gelangten die drei Pilger in den Hochsaal, wo die Könige mit ihren vornehmsten Gästen zu Tische saßen.

In trübem Sinnen blickte die Braut vor sich hin und gönnte dem häßlichen Basilistium an ihrer Seite nicht ein Wort.

„Sie gedenket mein," sprach Rother mit freudigem Herzen bei sich, „und nun soll sie erfahren, daß ich ihr nahe bin."

Gedeckt durch die hin und her eilenden Diener kam er allmählich in die Nähe des geliebten Weibes, und scheinbar unbemerkt ließ er einen Ring auf ihren Schoß fallen.

Sie erblickte den Goldreif, nahm ihn verwundert in die Hand, und da sie ihn anschaute, erzitterte sie vor Freude: das war König Rothers Fingerring. So war also der Geliebte gekommen, sie aus schmachvollen Banden zu befreien. Mit leuchtenden Augen zeigte sie ihrer Mutter den Ring. Da lächelte auch diese, denn sie begriff, was das bedeutete.

Diesen Vorgang hatte der argwöhnische Basilistium bemerkt, und sogleich schöpfte er Verdacht und rief dem Kaiser zu: „Lasset die Pforten besetzen, Herr Konstantin, es sind ungeladene Gäste im Saale!"

Fragend blickte der Kaiser auf.

„Ich wähne, der Fuchs Rother von Lampartenland sitzt in der Falle," erklärte Basilistium. „Lasset die Pforten verrammeln, damit er uns nicht entwischt!"

Auf einen Wink des Kaisers sprangen gewappnete Recken an die Türen und verwahrten alle Zugänge. Darauf erhob sich Herr Konstantin und rief mit lauter Stimme: „Ist der König Rother im Saale, so trete er offen hervor, wie es einem Helden geziemt!"

Und heraus aus der Menge trat eine mächtige Gestalt im Pilgergewande und sprach mit volltönender Stimme: „Hier steht König Rother — hat er nicht ein gutes Recht, dem Hochzeitsfeste seines eigenen Weibes beizuwohnen?"

„Rette dich, mein Geliebter! rette dich und mich!" rief Schön-Oda und sank todbleich in die Arme ihrer Mutter.

„Ergreifet ihn! Legt ihn in Ketten!" schäumte der Kaiser.

Und die Schergen stürzten auf Rother und seine beiden Gefährten, überwältigten und fesselten sie und führten sie vor den kaiserlichen Hochsitz.

„Habe ich endlich den Räuber meines geliebten Kindes!" frohlockte Herr Konstantin.

„An den Galgen mit den drei Schelmen!" eiferte der klägliche Basilistium.

„Gnade!" baten die Frauen.

„Nein, er soll sterben!" sprach entschlossenen Tones der Gebieter; „er soll sterben, denn unsägliches Herzeleid hat er mir angetan. Auf, meine Freunde, wir alle wollen die Schächer zum Galgen geleiten!"

Die Gefesselten wurden aus der Burg geführt, und vor den Toren ordnete sich unter ungeheurem Zulauf des Volkes der Zug zur Richtstätte. Reiter mit vorgestreckten Spießen sprengten an der Spitze; ihnen folgten der Henker und seine Gesellen mit den Verurteilten, und hart an König Rothers Seite ritt auf prächtig gezäumtem Rosse Basilistium, der Wohlgefallen daran fand, seinen unglücklichen Nebenbuhler auf seinem letzten Gange mit beißenden Worten zu verhöhnen. Im Geleite einer großen Reckenschar folgten Konstantin und Imelot, und hinter ihnen trabte unter wüstem Geschrei eine unzählbare Menge Volks.

In der Nähe des Meeres lag der Galgenberg, und König Rother hob die Augen auf und richtete sehnsuchtsvolle Blicke nach dem Walde, wo seine Mannen rasteten. Nun schwebte er mit seinen Freunden in höchster Gefahr und konnte die Seinen nicht zu Hilfe rufen — eine kleine Weile nur noch, dann war alles verloren!

Es waren aber viele Ritter unter Konstantins Fahne, die das Geschick des edeln lampartischen Königs tief beklagten. Sie gedachten seines Edelmuts, den er oft bewiesen, da er als Herr Dietrich am Hofe gelebt, sie rühmten seinen unerschrockenen Mut im Kriegszuge wider Imelot und meinten, daß es eine Schmach sei, den edeln Herrn gleich einem gemeinen Verbrecher zum Galgen zu führen.

Und einer war da, der sich nicht mit Worten der Klage begnügte, sondern auf Rettung des Königs dachte, und das war Graf Arnold, den Herr Dietrich vormals aus Not und Elend befreit hatte. Dieser wackere Recke war nach dem Urteilsspruche des Kaisers sofort in die Stadt geeilt, um seine Mannen zu rüsten. Und als nun der Zug den Galgenberg erreicht hatte, siehe: da kam plötzlich quer über das Feld eine Reiterschar wie der Sturmwind dahergesaust, und ehe nur die Henker wußten, was geschah, pfiffen die Schwerter über ihren Häuptern, und sie sanken lautlos in den Staub.

Basilistium wollte entfliehen, aber Graf Arnold riß ihn vom Rosse herunter und befahl seinen Mannen, ihn sicher zu bewachen. Ein ungeheures Getümmel erhob sich. Kaiser Konstantin trieb seine Recken zum Streite, und mit blinkenden Speeren rückten sie heran. In dem Augenblick aber erklang der Ton eines Heerhorns mit solcher Kraft, daß Rosse und Mannen erschraken. Und siehe: der Wald da drüben schien auf einmal lebendig zu werden; riesige Männer in weißen Brünnen und mit gewaltigen Spießen und Keulen, Ritter auf eilenden Rossen mit blinkenden Schilden und Goldhelmen brachen aus dem Dunkel des Waldes und kamen herangesaust wie Wodans wilde Jagd. Ein Geschrei erhob sich: „Seht da! Das ist der schreckliche Widolt mit der Stange! Das sind König Rothers Riesen! Nun rette sich, wer's vermag, und wehe den Säumigen!" —

In wilder Flucht stoben die Griechen auseinander und unter ihnen schreckensbleich Herr Konstantin und Imelot von Wüstenbabylon. Nur wenige

Säumige wurden erschlagen, denn König Rother tat der Verfolgung Einhalt und rief durch dreimaliges Horngeschmetter auch den kampfgierigsten Berserker zurück.

Da stand auf dem Hügel der König mit Berchter, Lupold und dem

König Rothers Befreiung

Grafen Arnold, und um die Herren sammelten sich die Riesen und Recken. Der grimmige Widolt hatte sich sogleich des gefangenen Basilistium bemächtigt und spielte mit ihm wie die Katze mit der Maus. Auf einmal erhob er drohend seine Eisenstange, und der tödlich erschrockene Basilistium stieß ein klägliches Jammergeschrei aus.

„Halt ein, Widolt! Es ist der Bräutigam meiner Gemahlin," sagte König Rother, und ein ungeheures Gelächter folgte diesen Worten.

Der feige Basilistium kroch auf Händen und Füßen vor den König und winselte um Gnade.

„Ha, du elende Memme!" rief Widolt mit tiefster Verachtung und wandte sich fort von dem Feigling.

„Was soll mit dem Wicht geschehen?" fragte König Rother seine Mannen.

„An den Galgen mit ihm!“ riefen sie einstimmig.

„Nun denn, Widolt, knüpfe ihn auf, er ist wahrlich keines edlern Todes wert!“ richtete Rother. —

Basiliskium hing zwischen Himmel und Erde, und über seinem Haupte kreisten mit lautem Gekrächz die Raben, während König Rother in stattlichem Aufzuge zur Stadt sprengte, fest entschlossen, jeden Widerstand mit Waffengewalt zu brechen und Schön-Oda aus der Burg zu holen. Allein kein feindlicher Speer streckte sich ihm drohend entgegen, und als er sich der Burg näherte, trat in demütiger Haltung Kaiser Konstantin mit seiner Gemahlin und Tochter aus der Pforte. Und Schön-Oda jauchzte hell auf, eilte auf den König zu und hob die Arme zu ihm empor. Da sprang er vom Rosse und zog das geliebte Weib an seine Brust. Arm in Arm mit ihr trat er den Eltern entgegen, bot der Kaiserin freundlich die Hand und sprach zu dem scheu dreinschauenden Herrscher: „Kaiser Konstantin, verweigerst du mir auch jetzt noch mein Weib?“

„Nein!“ antwortete der Kaiser kurz.

„Nun denn, so ist Friede zwischen mir und dir. Und ich denke, wir setzen die unterbrochene Hochzeitsfeier nun fort — wie dünket euch, ihr lieben Frauen?“

Sie stimmten ihm freudig zu, und nun ward es eine echte und rechte Hochzeit, denn Braut und Bräutigam hatten einander lieb und sahen so stolz und glücklich aus, daß den Gästen darob vor Lust die Augen erglänzten. —

Hagen

1. Wie der Knabe Hagen geraubt wird

Von den Türmen der Burg Baljan in Irland wehten die Fahnen. Des Landes beste Ritterschaft war zu Hofe gekommen, um vor dem Könige Siegeband und seiner schönen Gemahlin ihre Waffenkunst zu zeigen. Ein prächtiges Schauspiel bot sich den Zuschauern auf dem weiten Plane vor der Burg. Dort wogten in glänzenden Rüstungen mehr als tausend Ritter im Turniere durcheinander. König Siegeband und seine Gemahlin Ute saßen unter einem Thronhimmel und schauten mit Wohlgefallen dem kriegerischen Treiben zu. Ein blühender Knabe von sieben Jahren lehnte an des Königs Knieen; das war Hagen, der einzige Sohn der königlichen Eltern.

„Hei! wie die Schwerter blitzen!“ rief mit leuchtenden Augen der Knabe. „Wie die Funken aus den Helmen sprühen! Da ist einer kopfüber in den Sand gestürzt, — noch einer und noch einer! Sind sie tot? Nein, sie springen wieder auf! Die Pferde kommen heran. Nun steigen sie wieder auf und reiten hindann. O, wär' ich ein Ritter!“

Und der Knabe sprang hinaus auf den Plan und mischte sich unter die staunenden Knappen. Da sah er ein Ritterschwert auf dem Boden liegen, eine prächtige, goldfunkelnde Waffe. Wie ein Raubvogel auf seine Beute, so stürzte er blitzgeschwind darauf zu und ergriff mit beiden Händen das Schwert. Freudestrahlend betrachtete er seinen Schatz und eilte damit dem nahen Walde zu.

„Nun bin ich ein Ritter!“ rief er aus, hob die Waffe mit beiden Händen empor und schlug damit in die üppig wuchernden Disteln, daß die krausen Köpfe davonflogen. Darob erhob der kleine Held ein lautes Lustgeschrei. „Ha!“ rief er prahlerisch, „da liegen die stacheligen Recken, von meiner Hand erschlagen! Nun ist es gar aus mit ihnen, und jetzt mögen die Riesen dieses Waldes nur kommen, ich schlage sie alle tot!“

Mit trotzig kühnen Gebärden schritt er weiter und kam bald in eine Waldlichtung, wo ein großes Heer Dornen und Disteln seinen Heldenzorn reizte.

„Da stehen die Riesen in Reih und Glied!“ rief er und rückte zum Angriff vor. In dem Augenblicke aber vernahm sein Ohr ein mächtiges Rauschen, und erschrocken hielt er inne und blickte empor. Ein riesiger Vogel schwebte über seinem Haupte, und vor Schrecken ließ der Knabe das Schwert fallen und wollte fliehen. Aber der Vogel — es war ein Greif — schoß wie ein Pfeil herab, packte mit den Fängen das Königskind und stieg mit ihm in die Lüfte empor.

Hagen schrie laut, und mit Entsetzen sahen die Menschen unten, was da geschah.

„Eilet! rettet!“ rief der König, und die Königin streckte laut jammernd die Arme nach ihrem verlorenen Kinde aus. Es war keine Rettung möglich. In schnellem Fluge durchschnitt der Greif mit seiner Beute die Lüfte und war bald den Augen der bestürzten Menschen entschwunden. Nun hatte alle Lust ein Ende. Die Ritter zäumten ihre Rosse und ritten von dannen; die Fahnen wurden eingezogen, in der Burg Baljan herrschte Trauer und Herzeleid. — —

Und wie erging es dem kleinen Hagen? Der Greif flog mit ihm über das Meer bis zu einer fernen Insel, wo er seinen Horst hatte. Dort sank er nieder, warf den Knaben seinen Jungen zum Fraße vor und flog wieder von dannen.

Die jungen Greife hackten mit ihren scharfen Schnäbeln nach dem Knaben und rissen sein Gewand in Fetzen. Er wehrte sich nach Kräften, wäre aber doch verloren gewesen, hätte nicht einer der jungen Vögel, der

schon fliegen konnte, ihn mit den Krallen erfaßt und aus dem Neste auf einen Baum getragen, um die Beute allein zu verzehren. Der Ast, auf dem der Vogel sich niederließ, brach; vor Schreck ließ der Räuber seine Beute fahren und flog auf, indes der Knabe aus dem Wipfel des Baumes in ein dichtes Untergesträuch fiel und unversehrt den weichen Moosboden erreichte. Nach kurzem Besinnen raffte er sich auf und kroch auf Händen und Füßen weiter, bis er das häßliche Geschrei der Vögel nicht mehr vernahm. Da schöpfte er Atem, erhob sich und schaute nach allen Seiten um: dichter Wald ringsumher, so dicht, daß kaum ein Sonnenstrahl durch das Blätterdach dringen konnte. Die Vögel zwitscherten in den Zweigen; sonst war es still im Walde; kein Mensch, kein größeres Tier ließ sich blicken. Fort wanderte der Knabe unter den hohen Bäumen, immer fort in derselben Richtung; er wußte nicht, wohin. „Vielleicht komme ich an eine Hütte oder in ein Dorf oder gar in eine Stadt," dachte er und ging still seines Weges dahin. Hunger und Durst quälten ihn sehr, und seine Füße wurden müde. Wie weit mochte er schon gewandert sein? Er wußte es nicht, gewiß aber lag das Greifennest weit, weit hinter ihm. „O sähe ich doch nur einen Menschen, den ich fragen könnte!" wünschte sehnsüchtig sein Herz; der Wald aber blieb still und öde wie zuvor, und der kleine Wanderer wollte schier verzweifeln.

Auf einmal erblickte er im Eingange einer Felsenhöhle ein wunderschönes Mädchen, das ein Kleid von Moos und grünen Ranken trug. War das ein Menschenkind oder eine Fee? Ganz still stand sie da und schaute träumerisch in den Wald hinaus. „Ich will sie ansprechen," sagte der Knabe bei sich und schritt näher. Da hob sie die Augen auf und erblickte ihn. Schrecken, Freude und Staunen spiegelten sich in ihrem lieblichen Angesicht, — plötzlich aber wandte sie sich und floh in die Tiefe der Höhle.

„Es war gewiß eine Fee oder ein Elfenkind," dachte Hagen und blieb unschlüssig vor der Felsenwohnung stehen.

„Vielleicht ist da drinnen ein herrliches Schloß, weit prächtiger noch als Baljan, die Burg meines Vaters," sprach er bei sich und trat schüchtern in die offene Pforte der Höhle. Da sah er das schöne Mädchen wieder, und im Hintergrunde standen noch zwei andere ihresgleichen, und alle drei betrachteten ihn mit neugierklugen Augen.

„Es sind gewiß Menschenkinder oder liebreiche Feen," dachte Hagen. „Sie schauen mich freundlich an, besonders die erste, und sie ist auch die schönste."

Und er eilte auf sie zu, hob bittend die Hände zu ihr empor und sprach: „Bist du ein gutes Menschenkind, so gib mir zu trinken, mich dürstet und hungert so sehr!"

„Wer bist du?" fragte zitternd das Mädchen.

„Ich bin Hagen von Baljan."

„Baljan? was ist das?"

„Die Burg meines Vaters."

„So ist dein Vater ein Ritter?"

„Ein König."

„Ein Königskind wie wir!" rief sie lebhaft. „Wie kommst du auf diese Insel?"

„Mich hat der Greif hierhergetragen."

„Auch uns! auch uns! o wir Armen!" jammerten die beiden andern und wagten sich näher heran.

„Wie heißt du?" fragte Hagen die erste.

„Ich heiße Hilde."

„So gib mir zu essen und zu trinken, Hilde!" bat er flehentlich.

Da holten sie Wasser in einer hölzernen Schale und auf breiten Blättern köstlich duftende Erdbeeren, und er trank und aß so gierig wie ein hungriger Wolf, bis alles verzehrt war.

Lächelnd sahen die Mädchen ihm zu, und Hilde fragte: „Bist du nun satt?"

„Nein! nein! reicht mir doch Brot und Fleisch!"

„Brot und Fleisch!" riefen sie kläglich. „Ach, wir haben ja nichts als Wasser, Beeren und Wurzeln!"

„Was?" fragte Hagen erstaunt. „Es gibt doch Vögel hier im Walde — warum fangt ihr die nicht?"

„Wie sollten wir sie fangen? Sie sind zu scheu, auch fürchten wir uns vor den Greifen."

„Ja, die Greife!" versetzte der Knabe zusammenschauernd. „Kommen sie auch hierher?"

„Nein, der Wald ist zu dicht, sie können nicht durch die Wipfel dringen."

„Ich schlage sie tot!" rief Hagen plötzlich voll Heldenmuts und ballte grimmig die Fäuste.

„Die Greife?" staunten die Mädchen.

„Ja die! die alten und die jungen! Wenn ich nur mein Schwert nicht verloren hätte! Gibt es hier keine Ritter?"

„Wir sahen hier noch keinen Menschen."

„Keinen Menschen — wie lange seid ihr schon hier?"

„Das wissen wir nicht, hier sind alle Tage gleich."

Darüber staunte der Knabe und versank in tiefes Nachdenken. „Alle Tage gleich," murmelte er sinnend. „Aber die Sonne geht doch auf und unter, so kann man doch die Tage zählen," meinte er endlich.

„Wir haben es unterlassen, und nun finden wir uns nicht mehr zurecht," erwiderten sie.

„Ach, ich bin so schläfrig!" rief er plötzlich laut gähnend, „wo ist mein Bett, Hilde?"

„Komm!" antwortete sie und führte ihn zu einem Mooslager. „Hier magst du ruhen; auch wir schlafen auf weichem Moos; es ruht sich sanft darauf."

Hagen findet die Königskinder

Schlaftrunken sank er auf das Lager nieder und schloß sogleich die müden Augen.

„Er schläft schon," flüsterten die Mädchen einander zu und verließen geräuschlos das Gemach. —

Monde und Jahre lebte nun Hagen mit den Königstöchtern im Walde und nährte sich lange Zeit von Beeren und Wurzeln. Aber auch bei der magern Kost wuchsen seine Kräfte und mit ihnen sein Mut. Bald wagte er sich immer weiter in den Wald hinein und erjagte Fische, Vögel und leckeres Wildbret für die Küche. Nun litten sie an kräftiger Speise keinen Mangel; denn Hagen wurde bald so gewandt und stark, daß ihm weder der schnelle Hirsch noch das scheue Reh zu entrinnen vermochten. Eine schwere Keule diente ihm zu Wurf und Schlag, und selten entsandte seine nervige Faust die Waffe ohne Erfolg. Er betrachtete sich als den Herrscher der Insel; die Prinzessinnen bildeten seinen Hofstaat, und oft schmückte Schön-Hilde ihn scherzend mit einer Krone von Ranken und Blumen.

Bei alledem aber waren die Königskinder nicht glücklich. Sie sehnten sich nach der geliebten Heimat, nach Eltern und Geschwistern, und jeden Morgen fragten sie sich: „Wird dies unser letzter Tag auf dieser Insel sein? Wann kommt das Schiff an diesen Strand, das uns in die Freiheit führen wird?" —

Oft wollten die Mädchen schier verzagen, Hagen aber tröstete sie und sprach: „Nur noch eine kurze Frist, und der Tag der Freiheit bricht an."

So belebte er ihre Hoffnung und sprach sich selber Mut zu.

Den Wald durchstreifte er nach allen Richtungen, aber an das Ufer des Meeres wagte er sich nicht hinaus; es war baumlos, und so oft er aus dem Waldversteck nach dem Strande hinaus gespäht hatte, war er von den Greifen, die dort Beute suchten, zurückgeschreckt worden.

Eines Tages brauste ein Sturm über die Insel hin. Das war Musik für Hagens Ohr. Er ging durch den rauschenden Wald, und da er einen Blick auf das Meer warf, sah er, wie ein Schiff mit den schäumenden Wogen kämpfte.

„Ein Schiff! ein Schiff!" rief er außer sich vor Freude und hob die Hände zum Himmel empor. „O, käme es doch an den Strand! Ha! wie der Sturm es in die Tiefe schleudert! Nun fährt es wieder empor! Die Segel hängen in Fetzen herunter. Nun stürzt der Hauptmast über Bord — o weh! es ist verloren!"

Es war verloren. Die heulende Tiefe hatte es verschlungen. —

Starr vor Entsetzen stand Hagen am Strande und blickte nach der Stätte des Unglücks. Da sah er, wie die Wogen mit den Schiffstrümmern und Leichen ihr wildes Spiel trieben, wie die Ertrunkenen mit den Balken und Brettern ans Ufer geworfen wurden, und eilte hinzu, die Unglücklichen in der Nähe zu schauen. Sie waren in Rüstungen gekleidet und trugen Waffen, also mochten es wohl Ritter gewesen sein.

„Nun bedarfst du der Waffen nicht mehr," sprach Hagen, indem er einen toten Mann zu seinen Füßen betrachtete. In seinem Herzen erwachte die Begier, sich des Rüstzeuges zu bemächtigen, und nach kurzem Schwanken entkleidete er den toten Ritter, rüstete sich selbst mit dessen Sturmgewande, gürtete sich mit dem Schwerte, nahm Bogen und Pfeile samt dem guten Schilde und stieg stolzen Schrittes das felsige Ufer empor. Er hatte aber den Wald noch nicht erreicht, als mächtiges Flügelrauschen ihm die Ankunft seines Todfeindes verriet. Hoch über seinem Haupte schwebte der Greif und schickte sich an, auf ihn herabzustoßen. Der junge Ritter aber fürchtete sich nicht. Er nahm den trefflichen Bogen von Eibenholz zur Hand, legte den Pfeil auf die Sehne, spannte diese mit Kraft, und sausend durchschnitt der Pfeil die Lüfte und traf; an dem straffen Gefieder des Unholds aber prallte er machtlos ab, und wütend schoß nun der Greif auf den verwegenen Knaben herab.

Hagen griff zum Schwerte; wie ein Blitz durchzuckte die Klinge die Luft und hieb mit dem ersten Streiche dem Feinde ein Bein, mit dem zweiten eine Schwinge und mit dem dritten den Kopf ab. Da lag das Ungetüm tot auf dem Sande, und Hagen trat es mit Füßen und zürnte: „So muß es deiner ganzen Sippe ergehen, du Räuber!"

Kaum war das Wort seinem Munde entflohen, da kam auch schon der zweite Greif, und von neuem begann der Kampf. Hagen erschlug ihn wie den ersten mit dem Schwerte, erschlug auch die jungen Vögel, welche beutelüstern nacheinander herangeflogen kamen, hängte die scheußlichen Köpfe an seinen Gürtel und begab sich frohlockend nach seiner Felsenwohnung. Die Mädchen entsetzten sich bei seinem Anblick und wollten die Flucht ergreifen; er aber lachte und rief: „So schaut mich doch nur an, ihr lieben Wildlinge! Kennt ihr euren Hagen nicht mehr? Als wehrloser Knabe ging er von euch und kehrt nun wieder als siegreicher Held. Hier sind die Siegespfänder!"

Und er löste die Greifenköpfe von seinem Gürtel und warf sie ihnen vor die Füße.

Wie staunten die Mädchen! wie jauchzten sie und riefen: „Nun dürfen wir ohne Furcht die Insel durchstreifen und an den Strand des Meeres gehen! Heil und Dank unserm Befreier Hagen!"

So jubelten sie dem jungen Ritter zu, er aber sprach: „Nimm mir die Waffen ab, Hilde, und ihr andern rüstet das Mahl und füllet meinen Becher mit dem besten Most; der Kampf ist siegreich überstanden, so lasset uns jetzt das Siegesfest feiern!"

Hurtig trugen die Mädchen Speise und Trank auf; Hagen wusch Hände und Angesicht und setzte sich zu Tische, während Schön-Hilde geschwind einen Kranz aus Eichenblättern wand, um damit das Haupt des jungen Ritters zu schmücken. —

2. Die Heimkehr

Eines Tages erschlug Hagen einen Drachen und trank sein Blut, wovon er große Kraft gewann. Aus dem Schuppenpanzer des Gabilun — so nannte man den Drachen — schufen die Mädchen ein eisenfestes Streitgewand für ihren ritterlichen Freund; für sich selber aber machten sie neue Gewänder aus Pelzwerk, Moospflanzen und den bunten Federn der Waldvögel. Darauf sagten sie ihrer Felsenwohnung Lebewohl und zogen an den Strand des Meeres in der Hoffnung, es werde ein Schiff kommen und sie in Hagens Heimat führen.

Vierundzwanzig Tage wanderten sie auf dem Uferrande dahin und schauten sehnsuchtsvoll auf das unendliche Meer: kein Segel ward sichtbar; nur Möwen und Seeadler kreisten über den Wogen. Schier hoffnungslos rasteten sie am folgenden Tage an dem blumigen Ufer eines Baches und sahen zu, wie die kristallklaren Wellen sich allgemach in der dunkelgrünen Flut des Meeres verloren.

Und Hilde sprach: „Das Meer ist ihr Grab, und doch laufen sie so schnell dahin."

„Ein Schiff! ein Schiff!" rief Hagen, der auf einen Baum gestiegen war, plötzlich mit lauter Stimme.

Die Mädchen fuhren jäh empor und richteten ihre Augen auf das Meer.

„Ich sehe etwas Weißes leuchten — ist es ein Segel?" fragte Hilde.

„Ja, ein Segel," erwiderte Hagen, „und es nähert sich unserer Insel; immer höher taucht der Mast empor, immer klarer sehe ich die bunte Flagge darüber wehen. Freuet euch, ihr Lieben, unsere Rettung ist nahe!"

Und sie jauchzten.

„Ich sehe Helme blinken!" rief Hagen von seinem Hochsitz. „Unter dem Banner steht ein stolzer Mann in prächtiger Rüstung, und viele ritterliche Gestalten bewegen sich auf dem Deck. Gewappnete Recken kommen an diesen Strand, sie bringen uns die goldene Freiheit."

Und er stieg aus dem Baume herab, legte Wehr und Waffen an und stellte sich zu seinen Gefährtinnen.

Immer näher kam das Schiff, und bald konnten die Königskinder sehen, wie die Recken sich über ihren Anblick verwunderten. Ein Boot ward herabgelassen, und der stolze Ritter stieg mit einigen Mannen ein und näherte sich dem Strande.

In kurzer Entfernung hielt das Boot; der Ritter hielt mit seinen Mannen kurze Beratung, darauf wandte er sich den harrenden Kindern zu und rief: „Ihr seid seltsam anzuschauen, — ist der Wald eure Heimat oder das Meer? Seid ihr Gnomen, Nixe oder Menschenkinder?"

„Wir sind arme, heimatlose Menschenkinder, von Greifen an diesen

öden Strand getragen," antwortete Hagen. „O, kommt herbei und nehmt uns auf, wir werden es euch danken!"

Da winkte der Ritter den Ruderern, und das Boot flog an das Ufer. Die Königskinder traten in das Fahrzeug und wurden auf das Schiff gebracht. Jedermann betrachtete sie mit Staunen, denn in ihrer abenteuerlichen Kleidung sahen sie gar sonderbar aus. Der Herr des Schiffes war der Graf von Garade, der mit Hagens Vater, dem Könige Siegeband von Irland, in wilder Fehde lag. Da nun der Graf vernahm, daß der Jüngling Hagen sei, rief er freudig überrascht: „Da habe ich ja einen kostbaren Fang getan! Als Geisel führe ich dich auf meine Burg und zwinge deinen Vater nach meinem Willen; deine Gefährtinnen aber sollen meinem Hofgesinde zugesellt werden."

Ob solcher Rede entbrannte Hagens Zorn, er zog sein Schwert aus der Scheide, wandte sich mit drohender Gebärde gegen die Schiffsmannschaft und herrschte sie an: „Ich befehle euch, gen Irland, wo die Burg Baljan am Strande sich erhebt, zu steuern! Wo nicht, so seid ihr alle des Todes!"

„Ha!" rief hohnvoll der Graf, „der Milchbart wagt uns zu drohen? Auf! ergreift den Prahler! legt ihn in Ketten!"

Da stürmten die Mannen heran und drangen hart auf Hagen ein; er aber schlug die ersten mit dem Schwerte zu Boden, ergriff die andern bei den Haaren und schleuderte sie mit Riesenkraft über Bord; mehr als dreißig verloren durch seine Hand ihr Leben.

Als der Graf solches sah, entfiel ihm der Mut; er bat den Jüngling um sein Leben und fügte sich seinem Gebote, gen Irland zu fahren. Nun beruhigte sich Hagen, und er gab dem Garadiner das Versprechen, den Streit, welchen dieser mit seinem Vater hatte, zu schlichten und ihn und seine Mannen vor der Rache des Königs Siegeband zu schützen.

Nach siebzehntägiger Meerfahrt sahen sie die Türme von Baljan in der Ferne aufleuchten, und Hagen und seine Gefährtinnen begrüßten sie mit lautem Jubel. Das Schiff fuhr in den Hafen ein und warf die Anker. Boten wurden nach der Burg entsandt, um die freudige Mär von der Wiederkehr Hagens zu melden. Unter großem Zulauf des Volkes wurden die Königskinder nach der Burg geleitet, und mit ihnen hielt die Freude ihren Einzug in das Königshaus und das ganze Land. Auf seines Sohnes Fürbitte versöhnte sich der glückliche König gern mit seinem Feinde, dem Grafen, und reich beschenkt verließen die Garadiner die Burg Baljan und kehrten heim in ihr Land. —

Hagens Gefährtinnen blieben unter der Obhut seiner Mutter, und da die Zeit gekommen war, nahm er Schön-Hilde zum Weibe und ward König an seines Vaters Statt. Alle umwohnenden Fürsten unterjochte er; nicht einer konnte ihm widerstehen, und mit den Besiegten verfuhr er so grausam, daß man ihn den Valant (Teufel) der Könige nannte.

Ihm erblühte eine Tochter, die nach ihrer Mutter den Namen Hilde führte. Sie war so schön, daß der König sie nimmer von sich lassen wollte. Und da nun stolze Fürsten kamen und die schöne Hilde zum Weibe begehrten, wurden sie von Hagen schnöde abgewiesen oder im Zweikampfe mit der Schärfe des Schwertes erschlagen — so hütete der Valant seinen teuersten Schatz. —

II. Die Hegelingen

3. König Hettel und seine Lehnsfürsten

Zu der Zeit, als die schöne Hilde in der Burg Baljan wie eine Rose erblühte, herrschte an den Gestaden der Nordsee der mächtige König Hettel von Hegelingen. Viele Länder waren ihm untertan, und in seinem Lehen standen Fürsten, deren Heldenruhm weit über die Grenzen seines Reiches hinausreichte. Der berühmteste unter ihnen war der alte Wate von Stürmen mit seinem tief auf die Brust herabwallenden, ellenbreiten Barte. Ihm folgten Frute und Horand von Dänenland und Irold und Morung von Friesland und Valeis. Sie alle hatten mit ihren Schiffen die weiten Meere befahren, kühne Taten vollbracht und Schätze und Kundschaft vieler Länder und Menschen in reichem Maße erworben.

Der listenreichste und im Rate der weiseste war Frute von Dänenland; ein schönerer Ruhmeskranz aber schmückte Horands Haupt: dieser Fürst war ein Dichter und Meister des Gesanges; kein zweiter im weiten Nordland konnte sich in der edeln Kunst mit ihm vergleichen.

Auf seiner Burg Matelane versammelte der junge König Hettel die Fürsten um sich, um von ihnen Kunde zu heischen von Schön-Hilde, des wilden Hagen liebreizender Tochter. Er hatte von ihrer Schönheit gehört, und in seinem Herzen war der Wunsch erwacht, die stolze Jungfrau zur Gemahlin zu gewinnen.

„Mein Sinn," so sprach er zu den versammelten Fürsten, „ist einzig auf die holde Tochter Hagens gerichtet. Sie und keine andere soll Thron und Reich mit mir teilen, und es muß uns gelingen, sie zu gewinnen, sei es mit Einwilligung ihres starrsinnigen Vaters oder, seinem Willen zum Trotz, auf dem Wege der Gewalt."

„Warum nicht mit List?" warf Frute ein.

Abweisend schüttelte der alte Wate seinen langen Bart und sprach mit starker Stimme: „List ist die Waffe markloser Wichte, ich werfe mein Schwert auf die Wage!"

„Auch ich!" fiel rasch der schnelle Irold ein, und den beiden schloß sich der junge Morung von Friesland an. Nicht also der völkerkundige Sangesmeister Horand. Er sprach: „Mit dem wilden Valant Hagen zu

ſtreiten, iſt wahrlich ein verwegenes Spiel. Viele haben es verſucht, alle ihre Kühnheit mit dem Tode gebüßt. Schön-Hilde lebt wohl behütet in der Burg Baljan, und das iſt eine Feſte, an deren Mauern die Macht ganzer Heere zerſchellt. Nur mit Liſt wird das Mägdlein gewonnen, denn wer wagte ſich wohl in die Höhle des Löwen, ihm ſeine Beute zu entreißen?"

„Der Mann bin ich!" rief der alte Wate, „und ich!" fiel Irold ein; König Hettel aber erhob wider die beiden Stürmer beſchwichtigend die Hand, wandte ſich an Frute und ſprach: „Man ſoll auch die Liſt nicht verachten; ſie führt oft ſicherer zum Ziele als Kraft und Gewalt. Was für einen Plan hegt der ſinnreiche Frute?"

Der verſchlagene Däne zwinkerte mit den ſchlauen Äuglein und zwirbelte mit den Fingern ſeinen kurzgeſchorenen Bart.

„Ich rate," ſo hub er an, „wir fahren als Kaufleute mit reichen Waren gen Irland, errichten am Hafen zu Baljan unſere Zelte und bieten für geringen Kaufpreis unſere Schätze feil. Um König Hagens Huld zu gewinnen, ſenden wir ihm und ſeinen Frauen koſtbare Geſchenke. Er wird uns dann zu Hofe laden, und wir kirren das Mägdlein, daß es uns wohl von ſelber ins Netz fliegt."

Darob nickte beifällig König Hettel und mit ihm Horand und Morung; ſelbſt der ſchnelle Irold lächelte halb gewonnen; nur der rauhe Wate beharrte auf ſeinem Sinn und meinte murrend: zum Krämer werde er ſich mit nichten hergeben, er ſei ein Kriegsmann und ein Fürſt, und nicht die Elle, ſondern das Schwert ſei ſeine Waffe.

Ihm antwortete begütigend König Hettel: „Füget Euch dies eine Mal darein, mein großer Lehrmeiſter! Am Ende kommt wohl auch das Schwert dabei zu ſeinem Rechte."

„So rate ich," polterte der Alte, „daß man eine Schar Gewappneter in die Schiffe lege!"

„Der Rat iſt gut," ſagte der König. „Sogleich ſollen die Meiſter ans Werk, um die Schiffe zu bauen." —

4. Die Kaufleute.

Frühling war's. Die Schwalben ſchwirrten um die Türme der Burg Baljan, und am Strande ſpazierten feierlich ernſt die langbeinigen Störche. Ein lebendiges Treiben ſah man am Hafen. Drei prächtige Schiffe waren dort angekommen und hatten viele Gaffer herbeigelockt, denn es waren die erſten fremden Fahrzeuge im jungen Jahre. Die Mannen auf den Schiffen glichen ſtolzen Recken, und doch hörte man, daß es Kaufleute ſeien. Sie führten zwölf prächtig geſchirrte kaſtiliſche Roſſe ans Land; andere trugen Kiſten und koſtbare Gewebe, und ihrer vierundzwanzig in reichen Gewändern begaben ſich mit den Schätzen nach der Burg des Königs.

Der wilde Hagen empfing die Fremdlinge freundlich und nahm ihre reichen Gaben gnädig an. Auf sein Befragen meldete der Führer, welcher sich Horand nannte: „Wir kommen aus dem Lande Hegelingen und sind dem König Hettel lehnspflichtig. Der Zorn unseres Herrn hat uns aus der Heimat verbannt, und so fahren wir nun als Kaufleute durch die Welt, bis sich der Grimm König Hettels wende. Unsere Schiffe sind voll Waren, die wir, wofern König Hagen es uns in Gnaden gewährt, am Hafen feilbieten möchten."

Darauf nickte der König und sprach: „Es sei euch gewährt, ihr steht unter meinem Schutz."

Nun wurden Zelte am Hafen errichtet, und Frute legte seine Waren aus: köstliche Gewebe, Gürtel, Spangen, Geschmeide, Becher, Kannen, Trinkhörner, Ketten, Ringe und Schilde, Brünnen und Schwerter aus blankem Stahl, Silber und Gold. Wie staunten die Leute ob all der Pracht und Herrlichkeit! Bald entfaltete sich in den Zelten ein lebhafter Handel. Für geringen Kaufpreis erhielten die Leute köstliche Waren, und den Armen wurden gar Stoffe und Gewänder ohne Entgelt gereicht. Da pries man überall die Güte der fremden Kaufleute, und auch in der Königsburg war viel von ihnen die Rede. Schön-Hilde konnte sich an den Kleinoden, die sie von den Fremden empfangen, nicht satt sehen. Sie wollte ihnen mit eigenem Munde für die reichen Gaben danken und bat ihren Vater, die Fremden zu Hofe zu laden. Herr Hagen zeigte sich willfährig und sandte Botschaft an Wate, den obersten Gebieter der Flotte.

Da legten die Recken ihre köstlichsten Gewänder an, schmückten sich aufs beste und begaben sich in die Königsburg. Wie staunte Schön-Hilde über den langen Bart des alten Wate! Sie fürchtete sich vor dem rauhen Recken; als er aber den Mund auftat und in so treuherziger Weise redete, faßte sie Vertrauen zu ihm und wagte es sogar, mit dem alten Helden zu scherzen.

Die Gäste fanden gute Bewirtung, und Saitenspiel und Gesang erklang ihnen zu Ehren. Alle schauten fröhlich drein; nur der alte Wate saß da wie ein Schuhu unter lustig zwitschernden Sommervögeln. Schön-Hilde und ihre Mutter belustigten sich an dem rauhen Wesen des alten Helden, und das Mägdlein trat zu ihm und sprach: „Warum schaut Ihr so finster, Herr Wate? Seht doch nur, wie die andern mit den Mägdlein lachen und scherzen! Wollt Ihr es ihnen nicht gleichtun?"

Der alte Held schielte sie von der Seite an und erwiderte mit seiner rauhen, kraftvollen Stimme: „Ich verstehe mich nicht auf Scherz und Geplauder mit Frauen und Mägdlein, hab's nimmer gelernt und finde auch kein Wohlgefallen daran."

Da lachte das Königskind hell auf und sprach: „So wäret Ihr wohl lieber draußen auf der wilden See oder im tosenden Männerkampfe als bei schönen Frauen im Saale?"

„Freilich," nickte der Alte. „Mit Wölfen und Bären habe ich lieber zu schaffen als mit schön geputzten Frauen."

Alle lachten belustigt, insbesondere die Mägdlein, welche um den finstern Recken einen Kreis geschlossen hatten und ihn anstaunten, als wäre er ein seltenes Ungeheuer der Wildnis.

„Aber, Herr Wate, Gesang und Saitenspiel vernehmt Ihr nicht im Schlachtgetümmel noch auf der wilden See," scherzte Schön-Hilde weiter.

„Ha!" fuhr der Alte auf und schüttelte seinen Bart, daß die Mägdlein entsetzt zurückwichen, „ha! das Tosen der Wogen, der Wölfe Hungergeheul und das Klirren der Waffen im männermordenden Kampfe klingt mir lustiger als Weiberlachen und süßflötender Gesang."

„Ihr habt wohl kein Weib, Herr Wate?" fragte heiter lächelnd die Königin.

„Weder Weib noch Kind, aber kühngemute Streitrosse und herrliches Waffenwerk aller Art," antwortete der Recke.

Die Königin ergötzte sich an diesem rauhen Wesen, und sie sprach: „Bleibet bei uns, Herr Wate von Stürmen! Ihr sollt eine Burg zu eigen haben und darin völlig nach Eurem Willen schalten und walten."

Er sah sie mit seinen großen Augen, die wie blanke Stahlklingen glänzten, verwundert an und erwiderte: „Es stünde mir übel an, im fremden Lande um Lehen zu dienen, besitze schon eine Burg und Land und Leute zu Stürmen, wohin ich bald zurückzukehren gedenke."

König Hagen hatte die Worte gehört; er nickte dem alten Helden zu und sprach: „Ihr, Herr Wate, und Eure Fahrtgenossen seid freie Männer und dürft handeln, wie's Euch das Herz im Busen gebietet; nur wünsche ich, daß Ihr noch lange die Gastfreundschaft meines Landes genießen möget." —

Von nun an kamen die hegelingenschen Recken täglich zu Hofe und übten sich mit den Mannen des Königs im Waffenkampfe.

König Hagen war stolz auf die Kraft und Geschicklichkeit seiner Ritter und fragte den alten Wate, ob er jemals so meisterliche Schirmschläge gesehen.

„Nein," antwortete mit verschmitztem Lächeln der Alte, „dergleichen sah ich nie und nirgend und würde dem Fechtmeister, der mich solche Schläge lehrte, nach Ritterart danken."

„Den Meister will ich Euch stellen," sagte Hagen, und er gab dem besten seiner Kämpfer den Auftrag, sogleich mit dem alten Wate die Kampfübung zu beginnen.

Nun stritt unter den Augen des Königs und vieler Recken der Held von Stürmen mit seinem Lehrmeister, und es währte nicht lange, so mußte der Meister vor seinem langbärtigen Schüler die Waffen strecken. Darob jubilierten die Hegelingenrecken, und König Hagen rief: „Wahrlich! Herr Wate ist ein wackerer Kämpe! Vier Schirmschläge aber kenne ich, für die

es außer mir keinen Lehrmeister gibt; der Held von Stürmen ist würdig, diese königliche Kunst zu lernen. Auf! wehre dich, alter Graubart!"

Und Wate wehrte sich und hatte nach kurzer Übung die Schirmschläge Hagens so wohl gelernt, daß der König mit all seiner Kraft und Kunst ihm nicht beizukommen vermochte.

„Nun füge es das Schicksal," rief Herr Hagen, „daß wir beide uns einmal im ernsten Kampfe gegenüberstehen!"

„Der Tag mag wohl nicht ferne sein," meinte der Alte. „Das gäbe fürwahr ein herrliches Streiten!" —

5. Die Entführung

Schön-Hilde hörte gern Gesang und Saitenspiel. Nun ließen zwar an ihres Vaters Hofe treffliche Sangesmeister ihre Stimmen erschallen; nicht einer von ihnen aber konnte sich in dieser edeln Kunst mit Horand dem Dänen vergleichen. Im Rate der Hegelingen ward beschlossen, Horand sollte durch seinen Gesang das Herz des Königskindes berücken; dann, so hoffte man, werde Schön-Hilde den Sänger in ihre Kemenate kommen lassen, und er könnte ihr von König Hettels Minne singen und sagen.

An einem lieblichen Frühlingsabende begab Horand sich mit seinem Saitenspiele in den Garten der Königsburg. Die Nachtigallen schlugen in den Blütenbäumen; als aber Horand seine Stimme erhob, verstummten die Vögel und kamen herbei, um zu lauschen; manches Fenster der Burg ward geöffnet, und mit Entzücken lauschten Ritter und Frauen den herzbezaubernden Tönen.

Niemand wußte, wer der Sänger sei; am andern Morgen aber vernahm man die Kunde: es war Horand der Däne.

Auch Schön-Hilde hatte Horands Gesang belauscht, und sie war davon so bezaubert, daß sie die Sehnsucht, ihn in der Einsamkeit ihrer Kemenate zu hören, in ihrem Herzen nicht unterdrücken konnte. Und sie sandte einen vertrauten Kämmerer zu ihm, der den Sänger mit seinem Freunde Morung im Schutze der Nacht in ihre Wohnung geleitete.

Da sang Horand, und mit wonnesamer Lust lauschte Schön-Hilde den süßen Tönen.

„O," sagte sie, „alles, was ich habe, möchte ich hingeben, könnte ich alle Tage meines Lebens solch herzerquickenden Gesang hören!"

„Euer Wunsch könnte wohl erfüllt werden," meinte Horand.

„Du wolltest an unserm Hofe bleiben?" fragte sie mit Eifer.

„Nein, das geht nicht an, schönes Königskind," antwortete Horand; „aber wolltet Ihr die Burg Eures Vaters verlassen und mit uns gen Hegelingen fahren, wo in Matelane, der stolzen Königsfeste, Herr Hettel Euer harret, so hörtet Ihr wohl täglich noch süßern Gesang als heute aus

meinem Munde. Denn zwölf ruhmreiche Meister pflegen dort der edeln Sangeskunst, und der größte von ihnen ist König Hettel selber."

„O, dürfte ich ihn hören!" rief Schön-Hilde.

„Ihr dürft."

„Den König Hettel?"

„Ja, ihn, der Euch liebt und uns gesandt hat, für ihn um Eure Minne zu werben."

Mit ungläubigem Staunen blickte Schön-Hilde den Sänger an. Da tat Morung seinen Mund auf und offenbarte ihr das ganze Geheimnis.

Sie glaubte, und nach langem Nachsinnen sprach sie: „Mein Herz spricht für den König Hettel, und ich möchte wohl mit euch von hinnen ziehen, wenn mein Vater es verstattete; das wird aber nimmer geschehen."

„So entfliehet mit uns!" riefen Horand und Morung wie aus einem Munde.

„Entfliehen?" versetzte sie erschrocken. „Wer vermöchte meinem Vater, dem Könige Hagen, zu entfliehen? Und hätte ich die Schwingen des Adlers und flöge fern über das Meer bis an der Welt Ende, er holte mich dennoch ein und führte mich in diese Burg zurück."

„Wir haben schnelle Segler," sagte Morung, „und die Schiffe Eures Vaters sind nicht seetüchtig. Wäret Ihr nur erst auf einem unserer Schiffe, so hätten wir Euren Vater mit nichten zu fürchten; denn er holte uns nimmer ein. Und wenn er dann hörte, daß Ihr glücklich wäret als Königin des Hegelingenlandes, so würde sein Vaterherz ihm raten, Euren Bund mit dem Könige Hettel zu segnen." —

Nach langem Zaudern willigte Schön-Hilde ein, die Flucht zu wagen.

„Wir rüsten zur Abfahrt," erklärte nun Morung weiter, „und bitten Euern Vater um die Huld, mit den königlichen Frauen unsere Schiffe in Augenschein zu nehmen. Rasch folgt Ihr mit Euern Jungfrauen mir dann auf eins der Fahrzeuge, und ehe Euer Vater nur begreift, was da vorgeht, stoßen die Schiffe vom Lande und fliegen mit ihren weißen Segelschwingen wie die Schwäne über das weite, blaue Meer."

„So möge es denn geschehen!" sagte Schön-Hilde; „ich halte mich zur Abfahrt bereit."

Und sie reichte dem Sänger Horand einen kostbaren Gürtel und ließ die Männer auf verborgenem Wege aus der Burg führen. —

Nun ließ Frute die übriggebliebenen Waren in die Schiffe tragen und die Zelte abbrechen: die nordischen Kaufherren rüsteten zur Abfahrt.

Wate und die andern Fürsten legten köstliche Gewänder an und begaben sich in die Burg, um Abschied von dem Könige zu nehmen.

Herr Hagen bot ihnen reiche Gastgeschenke; sie aber lehnten sie ab, und Frute sprach: „Nicht ziemt es uns, Gastgeschenke aus einem Lande zu führen, wo uns so reiche Milde und Güte zuteil geworden. Nur e i n e Gnade möchten wir uns zum Abschiede von unserm Schirmherrn er-

bitten: Unsere Schiffe sind neu und kostbar ausgestattet. Dafern es nun dem Könige gefallen wollte, mit seiner Gemahlin und Tochter samt deren Hofstaat an den Hafen zu kommen und die Fahrzeuge anzuschauen, so würden wir das als die größte Huld betrachten, welche uns König Hagen erwiesen."

„Das soll geschehen," erwiderte ohne Bedenken der König, und huldvoll beurlaubt, schieden von ihm die fürstlichen Kaufherren.

Segelfertig lagen die Schiffe im Hafen und harrten nur Schön-Hildens, um von dannen zu fahren. Da kam zur bestimmten Stunde König Hagen mit seiner Gemahlin und Tochter samt den schönen Frauen und Mägdlein des Hofes an den Hafen.

Der alte Wate hieß den König und sein Gemahl willkommen, während Morung Schön-Hilde und ihre Jungfrauen auf eines der Schiffe geleitete.

Alsogleich wurden die Ruder ausgelegt; Wate wandte sich plötzlich von dem Könige und sprang in das nächste Fahrzeug. „Heil! Hettel von Hegelingen und Schön-Hilde seiner Braut!" rief er mit Donnerstimme. Mit Macht stießen die Ruderer in die dunkelgrüne Flut; der frische Frühlingswind blähte die Segel; fort flogen die Schiffe vom Strande, und als König Hagen begriff, was geschehen, waren sie schon weit aus dem Bereich seiner Speere.

Mit geballter Faust schwur er den Räubern seines Kindes Rache und gab sogleich Befehl, alle seine Schiffe zur Meerfahrt auszurüsten. Darauf kehrte er zornschnaubend in seine Burg zurück, ließ die schnellsten Recken vor sein Angesicht kommen und sandte sie in die Lande, um alle waffenfähigen Mannen zur Heerfahrt wider die Hegelingen zu entbieten. —

Derweil waren die nordischen Recken mit Schön-Hilde glücklich gen Waleis, ein am Meere gelegenes Fürstentum König Hettels, gekommen. Dort hatten sie Anker geworfen und Zelte errichtet; denn dort, so war's vor der Abfahrt beschlossen worden, sollte König Hettel Schön-Hilde zuerst begrüßen.

Mit tausend Rittern in glänzenden Streitgewändern kam Hettel gen Waleis gezogen. Irold und Morung führten ihm die Tochter Hagens entgegen, und da er sie sah in ihrer strahlenden Schönheit, erglänzte sein Auge in freudigem Stolz, und er verneigte sich tief, faßte sie an den Händen und nannte sie seine geliebte Braut und Herrin aller seiner Länder.

Auch Hilde fand Wohlgefallen an der edlen Reckengestalt und dem ritterlichen Wesen des jungen Königs, und mit tiefem Erröten sprach sie zu ihm: „Ohne dein Antlitz gesehen zu haben, kam ich zu dir als deine Braut — wie bin ich nun froh, in dir das schöne Bild meiner Träume zu schauen! Nur eines schafft mir Sorge: der Zorn meines Vaters. O, möchte es dir doch gelingen, seine Versöhnung und Freundschaft zu gewinnen!"

„Es wird gelingen," erwiderte Hettel hoffnungsfroh und küßte das schöne Königskind. Auch ihre Mägdlein begrüßte er huldvoll, und bis Sonnenuntergang wurden auf dem weiten Plane nahe dem Strande den Schönen zur Lust von den Recken glänzende Waffenspiele aufgeführt. Als der Abend kam, erklang von Horand und seinen Kunstgenossen Saitenspiel und Gesang. Träumend saß Schön-Hilde neben dem Geliebten und blickte unter den lieblichen Klängen auf die weite Meeresflut, in welcher sich die Gestirne des Himmels spiegelten. —

6. Kampf und Versöhnung

Zu lange verweilten die Hegelingen an dem Strande von Waleis. Eines Morgens in der Frühe erblickte der scharfäugige Horand Schiffe auf dem Meere und erkannte auf den Bannern König Hagens Wappenbilder.

Da setzte der alte Wate sein Heerhorn an den Mund und blies, daß der Ton die Recken jäh aus dem Schlafe schreckte. Alle sprangen empor und griffen zu den Waffen. Bald stand das Heer mit König Hettel und den Fürsten an der Spitze schlagfertig am Strande und erwartete den Feind. Die Sonne ging auf und bestrahlte Land und Meer. Da sprang der wilde Hagen allen andern voran aus dem Schiffe in die Flut und stürmte mit erhobenem Speere dem Strande zu. Ein Hagel von Pfeilen prasselte auf ihn herab; an seinem trefflichen Streitgewande aber prallten die Geschosse machtlos ab und fielen ins Wasser. Unversehrt erreichte er das Ufer, und ihm folgten seine besten Recken. Ein wütender Kampf entbrannte. Ganze Reihen der Hegelingen hieb Hagen zu Boden, bis endlich der tapfere Hettel sich ihm entgegenwarf. Die heldenmütige Tapferkeit des jungen Königs forderte Hagens ganze Kraft heraus. Rasend vor Kampfesmut drang er auf seinen Gegner ein, und da einmal König Hettel sich zu schirmen vergaß, versetzte Hagen ihm einen so gewaltigen Schwertschlag, daß die scharfe Klinge den Helm durchhieb und in das Haupt eindrang. Hettel wankte wie ein Trunkener; Blut strömte über sein Angesicht, und schon holte der schreckliche Hagen zum Todesstreiche aus, als plötzlich der alte Wate ihm entgegensprang, und mit seiner Donnerstimme rief: „Nun deine vier Schirmschläge, Herr Hagen! Frisch auf zum blutigen Streite!" Die Klingen klirrten widereinander, daß die Funken sprühten. Hagen schlug dem alten Wate eine Wunde, erhielt aber sofort von ihm einen so wuchtigen Schlag, daß er wie betäubt zurücktaumelte.

Solches sah Schön-Hilde, und sie wandte sich an Hettel, der mit verbundenem Haupte vor ihr stand: „O eile, mein Geliebter, und trenne die Streiter! Sie geben sich sonst beide den Tod."

Hettel erhörte sie, und mit einem kühnen Satze sprang er mitten zwischen die erhobenen Schwerter, streckte abwehrend die Arme nach beiden Seiten

aus und rief mit mächtiger Stimme: „Genug des Streites! Haltet ein! Nieder mit den Waffen!“

„Wer ist der Mann, der uns zu gebieten wagt?“ herrschte Hagen ihn zornig an.

„Der Mann ist König Hettel von Hegelingen!“

„Du bist Hettel?“ fragte Hagen und musterte den jungen König von Kopf bis zu Fuß. „Hast du die Stirnwunde von meiner Hand empfangen?“ fragte er weiter, und sein Angesicht hellte sich auf.

„Von deiner Hand,“ antwortete Hettel. „Fürwahr, mein Vater Hagen, du botest deinem Sohne rauhen Gruß!“

Da lachte der grimme Hagen und sprach: „Das ist Heldenart, Herr Hettel von Hegelingen! Doch der Wahrheit die Ehre: auch du bist ein Held im Streite, und dein Ansehen ist königlich: mit dem Schwerte in der Hand hättest du dir die Braut holen sollen! Wo ist meine Tochter Hilde?“

„Sie harret deines Grußes.“

„So eile und führe sie her zu mir!“

Hettel eilte zu Schön-Hilde, und Hand in Hand traten beide vor Hagens Angesicht.

Er starrte sie finster an, und angstzitternd schlug die Jungfrau die Augen nieder.

„Du liebst den Hegelingenkönig?“ fragte Hagen.

„Ja, mein Vater,“ antwortete sie bebend.

„Er trägt eine Wunde am Haupte von meiner Hand, so mag er denn als Sühne dafür dich zum Gemahl erhalten,“ sagte der König.

Mit einem Jubelschrei fuhr Schön-Hilde empor und warf sich ihrem Vater ans Herz.

Er strich liebkosend über ihr goldig schimmerndes Haar, nahm ihre Hand und legte sie in Hettels tapfere Rechte.

Da schlugen die Recken mit Macht auf die Schilde und riefen: „Heil! Heil! Hettel und Hilde! Heil! Hagen von Irland!“

Im Triumph zogen beide Heere gen Matelane, die stolze Königsburg, wo die Hochzeit Hettels und Hildens in großer Pracht gefeiert wurde.

III. Gudrun

7. Die Freier

Zwei Kinder erblühten Hettel und Hilde: der Knabe Ortwin und das Mägdlein Gudrun. Der Knabe wurde gen Stürmen zu dem biderben Wate gesandt, damit der Alte ihn in allen ritterlichen Tugenden unterweise; das Mägdlein blieb unter der Obhut ihrer Mutter und erblühte zu einer wunderschönen Jungfrau. Sie war so freundlich, hold und sittsam, daß jedermann sie lieb hatte und die Sänger in Liedern ihren Ruhm ver-

kündigten. Das Gerücht ihrer Schönheit verbreitete sich bald in allen Landen, und stolze Könige kamen als Freier nach der Burg ihres Vaters.

Der erste war Siegfried, der mächtige Beherrscher des nahen Morlandes. Mit einer großen Ritterschar erschien er vor den Toren von Matelane und wurde mit hohen Ehren empfangen. Als er aber seine Werbung um Gudrun vorbrachte, ward ihm von Hettel bedeutet, er möge sich das Mägdlein nur aus dem Sinne schlagen, es sei noch zu jung und werde nimmer seine Gemahlin werden.

Solcher Bescheid verletzte den stolzen Sinn des mächtigen Fürsten, und racheſinnend zog er von dannen.

Um diese Zeit herrschte im Normannenlande der tapfere König Ludwig, dessen Weib Gerlind gar hoffärtigen Herzens war. Sie hatten einen Sohn, mit Namen Hartmut, der war ein Ritter ohne Furcht und Tadel. Zu Wasser und zu Lande hatte sein Heldenmut die Probe bestanden, und obwohl sein Reich nicht groß war, dünkte er sich doch wert, die stolzeste Königstochter zu seiner Gattin zu küren. An vielen Fürstenhöfen hatte er Umschau gehalten, doch eine Jungfrau nach seinem Herzen hatte er nirgend gefunden. Da kam ein Sänger aus dem Norden zu seines Vaters Burg Kassiane, der sang ein Lied zum Preise der schönen Gudrun, darob dem ritterlichen Hartmut das Herz vor Sehnsucht schwoll. Und er trat zu seinen Eltern und tat ihnen kund, daß er entschlossen sei, um die schöne Gudrun zu werben.

Sein Vater schüttelte dazu das Haupt und sprach: „Die Fahrt magst du sparen, mein Sohn. Hettel und Hilde sind stolzen Sinnes und werden einem Normannenfürsten nimmer ihre Tochter geben."

„Nicht einem Normannenfürsten?" versetzte die Königin Gerlind und warf hochmütig das Haupt empor. „Und wenn ihnen alle Reiche des Nordens untertan wären, so dürfte doch unser Sohn Hartmut es wagen, um ihre Tochter zu freien; denn auch ich bin, gleich Hilde, von königlichem Stamme, und du stehst nicht mehr in dem Lehen ihres Vaters Hagen."

„So mag er denn sein Glück versuchen! An königlicher Ausrüstung soll es seinen Boten nicht fehlen," entschied König Ludwig.

„Dank, mein Vater!" erwiderte Hartmut und ging, um sogleich aus seiner Ritterschar die Boten zu berufen. — —

Eines Tages sprengten durch die Tore der Burg Matelane stattliche Normannenreden. Ihr Führer war ein stolzer Graf, den Hettel und Hilde mit Ehren empfingen. Er sah Gudrun in ihrer Schönheit und hoffte und wünschte, die herrliche Jungfrau für seinen jungen Gebieter zu gewinnen.

Als er aber bei ihren Eltern um sie warb, erhielt er von Hettel zur Antwort: „Kehre heim und melde deinem Herrn Hartmut: die Tochter des Hegelingenlandes sei erkoren, einen höhern Königsthron zu schmücken als den der Normandie."

Beipflichtend nickte Frau Hilde zu diesen Worten, der Graf aber erwiderte: „Mein Herr, der König Hartmut, ist des edelsten Weibes

wert und versieht sich wohl billig eines andern Bescheides vom Könige Hettel!"

„Es bleibt dabei!" antwortete Hettel kurz.

Und der Graf beurlaubte sich und ritt mit seinem Gefolge von dannen.

Mit Verdruß vernahmen König Ludwig und Hartmut Hettels stolze Antwort; die Königin Gerlind aber war darob so empört, daß sie wider Hettel und Hilde hohnvolle Schmähungen ausstieß und ihren Sohn zur Rache anstachelte.

Der besonnene Hartmut aber sprach: „Ich will hinziehen und Gudrun mit eigenen Augen schauen. Unter fremdem Namen betrete ich als Gast ihres Vaters Burg, und finde ich, daß ihr Herz sich mir in Minne zuneigt und ihr Vater verweigert sie mir dennoch, so mögen die Waffen walten."

Derweil war ein neuer Freier gen Matelane gekommen: König Herwig von Seeland, dessen Reich an das Hegelingenland grenzte. Ihn kannte Gudrun von Kind auf, und ihm gehörte ihr Herz; weil aber sein Reich klein war, verweigerte der stolze Hettel auch ihm seine Tochter.

So schied auch Herwig im Zorn von Matelane und kehrte gen Seeland mit dem Vorsatze zurück, die Geliebte mit Gewalt zu gewinnen. Ohne Verzug betrieb er die Rüstungen zur Heerfahrt, nicht ahnend, daß zur selben Frist ein Recke die schöne Gudrun umwarb, den aller Augen in Matelane mit Wohlgefallen sahen: das war kein anderer als Hartmut von der Normandie. Längere Zeit weilte er als Gast in Hettels Burg und merkte wohl, wie insbesondere die königlichen Frauen ihm, dem unbekannten Ritter, freundlich gesinnt waren.

Eines Tages traf Hartmut Gudrun unter den Bäumen im Garten. Da faßte er sich ein Herz, trat ihr entgegen, sagte, wer er sei, und bekannte ihr seine Liebe.

Wie staunte darob das Königskind!

Bald aber faßte sie sich und sprach: „Du bist meinen Augen ein Wohlgefallen, aber von Minne darfst du mir nicht sprechen, hat doch mein Vater deinen Boten schon die Antwort gegeben."

„Wird dein Vater auch mir die selbe hohnvolle Antwort zu geben wagen?" versetzte Hartmut mit gerechtem Stolze. „Das will ich sogleich erfahren; ich eile zu deinem Vater."

Er trat vor Hettel und Hilde, und da diese hörten, daß er Hartmut von Normannenland sei, gekommen, um selbst um Gudrun zu werben, verschwand der Ausdruck huldvollen Wohlwollens aus ihren Gesichtern, und der König sprach: „Du kennst meine Gesinnung: dem Sohne eines Lehnsmannes kann ich meine Tochter nimmer geben!"

„Ich bin ein freier Fürst wie du," antwortete Hartmut mit hocherhobenem Haupte.

„Hat nicht König Ludwig von meinem Vater Land und Leute zu Lehen gehabt?" warf Frau Hilde ein.

„Die Zeiten sind vorüber; als freier Gebieter schaltet mein Vater in seinem Reiche," erwiderte Hartmut stolz.

„So gehe hin und tue desgleichen!" versetzte Hettel mit kaltem Spott; „die Tochter des Hegelingenlandes aber wird nimmer das Thrönchen der Normandie schmücken."

„Sie wird!" rief Hartmut zorngemut. „Gedenke des Wortes, König Hettel: Sie wird!" Damit verließ er die Halle und ritt ohne Gruß und Dank aus den Toren der Burg.

8. Wie Gudrun mit Herwig verlobt, aber von Hartmut geraubt wird

Kaum war Hartmut im Zorn von dannen gegangen, als eine Schar gewappneter Recken mit Ungestüm an die Tore von Matelane klopfte und Einlaß forderte. Das war Herwig von Seeland mit seinen Mannen. Mit dem Schwerte in der Hand warb er nun um die Braut, und ihm zur Seite standen dreitausend Recken, entschlossen, um die schöne Hegelingentochter Leib und Leben zu wagen.

König Hettel war ein tapferer Mann; er legte sein Sturmgewand an und setzte sich mit seinen Recken zur Wehre. Herwig aber hatte die Übermacht; mit Gewalt sprengte er das Haupttor der Burg und drang mit seinen Getreuen hinein.

Da entbrannte auf dem Hofe ein heißer Kampf. Hettel und Herwig hieben aufeinander ein, daß die Funken stoben, und dem Beispiel der Könige folgten die Recken. Angstbleich schauten die Frauen aus den Fenstern der Burg auf die Streitenden herab, und da Hettel von seinem Gegner in große Not getrieben ward, lehnte Gudrun sich weit zum Fenster hinaus und rief mit lauter Stimme: „Halt ein, Herwig, mein Geliebter, halt ein! Schone meines Vaters!"

Da ließ der Held das zum Schlage gezückte Schwert sinken, und auch Hettel senkte die Waffe.

„Friede! Friede!" riefen Hilde und Gudrun mit flehend erhobenen Händen.

Das Kampfgetümmel schwieg; die Recken blickten auf die Könige, und Hettel sprach zu Herwig: „Frieden heischen die Frauen, — gefällt es dir, die Waffen ruhen zu lassen?"

„Gelobe mir Gewährung meines Wunsches, und der Streit hat ein Ende," antwortete Herwig.

„Und welches ist dein Wunsch, tapferer Herwig?"

„Das ist mein Begehr: Ungewaffnet will ich mit dir zu den Frauen

treten und eine Frage an Gudrun richten; die Jungfrau mag über Krieg oder Frieden entscheiden."

„So soll's geschehen!" erwiderte Hettel und bot dem Gegner die Rechte.

Beide Könige entledigten sich der blutbefleckten Rüstungen, wuschen Haupt und Hände, kleideten sich in köstliche Gewänder und begaben sich in die Halle zu den Frauen.

Mit Erröten blickte Gudrun dem Geliebten entgegen, und da Herwig sie fragte, ob sie sein Weib und somit das Pfand des Friedens sein wolle, antwortete sie freudig: „Ja!"

Hettel und Hilde waren es zufrieden; doch wollten sie die geliebte Tochter noch nicht ziehen lassen, sondern wünschten, daß die Vermählung erst nach Jahresfrist stattfinden möchte.

Darein fügte sich Herwig, und nun wurde ihm das Mägdlein feierlich verlobt. Frohen Herzens kehrte er mit seinen Heergesellen in sein Land zurück. Dort aber wurde die Freude in Trauer und Zorn verkehrt; denn ein Feind war gekommen und hatte das Land schrecklich verheert: das war Siegfried von Morland. Aus Rache dafür, daß die schöne Gudrun nicht ihm, sondern Herwig ihre Huld zugewandt, war er in das offene Land eingefallen und stellte sich nun dem heimkehrenden Herrscher mit überlegener Heeresmacht entgegen.

Nach einigen verlorenen Kämpfen sandte Herwig Boten an Hettel und bat um Hilfe. Ohne Verzug beschied Hettel seine Lehnsfürsten Wate, Horand, Frute, Irold und Morung mit ihren Mannen zur Königsburg, übergab die Frauen der Obhut eines getreuen Burgwarts und brach an der Spitze einer mächtigen Heerschar gen Seeland auf.

Solches alles erfuhr durch seine Kundschafter der Normanne Hartmut, und da nun das Hegelingenland von streitbaren Recken schier entblößt war, kam er mit seiner gesamten Streitmacht in Eile herbeigezogen, überwältigte nach kurzem Kampfe die Burg Matelane, raubte Gudrun mit allen ihren Jungfrauen, führte sie im Triumph auf sein Schiff und fuhr mit seiner Beute von dannen.

Frau Hilde jammerte laut über den Verlust ihrer geliebten Tochter, und sie sandte Boten gen Seeland, um Hettel und Herwig die schlimme Kunde melden zu lassen.

9. Die Botschaft an Hettel

Frau Hildens Boten erreichten glücklich das Feldlager der Hegelingen, und mit kläglichen Gebärden traten sie dem Könige vor Augen.

„Boten aus der Heimat!" rief Hettel überrascht. „Und die Gesichter weissagen nichts Gutes, — wie ergeht es den lieben Frauen?"

Da trat ein Recke vor und sprach: „Zürnet nicht, Herr König, wenn wir Euch schlimme Mär verkündigen! Frau Hilde sitzt in Tränen in der

Burg, und Eure Tochter fährt auf wilden Meereswogen nach dem Normannenlande."

Darob entsetzte sich der König und alle, die bei ihm waren.

„Mein Kind geraubt von Hartmut, dem Normannen?" rief er verzweiflungsvoll.

„Von Hartmut, dem Normannen, und mit Gudrun zweiundsechzig ihrer Jungfrauen," antwortete der Bote.

„O weh der großen Not!" rief der König. „Auf! rufet Herwig und Wate, Frute, Horand, Irold und Morung herbei!"

Die Fürsten erschienen und vernahmen mit Schrecken die Unglücksbotschaft.

„Wer guten Rat zu geben weiß, der säume heute nicht," sagte König Hettel kummerschwer.

Da strich der alte Wate seinen langen Bart und sprach nach kurzem Besinnen: „Hier gilt es: handeln, ohne Aufschub handeln."

Alle pflichteten dem Alten bei, und er fuhr fort: „Unsere Fehde mit König Siegfried muß rasch beendet werden, und dazu zwingen wir den Morlandfürsten, indem wir ihn morgen in der Frühe mit aller Macht angreifen. Ist er in großer Bedrängnis, so tun wir dem Kampfe Einhalt und bieten ihm, wofern er zu unserer Fahne schwört, Frieden und Freundschaft."

Alle fanden den Rat des Alten gut, und er fuhr fort: „Sogleich sende ich ein schnelles Segelboot aufs Meer, die normannischen Räuber auszukundschaften. Sie können noch nicht ferne sein. Darauf schiffen wir uns ungesäumt ein und jagen ihnen nach."

„Wo aber nehmen wir Schiffe her?" fragten mehrere Fürsten zugleich.

„Mir ward Kunde," erwiderte der umsichtige Wate, „daß in einem nahen Hafen wohl an die siebzig Kiele südwärts fahrender Pilger ankern. Dieser Fahrzeuge bemächtigen wir uns in Güte oder mit Gewalt."

„So sei es! so sei es!" riefen alle wie aus einem Munde.

Und nun erhoben sich die Fürsten; ein jeder begab sich zu seinem Heerbann und rüstete seine Streiter zum Kampfe für den folgenden Tag. —

Noch lagen am andern Morgen die Feinde in tiefem Schlafe, als der Held von Stürmen sein Wisenthorn mit Macht erschallen ließ. Sofort ging das Heer zum Sturme vor; König Siegfried vermochte seine schlaftrunkenen Mannen nicht rasch genug zu ordnen, sie wurden über den Haufen gerannt, und alles schien verloren. Da geschah etwas Unerwartetes. Die siegreich vordringenden Scharen machten plötzlich Halt; verstummt war das Waffengetöse, und durch die Stille scholl Wates mächtige Stimme: „Vernimm mein Wort, König Siegfried! Du bist in unserer Gewalt, und wir haben Macht, dich zu vernichten, bieten dir aber Friede und Freundschaft, so du fürder zu unserer Fahne stehen willst."

„Bei Königswort?" rief Siegfried zweifelnd.

„Bei Königswort!“ antwortete Hettel.

Beide Heere verharrten in ihrer Stellung; die Könige und Fürsten aber versammelten sich auf der Grenzscheide zwischen ihren Recken, pflogen kurzer Beratung und schwuren einander Freundschaft und Waffenbrüderschaft.

Da nun der Bund besiegelt war, rief der alte Wate: „Nun zu Schiffe! Auf dem Wülpensande, so künden meine Boten, rasten mit ihrer Beute die normannischen Wölfe. Dort möge der Waffentanz von neuem beginnen!“

---

10. Die Schlacht auf dem Wülpenwerder. König Hettels Tod

In sorgloser Sicherheit lagerten die Normannen mit ihren Gefangenen auf dem Wülpenwerder. Die Mannen taten sich gütlich an den geraubten Speisen und Getränken, und auch Hartmut und sein Vater Ludwig waren guter Dinge und suchten die klaglos trauernde Gudrun über ihr Schicksal zu trösten.

Der ritterliche Hartmut sprach zu der Jungfrau von seiner treuen Minne, schilderte ihr die Schönheit seines Heimatlandes, wollte Versöhnung und Freundschaft mit ihrem Vater Hettel suchen und versprach ihr als Königin des Normannenlandes eine glückliche, sonnenhelle Zukunft.

Seine Worte aber fanden keinen Widerhall im Herzen der Trauernden; stumm und still saß sie vor ihrem Zelte und blickte unverwandt auf das unendliche Meer hinaus. Keine Träne trat in ihre Augen; zu stolz war ihr Sinn, um ihren räuberischen Gewalthabern den Schmerz ihrer Seele zu zeigen; nur als Hartmut zuversichtlichen Tones sagte: „Und du wirst mir Herz und Hand schenken, wirst glücklich sein als meine gefeierte Gemahlin,“ schüttelte sie das schöne Haupt und sprach: „Nimmer, nimmer.“

Plötzlich erscholl Horngeschmetter vom Strande her. Hartmut hob die Augen und sah eine ganze Flotte auf hoher See, bemerkte aber Kreuze auf den Bannern und meinte beruhigt: „Es sind Pilger; sie suchen wohl Rast auf dem Wülpenwerder.“

Gleich darauf aber sah er auf den Schiffen ein Blitzen und Funkeln, wie wenn die Sonne auf Stahlhelme scheint.

„Seht dort! Feinde nahen!“ rief mit lauter Stimme König Ludwig. „Zu den Waffen! Die Bogenschützen vor! Hinter ihnen die Speerschleuderer! Mit heißem Willkommengruß sollen Hettel und Herwig empfangen werden.“

„Sie sind verloren, ehe denn ihre Füße den Sand betreten,“ fiel Hartmut ein, indem er seinen Köcher mit Pfeilen füllte. Darauf nahm er Schild und Speer und schritt an der Spitze seiner Recken an das Ufer des Meeres.

Der alte König stieg in Wehr und Waffen auf einen Felsblock im Ufersande und ordnete, von allen gesehen, die Streiter zum Kampfe. König

Ludwig war ein gewaltiger Recke. Sein eisgrauer Bart flatterte im Winde, Flammen sprühten seine Augen, und seine Donnerworte befeuerten die Mannen mit Kampfeslust und Heldenmut.

Hinter den Streitern stand Gudrun vor ihrem Zelte und schaute mit hoffendem Herzen den Schiffen entgegen. „Es sind unsere Freunde," sagte sie mit Frohlocken, „sie bringen uns die Freiheit."

Langsam näherten sich die Schiffe dem Strande, und siehe! ein Wald blitzender Waffen starrte den Hegelingen drohend entgegen. —

Da sprach König Hettel sorgenvoll zu den Fürsten: „Seht da die Eisenwehr der Normannen! Uns steht wahrlich ein heißer Kampf bevor."

„Fürwahr!" rief freudig der Held von Stürmen und schüttelte seinen langen Bart, „uns blüht ein Waffengang, von dem die Skalden singen werden!"

„Wer ist der Recke dort auf dem ragenden Felsblock zur Rechten des feindlichen Heeres?" fragte Hettel.

„Das ist König Ludwig," antwortete der scharfgeäugte Horand.

„Und jener Recke im Goldhelm, dessen Füße die Wogen bespülen, ist der heldenmütige Hartmut," fügte Frute hinzu; „er kann den Kampf nicht erwarten und steht da, als wollte er den Sprung auf die Schiffe wagen."

„Ihm gilt meine Rache!" murmelte Herwig ingrimmig.

Bis auf Pfeilschußweite näherten die Fahrzeuge sich dem Strande; da warfen sie Anker, und die Recken wappneten sich zum Streite.

Wate stieß ins Horn, daß der Ton gellend über das Meer fuhr und manchem Normannen darob das Herz erbebte. Drauf sprang der Alte mit jauchzendem Rufe in die hochaufrauschende Flut und schritt wie ein Gott des Meeres mit Speer und Schild dem Feinde entgegen.

Ihm folgten mit Geschrei alle Streiter: durch Wogengebraus und schäumende Brandung stürmten sie vorwärts, den dräuenden Speeren entgegen.

Da hob der Normannenkönig sein Schwert empor und rief ein gebietendes Wort. Hei! wie kam es da schwirrend und pfeifend und sausend durch die Luft geflogen, wie Hagel, so dicht, und sicher treffend wie des Donnerers zuckende Blitze! Das war der Willkommengruß der Pfeilschützen, ein Todesgruß für manchen wackern Recken. Und nach den Pfeilen kamen mit Sausen die Speere geflogen und streckten viele in das kalte Wogenbett. — Gefeit gegen alle Geschosse aber schien Wate, der Rufer im Streite. Unversehrt erreichte er den Strand und stürmte, alles vor sich her niederwerfend, wie ein grimmiger Meerunhold mitten in das feindliche Heer hinein.

Andere folgten. Um die Füße der Hegelingen schäumten die Wogen, um ihre Häupter pfiffen die Klingen, viele sanken in den Tod, und Wasser und Sand schmückten sich mit blutroten Rosen.

Was half's, daß Gudrun mit ihren Jungfrauen flehend die Hände gen Himmel emporhob! Fest wie Felsen standen die Normannen und schlugen alle Angriffe siegreich zurück. Bis tief in die Nacht hinein wütete der furchtbare Kampf, und in der Frühe des andern Tags

Schlacht auf dem Wülpensand

riefen wieder die Hörner zum Streite.

Die Könige Hettel und Ludwig trafen aufeinander, und ringsum ließen die Recken ihre Waffen sinken und sahen dem gewaltigen Kampfe der Herrscher zu. Das war ein heldenkühnes Streiten! Und siehe! der alte

normannische Löwe bezwang den jüngern Gegner: Hettel fiel, und ein Schrei des Schreckens hallte zum Himmel empor. Selbst die Feinde standen bestürzt bei des Hohen Fall, und eine Weile schwieg das Waffengetöse, wie nach einem erschütternden Donnerschlag die kreisenden Lüfte atemlos verstummen.

Die Leiche des Königs ward von den Seinen aus dem Kampfgetümmel getragen; von den Zelten der Jungfrauen erscholl lautes Klagegeschrei — Gudrun weinte um ihren Vater. Und wie nach dumpfem Schweigen der Lüfte der Donner wiederum seine Stimme erhebt und die Kreatur mit Schrecken erfüllt, so scholl plötzlich in die Stille hinein, alles erschreckend, Wates Heerhorn, und dem Donnergetön folgten gleich zuckenden Blitzstrahlen todbringende Schwerthiebe.

Im Nu stand alles in heißem Streite; hin und her wogte das Kampfgetümmel den ganzen langen Tag. Die Sonne sank ins Meer, Dunkelheit hüllte die Erde ein; der Kampf aber wütete fort, bis in der Finsternis der Freund den Freund erschlug.

Da endlich geboten die Fürsten dem Ringen Halt, und die müden Streiter lösten die Panzerringe und legten sich auf ihre Schilde zur Ruhe.

Während die Hegelingen in tiefem Schlafe lagen, pflogen die Normannenkönige mit ihren Recken Rats, wie sie den Feinden mit List entfliehen könnten. Und es ward beschlossen, auf die Schiffe zu entweichen und von dannen zu fahren. Damit aber die Hegelingen nicht Verdacht schöpften, sollten sie durch Hörnerschall und Schlachtgesang getäuscht werden. Und also geschah es. Als alles zur Flucht gerüstet war, hielten die Recken die hohlen Schilde vor den Mund und brüllten mit Macht hinein; in grausigem Getön erschollen die Heerhörner, und Wald und Meereswogen rauschten darein — furchtbar war das Getöse, und die streitmüden Hegelingen dachten nicht an feiges Entweichen der Feinde, sondern träumten von grimmem Kampfe in der Frühe des kommenden Tages.

Wie sollten sie überrascht werden! Im Zwielicht schon wandelten die Fürsten durch das Lager und riefen ihre Mannen zum Streite auf. Die Recken wappneten sich in Eile, und als die Sonne aus den Fluten des Meeres emportauchte, standen die Hegelingen bereit zum Kampfe. Dieser Tag sollte über Sieg oder Niederlage, Leben oder Tod der beiden Völker und über das Schicksal der schönen Gudrun entscheiden — das war der Fürsten heldenmütiger Beschluß.

Und Wate von Stürmen erhob sein Wisenthorn und blies zum Angriff. Über Land und Meer hallten die gewaltigen Klänge, und aus den Tiefen des Waldes antworteten geheimnisvolle Echostimmen. Kein Widerhall aber klang aus dem Lager der Feinde; nur ein ledig Roß hob hinter dem Verhau den Kopf empor und wieherte laut.

Darob verwunderten sich alle, und einer fragte den andern: „Hält der Schlaf sie noch im Banne, oder sind sie feige entwichen?“

„Die Normannen sind entflohen!“ scholl da eine Stimme vom Meere her. „Von hinnen sind ihre Schiffe, und nichts als zerbrochene Waffen haben sie am Strande zurückgelassen.“

„Und Gudrun?“ fragte Herwig bestürzt.

„Laßt doch sehen!“ riefen wie aus einem Munde Morung und Irold, und die schnellen Recken eilten dem feindlichen Lager zu.

„Alles dahin!“ meldete Irold zurück.

Da fuhr Wate herum und spähte auf das Meer hinaus: kein Schiff weit und breit — gewiß waren die Normannen schon meilenfern.

„Auf!“ rief der Held von Stürmen zorngemut, „auf! lasset uns ihnen nachjagen und sie ersäufen im Meere, wo es am tiefsten ist!“

Viele riefen ihm Beifall, aber der besonnene Frute entgegnete: „Seht ihr den Seeadler dort in den Lüften kreisen? Wer von euch möchte sich unterfangen, ihn zu erjagen? Ebensowenig würde es uns gelingen, mit unsern elenden Fahrzeugen die Normannen einzuholen. Und wollten wir sie jetzt in ihrem eigenen Lande angreifen, so sähe wohl keiner von uns die Heimat wieder, denn dieser Kampf hat unsere Kräfte erschöpft: König Hettel und Tausende unserer besten Recken liegen erschlagen, und einer jahrelangen Frist werden wir bedürfen, um uns von diesen Schlägen zu erholen. Drum ist mein Rat: lasset uns zurückkehren, von wannen wir gekommen, und die Jugend unsers Landes im Waffenhandwerk bilden, bis wir stark genug sind, die räuberischen Füchse in ihren Höhlen anzugreifen.“

Langes Schweigen folgte diesen Worten. Wate und Herwig starrten finster drein und erhoben lauten Widerspruch; alle andern aber fielen Frute zu, und so fügten sich endlich die beiden, obwohl mit Zähneknirschen.

Die Toten wurden begraben und auf den Hügeln flatternde Banner gepflanzt; darauf gingen die Hegelingen zu Schiffe und segelten trüben Mutes der Heimat zu. — —

Als Frau Hilde von der Rückkehr der Helden hörte, wunderte sie sich über die Stille der heimkehrenden Streiter. Das war nicht die Weise des alten Wate. Mit Jubelschalle pflegte er sonst nach glücklicher Heerfahrt seinen Einzug zu halten — hatte er diesmal nicht gesiegt? Wo blieb denn König Hettel? Warum sandte er nicht Boten voraus, seine Ankunft zu melden? War es ihm nicht gelungen, die geliebte Tochter aus Räuberhänden zu retten?

Solche Fragen beunruhigten Frau Hildens unheilahnende Seele, und sie konnte vor Angst und Ungeduld die Ankunft der Recken kaum erwarten.

Endlich erschien der alte Wate in der Burg Matelane. Mit niedergeschlagenen Augen trat der Held vor das Angesicht der Königin und nickte stummen Gruß.

„Bote des Unglücks,“ rief Frau Hilde bebend, „wo bleibt Hettel, mein Gemahl?“

„Er ruht in dem Wülpensande, und über seinem Haupte flattert im Meeressturm das Königsbanner."

Da stieß Frau Hilde einen markerschütternden Schrei aus und klammerte sich an die Säule, um nicht zu Boden zu stürzen.

Lange stand Wate regungslos mitten im Saale, dann aber fuhr er jäh empor, schüttelte seinen langen Bart, erhob die Schwerthand und rief: „Bei den ewigen Göttern — der Tod des Königs soll schrecklich gerochen werden!"

„Und mein Kind Gudrun?" fragte die Königin.

„Ist dahin mit Ludwig und Hartmut, den Räubern," antwortete herbe der Alte; „aber meine Hand soll sie befreien, so wahr ich der alte Wate von Stürmen bin!"

11. Bei den Normannen

Frische Winde führten die Normannen mit ihrer Beute über das Meer den Küsten der Heimat zu. Und da in der Ferne das Land sichtbar ward, trat König Ludwig zu der klaglos trauernden Hegelingentochter und sprach zu ihr: „Siehst du die Burg dort schimmern im Sonnengolde, Gudrun? Das ist Kassiane, die normannische Königsburg, dort wirst du mit Hartmut in Glück und Freude wohnen."

„Glück und Freude," antwortete die Jungfrau, „werden mir fürder nicht mehr blühen. Was mein noch wartet, ist Leid ohne Ende."

„O mit nichten!" erwiderte der König. „Schenke meinem Sohne Hartmut deine Liebe, und die besten Normannenrecken werden dir, ihrer Herrin, in Treue dienen."

„Nun redet mir nicht von Minne!" entgegnete unwillig Gudrun. „Erschlagen liegt mein Vater von Eurer Hand — und ich sollte Eure Tochter werden? — Und wie dürfte ich mich einem Manne vermählen, der nicht gleicher Abkunft mit mir ist? Nein, lieber wähle ich den Tod als Euern Sohn Hartmut zum Gemahl."

Da entbrannte der König in wildem Zorn, und er ergriff die stolze Jungfrau bei den Haaren und schleuderte sie vom Schiffe in das Meer.

Ein Schrei des Entsetzens folgte der Tat; die Jungfrauen rangen die Hände, und selbst die sturmfesten Recken standen starr.

Hartmut sprang der Versinkenden nach, und es gelang ihm, ihre blonden Zöpfe zu fassen und sie mit Hilfe der Recken in das Schiff zu retten. Und während die Jungfrauen sich um ihre gemißhandelte Herrin bemühten, trat Hartmut vor seinen Vater und sprach: „Du hast übel getan, König Ludwig, und wärest du nicht mein Vater, wahrlich, die Tat bezahltest du mit dem Leben!"

Kleinlaut antwortete der König: „Vom Zorn ließ ich mich hinreißen. Gehe hin und suche Sühne für mich bei der Jungfrau!"

Hartmut gehorchte, und Gudrun sprach: „Ihm sei vergeben."

Ein schnelles Boot ward vorausgesandt, damit die Königin Gerlind die Heimkehrenden würdig empfange. Und als die Schiffe in den Hafen einfuhren, sah man Zelte am Ufer, und vor den Zelten erwartete die Königin mit ihrer Tochter Ortrun und einem glänzenden Gefolge die Kommenden.

Hartmut nahm Gudrun bei der Hand und führte sie, die sich willig fügte, seiner Mutter und Schwester zu.

Freudig eilte die liebliche Ortrun auf Gudrun zu, umfing sie mit den Armen, küßte sie und rief bewegt: „Sei mir herzlich willkommen, du schöne Schwester aus dem Hegelingenlande!"

Überrascht blickte Gudrun der lieblichen Jungfrau ins erglühende Angesicht, erwiderte den herzlichen Gruß und sprach: „Du bist gut! so schenke der Heimatlosen deine Liebe!"

„Mein ganzes Herz!" rief Ortrun freudig und schaute bewundernd zu der stolzen Schwester empor.

Da trat auch die Königin Gerlind herzu, um ihres Sohnes Geliebte zu küssen; Gudrun aber streckte ihr abwehrend die Hände entgegen, wich vor ihr zurück und sprach: „Nicht Ihr! Nicht Ihr! König Ludwigs Weib! Auf Euern Rat geschah es, daß ich hinweggeführt ward aus der geliebten Heimat, und Eures Auges stechender Strahl weissagt mir keine Freude."

Mit bösem Blick wandte sich die Königin von Gudrun zu deren Jungfrauen und begrüßte sie nacheinander mit freundlichen Worten.

Den Hegelingentöchtern wurden in der Burg schöne Gemächer überwiesen, und Gudrun wurde gehalten gleich einer Tochter des Hauses. Oft kam zu ihr die liebliche Ortrun und verkürzte ihr durch schwesterliche Zuneigung die Stunden. Auch Hartmut erschien täglich und warb um die Minne der Jungfrau; sie aber schüttelte zu allen seinen Worten das stolze Haupt und antwortete: „Nimmer, nimmer!"

Schroffer wies sie die Schmeicheleien der verhaßten Königin zurück, und darüber war diese so empört, daß sie auf Mittel sann, Gudrun zu demütigen.

„Hätte ich sie nur in meiner Gewalt — wie wollte ich rasch den stolzen Nacken beugen!" sprach die Alte oft bei sich, und zu ihrem trübe einhergehenden Sohne sagte sie: „Wie lange willst du vergebens die stolze Jungfrau umwerben? Gib sie in meine Hand, und sie soll dir eine folgsame Gemahlin werden."

Hartmut weigerte sich lange, endlich aber ließ er sich überreden und gab seiner Mutter Gewalt über Gudrun und ihre Mägdlein. Sie versprach ihm zwar, die königliche Jungfrau in Liebe und Güte zu ziehen, aber im Herzen gedachte sie gar viel anders. Solange Hartmut in der Burg weilte, heuchelte sie freundliche Gesinnung gegen die Hegelingentochter, kaum aber hatte er mit seinen Recken eine Heerfahrt angetreten, als sie froh-

lockend rief: „Nun soll dein Trotz gebrochen werden, stolze Gudrun! Willst du nicht Freude haben, so sollst du Leid kosten."

Und sie begab sich in die Kemenate der Hegelingentöchter und trat zu Gudrun mit der Frage: „Verschmähst du noch immer die Königskrone dieses Landes, schöne Gudrun, oder willst du jetzt meinem Sohne Hartmut die Hand zum Bunde reichen?"

„Ich habe meinen Sinn nicht geändert," antwortete die Jungfrau fest.

Gudrun von Gerlind bedroht

„Wohl denn! Willst du nicht herrschen, so wirst du dienen," versetzte die Königin schroff. „Von heute an wirst du meine Kemenate reinigen, die Säle heizen und mit deinen weißen Händen die Brände schüren. Für deine Mädchen weiß ich schon andere Dienste, du wirst sie fortan nicht mehr um dich sehen."

Schweigend fügte sich Gudrun und verrichtete nun von früh bis spät in den Gemächern der Königin niedrige Magddienste, während ihre Mädchen dem Hofgesinde zugeteilt wurden und wie Sklavinnen arbeiten mußten.

Die liebliche Ortrun allein blieb der schwergeprüften Fremden wohl-

gesinnt, und oft stahl sie sich heimlich zu ihr und suchte sie zu trösten und zu erfreuen. Auch ließ sie nicht ab, ihre Mutter um Schonung für Gudrun zu bitten; aber sie fand bei der Königin kein Gehör.

Nach mehr als Jahresfrist kehrte Hartmut von seiner Heerfahrt zurück, und als seine Mutter ihm entgegentrat, fragte er sogleich nach Gudrun.

„Sie ist und bleibt verstockt," antwortete Frau Gerlind anklagend. „Vergebens habe ich sie mit Güte zu ziehen und deinen Wünschen geneigt zu machen gesucht; darauf ließ ich sie die Schwere des Dienstes kosten; doch hat auch dieses Mittel bis jetzt nichts gefruchtet; ihr Trotz ist nicht zu beugen, so wird man ihn wohl brechen müssen."

„Mit nichten!" rief Hartmut unwillig. „Sie ist ein hohes Königskind und soll dereinst Eure Krone tragen; drum ziemt sich's, daß man ihr mit Ehrfurcht begegne. Ich will sie sehen, vielleicht öffnet sich mir nun ihr edles Herz."

In Magdkleidern trat Gudrun ihm entgegen, und Scham und Zorn bedeckte sein Angesicht mit dunkler Glut.

„Mir ist leid, was mit Euch geschehen, edle Gudrun," sprach der ritterliche Held. „O, werdet mein, und Euer Leid soll in Freude und die Schmach in Herrlichkeit verwandelt werden!"

Und er streckte ihr beide Hände entgegen; sie aber schüttelte das Haupt und sprach: „Ich danke Euch für die Güte, Herr Hartmut, allein Euern Wunsch kann ich nicht erfüllen. Mein Herz gehört dem Könige Herwig von Seeland; ihm bleibe ich treu, wie immer mein Schicksal sich wende."

„So werdet Ihr Euer Leben im Elend vertrauern, schöne Gudrun," entgegnete Hartmut düster; „denn nimmer wird Herwig kommen und Euch aus diesem Lande führen. Wäre dies in Wahrheit sein Wille, er würde so lange nicht säumen. Drum gebet die Hoffnung auf, sie wird sich doch nimmer erfüllen!"

„Auch ohne Hoffnung bewahre ich Herwig die gelobte Treue," erwiderte Gudrun entschlossen.

Hartmut fuhr unwillig auf, aber mit starkem Willen bezähmte er sich und sprach: „So gehabt Euch wohl! Auf wilden Meereswogen finde ich wohl den Frieden, den Ihr mir nicht gönnet. Dorthin kehre ich zurück."

Mit trübem Mute verließ er sie und begab sich zu seiner Mutter.

„In deinem Angesicht lese ich die Antwort der trotzigen Jungfrau," redete Frau Gerlind ihn an. „Knie nieder vor ihr und flehe sie an — sie bleibt unbewegt. Die Not allein mag wohl mit der Zeit ihren starren Trotz brechen und das stolze Herz demütig machen."

Hartmut schüttelte das Haupt und sprach: „Ihr habt die hehre Königstochter zur Magd erniedrigt — das ist mir bitter leid!"

Frau Gerlind erschrak und gelobte, Gudrun fortan gütig und milde zu behandeln. Hartmut traute ihren Worten und fuhr mit seinen Recken von

dannen. Kaum aber war er aus dem Tore der Burg, da ging die Königin zu Gudrun und sprach zu ihr: „Mein Sohn wünscht dir alles Gute, so sei gehorsam und willig, daß ich nicht zu strafen brauche!"

Gudrun schwieg.

„Dein Dienst ist leicht," fuhr die Königin mit bitterem Hohne fort. „Nur meine Kemenate hast du zu säubern, zu lüften, zu schmücken. Siehe! deine schönen, langen Haare wären so treffliche Staubwedel!"

Und sie wollte mit der Hand in Gudruns Haar greifen, aber die Jungfrau hob stolz das Haupt und blickte sie voll Hoheit an; da ließ sie die Hand sinken und lachte giftig. „Mit deinen goldigen Haaren," rief sie gebieterisch, „wirst du fortan den Staub von den Geräten kehren!"

Mit diesen Worten schritt sie aus dem Gemache; Gudrun aber tat nicht nach ihrem Befehle, verrichtete aber Magddienste wie zuvor. Das währte eine lange, lange Zeit; allein die Hoffnung auf Befreiung erlosch nicht in ihrer Seele.

Hartmut kehrte siegreich aus fernen Landen heim, und wieder ging er zu der geliebten Gefangenen und bot ihr Krone und Reich. Gudrun aber blieb standhaft, und als er ihr mit Schmach und Schande zu drohen wagte, sagte sie die stolzen Worte: „Wäre ich ein Ritter, fürwahr! Ihr dürftet mir fürder nicht ohne Waffen nahen!"

Da entbrannte er im Zorn und sprach: „Nun möge Euer Geschick sich erfüllen! Ich werde nicht mehr um Eure Huld bitten!"

Ortrun, seine liebliche Schwester, kam zu Gudrun und bat und beschwor sie, ihrem Bruder die Hand zu reichen; sie aber sprach: „Dir, liebste Freundin, möchte ich wohl alles zuliebe tun, nur dies eine kann ich nicht. Ich habe mein Wort einem edeln Fürsten verpfändet, und die Treue halte ich bis in den Tod."

Von diesem Tage an sah sie Hartmut in der Burg nicht wieder; nun aber sollte sie erst die herbsten Bitterkeiten der Gefangenschaft auskosten. Die arge Königin verwies sie aus der Kemenate und schickte sie an den Strand des Meeres, Kleider und Linnen zu waschen. Vom frühen Morgen bis an den Abend stand sie nun an dem rauhen Strande und wusch die Gewänder, und ihr Lohn waren harte Scheltworte, karges Brot und ein ärmliches Lager. Wenn eine ihrer Jungfrauen die geliebte Herrin in ihrer Niedrigkeit erblickte, so weinte sie schmerzlich, hatte aber harte Strafe zu gewärtigen, so die Königin es gewahr wurde.

Eines Tages faßte Hildburg, Gudruns liebste Gespielin, sich ein Herz, ging hin zu Frau Gerlind und wagte die Bitte, mit Gudrun am Strande waschen zu dürfen. Das ward ihr gewährt, und wie glücklich waren die beiden, daß sie nun beisammen sein durften! Gemeinsam trugen sie nun frühmorgens die Wäsche an das Meer, wirkten fleißig den ganzen Tag hindurch und plauderten dabei von den Geliebten in der Heimat und von sonnigen Tagen der Kindheit im Hegelingenlande.

So gingen Monde und Jahre dahin; vergebens spähte Gudrun auf das Meer nach Schiffen aus, die die Freiheit bringen sollten; ihr Leid war allzugroß, und aus ihrem Herzen strömte die Klage:

„Nun geht in grauer Frühe
Der scharfe Märzenwind,
Und meiner Qual und Mühe
Ein neuer Tag beginnt.
Ich wall' hinab zum Strande
Durch Reif und Dornen hin,
Zu waschen die Gewande
Der grimmen Königin.

Das Meer ist tief und herbe,
Doch tiefer ist die Pein,
Von Freund und Heimaterbe
Allzeit geschieden sein;
Doch herber ist's zu dienen
In fremder Mägde Schar,
Und hat mir einst geschienen
Die güld'ne Kron' im Haar.

Mir war kein guter Morgen,
Seit ich dem Feind verfiel;
Mein Speis' und Trank sind Sorgen
Und Kummer mein Gespiel.
Doch berg' ich meine Tränen
In stolzer Einsamkeit;
Am Strand den wilden Schwänen
Allein sing' ich mein Leid.

Kein Dräuen soll mir beugen
Den hochgemuten Sinn;
Ausduldend will ich zeugen,
Von welchem Stamm ich bin.
Und so sie hold gebaren:
Wie Spinnweb acht' ich's nur;
Ich will getreu bewahren
Mein Herz und meinen Schwur.

O Ortwin, trauter Bruder,
O Herwig, Buhle wert,
Was rauscht nicht euer Ruder,
Was klingt nicht euer Schwert?
Umsonst zur Meereswüste
Hin späh' ich jede Stund'.
Doch naht sich dieser Küste
Kein Wimpel, das mir kund.

Ich weiß es: nicht vergessen
Habt ihr der armen Maid;
Doch ist nur kurz gemessen
Dem steten Gram die Zeit.

Wohl kommt ihr einst, zu sühnen,
Zu retten — ach! zu spät,
Wenn schon der Sand der Dünen
Um meinen Hügel weht. —

Es dröhnt mit dumpfem Schlage
Die Brandung in mein Wort;
Der Sturm zerreißt die Klage
Und trägt beschwingt sie fort.
O, möcht' er brausend schweben
Und geben euch Bericht:
‚Wohl laß ich hier das Leben,
Die Treue laß ich nicht!'" *)

12. Wie die Hegelingen nach dem Normannenlande fahren

Während Gudrun an der Hoffnung auf Befreiung schier verzweifelte, wurden in ihrer Heimat Schiffe gezimmert und die jungen Mannen eifrig im Waffendienste geübt. Darüber vergingen ein paar Jahre; denn nur in bester Ausrüstung durfte man eine Heerfahrt wider die tapfern Normannen wagen. Endlich aber war das große Werk vollendet, und Frau Hilde sandte Boten an Herwig von Seeland, Siegfried von Morland und an alle ihre Lehnsfürsten und berief die Helden zur Heerfahrt gegen die Normannen. Auf dem Wülpenwerder, wo vorzeiten die verhängnisvolle Schlacht geschlagen worden, versammelten sich die Heere, um dann gemeinsam die Fahrt über das Meer anzutreten. Nicht weniger als siebzigtausend streitbare Mannen kamen auf dem Wülpensande zusammen, und mit Wohlgefallen musterte Wate, der oberste Führer des Heeres, die Scharen.

Die Märzwinde spielten im Sonnenscheine mit großen, krausen Schneeflocken, als die Recken zu Schiffe gingen und von dannen fuhren. Bald erhob sich ein Sturm, der die Flotte weit gen Norden trieb, wo sie im finstern Meere mit großer Not und Gefahr zu kämpfen hatte. Schon waren die weniger beherzten, seekundigen Mannen der Verzweiflung nahe, als endlich der Wind umschlug und von Norden her so kräftig in die Segel blies, daß die Schiffe in wenigen Tagen bekanntes Fahrwasser erreichten.

„Ich wähne, wir können den normannischen Küsten nicht mehr fern sein," meinte eines Tages Frute.

Da erklomm der scharfgeäugte Horand den Großmast und hielt Ausschau.

„Land! Land!" scholl seine Stimme von oben herab, und auf allen Schiffen fand der Ruf tausendstimmigen Widerhall.

Bald erblickten alle Augen den schimmernden Dünensand und dahinter

*) Emanuel Geibel.

dunkle Wälder und Türme und zum Himmel emporsteigende Rauchsäulen: das Ziel der Fahrt war nahe.

Nicht allzufern von Kassiane, der normannischen Königsburg, kannte Frute eine tiefe, waldumschirmte Meeresbucht — dort wollten sie ankern und lenkten dorthin der Schiffe Lauf. Von keinem Normannenauge gesehen, gelangten sie glücklich in den waldumrauschten Hafen und warfen die Anker.

Voller Freude eilten alle an das Land und erquickten sich an dem lauteren Wasser der frischen, kalten Brunnen, die durch die Tannen zum Meere rieselten. Zelte wurden unter den Bäumen errichtet, und die wogenmüden Recken hielten eine lange Rast. Im Rate der Fürsten wurde beschlossen, Kundschafter auszusenden, um zu erforschen, wo Gudrun sich befinde und wie das Land am besten zu bewältigen wäre. Zu Kundschaftern erboten sich die beiden Fürsten Herwig und Ortwin, der Geliebte und der Bruder der gefangenen Königstochter.

13. Glückliche Botschaft

Des Tages, da die Schiffe der Hegelingen den normannischen Gestaden sich näherten, stand Gudrun bei ihrer Wäsche am kalten Strande und blickte traumverloren auf das ruhelose Meer hinaus. Die Sehnsucht nach den Geliebten in der Heimat wollte ihr schier das Herz erdrücken. Und siehe: es kam ein Schwan über die Flut herangeschwommen, und da er ganz nahe war, blickte er zu der Jungfrau empor, als ob er ihr etwas sagen wollte.

„Du lieber Vogel," nahm Gudrun das Wort, „kommst du von den Küsten der Heimat, um mir ersehnte Kunde zu bringen? Sahst du Matelane, die Burg meiner Väter, in den blauen Lüften herrlich prangen? Hat meine Mutter mir Grüße gesandt? Oder kommst du von Seelands Gestaden, wo mein Geliebter weilt? Ach, warum säumt er doch so lange, mir die Freiheit zu bringen? Ist er gar tot, der Freund meiner Jugend? Dann wäre mir besser, ich stürzte mich ins Meer und fände in den Wogen mein Grab. Weißt du keine Kunde zu geben, du schöner, stolzer Vogel der goldgelockten Göttin von Volkwang?"

Und ein Wunder offenbarte sich der staunenden Jungfrau: Der Schwan tat seinen Schnabel auf und sprach: „Mich sendet Freya, die Beschützerin treuer Liebe, dir, o Gudrun, Trost und glückliche Botschaft zu bringen."

Wie horchte Gudrun auf, da sie solches hörte! Sie streckte die Hände gegen den Vogel aus und bat: „O rede! künde mir: lebt meine geliebte Mutter noch?"

„Sie lebt und hat ihres Kindes nimmer vergessen. Schon nahen ihre

Schiffe diesem Strande, dich, du Getreue, in die Heimat zu holen," antwortete der Schwan.

Da blickte die Jungfrau strahlenden Angesichts zum Himmel auf, und ihre Lippen stammelten Preis und Dank. Nach allen ihren Lieben befragte sie den gottgesandten Vogel, und er meldete ihr nur Glück und Heil und verkündigte ihr auch, daß bald zwei Recken als Boten von den Schiffen kommen würden, die sie vor allen andern liebte und die mit Augen zu schauen ihr Herz sich so lange gesehnt.

„Herwig? Wate? Ortwin, mein Bruder?" fragte flüsternd die Maid.

Aber der Schwan blieb ihr die Antwort schuldig. Er schwang sich empor in die Lüfte und flog mit wundersam lieblichem Singen in die sonnendurchflutete Bläue des Himmels hinein.

Mit entzückten Sinnen blickte Gudrun ihm nach, bis sein weißes Gefieder hoch oben in Licht und Glanz zerfloß. — Ihr zu Füßen rauschte das ewige Meer; Wandervögel zogen sehnsuchtbeschwingt gen Norden, und durch das leichte, träumerisch dahinfahrende Gewölk brach das große Sonnenauge und überschüttete das Königskind mit goldig schimmernden Strahlen.

Hildburg kam heran und blickte staunend in das leuchtende Angesicht der königlichen Freundin. Herrlich, wie eine der Himmlischen, stand Gudrun da, und Hildburg sank ihr zu Füßen und sprach: „Wie schön bist du, meine Herrin! Um dein Haupt webt die Sonne einen Strahlenkranz, und Glanz umfließt deine hohe Gestalt — du wirst herrschen und glücklich sein auf Erden, denn du bist fürwahr ein Liebling der mächtig waltenden Götter!"

Da neigte sich Gudrun, küßte die Freundin auf die Stirn und sprach: „Mir ist Heil widerfahren, Hildburg! Die Sonne der Freiheit geht auf — Schiffe nahen diesem Strande, und auf ihnen glänzen Schilde und Speere. Das sind die Schiffe unserer Freunde! Sie kommen, uns aus diesem Lande der Tränen zu führen. Nun freue dich und jauchze mit mir, meine Freundin, alle Not hat nun ein Ende!"

Hildburg glaubte, ihre Herrin rede irre, und mit Scheu und Zweifel prüfte sie den Blick ihrer Augen.

„Wer, o Gudrun," fragte sie beklommen, „hat dir die frohe Kunde gebracht?"

„Ein Schwan, von Freya, der Göttin der Liebe, zu mir gesendet!"

Und sie erzählte der Freundin alles, und Hildburg glaubte und jauchzte mit ihr. Dabei versäumten die Glückberauschten ihr Tagewerk, und da sie abends zur Burg kamen, wurden sie mit harten Scheltworten von Frau Gerlind empfangen; ja, mit Schlägen drohte ihnen die arge Wölfin, wofern sie am folgenden Tage das Versäumte nicht nachholen würden.

Auf hartem Lager ruhten die Freundinnen, aber die Hoffnung umspielte ihre Häupter mit goldigen Traumgebilden, und zum erstenmal in den Jahren der Trübsal erwachten sie am Morgen mit Lachen.

Gudrun am Meer

Hildburg schaute zum Fenster hinaus und sah, daß der Schnee in dichten Flocken zur Erde herniederwirbelte.

„Es schneit, es schneit, und rauhe Lüfte wehen vom Meer," sagte sie. „Nun wehe uns, wenn wir barfuß zum Strande wandern müssen!"

„Wir holen uns den Tod und sehen die Heimat nimmermehr," versetzte Gudrun schaudernd. „Auf, meine Freundin: gehe hin zu Frau Gerlind und bitte sie, uns heute ein wärmeres Gewand und Schuhe zu geben."

Hildburg wagte den sauern Gang, wurde aber mit grausamem Spott abgewiesen, und so mußten die Jungfrauen in ihren erbärmlichen, abgetragenen Kleidern barfuß durch den Schnee waten und an dem windgepeitschten Strande verharren. Sie zitterten vor Kälte; Hände und Füße erstarrten ihnen, und sie hätten es nimmer ertragen, wenn nicht die Hoffnung: die Boten der Hegelingen würden kommen, sie mit frischem Mute erfüllt und gegen Wind und Wetter gestählt hätte.

Die Stunden gingen hin — eine nach der andern, und kein Fahrzeug ließ sich blicken.

„Sie kommen heute nicht," sagte Hildburg traurig.

„Aber morgen, morgen!" entgegnete mit froher Zuversicht das Königskind.

Auf einmal erblickten sie nicht fern vom Strande ein Boot mit zwei Männern.

„Sie sind's!" rief Gudrun zitternd. „O, wie schäme ich mich vor ihren Augen! Komm, laß uns fliehen! sie dürfen uns so nicht sehen."

Und sie wandten sich zur Flucht, hielten aber zaudernd ein, da eine Stimme sie anrief: „Entfliehet nicht, ihr Mädchen! Wir sind friedliche Männer, die der Sturm an diese Küsten verschlagen hat."

„Hörst du?" sagte Gudrun. „Es sind nicht unsere Freunde, so laß uns bleiben."

Und sie hüllten sich ein, so gut sie konnten, und harrten der Fremdlinge.

Es waren Herwig und Ortwin — Gudrun erkannte sie sogleich, und obwohl sie sich ihres jämmerlichen Zustandes bitter vor ihnen schämte, vermochte sie doch den Jubel ihres Herzens kaum zu bezwingen. Hildburg kannte die Fremdlinge nicht, und diese sahen in den ärmlich gekleideten, jugendlichen Wäscherinnen wahrlich keine Königskinder, sondern niedrige, obwohl sehr schöne normannische Mägde.

Nachdem die Fremden sie freundlich begrüßt hatten, nahm Herwig das Wort und sprach: „Ihr schauet treu aus den Augen, schöne Normannenmädchen, könnt ihr auch verschwiegen sein?"

„Wie die Tiefe des Meeres," antwortete Gudrun ernst.

„Ich glaube dir und baue auf deine Treue," versetzte Herwig und sah ihr forschend in die großen, stolz dreinschauenden Augen.

„Wir kommen aus fernem Lande und suchen ein Königskind, das hier gefangen gehalten wird," fuhr Herwig fort.

„Und wie heißt das gefangene Königskind?“ fragte Gudrun. „Ich weiß von keinem solchen und bin doch des Landes wohl kundig.“

Sie tat aber also, um Herwigs Treue zu prüfen.

Er antwortete: „Es heißt Gudrun und ist die Tochter des Königs Hettel von Hegelingen.“

Mit keiner Wimper zuckte die Jungfrau, sondern sprach ruhig: „Gudrun — — ja, ich erinnere mich, — lang ist es her, — jenes gefangene Königskind ist längst gestorben.“

Da schrieen beide Männer laut auf, und Tränen stürzten aus ihren Augen.

„Er liebt mich noch,“ murmelte Gudrun mit verhaltenem Jubel, und sie mußte sich abwenden, um ihre Bewegung zu verbergen.

Hildburg, die nicht wußte, warum die Herrin sich also verhielt, hob beschwörend die Hände zu ihr empor.

„O, wie schäme ich mich dieses Bettlergewandes!“ seufzte bitterlich die königliche Jungfrau, richtete sich dann aber mit plötzlichem Entschlusse hoch auf, ließ ihre goldigen Haare frei im Winde wehen, streckte beide Hände dem Geliebten entgegen und sprach glückstrahlenden Angesichts: „Kennst du mich denn nicht mehr, Herwig, mein Freund?“

„Gudrun!“ jauchzte er auf und umfing die Maid mit seinen Armen.

„Endlich, endlich bist du gekommen, mein Geliebter!“ stammelte sie mit zuckendem Munde und blickte ihm selig in die treuen Augen. Darauf begrüßte sie auch ihren Bruder Ortwin, den sie nun als kraftvollen Recken vor sich sah, und nahm aus seinem Munde die Segenswünsche der geliebten Mutter entgegen.

Auch Hildburg ward nach Gebühr von den Fürsten geehrt, und Gudrun pries ihre Treue und erzählte, wie die Maid ihr zuliebe das warme Frauengemach mit dem rauhen Strande vertauscht habe.

Nun erst betrachtete Herwig die Kleidung der Jungfrauen, sah, wie sie barfuß im Schnee standen, und mit grollender Stimme fragte er: „Hat König Hartmut euch so tief erniedrigt, oder tat es seine Mutter Gerlind?“

„Die Königin allein ist schuld daran,“ erwiderte Gudrun. „Sie zürnt mir, weil ich mich weigerte, ihrem Sohne die Hand zum Ehebunde zu reichen.“

„Sie soll es büßen!“ versetzte Herwig ingrimmig. Und er nahm seinen Mantel von der Schulter und wollte Gudrun darein hüllen; sie aber wehrte ihm und sprach: „Nicht also, mein Freund! Der armen Wäscherin ziemt es nicht, einen Königsmantel zu tragen.“

„Meine Schwester eine Wäscherin!“ rief Ortwin bitter. „Wahrlich! die Schmach soll blutig gerochen werden!“

„Tausendfältig!“ bekräftigte Herwig. „Und nun lasset uns eilen! Nicht fern von hier lagert unser Heer; dorthin führen wir euch.“

„Nur gemach, Freund Herwig!“ versetzte Ortwin. „Meine Schwester

darf nicht feige entfliehen. Mit bewaffneter Hand wollen wir die stolze Normannenburg brechen, den Missetätern ihren Lohn geben und Gudrun mit ihren Jungfrauen in die Freiheit führen."

„So soll's geschehen!" rief Herwig zustimmend. „Morgen in der Frühe stehen vor den Toren der Burg Kassiane siebzigtausend Gewappnete und heischen Einlaß. So billigem Wunsche werden die Normannenhäuptlinge wohl gern willfahren. Wie viele Recken liegen in der Burg?"

„Wohl an viertausend," entgegnete Gudrun, „und Mauern und Tore sind wohlverwahrt."

„Sind beide Könige drinnen?"

„Beide."

„Und auch die Wölfin Gerlind?"

„Auch sie."

„So fangen wir die ganze Sippe auf einmal!" rief Herwig heiter. „Und nun gehabt euch wohl, ihr Lieben! Nur noch eine Nacht, und eure Not hat ein Ende."

Die Recken sprangen in die Barke und fuhren von dannen, begleitet von den Blicken und freudigen Winken der Jungfrauen. Als sie hinter dem Vorgebirge verschwunden waren, mahnte Hildburg an die Arbeit und sprach ängstlich: „Wir haben unser Tagewerk versäumt, nun laß uns eilen!"

Gudrun aber antwortete ruhig: „Solcherlei Tun ziemt sich fürder nicht mehr für uns. Zwei Könige haben mich geküßt, und ich sollte noch Magdarbeit tun? Nimmermehr! Mögen nun die Wogen Gerlindens Gewande waschen!"

Und sie hob Kleider und Linnen auf und warf sie ins Meer, den Wellen zum Spiele.

Hildburg wagte nicht, der Herrin zu wehren, sagte aber mit kläglichem Tone: „Nun fürchte ich mich, der grausamen Gebieterin vor die Augen zu treten; sie wird uns schändlich strafen."

„Fürchte dich nicht, du stehst unter meinem Schutz," entgegnete Gudrun hochgemut. „Wehe, wenn sie es wagen wollte, uns anzutasten!"

Mit leeren Händen begaben sie sich bei Sonnenuntergang auf den Heimweg, und hoch aufgerichtet trat Gudrun mit der Gefährtin durch die Pforte der Burg.

Frau Gerlind sah sie mit Verwunderung und trat ihnen mit der Frage entgegen: „Wo sind die Gewande?"

„Wind und Wellen spielen damit," antwortete Gudrun ruhig und blickte der Königin furchtlos ins Auge.

„Was heißt das?" fuhr die Alte zornig auf.

„Das heißt: uns war die Last zu schwer, drum warf ich sie ins Meer."

„Ha! das sollst du büßen, trotzige Magd!" rief bitterböse die schlimme Wölfin.

„Bin keine Magd, bin königlichen Blutes wie Ihr und fordere von

Euch die Achtung und Ehrerbietung, die mir gebührt," sagte Gudrun mit Würde.

Da geriet die Königin in namenlose Wut. Sie rief nach ihren Dienerinnen und herrschte sie an: „Ergreift die da! Reißt ihr das Lumpengewand herunter! Bindet sie an die Säule dort — geschwind! geschwind! Und Dornruten her! Dornruten! Das königliche Blut will ich fließen sehen!"

Die Mägde traten herzu; Gudrun aber richtete sich stolz auf, hob die Hand gegen sie empor und sprach: „Rühret mich nicht an, willenlose Dirnen! Eine Königin bin ich, und in kurzer Frist schmückt die Königskrone dieses Landes mein Haupt."

Da wichen die Mägde scheu zurück; Frau Gerlind aber erschien plötzlich wie umgewandelt; die Wut war aus ihrem Angesicht geschwunden, und mit schmeichelnder Freundlichkeit sprach sie zu Gudrun: „Habe ich recht gehört: Du wolltest Königin dieses Reiches werden?"

„So sagte ich," antwortete die Jungfrau.

„Nun wohl dir und uns allen!" jauchzte die Königin. „Ich eile, meinem Sohne Hartmut die ersehnte Botschaft zu bringen."

Sie verließ mit ihren Dienerinnen das Gemach; Hildburg aber fragte ratlos ihre Herrin: „Warum hast du das getan, o Gudrun?"

„Um mich vor entehrenden Mißhandlungen zu schützen," antwortete die Jungfrau. „Morgen folgt die Lösung des Rätsels, und das Trug- und Trauerspiel hat ein Ende."

Gleich darauf trat Hartmut herein. Zweifelnd an der Botschaft des unverhofften Glückes, kam er, um aus Gudruns Munde die Bestätigung zu hören. Wie groß war nun seine Freude, da sie sagte, Frau Gerlind habe ihm die Wahrheit gemeldet!

Er wollte die Geliebte mit seinen Armen umfangen, aber Gudrun trat zurück und sprach: „Sieh mich an, Hartmut, habe ich das Ansehen einer königlichen Braut?"

Da schämte der ritterliche Held sich ihrer Erniedrigung, und er sprach: „Die Schmach hat ein Ende! Sogleich sollst du in Seide prangen. Alle Schatzkammern stehen dir offen, und dem Winke deiner Hand sollen alle Frauen des Hofes gehorsam sein. Wünsche, fordere, gebiete, o Gudrun! und alles soll dir werden."

Sie sprach: „So wünsche ich denn, meine Mädchen aus dem Hegelingenlande um mich zu sehen."

Hartmut eilte zu seiner Mutter, und Frau Gerlind ließ in Eile die Hegelingentöchter zusammenrufen. Die meisten von ihnen schauten jämmerlich aus, denn gleich ihrer Herrin hatten sie die niedrigsten Magddienste verrichten müssen.

Da ließ die Königin allen ein Bad bereiten und köstliche Gewänder reichen. Gudrun ward in Seide gekleidet und mit Gold und Edelsteinen herrlich geschmückt: so ging sie mit ihren Jungfrauen, von Hartmut und

seinem Vater geführt, zu Tische und labte sich an Wein und lecker bereiteten Speisen. —

Spät begaben sie sich in ihre Kemenate zur Nachtruhe, und als die Dienerinnen sich entfernt hatten, ließ Gudrun die Türen schließen, versammelte alle ihre Mädchen um sich und sprach zu ihnen: „So hat sich denn nun unser Schicksal gewendet; ich werde Königin dieses Landes, und ihr sollt fortan glückliche Tage sehen — seid ihr dessen nicht von Herzen froh?"

„O, mit nichten!" antworteten die meisten. „Nun sehen wir die Heimat nimmermehr!"

Und sie beklagten ihr Los und vergossen Tränen.

Da brach aus Gudruns Herzen der unterdrückte Jubel mit Macht hervor, und sie lachte so laut, daß die Halle erscholl.

Das hörte Frau Gerlind, die argwöhnische Lauscherin, und sorgenvoll murmelte sie: „Warum lacht die Maid so übermütig? Das bedeutet Unheil für uns. Vielleicht hat sie gute Botschaft aus der Heimat empfangen; ich will doch mit Hartmut reden."

Gudrun offenbarte nun den staunenden Jungfrauen das ganze Geheimnis, und alle weinten Freudentränen, fielen einander in die Arme und küßten sich.

„Morgen geht für uns die Sonne der Freiheit auf," sagte Gudrun, als die Gemüter sich endlich beruhigten. „Nun höret, ihr Lieben: diejenige, welche zuerst das heilbringende Licht des neuen Tages schaut und mir die frohe Kunde meldet, soll von mir reichen Botenlohn in der Heimat empfangen. Gute Nacht!"

---

14. Der Entscheidungskampf

Die Nacht ging hin. Im Osten, fern über dem Meere, dämmerte Morgenglanz und warf auf den weiten Wasserspiegel einen lichten Schein. Das bemerkte der Jungfrauen eine in Gudruns Kemenate, und sie erhob sich, trat zu ihrer Herrin und flüsterte ihr zu: „Ich künde den Morgen der Freiheit — was wird mir zum Lohne?"

„Eine Burg im Hegelingenlande," antwortete das Königskind und stand rasch auf. — Die beiden traten an ein Fenster und spähten hinaus. Da stand zur Rechten der dunkle Wald, und vor ihnen dehnte sich das unendliche Meer, über dessen Spiegel, Gespenstern gleich, graue Schatten dahinjagten. Sie flohen vor dem jungen Tage, dessen Angesicht aus dem Morgenrot leuchtend auf die schlafende Erde herniederschaute. Und der lichte Göttersohn schüttelte seine Wolkenlocken, stieg in den goldenen Wagen, hob die Strahlengeißel und peitschte Skinfaxi, sein goldgemähntes Roß, daß es hurtig die blaue Himmelsbahn emporstieg. Da ward es licht in der Welt, und Menschen und Tiere schüttelten die Schlummerketten ab, öffneten

die Augen und blickten fröhlich dem schönen, lachenden Tage ins strahlende Angesicht.

Auch die beiden Jungfrauen an dem Fenster der Königsburg lächelten der Sonne entgegen, die so groß und leuchtend aus dem dunkeln Meeresschoße emporstieg.

„Schau," flüsterte Gudrun der Gefährtin zu, „so herrlich leuchtet die Freiheit, die Knechtschaft aber ist finster wie die Nacht."

Da horch! ein Klang, wie der Schall eines Heerhorns, kam durch die Lüfte gezogen. Atemlos lauschten die Jungfrauen; aber eine Weile blieb alles stumm und still. Endlich tönte wieder der hallende Klang und zum drittenmal.

„Das ist Wates Heerhorn," sagte Gudrun, „die Freunde nahen."

Und siehe: aus dem Walde sprengten Reiterscharen. Ihre Waffen blitzten im Morgensonnenglanze, und freudig wieherten ihre Rosse dem lichten Tage entgegen. An der Spitze des Heeres ritt auf mächtigem Rosse ein gewaltiger Recke, dessen langer Bart im Morgenwinde wehte.

„Das ist Wate von Stürmen!" rief Gudrun jauchzend. „Auf! auf! ihr Schläferinnen! Unsere Freunde stehen vor dem Tore und harren eures Grußes!"

„Trarara! Trarara!" scholl da plötzlich mit schmetterndem Klange das Horn des normannischen Burgwarts, und überall in Hallen und Kammern der Burg ward es lebendig.

Frau Gerlind merkte sogleich die Gefahr, und sie eilte zu den Königen Ludwig und Hartmut und rief: „Feinde nahen! Zahllos wie die Bäume des Waldes sind ihre Speere. Nun wird mir schrecklich kund, warum die stolze Magd so übermütig lachte. Auf! auf! zu den Waffen, ihr Fürsten!"

„Nur nicht so jach!" versetzte unwirsch König Ludwig. „Es mögen wohl Pilger sein, die hier gastliche Herberge suchen."

„Ich wollte, du sprächest Wahrheit, fürchte aber, daß das Ziel dieser Pilger die Burg Kassiane und der Preis ihrer Wallfahrt die trotzige Gudrun ist," antwortete Frau Gerlind.

Hartmut trat kampfgerüstet herein und rief: „Es sind die Hegelingen! Fürwahr, die schöne Gudrun hat mächtige Freunde!"

„Sie sei des Todes!" rief die böse Wölfin. „Wie es auch immer gehen möge: sie soll nicht lebendig aus dieser Burg kommen."

„Wehe dem, der Gudrun ein Leid zufügt!" fuhr Hartmut seine Mutter an. „Schmach und Schande habt Ihr über sie gebracht, nun stehen ihre Rächer vor unsern Toren!"

„Mauern und Tore der Burg sind wohl verwahrt, und schon sehe ich unsere Mannen gerüstet," versetzte König Ludwig.

„Auf freiem Plane, wie es Helden ziemt, wollen wir streiten," sagte Hartmut dagegen.

„O, mit nichten!" eiferte Frau Gerlind. „Viel zu groß ist die Über-

macht der Feinde. Bleibet in der Burg! Wein und Brot haben wir die Fülle, und an Wurfgeschossen ist kein Mangel. Wir alle helfen im Streite, und die Feinde werden vor unsern Mauern zerschmettert."

„Mutter," versetzte der hochgemute Hartmut, „geht in Eure Kemenate und lehret die Frauen zierlich Gebild wirken, — im Rate der Männer verweigere ich Euch Sitz und Stimme."

Und er setzte den Helm auf das Haupt und begab sich mit seinem Vater in den Burghof, wo schon die Recken der Könige harrten.

„Auf, zu Roß, meine Freunde!" rief Hartmut ihnen zu. „Draußen auf freiem Plane wollen wir streiten! So geschah es vor Jahren auf dem Wülpensande wider denselben Feind, der heute vor unsern Toren steht, so geschehe es auch heute. Öffnet die Pforten! Und nun frisch auf zum fröhlichen Männerstreite!"

So sprach der Held, setzte sich mit seinem Vater an die Spitze der tapfern Heerschar und sprengte zum Tore hinaus.

Mit Bewunderung sahen solches die Hegelingen, und der alte Wate sprach: „Solcher Feinde brauchen wir uns wahrlich nicht zu schämen. Uns blüht ein herrlicher Kampf."

Und der Alte erhob sein Heerhorn und stieß mit Macht hinein.

Da sammelten sich die Streiter zuhauf.

Er blies zum zweitenmal — und sie schwangen sich auf die Rosse.

Zum drittenmal blies er mit solcher Kraft, daß die Töne mit schmetterndem Hall von den Mauern der Burg zurückprallten und manchem Normannen darob das Herz erbebte.

Da entfaltete Horand die Fahne der Hegelingen, und langsam kamen die Scharen über das Blachfeld herangeritten.

Gudrun sah die golddurchwirkte weiße Fahne im Winde flattern, und strahlenden Angesichts rief sie: „Unsere Fahne! Nun seht doch, wie die Fahne meines Vaters stolz in den Lüften weht! So flattert sie auch über den Zinnen von Matelane, und meine Mutter schaut wohl zu ihr empor und gedenkt mit sorgender Seele des Kampfes in diesem Lande. O möge Wodan, der waltende Kriegsherr, ihr den Sieg verleihen!" —

Jeder Völkerfürst auf Seite der Hegelingen ritt an der Spitze seiner Reckenschar. Gudrun erkannte die Führer an ihren Bannern und nannte ihren Jungfrauen die Namen der Helden. —

In der Mitte des Heeres ritt der junge Ortwin mit seinen Streitern. Er blickte mit Bewunderung auf den prächtig und kühn einhersprengenden Hartmut und sprach: „Da sehe ich nun endlich den ruhmreichen Helden, der auf dem Wülpenwerder so Großes getan. Er hat meine Schwester Gudrun geraubt und geduldet, daß ihr Schmach angetan wurde, ihm gilt zuerst meine Rache."

Und der kühne Jüngling legte den Speer aus und sprengte allen andern weit voraus dem Normannenführer entgegen.

Auch Hartmut spornte sein Roß und kam wie der Sturmwind dahergefahren.

Sie trafen mit den Speeren aufeinander, und die Gewalt des Zusammenstoßes war so groß, daß beider Rosse in die Kniee sanken. Jäh rissen sie die Tiere empor und drangen mit den Schwertern aufeinander ein. Wie Blitze zuckten die blanken Klingen durch die Luft und schlugen Funken aus Helmen und Brünnen. Ortwin focht so tapfer, daß selbst der alte Wate ihm Beifall zollte; doch war die Kraft des Gegners zu groß; ein furchtbarer Schwerthieb traf den jugendlichen Helden und streckte ihn zu Boden, und schon holte Hartmut zum Todesstreiche aus, als Horand ihm entgegensprang und mit seinem Schilde den jungen König deckte. Voll Zorn wandte der große Normanne sich gegen Horand, und bald blutete auch der ritterliche Sänger aus tiefen Wunden und wurde von seinen Getreuen mit Mühe aus dem Kampfe gerettet.

Nun trafen die Heere aufeinander, und es begann ein heldenmütiges Streiten. Kaum minder gewaltig wie Hartmut, der junge, schlug sein Vater Ludwig drein. Vor dem Schwerte des Alten sanken die Recken wie Halme unter der Sichel des Schnitters. Mit Zorn und Schrecken sah Herwig die zermalmenden Schläge des alten Löwen, und er warf sich ihm entgegen und kämpfte mit ihm einen heißen, erbitterten Kampf. Ein Schwerthieb traf Herwigs Haupt mit solcher Wucht, daß er wie betäubt in die Kniee sank. Rasch aber sprang er wieder auf und warf einen schnellen Blick nach den Fenstern der Burg, wo er Gudrun vermutete; denn er schämte sich, vor der Kraft des alten Mannes in den Staub gesunken zu sein — faßte darauf sein Schwert mit beiden Händen und traf den König so gewaltig, daß er todwund zu Boden stürzte. Zugleich bemächtigten Herwigs Mannen sich der feindlichen Fahne und erschlugen die besten Recken des toten Königs. —

Weit entfernt von seinem Vater kämpfte Hartmut, und mitten im Kampfgetümmel vernahm er lautes Geschrei von Weiberstimmen von der Burg her. Er wandte sich zurück und sah, wie seine Mutter und ihre Frauen, darunter auch seine Schwester Ortrun, die Hände rangen und laut jammerten.

„Da ist ein Unglück geschehen!“ sagte er, brach den Streit ab und sprengte mit seiner Folgschar der Burg zu. Siehe! da stand schon der alte Wate vor den Toren, und von allen Seiten rückten die Feinde heran, das kleine Häuflein der Normannen zu erdrücken. Das schreckte jedoch den kühnen Hartmut nicht; er griff Wate an und kämpfte mit ihm einen heißen Kampf.

„Das ist nach dem wilden Hagen der stärkste Kämpe, der mir vor die Klinge gekommen,“ rief der Held von Stürmen kampfesfroh und führte auf das Haupt des Normannen seine besten Schläge.

Hartmut erlahmte endlich, und da das seine Mutter Gerlind sah, rief sie einen Ritter herbei und befahl ihm, Gudrun zu töten.

Mit einem Blick, den Hartmut mitten im Streite nach den Fenstern der Burg sandte, erkannte er die Absicht des Ritters, der sich mit dem Schwerte in der Faust der ahnungslos auf dem Söller lehnenden Gudrun näherte, und er riß sein Pferd herum, erhob das Schwert wider die Burg und rief mit lauter Stimme: „Zurück, Mordbube! oder du bist des Todes!"

Bestürzt ließ der Elende das Schwert sinken und schlich zitternd aus der Nähe der Jungfrau.

Der alte Wate begriff nicht seines tapfern Gegners edle Tat; mit frischen Kräften stürzte er sich auf Hartmut, und dieser schien verloren. Gudrun sah seine Not, und sie zitterte um das Leben des Edeln und schaute mit heißen Blicken nach Rettung für ihn aus. Da stand in der Nähe der Mauer ein Führer aus dem Heere der Hegelingen. Ihn rief sie an und sprach: „Wer ist der Fürst, der dort mit seinen Streitern hält?"

„Herwig von Seeland ist's," antwortete der Recke. „Sei mir gegrüßt!"

„Herwig!" rief sie freudig überrascht, „dich senden mir gute Götter. Eile! und rette Hartmut, den Normannen, aus den Händen des grimmen Wate, so will ich dir immer hold und dankbar sein!"

„Hartmut, den Normannen?" fragte Herwig befremdet.

„Hartmut, den Normannen! O, frage nicht weiter, sondern eile, ehe denn es zu spät ist! Siehe, von allen Seiten umringen ihn die Feinde, und mit Berserkerwut schlägt Wate auf ihn ein!"

Da besann Herwig sich nicht länger. Mit seiner kleinen Schar sprengte er mitten zwischen die beiden Streiter, also daß der Alte von Stürmen mit erhobenem Schwerte, gleich einer Bildsäule, stehen blieb.

„Weiche von hinnen, Vogt von Seeland!" donnerte er Herwig zu.

„Schone Hartmut den Normannen!" bat Herwig.

„Weiche zurück!" schrie Wate abermals und zuckte das Schwert.

„Versprich mir, Hartmut zu schonen! Gudrun fleht um sein Leben!"

„Weiche zurück!" gebot der Alte zum drittenmal, und da Herwig nicht gehorchte, schlug Wate zu, und Herwigs Haupt sank betäubt auf den Hals seines Rosses.

Derweil war Hartmut von den Recken überwältigt worden, und man führte ihn und seine Getreuen auf ein Schiff, wo er als Gefangener sicher bewacht wurde.

Herwig erholte sich bald von dem Schlage, und der Alte von Stürmen bemeisterte seinen Zorn und sprach: „Mag denn der Normann das Leben behalten, er ist ein großer Held! Nun auf in die Burg, auf daß die Teufelin Gerlind ihren Lohn empfange!"

Unter seinen Axtschlägen sprangen die Riegel des Tores auf; er drang mit seinen Recken in den Hof, erschlug die Gewappneten und stürmte mit donnernden Tritten die Stufen zu den Hallen empor.

Die liebliche Ortrun flüchtete sich angstbleich zu Gudrun und bat um ihren Schutz.

„Dir soll kein Leid geschehen," sagte liebreich Gudrun und legte schirmend ihren Arm um die Zitternde.

Da kam auch Frau Gerlind mit entsetzten Gebärden zu Gudrun, fiel ihr zu Füßen und bat: „O schütze mich! schütze mich, Gudrun! Dort kommt der grimme Wate!"

Gudrun winkte mit der Hand, und die Königin mischte sich unter die Schar der Jungfrauen.

Mit Donnergepolter flog die Tür auf, und der alte Wate trat herein, schrecklich anzuschauen. Sein langer Bart troff von Blut, und wilde Racheglut sprühte aus seinen Augen.

„Sei gegrüßt, edle Herrin!" sagte er mit bärenhaftem Neigen zu Gudrun. „Ha! da sind ja auch unsere Mädchen aus dem Hegelingenlande! Seid gegrüßt, ihr Schönen!"

Zitternd neigten sie sich vor dem Schrecklichen; er aber achtete ihrer nicht weiter; seine Augen rollten wild umher und blieben endlich auf Ortrun haften.

„Das ist kein Hegelingenkind," sprach er mit rauher Stimme. „Ist sie vom Normannenstamme, so muß sie zur Hel fahren!"

„Sie ist meine Freundin und steht in meinem Frieden," entgegnete Gudrun.

„Wer ist sie?" forschte der Alte.

„Ortrun, Hartmuts Schwester, meine einzige Trösterin in der Gefangenschaft."

„So mag sie leben!" sagte Wate und ließ seine Augen weiter schweifen. Plötzlich stieß er einen wilden Schrei aus und rief: „Ha, da steht ja die Teufelin Gerlind, welche meine Herrin zur Magd erniedrigte! Komm herfür, du arges Weib, nun sollst du deinen Lohn empfangen!"

Und er packte mit der Faust die jammernde Königin, zog sie aus der Schar hervor, zerrte sie an das offene Fenster und erhob das Schwert zum Todesstreiche.

„Halt ein!" rief Gudrun, und alle Jungfrauen schrieen laut auf. Er aber schüttelte ingrimmig den langen Bart, die Klinge pfiff durch die Luft, und mit einem Streiche schlug er der Wölfin das Haupt ab.

Ohnmächtig sank Ortrun zu Boden und mit ihr manche der Jungfrauen. Den Alten aber kümmerte das wenig. Er schleuderte Haupt und Körper der Königin zum Fenster hinaus und sprach: „Sie hat ihren Lohn dahin; nun mögen die Hunde ihr Fleisch fressen!" — — —

Gudrun führte die arme Ortrun in ihre Kemenate und befahl sie ihren Jungfrauen zu sorgsamer Pflege. Darauf begab sie sich mit Hildburg in die Königshalle, wo schon die Fürsten der Hegelingen sich versammelt hatten. Alle traten huldigend zu ihr und begrüßten sie als ihre Herrin.

Und sie ließ Wein und Speise auftragen und reichte den siegreichen Helden mit eigener Hand den Becher.

Es ward beschlossen, Hartmut und Ortrun samt allen Schätzen der

Burg Kassiane als gute Beute von dannen zu führen: Frau Hilde sollte über das Schicksal der Königskinder entscheiden. Die Verwaltung des Normannenlandes ward den beiden Fürsten Horand und Morung übertragen. Die andern gingen am andern Tage zu Schiffe und fuhren mit günstigem Fahrwinde der fernen Heimat zu.

„Lebe wohl, du Land der Trauer!" sagte Gudrun und winkte dem normannischen Strande ihren letzten Gruß. —

15. Glückliche Heimkehr. Hochzeit

An blauen Sommertagen fährt sich's gut auf kühlen Meeresfluten. Das erfuhren auch die heimwärtssegelnden Hegelingen. Kein Unfall traf die Schiffe; glücklich erreichten sie den Wülpenwerder, wo gerastet wurde.

Dort wehte noch über dem Grabe König Hettels das Hegelingenbanner; aber Sturm und Regen hatten es übel zugerichtet, darum wurde es herabgenommen und durch ein neues ersetzt. Mit Kränzen von duftigen Waldblumen schmückte Gudrun ihres Vaters Ruhestätte, und als das neue Banner in den Lüften wehte, ritten in feierlichem Zuge Fürsten und Ritter um das Grab und sangen dem toten Herrscher zu Ehren den Schlachtgesang.

Indessen segelte ein schnelles Boot gen Matelane, um der Königin die Ankunft des Heeres und der geliebten Tochter zu melden.

Da erhob in den Hallen der Königsburg die Freude ihre jauchzende Stimme, und die Gebieterin tat ihre Schatzkammern auf und gab an Truchseß und Kämmerer Gold mit vollen Händen, damit den Heimkehrenden ein prächtiger Empfang bereitet würde.

Und als nun die Flotte sich dem Lande näherte, kam die Königin mit einem Gefolge prächtig gekleideter Ritter und schön geschmückter Frauen an den Hafen und harrte vor den Zelten auf bunten Teppichen der Kommenden.

Dicht geschart stand eine unzählbare Menge am Strande, die mit Jubelschall die in den Hafen einlenkenden Schiffe begrüßte.

Als erster sprang der alte Wate ans Land; ihm folgte, von Herwig und Ortwin geleitet, Gudrun.

Ein Jubelruf tönte aus dem Munde der Königin; sie eilte der geliebten Tochter entgegen und umfing sie mit den Armen.

Glückselig hielten Mutter und Kind sich umfangen, und mancher unter den Tausenden zerdrückte bei dem Anblick eine heimliche Träne der Freude.

Unter Führung der Fürsten kamen auch Ortrun und die Hegelingentöchter von den Schiffen und traten vor das Angesicht der Königin. Alle, insbesondere aber die getreue Hildburg, wurden von der Herrin freundlich begrüßt.

Nun führten Ortwin und Gudrun die liebliche Ortrun der Mutter zu, und verwundert fragte Frau Hilde: „Wer ist die Jungfrau?"

„Es ist Ortrun, König Ludwigs Tochter," antwortete Gudrun.

„Hinweg aus meinen Augen!" herrschte die Königin sie an.

Ortwin aber, der das Normannenkind auf der Meerfahrt lieb gewonnen hatte, hielt schirmend seine Hand über dem Haupt der Jungfrau und sprach: „Nicht also, meine Mutter! Redet freundlich mit ihr, sie ist es wert!"

„Freundlich mit der Tochter des Mannes, der euern Vater erschlug — hinweg mit ihr!" zürnte die Königin.

Doch die Geschwister hielten die Zitternde fest, und Gudrun sprach zu ihrer Mutter: „Schilt nicht die Unschuldige, geliebte Mutter! Sie war mein Trost im Unglück und hat viele Tränen um mich geweint."

„Und ich liebe sie und bitte meine Mutter, sie als Tochter in Herz und Haus aufzunehmen," fiel Ortwin mit edlem Eifer ein.

Da faßte sich die Königin und blickte lange prüfend in das Angesicht der normannischen Jungfrau. Immer milder und freundlicher wurden ihr Blick und Antlitz, und endlich nickte sie wohlgefällig und sprach: „Du hast beredte Fürsprecher an den beiden und scheinst es wohl wert zu sein. So komm denn an mein Herz und sei mein Kind!"

Und die Königin umarmte Ortrun und küßte sie; alle Recken und die Scharen des Volkes aber zollten Beifall.

Auf dem weiten Anger vor der Burg waren Zelte errichtet; da standen viele Tische und Bänke, und für jeden war heute gedeckt. Bald entfaltete sich auf dem Plane ein buntbewegtes, fröhliches Treiben.

Fürsten, Recken, Bürger und Bauern saßen bei Speise und Trank an den gastlichen Tischen, während die Spielleute ihre Saiten erklingen ließen, Sänger in begeisterten Liedern die Taten der Helden und der Frauen Schönheit und Milde priesen und Gaukler und Tänzer für Geld ihre närrischen Künste zeigten.

Alle waren fröhlich und guter Dinge, nur einer nicht, und das war Hartmut, der Normanne. Gefesselt lag er im Schiffe; in der Freude des Wiedersehens hatte man seiner schier vergessen.

Plötzlich entsann sich der alte Wate des Gefangenen, und er sandte Boten und ließ Hartmut vor das Zelt der Königin führen.

„Wer ist der Mann?" fragte überrascht Frau Hilde. „Er hat ein edles Ansehen und scheint mir bekannt. Warum hat man ihn gefesselt?"

„Es ist Hartmut, der Normanne," antwortete Wate. „Als Geisel haben wir ihn hergeführt. Die Herrin möge über sein Schicksal entscheiden!"

„Der Räuber Hartmut!" rief die Königin unmutig. „Er hat alles Unglück über mein Haus gebracht, — so möge er denn den verdienten Lohn empfangen! Man rufe den Henker!"

Da stieß Ortrun einen lauten Schrei aus und sank in die Arme der erbleichenden Gudrun; Hildburg aber sank der Königin zu Füßen und flehte um Gnade für den Unglücklichen.

In ruhigem Stolz stand Hartmut vor den Augen des ganzen Volkes, und jedermann empfand Mitleid für den edlen Recken.

„Er ist ein Held," sagte Ortwin, „und mag wohl den Tod, aber nicht Schändung durch Henkershand verdient haben."

Alle Fürsten pflichteten dem jungen Könige bei, und mit mächtiger Stimme sprach der alte Wate: „Wahrlich, dieser Mann ist ein großer Held und darf nicht entehrt werden! Ich bitte für ihn um ritterlich Gefängnis!"

„Freiheit! Freiheit dem Helden Hartmut!" riefen die Recken.

„Man hänge den Normannen!" schrie der Pöbel.

„Vergebung dem edeln Ritter!" flehten die Jungfrauen.

„O schone ihn, meine Mutter!" bat Gudrun.

„Schone meinen Bruder!" rief todblassen Angesichts Ortrun.

„Schenke ihm das Leben! er hat das Haupt deines Kindes vor Mörderhand beschützt," sagte die knieende Hildburg.

Die Königin winkte mit der Hand, und es trat Stille ein. Aller Augen waren auf das Antlitz der gestrengen Herrin gerichtet, und sie tat ihren Mund auf und sprach: „Vor Henkershand bleibe der Normanne verschont. Man führe ihn in das Burgverließ! Dort möge er des Richtspruches harren."

Nach diesen Worten atmete jedermann tief auf, und unter dem Schweigen der Menge ward der Recke durch die Haufen der Gaffer nach dem Turme geführt. —

Sogleich trat wieder die Festfreude in ihr Recht; Hörner und Posaunen erschollen; die Gaukler vollführten ihre Sprünge; das Volk jauchzte, und die Recken ließen in fröhlicher Runde die Becher kreisen — des Normannen schien jedermann vergessen zu haben.

Gudrun aber gedachte sein, und sie redete heimlich mit Hildburg, rief einen treuen Diener herbei, gab ihm Speise und Wein und befahl ihm, es unter Hildburgs Geleit dem Gefangenen zu bringen. —

Viele Tage währte das Siegesfest, und jeden Tag begab Hildburg sich in den Turm, reichte Hartmut mit eigener Hand den Becher Weins und sprach ihm mit freundlichen Worten Trost und Hoffnung zu.

„Gudrun bittet für dich, und alle Fürsten sind dir gewogen," sagte sie; „harre nur eine Weile aus, die Königin schenkt dir gewiß das Leben."

„Das Leben," versetzte Hartmut trübe. „Ach, was soll mir ein Leben ohne Freiheit und Vaterland!"

„Geduld! Geduld!" mahnte Hildburg. „Deine Schwester wird Königin dieses Landes, drum hoffe nur! Du trägst auch wohl noch die Krone deiner Väter!"

So tröstete die Jungfrau, und Hartmut gewann sie lieb. Auch sie, königlichen Stammes wie er, hegte im Herzen reine Minne für den edeln Gefangenen.

Die Königskinder ließen nicht ab, für Hartmut um Gnade zu bitten,

und nicht vergebens. Eines Tages öffnete auf Befehl der Königin der Hüter des Turmes die schwere Tür des Kerkers, löste dem Gefangenen die Ketten und führte ihn in das Vorgemach, wo Ortwin, Herwig und Wate seiner harrten.

Freundlich ward er von den Recken begrüßt, Ortwin nannte ihn seinen lieben Schwager und kündigte ihm im Namen seiner Mutter an, daß er gegen Verpfändung seines ritterlichen Wortes fortan in der Burg und den Gärten frei umherwandeln dürfe.

Hartmut gelobte, nicht heimlich zu entweichen, und kehrte nicht wieder in den finstern Turm zurück. Frei verkehrte er von nun an im Kreise der Fürsten, aß an der königlichen Tafel und hielt sich überall so edel und stolz, daß selbst Frau Hilde ihm hold und gewogen ward.

Oft traf er die geliebte Hildburg, wandelte mit ihr unter den Bäumen im Garten umher und sprach zu ihr von dem fernen Normannenland und seiner Sehnsucht nach der geliebten Heimat.

„Und wenn ich jemals wieder in das Reich meiner Väter zurückkehren dürfte," sagte er eines Tages mit leuchtenden Augen, „so möchte ich eine mit mir führen, die mir teurer geworden ist als selbst die Krone des Normannenlandes."

Und er ergriff die Hand der Jungfrau und sprach: „Diese eine bist du, Hildburg. Wenn man mir die Rückkehr in die Heimat verstattete, würdest du mit mir ziehen als mein geliebtes Weib?"

„Ja," antwortete sie, „ich würde mit dir ziehen, Hartmut." — — —

Wochen und Monde blieben die Fürsten am Hofe zu Matelane, übten sich täglich in den Waffen, jagten Wolf und Bär in den Wäldern, ruderten zum Fischfange auf das Meer hinaus und ergötzten sich am Abend bei Becherklang und Saitenspiel und ruhmreicher Barden Heldengesang.

Unterdessen betrieb die Königin mit ihren Frauen eifrig die Vorbereitungen zum Hochzeitsfeste ihrer Kinder, und in aller Heimlichkeit ward noch eine dritte Braut ausgerüstet.

Der Tag des Festes brach an. Burg und Stadt prangten in herrlichem Schmucke. Laub- und Blumengewinde schlangen sich von Säule zu Säule, von Haus zu Haus, und lustig wehten die Fahnen von Türmen und Zinnen und den Masten der Schiffe.

In die hohe Königshalle traten prächtig geschmückt die Ritter und fürstlichen Frauen, und unter Posaunenschall nahte die Königin mit Gudrun, Ortrun und Hildburg: die Mägdlein in bräutlichem Schmucke, begleitet von Ortwin und Herwig.

Verwundert schauten aller Augen auf Hildburg, die dritte Braut, und einer fragte flüsternd den andern: „Wer ist der Fürst, der die schöne Hildburg heimführen wird?"

Die Recken schlossen um die Herrscherin und ihre Gefolgschaft den Ring, und die Königin sprach: „Ein Freudenfest wird heute in diesen Hallen

gefeiert, eine dreifache Hochzeit, aber," fragte sie abbrechend und schaute verwundert auf, „wo bleibt denn Hildburgs Verlobter, Hartmut, König des Normannenlandes?"

Da trat Hartmut, aufs höchste überrascht, in den Ring, und die Königin ergriff seine Hand, führte ihn zu Hildburg und sprach voll Huld und Güte: „Ich bringe dir die Braut und mit ihr die Freiheit und die Krone deiner Väter." —

„Was mochte man da hören als lauten Freudenhall? Von Tönen aller Art gab der Saal gar hellen Schall."

Vier Tage währte das Fest; darauf nahmen Herwig mit Gudrun, Hartmut mit Hildburg und auch Siegfried von Morland Abschied von den Hegelingen und gingen zu Schiffe. Auch Wate und die andern Fürsten beurlaubten sich von ihrer Herrin und zogen von dannen, ein jeder in sein Land. —

König Ortnit

1. Die Kunde von der schönen Sidrat

Der schöne Herbsttag ging zu Ende; die Sonne war dem Untergange nahe; ihre letzten Strahlen loderten auf den Gipfeln der lampartischen Berge und vergoldeten die Zinnen der stolzen Königsburg Garden. Auf dem Söller der Burg erschien eine Frau in hohem Alter, doch königlichen Ansehens. Sie stützte sich auf die Brüstung, blickte in stiller Bewunderung in das mit Goldlichtern zauberhaft überstrahlte Land und richtete dann die Augen spähend gen Norden, wo die Alpen als mächtiger Grenzwall des Reiches zum Himmel emporstiegen.

Da erschien auf einer frei aufragenden Felsenkuppe ein riesiger Jägersmann, stützte sich auf den Speer, setzte das Hifthorn an den Mund und blies hinein. Laut erklangen die Berge weit umher; die Echostimmen trugen den Jagdgruß tief ins Gebirge hinein, und mit schmetterndem Hall brachen sich die Töne am Eckturme der Burg.

Die königliche Frau auf dem Söller schwenkte ein weißes Tüchlein dem Weidmann zum Gruße und sprach bei sich: „Wie Heimdall an den Pforten der Himmelsburg, so herrlich steht mein Sohn Ortnit auf der Hochwacht und bläst das Giallarhorn, um seine Genossen zu rufen. Schon sammeln sich um ihn die treuen Vasallen. Da ist mein Bruder, der hartgemute, trotzige Reußenfürst Ilias, ein weitgewanderter Mann, der vieler Menschen Städte gesehen und auf fremden Meeren Leiden genug erduldet hat; und doch braust in ihm noch jugendliches Feuer, und immer ist er der erste auf dem Plane. Ihm zur Seite tritt der alte Truchseß Hüteger mit seinen wackern Söhnen Helmnot und Gerwart. Weiter erkenne ich den ritterlichen Herzog Gerwart von Troje und den mächtigen Heidenfürsten Zachareis von Pullien und dem schönen Sizilien. Stolze Gestalten, wie von Asgard zur Erde herniedergestiegen, um über die Schicksale der Völker zu entscheiden. Sie alle aber müssen sich dem Richterspruche meines Sohnes beugen; er ist ihr König und Herr, und keiner kommt ihm gleich an Kraft und Heldentugenden."

So sprach die Königin mit mütterlichem Stolze, während sich die fürstlichen Weidmannen auf der Kuppe lagerten und sich an Wildbret und feurigem Weine erlabten.

Und Ilias, der kühne Reußenfürst, hob den Becher und rief: „Seht da! wie leuchtet im Abendsonnenfeuer das herrliche Lampartenland! Glücklich preise ich sein Volk, glücklich den mächtigen König Ortnit, unsern Herrn. Dreimal glücklicher aber wäre er zu preisen, wenn eine holde junge Königin, die schönste Tochter des Landes, den stolzen Thron mit ihm teilte. Möge es ihm gefallen, bald Hochzeit zu halten, auf daß sein königliches Haus wachse und gedeihe!“

Lauten Beifall zollend, leerten die Recken ihre Humpen, und der König tat ihnen Bescheid und sprach: „Mein Oheim Ilias hat wohl recht, wenn er meint, daß mein Glück erst dann vollkommen wäre, wenn eine edle Gemahlin den Thron mit mir teilte. Mein Herz spricht dieselbe Sprache, und nicht würde ich zaudern, ihm zu folgen, wenn ich eine Jungfrau fände, die eine Zierde meines Thrones wäre. Schön ist mein Land vor allen Ländern der Erde, schön sei darum auch die Königin dieses Landes vor allen Königinnen der Erde. Wer sagt mir, wo die Jungfrau blüht, die ihre Genossinnen an Huld und Schönheit so weit überstrahlt, wie der Vollmond die Gestirne der Nacht und wie der Demant alle Edelsteine in meiner königlichen Krone?“

Nach kurzem Schweigen nahm Ilias das Wort und erwiderte: „Ich sah sie blühen, diese schönste unter den Töchtern der Könige, lieblich wie die Rosen im Morgentau und strahlend wie das Angesicht der Sonne im Goldgewölk dämmernder Frühe. Im fernen Morgenlande ist ihre Heimat, und wer sie gewinnen will, der muß mit Heeresmacht kommen und darf sich nicht scheuen, sein eignes Leben als Preis einzusetzen.“

„Sprich weiter, mein Oheim Ilias! Wie heißt die Jungfrau, und wer ist der gewaltige König, der es wagen wollte, meine Werbung schnöde zurückzuweisen?“ fragte Ortnit mit jäh aufblitzenden Augen.

„Sidrat heißt die Jungfrau, und ihr Vater ist der tyrannische König Machorel von Syrien und Jerusalem. Die Kunde von seinen Greueltaten ist bis hierher gedrungen. Zweiundsiebzig Freier königlichen Stammes hat er erschlagen und mit ihren Häuptern die Zinnen seiner Feste Montabaur schmücken lassen: gelüstet es dich, der dreiundsiebzigste zu sein, Herr Ortnit?“

„Ja, wahrlich! des gelüstet es mich!“ rief der königliche Held und sprang mit einem Satze vom Lager auf. „Dort schimmert das Meer im Abendsonnenstrahle, und fern an seinem östlichen Gestade steht das schönste Mägdlein und winkt mir, sie herüberzuholen — und ich sollte nicht folgen? Wer in der Welt ist der Mann, der mir entgegentreten und sagen kann: „König Ortnit kennt die Furcht; König Ortnit hat nicht gewagt, mit dem Tyrannen Machorel um die schöne Sidrat zu streiten? — Wer von euch, meine Edlen, ist willig, mich auf der Brautfahrt zu begleiten?“

Alle waren sogleich dazu bereit. Mit Hand und Mund gelobten sie dem Könige, sich selbst und ihre Heergesellen in seinen Dienst zu stellen;

König Zachareis von Sizilien versprach, zwanzigtausend Streiter und zwölf Schiffe mit reichen Kaufmannsgütern auszurüsten.

„Ohne Säumen wollen wir aufbrechen!" rief Ortnit und schaute mit scharfem Blick in die Ferne, wie ein Adler, der eine Beute erspäht hat und im Begriff ist, die Schwingen zu lüpfen.

„Nur gemach! mein kühner Aar!" mahnte der Reuße. „König Winter mit seinen Sturmriesen ist auf der Wanderschaft zu unsern Küsten, und da ist es nicht geheuer auf dem Meere. Ich habe diese Unholde kennen gelernt und trage wenig Verlangen, in meinen alten Tagen noch einen Tanz mit ihnen zu wagen. Man heißt wohl die Schiffe die Rosse der See; allein tausendmal lieber sitze ich auf dem Rücken meines Hengstes, wenn es gilt, wehrhaften Feinden die Stirn zu bieten. Hab's sattsam erprobt zu Wasser und zu Lande und rate keinem, das Meer zu befahren, wann die Herolde des Winters bei uns zu Lande die Sturmtrompeten blasen und droben die alten Bergriesen ihre dunkeln Nebelkappen aufsetzen. Drum wappne dich mit Geduld, mein königlicher Herr! Wenn im Frühling die Kranichscharen über die Alpen gen Norden ziehen, dann wollen auch wir unsere weißen Segelschwingen entfalten und gen Sonnenaufgang steuern, um das schöne Königskind aus dem Banne des heidnischen Tyrannen zu befreien."

„Ilias hat recht!" stimmten die Fürsten zu; König Ortnit aber schüttelte mißmutig das Haupt und sprach grollend: „Lange währt ein Tag, länger zwei: wie werde ich den ganzen Winter überstehen, das Meer vor Augen und die Sehnsucht im Herzen?"

„Dafür weiß ich guten Rat," entgegnete der Reuße. „Siehst du droben die Alphörner ragen und die zackigen Felsenstirnen blinken? Dort springt das schlanke Gemstier und der krummgehörnte Steinbock, und im tiefern Geklüft treiben Bär und Grauwolf ihr räuberisches Wesen: denen wollen wir Fehde ansagen und ihren Fährten folgen, so wird uns der Winter im Fluge vergehen."

„Es sei," sprach der König bezwungen. „Dort sehe ich meine Mutter auf dem Söller der Burg. Sie ahnt nicht, was wir soeben beschlossen haben, und ich fürchte, der Plan wird ihr Gutheißen nicht finden."

2. Alberich

Mit Unfreude vernahm die alternde Königin die Botschaft von der beschlossenen Brautfahrt. Auch ihr waren die Greueltaten des Königs Machorel zu Ohren gekommen, und Sorge um das Leben ihres geliebten Sohnes bedrückte ihr mütterliches Herz.

Eines Tages reichte sie Ortnit einen Fingerreif und sprach: „Nimm diesen Ring und schätze und bewahre ihn als dein teuerstes Kleinod! Zwar

ist er unscheinbar und scheint von geringem Werte; allein es wohnt in dem Stein eine Zauberkraft, die sich in den Stunden der Gefahr als ein getreuer Talisman erweisen wird. Nun setze dich zu Rosse und reite am See entlang, bis du den Felsenpfad findest, der in wunderlichen Schlangenwindungen tief in das unwirtbare Gebirge hineinführt. Folge dem Pfade bis an sein Ende; da wirst du in ein Tal kommen, dessengleichen deine Augen noch nimmer gesehen. Ein Felsenquell springt mit Rauschen aus des Berges Urne, und auf blumigem Plane ragt eine Linde, in deren Schatten fünfhundert Ritter rasten können. Dort wirst du jemand finden, mit dem du in den Tagen der Kindheit gespielt, ihn aber seither nicht wiedergesehen hast, und so mag er wohl gänzlich aus deiner Erinnerung verschwunden sein. Wenn einer, so kann er deine Fahrt zum glücklichen Ausgange führen."

König Ortnit legte sein Sturmgewand an, bestieg sein Roß und ritt von dannen. Er fand den Pfad, von dem seine Mutter gesprochen, und folgte ihm in die schauerliche Wildnis des Gebirges. Eng und enger ward die Talsohle, auf welcher er hinritt, finsterer und wilder die zerklüfteten, himmelhohen Felsenhänge auf beiden Seiten; Abgründe, deren Tiefen sein Auge nicht zu ermessen vermochte, gähnten unter ihm; Donnergepolter scholl aus dem Innern der Berge; geheimnisvolles Rauschen und Flüstern, Stöhnen und Pfeifen klang aus den Wipfeln der Bäume; manchmal schlug ein wüstes Stimmengewirr wie von unzähligen schreienden, zankenden, jammernden und spottenden Menschen an sein Ohr; oft scheute plötzlich sein Roß, bäumte sich, zitterte angstvoll und wollte nicht von der Stelle weichen; dann vernahm er ein seltsames, verhaltenes Lachen, und es raschelte im dürren Laube und knackte in den Zweigen wie unter den Fußtritten hin und her eilender Menschen: ein gefahrvoller, schauerlicher Ritt, und obwohl Ortnit keine Furcht kannte, so wünschte er doch von Herzen, das Ende der grauenvollen Wildnis erreicht zu haben.

Plötzlich änderte sich wie auf Zauberschlag das Landschaftsbild. Sommerliche Lüfte wehten ihm entgegen; süßer Blumenduft entzückte seine Sinne, und ein Jubelchor von vielen Vogelstimmen begrüßte seinen Eintritt in ein paradiesisch schönes Tal. Die Berge ringsum waren mit blühenden Bäumen aus wärmeren Zonen bewaldet; auf dem Talgrunde leuchteten farbenprächtige Blumen gar mannigfaltiger und seltener Art; eine Riesenlinde stand mitten auf dem Plane, und ganze Schwärme schillernder Schmetterlinge und honigsuchender Bienen wiegten sich über den Blütenzweigen ihrer herrlichen Krone. Wie traumbefangen ritt Ortnit am Saume der Waldbucht unter niederhängenden Wipfeln dahin. Hin und wieder streifte sein Haupt die Zweige, dann wurden Roß und Reiter von einem Regen schneeweißer Blütenflocken überschüttet. Wo aus tönender Felsengrotte mit lautem Rauschen der kristallklare Quell hervorsprang, da stieg der König vom Rosse, gab dem Hengste die Freiheit, erquickte sich an

einem Trunk und ging über die blumige Matte nach der Linde. Im Schatten des Baumes fand er einen wunderschönen Knaben, der in den Blumen lag und friedlich schlummerte. Sein Gewand war von lichter Seide, reich mit Gold und Edelsteinen verziert, und am Finger seiner Hand funkelte ein kostbarer Demantring.

„Wie kommt der liebliche Knabe in diese Vergeinsamkeit?“ fragte Ortnit mit Staunen und wurde nicht müde, die Schönheit des Kindes zu betrachten. Er setzte sich zu ihm in den Klee, um sein Erwachen abzuwarten; denn er scheute sich, ihn in dem süßen Schlummer zu stören. Indessen ging der Tag zu Ende; der Chorgesang der Vögel verstummte, nur Amseln und Nachtigallen sangen träumerische Weisen; schläfrig klang das gleichförmige Rauschen der Felsenquelle herüber; mit offenen Augen träumte der König vor sich hin; es war ihm wundersam zumute; Erinnerungen aus den Tagen der Kindheit zogen durch seinen Sinn; liebliche Bilder aus längst vergangener Zeit schwebten an seinen Augen vorüber; tiefer und tiefer sank sein Haupt, und bald lag er neben dem Knaben in tiefem Schlafe.

Ortnit findet den schlafenden Alberich

Schon schimmerte am andern Morgen das paradiesische Tal im Glanze der Sonne, als Ortnit erwachte und schlaftrunken umherschaute. Noch immer

schlief der Knabe, und auf seinem rosigen Antlitz lag wie Sonnenschimmer ein stilles, heiteres Lächeln.

Sinnend betrachtete der König den kleinen Schläfer und sagte: „Abenteuer zu finden, ritt ich aus, und nun sehe ich nichts, als ein Knäblein, das ohne Obhut in dieser weltabgeschiedenen Einsamkeit schlummert: hat mich ein Gott hierher geführt, auf daß ich mich des Knaben annehme? — Eine wundersame Neigung fesselt mich an den kleinen Genossen: wer mag wissen, ob er nicht berufen ist, entscheidend in die Geschicke meines Lebens einzugreifen? Ich will ihn mitnehmen gen Garden und wie meinen Sohn erziehen."

Und er hob ihn auf seine Arme und gedachte, ihn zu seinem Rosse zu tragen; doch da versetzte ihm der Knabe einen so heftigen Stoß wider die Brust, daß er taumelte und fast das Gleichgewicht verloren hätte.

„Was war das?" stieß Ortnit mit Zweifel und Staunen hervor. „Woher nimmt das Kind die Kraft, einen starken Mann wie mich zum Wanken zu bringen?"

Da lachte der Knabe, schlug Ortnit mit Fäusten und suchte sich mit Gewalt aus seinen Armen zu befreien. Es entstand ein heftiger Kampf zwischen dem Könige, der in seinen Armen die Kraft von zwölf Männern vereinigte, und einem Kinde, das nach Gestalt und Ansehen kaum mehr als vier Jahre zählen konnte. Nach hartem Ringen lag der Knabe bezwungen am Boden, und Ortnit, durch den Widerstand erbittert, griff nach dem Schwerte, um den Wicht zu erschlagen.

Da rief der Knabe mit flehender Stimme: „Halt ein, König Ortnit, halt ein! Deine Hand ist willfährig, einen König zu erschlagen, der reicher und mächtiger ist, denn du."

Mit lautem Lachen ließ Ortnit die Klinge sinken und sprach: „Du ein reicher und mächtiger König, milchbärtiger Bursche? Wo liegt denn dein Reich? Wo steht deine Burg?"

„In den Tiefen der Erde steht mein Schloß, viel prächtiger als die Burg Garden, und dieses Tal ist der Vorhof von meinem Reiche, dem keines gleichkommt an Größe und Reichtum von allen Ländern auf der Oberfläche der Erde."

„Große Worte weißt du zu reden, kleines Rätsel, und deine Zunge scheint sehr geschickt zu Trug und Prahlerei; darum sollst du sterben, auf daß du nicht hingehest zu den Menschen und dich rühmest, dem Könige Ortnit von Lampartenland im Zweikampfe schwere Not bereitet zu haben."

Wieder holte er zum Streiche aus, der Kleine aber rief: „Erbarme dich, König Ortnit! Mit nichten werde ich deine Ehre herabsetzen, auch will ich einen hohen Preis für mein Leben bezahlen."

„Und was wäre der Preis?" fragte der König zaudernd.

„Ein Sturmgewand aus purem Gold, Schild und Helm von so kost-

barem Metall, daß man ihren Glanz eine Meile weit schauen kann; dazu ein Schwert, vor dessen Schärfe Eisen wie Bast zersplittert."

„Wer bürgt mir, daß du dein Versprechen hältst, so ich dich freilasse?"

„Ich bin ein König wie du, und mein Wort ist mir heilig, wie dir das deine," beteuerte mit Unwillen der Zwerg.

„Schwöre! und ich will dir vertrauen!" sprach Ortnit.

Der Kleine schwur, erhielt die Freiheit und war alsbald vor den Augen des Königs verschwunden. Doch nicht lange, da erschien er wieder und trug mit der Kraft eines starken Mannes wunderprächtiges Rüstzeug herbei. Aus gediegenem Gold waren Helm, Brünne und Schild, und das Schwert Rose war ein Meisterstück und glich einem niederzuckenden Blitzstrahl, da Ortnit mit ihm die Luft durchschnitt.

An jedem Stücke bewunderte der König das köstliche Metall, noch mehr aber die treffliche, kunstvolle Arbeit, und da er das Sturmgewand anlegte und den Helm aufs Haupt setzte, fand er mit gerechtem Staunen, daß beides so genau für seine Gestalt paßte, als ob es eigens für ihn gemacht worden wäre.

„Es ist wirklich für dich geschmiedet," bestätigte der Zwerg.

„Wie ist das möglich?" rief Ortnit. „Hast du mich denn schon eher gekannt als seit dieser Stunde?"

„Seit deinem ersten Atemzuge; doch schweigen wir von vergangenen Zeiten, König Ortnit! Ich habe dir gutes Rüstzeug verliehen, wolltest du mir nicht auch ein Andenken an diese Stunde zurücklassen?"

„Wähle! alles, was ich bei mir führe, ist dein!" erwiderte Ortnit.

„So gib mir das Ringlein, das du am Finger trägst!" bat der Zwerg.

Ortnit erschrak.

„Fordere etwas anderes!" begann er kleinlaut, „dies Ringlein hat ja für dich keinen Wert."

„Es gefällt meinen Augen, und ich bitte dich darum!" beharrte der Zwerg.

„Ich muß es dir verweigern; nicht aus Eigensinn oder Trotz; es ist eine Gabe aus der Hand meiner Mutter, und darum ist es mir teurer als das köstlichste Kleinod," sagte der König.

Da lachte der Kleine und spottete: „Wie spaßhaft, daß der mächtige König von Lampartenland gleich einem Knaben die Rute der Mutter fürchtet! Schäme dich doch, du großer Geselle!"

„Achtung und Liebe, Treue und Gehorsam der Mutter gegenüber ist auch des größten Königs heiligste Pflicht, und nicht brauche ich mich ihrer zu schämen. Wenig gilt mir dein loser Spott, und nimmer bekommst du diesen Ring!"

„Betrachten darf ich ihn aber doch! Ich verstehe mich auf solche Dinge; laß sehen, ob der Stein ein echter Karfunkel ist!"

Arglos hielt Ortnit den Ring hin; da riß der Zwerg ihm das Kleinod

blitzschnell vom Finger und war im selben Augenblick vor seinen Augen verschwunden.

„Nun geh hin und empfange die Rutenstreiche von deiner Mutter, großer Knabe!“ spottete er und klatschte lachend in die Hände.

Ortnit war außer sich vor Zorn ob solcher Bosheit, und er schlug mit dem Schwerte nach dem Wichte, ohne ihn jedoch zu treffen.

„Goldringelein
Gibt lichten Schein,
Das tut der Zauber im Demantstein.
König Ortnit der Tor,
So rasch verlor
Den Hort, der ihm sicher das Mägdelein
Schaffte her
Aus Montabaur übers weite Meer,“

sang der Zwerg mit lieblicher Stimme.

„Was weißt du von dem Mägdlein fern über dem Meere?“ fragte erstaunt aufhorchend König Ortnit.

„Viel weiß ich von ihr, habe sie von Angesicht gesehen und bin willfährig, sie dir gewinnen zu helfen, wenn du mir nicht weiter zürnen wolltest.“

„Gib mir den Ring wieder, so soll dir verziehen sein!“ sprach der König.

Im selben Augenblicke fühlte er den Ring an seinem Finger, sah den Kleinen und ergriff ihn mit fester Hand am Arm.

„Nun sollst du mich nicht wieder hintergehen, arglistiger Kobold; gefangen führe ich dich auf meine Burg!“ drohte der König.

„So führt der Sohn den eigenen Vater gefangen; denn wisse: *ich bin Alberich*, König der Zwerge und dein Vater.“

„*Alberich! mein Vater?*“ fragte Ortnit aufs höchste überrascht und starrte den Kleinen mit großen Augen an.

„Du hast mich freilich lange nicht mehr gesehen und magst dich meiner wohl kaum noch erinnern. Ein kleiner Knabe warst du, als ich zuletzt mit dir spielte unter dieser Linde. Darauf verließ ich die Männererde und hatte jahrelang zu schaffen in meinen unterirdischen Reichen. Zuletzt sah ich dich auf der Jagd und belauschte eure Verhandlung auf der Felsenkuppe. Gestern war ich im Schlosse zu Garden und habe mit deiner Mutter gesprochen. Nun weißt du genug, und nun laß dich umarmen, mein lieber Sohn Ortnit!“

Und er sprang empor, umschlang den Hals des Königs, herzte und küßte seinen großen Sohn und sprach: „Das tut dem Herzen des Vaters wohl! Nun ziehe heim gen Garden und grüße deine liebe Mutter! Bewahre auch treu das Ringlein, und so du meiner bedarfst, blicke den Stein an und sprich meinen Namen: dann werde ich sogleich zur Stelle sein und dir beistehen in Not und Gefahr. Ich hoffe, es wird uns wohl gelingen,

die schöne Sidrat aus den Händen ihres trotzigen Vaters zu befreien und auf die Burg Garden zu führen. Fahre wohl, mein Sohn Ortnit!"

So sprach der Zwerg und war plötzlich vor Ortnits Augen verschwunden. Der König stand noch eine Weile sinnend unter der Linde; dann schüttelte er den Bann von sich ab, rief sein Roß herbei, stieg in den Sattel und schlug den Rückweg ein. Wenig achtete er auf die Schauer des wilden Gebirges; auch ging sein Roß ruhig und sicher; die Schrecken schienen verschwunden, und da er in bekanntes Gelände kam und den See aufschimmern sah, stieg die Lust in ihm auf, einen Streit zu suchen, um sogleich den Wert seiner neuen Waffen zu erproben. Drei Tage streifte er, Abenteuer suchend, im Lande umher, ohne jedoch einem streitbaren Recken zu begegnen, und voll Mißmuts schlug er endlich den Weg nach Garden ein.

In der Burg herrschte große Sorge über sein langes Ausbleiben. Man fürchtete, es möchte ihm ein Unfall auf dem Wege begegnet sein, und seine Mutter klagte sich unter heißen Tränen an, ihren lieben Sohn in den Tod gesendet zu haben.

Als er nun in der fremden, überaus prächtigen Rüstung vor dem Tore der Burg erschien und Einlaß heischte, hielt ihn der Burggraf für einen fremden Ritter und fragte nach Namen und Begehr.

Mit verstellter Stimme erwiderte Ortnit: „Ich habe deinen Herrn, den König Ortnit von Lampartenland, im Streite erschlagen und komme, um an seiner Statt diese Burg und das Reich als König zu beherrschen. Öffne das Tor und empfange mich mit Ehren als deinen Herrn und Gebieter!"

„Das sei ferne!" erwiderte zornig der Burggraf. „Eher will ich mich von deinem Schwerte in Stücke hauen lassen, als an meinem lieben Herrn und seinem königlichen Hause zum Verräter werden. Verziehe nur eine kleine Weile, sogleich werde ich dir den Willkommengruß entbieten!"

Ortnit lachte in seinem Herzen über die gelungene List, und als sein getreuer Gerwart kampfgerüstet vor dem Tore erschien, sprengte er ihm entgegen, zog sein Schwert Rose und führte damit so scharfe Streiche, daß nach kurzem Kampfe Gerwarts Helm, Schild und Brünne furchtbar zerschroten und sein Schwert in Stücke zerhauen waren.

Ganz wehrlos war nun der wackere Burggraf; auch blutete er aus mehreren Wunden, während Ortnits Waffe nicht die kleinste Scharte zeigte.

„Trefflich hast du die Feuerprobe bestanden, meine glänzende Rose! Bald wirst du im fernen Morgenlande Heidenschädel spalten und als Siegespreis die schöne Sidrat gewinnen!" rief Ortnit, schob den Helmsturz empor und bot dem überwundenen Gerwart freundlichen Gruß.

Mit freudigem Schrecken erkannte der Burggraf seinen Herrn, vergaß alsbald der empfangenen Wunden und führte den König im Triumph durch das Tor der Burg.

3. Die Brautfahrt

Der Frühling war gekommen. Sang und Klang tönte aus Büschen und Bäumen. Mit donnerndem Rauschen eilten die eisbefreiten Ströme dem Meere zu. Auf allen Burgen des Lampartenlandes klirrten die Waffen, und prächtig geschmückte Kriegerscharen zogen gen Garden und scharten sich um das Löwenbanner ihres Königs.

In der blauen Hafenbucht ankerten zahlreiche Schiffe; Möwen schwärmten um die lustig flatternden Wimpel, und nordwärts ziehende Kranichscharen riefen aus hohen Lüften: „Glück zu der Fahrt! Glück zu der Fahrt!“

König Ortnit befahl Burg und Land der Obhut des Burggrafen Gerwart, nahm Abschied von seiner Mutter und ging, hohen Mutes voll, mit seinem Heere zu Schiffe. Im Hafen zu Messina erwartete ihn der treue Zachareis mit zwölf segelfertigen Kielen, die mit zwanzigtausend Kriegern und Gütern aller Art aufs beste ausgestattet waren. Also ausgerüstet, segelte an einem sonnigen Frühlingsmorgen die Flotte aufs offene Meer hinaus. Kein Sturm hemmte die Fahrt, und am zwölften Tage riefen ausspähende Schiffer von den Masten: „Land! Land!“

Die Zinnen der großen, festen Stadt Suders erglänzten im Abendsonnenscheine. Da wurden die Segel eingezogen, die Ankerketten rasselten herab, und die Fürsten sammelten sich zum Rate um ihren König. Ilias und die andern erfahrenen Helden wußten gar wohl, daß im Hafen von Suders trefflich bewehrte Raubgaleeren lagen, die feindlichen Schiffen die Einfahrt in den Hafen sperrten und mächtig genug waren, ganze Flotten zu vernichten.

Mit Gewalt war die Stadt nicht zu nehmen; denn sie war mit Mauern und Wehrtürmen trefflich verwahrt; auch wußten die kriegserfahrenen Heiden durch wildes Feuer feindliche Schiffe in Brand zu schießen. Da war guter Rat teuer. Sollte man die Nacht abwarten, um im Schutze der Finsternis in den Hafen einzudringen? Als man diesen Plan noch erwog, bemerkten die Späher, daß die Galeeren im Hafen die Ruder auslegten und meerwärts steuerten. Nun war keine Zeit zu verlieren; alles stand auf dem Spiele, und sich selbst anklagend, rief Ortnit: „Wie konnte ich nur so fahrlässig sein, bei der Abfahrt meines Freundes zu vergessen! Nun ist's zu spät; auch die Kraft des Steines wird sich in so weiter Ferne ohnmächtig erweisen.“

„Zweifle nicht an dem Steine, König Ortnit!“ rief eine helle Stimme aus der Höhe des Mastkorbes. „Mannschaften und Waffen rasch unter Deck! Kaufgüter ausgelegt! Hurtig! hurtig! sie nahen! Kaufleute seid ihr, friedliche Händler aus Welschland, und gekommen, abendländische Waren feilzubieten. So werden sie überlistet, und ihr möget ohne Schwertstreich in den Hafen gelangen.“

Staunend blickten die Helden nach dem Mastkorbe empor, ohne jedoch ein menschliches Wesen wahrzunehmen; Ortnit aber sah Alberich, der an dem Maste herabglitt und ihm lächelnd die Hand reichte.

„Gar leicht vergißt der Sohn seines Vaters, wenn es ihm wohlgeht, nicht aber der Vater den Sohn in der Stunde der Not," sagte er und reichte dem beschämten Manne ein Steinchen mit den Worten: „Nimm das Ding in den Mund, so wirst du die Sprachen fremder Völker verstehen und kannst mit den Leuten von Suders über die Einfahrt in den Hafen verhandeln."

„Ich höre eine menschliche Stimme, sehe aber niemand, dem sie angehört; pflegst du mit Geistern Verkehr, mein lieber Neffe?" rief mit gelindem Schaudern der alte Ilias.

Ortnit streifte ihm den Ring auf den Finger; er erblickte den Zwerg, schlug verwundert die Hände zusammen und sprach: „Einen Knaben sehe ich mit rosigen Wangen — woher kommt einem Kinde die Weisheit erfahrenen Alters?"

„Es ist Alberich, mein Vater," sagte Ortnit.

Da neigte sich ehrfurchtsvoll der Reuße und sprach: „Nun preise ich diese Ausfahrt, die es gefügt hat, daß meine alten Augen noch einmal König Alberich, das mächtige Haupt der Zwerge, schauen; lange hat mein ruhmreicher Schwager das Land der Menschen gemieden."

Vierzig feindliche Galeeren kamen mit Windesschnelle herangerudert. In Eile suchten die Kriegsleute auf Ortnits Schiffen ein sicheres Versteck; die Güter wurden ausgelegt; die Fürsten entledigten sich der Waffen und schlüpften in bürgerliche Gewänder, und kaum war alles geordnet, da umschwärmten schon die Galeeren die Flotte, und der heidnische Hauptmann rief mit lauter Stimme: „Wer sind die Fremdlinge, und was suchen sie in den Wassern von Suders?"

Vermöge des wunderbaren Steines verstand König Ortnit die Worte und gab zur Antwort: „Wir sind Kaufleute aus Welschland und bringen abendländische Waren zum Verkaufe nach Suders: ist unserer Flotte die Einfahrt in den Hafen verstattet?"

„Zuvörderst muß ich mich überzeugen, ob deine Zunge die Wahrheit gesprochen," erwiderte der Morgenländer und steuerte seine Galeere dicht an das königliche Schiff.

Da sah er große Ballen Samt und Seide, feines Linnen, golddurchwirkte Gewänder, zierlich gestickte Decken und Teppiche, silberbeschlagene Hifthörner, Becher und Kannen von purem Golde, sizilianische Früchte und weltberühmten italischen Wein in Hülle und Fülle.

König Ortnit bemerkte wohl, wie dem Morgenländer begierig die Augen glänzten, als er all die Kostbarkeiten sah, und er ließ einen prachtvollen Humpen mit altem Weine füllen, hob ihn empor und sprach: „Ich trinke auf das Wohl der großen, meerbeherrschenden Stadt Suders und

ihres Gebieters!" Und er leerte den Humpen, ließ ihn von neuem füllen, reichte ihn dem Fremden und sprach: „So du unsere friedlichen Absichten erkannt hast, uns freundliche Gesinnung hegst und die Einfahrt in den Hafen gewährest, nimm aus meiner Hand den Humpen und tue mir Bescheid!"

Der Hauptmann nahm das Goldgefäß, leerte es mit durstigen Zügen und gab es dankend zurück; König Ortnit aber wehrte ihm und sprach: „Behalte den Humpen als Zeichen meiner Zuneigung, und mögest du oft in guter Gesundheit seine Tiefen ergründen!"

Diese königliche Huld bezauberte so sehr das Herz des heidnischen Hauptmannes, daß er die Hafeneinfahrt der lampartischen Flotte mit Posaunenschall begleiten ließ.

Als die Nacht hereinbrach, drängte der ungestüme Ilias den König, sich sogleich der Stadt zu bemächtigen und alle lebenden Wesen darin im Schlafe zu töten.

Solcher Rat gefiel aber dem Lamparter schlecht. Seine Ritterehre erlaubte ihm nicht, ein Land mit Krieg zu überziehen, ehe er dem Könige desselben Fehde hatte ansagen lassen.

„Ich wette mein Haupt," sprach unwillig der Reuße, „daß nicht einer deiner Boten lebend zurückkehrt! Machorel wird sie in Stücke hauen lassen und dir die Häupter als Antwort übersenden."

„So will ich der Bote sein," ließ sich Alberichs helle Stimme vernehmen. „Wider mich ist der Zorn des Heiden machtlos; auch sind mir Wege und Stege nach der Burg Montabaur wohl bekannt. Morgen abend bringe ich dir Machorels Antwort, mein Sohn Ortnit. Bis dahin übe weise Vorsicht und täusche die spürnasigen Hafenwächter, so gut es gehen mag."

„Wahrlich, einen klügeren Boten könnte ich nicht entsenden!" rief Ortnit und wünschte seinem Vater Glück auf den Weg. Ohne Verzug verließ dieser das Schiff, schlich um die Stadt herum und erreichte noch vor Sonnenaufgang die Feste Montabaur. Behend erkletterte er den hohen Burgwall und hielt Rast auf der Mauer dicht vor der Pforte der königlichen Gemächer. Bald hörte er drinnen die Stimme des Königs; die Pforte ging auf, und Machorel trat ins Freie und gähnte verschlafen.

„Guten Morgen!" rief Alberich, ohne sich zu regen.

Der König fuhr erschreckt zusammen und starrte offenen Mundes ins Blaue.

„Guten Morgen, Herr Frühauf!" rief Alberich abermals und kicherte leise.

„Ist es ein Gott oder ein böser Dämon, der zu mir redet?" fragte mit Entsetzen der König.

„Keiner von beiden, sondern der Gesandte eines mächtigen Männergebieters, der an deinen Küsten gelandet ist."

„An meinen Küsten? Wie heißt der Verwegene?" brauste der König auf.

„Ortnit heißt er. Du wirst wohl von ihm gehört haben; er ist dein Nachbar im Westen, König von Lampartenland; ihr könntet euch übers Meer die Hände reichen, wenn eure Arme ein paar hundert Meilen lang wären."

„Schwatze nicht, und künde mir die Botschaft deines Herrn!" gebot der König.

„Die ist lustig, Herr König! Mein Herr ist als ein Freier deiner schönen Tochter Sidrat in dieses Land gekommen und läßt durch meinen Mund um die Jungfrau werben. Willst du ihm in Güte das Mägdlein geben, so wird er mit reichen Geschenken zur Hochzeitsfeier auf der Burg erscheinen, verweigerst du ihm aber die Jungfrau, so wird er mit dreißigtausend Kriegsmannen kommen und mit dem Schwerte die Braut erstreiten."

Da geriet der König schier außer sich vor Zorn, raufte seinen Bart und schrie: „Der Zorn Machmets komme über den Verwegenen, und Apolls Götterfaust zerschmettere ihn und seine Spießgesellen! Weiche von hinnen, du giftiges Insekt, und melde deinem Gebieter: „Machorel, der Gewaltige, gebietet dem Könige von Lamparten, ohne Verzug dieses Land zu räumen, sonst soll er samt allen seinen Genossen die unerhörte Frechheit mit dem Tode büßen."

Mit Lachen erwiderte Alberich: „Dem Zorn deiner Götter und deinem Gebote zum Trotz wird mein Herr die Vermessenheit haben, an das Tor deiner Burg zu klopfen, und ich rate dir: tue ihm gastlich auf, es wird dir und deinem Lande von Nutzen sein."

„Fluch über dich und deinen Herrn!" rief Machorel und begab sich racheschnaubend in den Palast.

Alberich schwang sich von der Mauer und eilte gen Suders.

König Ortnit vernahm mit gerechtem Unwillen die Botschaft Machorels und beschloß, in der Frühe des nächsten Tages die Stadt Suders mit Waffengewalt zu nehmen und dann ungesäumt gen Montabaur aufzubrechen.

4. Der Kampf um Suders

In der Stille der Nacht rüstete Ortnit sein Heer zum Streite, und als die dämmernde Frühe mit rosigem Antlitz die Erde begrüßte, erhob der König sein blitzendes Schwert; der Reußenfürst entfaltete die Fahne, und der goldene lampartische Löwe reckte seine Pranken der ahnungslos schlummernden Stadt entgegen. Die Torwache wurde überrumpelt und niedergehauen; das Heer drang in das Innere der Stadt, voran König Ortnit und der Reuße mit der Fahne. Posaunengeschmetter hallte von den Wachttürmen; über den Zinnen des Stadthauses stieg die Kriegsflagge

empor; Hauptleute sprengten mit verhängten Zügeln durch die Straßen und riefen ihre Truppen zu den Waffen; in allen Häusern wurde es lebendig; verstörte Gesichter lugten aus allen Fenstern; ängstliches Fragen und Jammern, wildes Schreien und Fluchen, Rossegetrappel und Waffengeklirr allüberall. In kürzester Frist hatte sich vor dem Stadthause die ganze Streitmacht von Suders geschart; aber noch ehe die Haufen geordnet waren, erschienen die Lamparter auf dem Platze und schritten ohne Zaudern zum Angriff. Ein furchtbares Gemetzel entstand auf dem engen Raume. König Ortnit bahnte sich eine breite Gasse durch den dichten Knäuel der feindlichen Schar. Gleich zuckenden Blitzstrahlen schwirrte die Rose auf und nieder, und wohin sie traf, da gab's Todeswunden. Die Lamparter folgten dem Beispiele ihres Königs; tapfer wehrten sich die Heiden; heiß war der Kampf; gleich der sturmgepeitschten Meeresflut wogten die Scharen auf dem Markte hin und her; einzelne Haufen wurden in die Gassen versprengt; Ortnit achtete ihrer nicht; er dachte nicht an die Schiffe; Berserkerzorn hatte ihn ergriffen, und unaufhaltsam schleuderte er seine Blitze auf die Häupter der Feinde.

Da kam auf schäumendem Renner Alberich zu ihm herangesprengt und rief: „Halt ein, Ortnit! und folge mir! Unsere Schiffe sind in Gefahr, in den Grund gebohrt zu werden!"

„Das wolle Gott verhüten!" erwiderte mit Schrecken der König. „Führe du den Kampf, Oheim Ilias, ich eile an den Hafen!" Und er warf sich auf ein türkisches Roß und sprengte unter Alberichs Führung durch die Straßen. Alles stob vor seiner Erscheinung entsetzt auseinander. Durch das offene Tor blitzte das Meer ihm entgegen. Heftiger Kampf war um die Schiffe entbrannt. Das kleine Häuflein seiner Getreuen stand in großer Not. Nun pfiff die Rose im Rücken der Feinde; hinsanken vor ihrer Schärfe die Feinde wie die Halme vor dem Schnitter. Bestürzung ergriff die heidnischen Streiter; viele stürzten sich ins Meer und ertranken; andere suchten das Stadttor zu gewinnen, nur ein kleines Häuflein der Tapfersten wankte nicht und schuf durch hartnäckigen Widerstand dem Lamparter heiße Arbeit.

Wieder kam Alberich schnell wie der Wind aus der Stadt geflogen und rief: „Zurück in die Stadt, König Ortnit! Deine Scharen wanken. Der Reuße unterliegt!"

Ortnit riß sein Roß herum und jagte zurück. Er sah den goldenen Löwen nicht mehr; er sah nicht seinen Oheim Ilias; furchtbar gelichtet waren die Reihen der Seinen. Da zuckte Riesenzorn durch seine Adern; Zwölfmännerkraft spannte seine Sehnen; er spornte sein Roß bis aufs Blut, sprengte mitten in den dichtesten Haufen der Feinde und schlug alles um sich her zu Boden. Da war aller Widerstand gebrochen; in wilder Flucht stoben die Scharen nach allen Seiten auseinander: der Kampf war zu Ende.

Mitten unter Leichen lag der Reuße Ilias; in der Linken hielt er die Fahnenstange, in der Rechten das Schwert. Ortnit beugte sich auf ihn

herab, öffnete ihm Halsringe und Helmsturz und beklagte mit lauter Stimme den Fall des Helden.

Da schlug der Reuße die Augen auf und knirschte: „Die heidnischen Hunde haben mich niedergerissen, das sollen sie bitter büßen!"

„Du lebst, mein wackerer Oheim!" rief Ortnit voller Freude.

„Hilf mir nur auf die Beine, mein königlicher Vetter, dann mag der Tanz von neuem beginnen!" sprach lachend der Alte und richtete sich empor.

Viele Hunderte seiner braven Reußen lagen erschlagen auf dem Kampfplatze, und er beklagte ihren Tod und schwur, sie zu rächen.

„Aber wo sind die Feinde, nach deren Blut ich dürste?" rief er, verwundert umherschauend.

„Ihrer Hunderte sitzen in einer Felsenhöhle vor der Stadt," erwiderte Alberich.

„Die sind des Todes!" knirschte er und ließ sich vor die Höhle führen; Ortnit aber besetzte das Stadthaus und die Tore und eilte dann an den Hafen.

Indes hielt Ilias draußen ein schreckliches Gericht. Alle, die in der Höhle Schutz gesucht hatten, erschlug er mit der Schärfe des Schwertes; ja, sein Zorn war so maßlos, daß er selbst der Weiber und Kinder nicht schonte. Umsonst suchte Alberich ihm Einhalt zu tun; erst als Ortnit herbeikam, ließ er ab von seinen Greueltaten und schenkte den Weibern und Kindern das Leben.

Seine Racheglut aber war noch nicht gestillt. Wutschnaubend ging er durch die Straßen der Stadt und ließ alles, was ihm in den Weg kam, über die Klinge springen, und als er des heidnischen Tempels ansichtig wurde, erhob er ein Triumphgeschrei, stieß die Pforte auf, ging hinein, riß die Götzenbilder von den Altären und stürzte sie durch die Fenster auf die Straße hinaus. Alberich verwies ihm mit Unwillen sein rasendes Treiben; er aber rief: „Sie haben meine braven Reußen erschlagen, dafür zermalme ich nun ihre Götzen; schade, daß es nur tote Steinbilder sind!"

König Ortnit hatte sich indessen die Gewalt über die Stadt gesichert. Über den Zinnen des Stadthauses wehte die lampartische Fahne, und unter ihr stand der König und stieß ins Horn.

Da strömten von allen Seiten seine Streiter herbei, und auch Ilias folgte dem Rufe. Neuntausend Mann hatten den Tod im Kampfe gefunden; fünfhundert Verwundete wurden auf die Schiffe getragen, um dort gepflegt zu werden; die übrigen durften bis zum folgenden Tage ausruhen von der heißen Arbeit.

5. Wie Ortnit die schöne Sidrat gewinnt

Der Schall des Heerhorns rief am frühen Morgen die Krieger unter die Fahne. Auf schnellen türkischen Rossen brach der Zug auf nach Montabaur. Nur Alberich kannte den Weg; er nahm darum die Fahne und ritt an der Spitze des Heeres. Mancher Berg mußte erstiegen, manche weite Ebene durchzogen werden: weit und mühselig war die Fahrt.

Endlich schimmerten im Abendsonnenstrahle auf hoher Bergkuppe die Zinnen der Feste, und die Krieger erhoben die Schwerter und begrüßten mit lautem Jubel die Königsburg.

Auf ebenem Plane am Fuße des Berges wurde Rast gemacht. Das Heer lagerte sich im grünen Grase unter dem Dache des blauen Himmels, während für den König und die Fürsten zwei Zelte errichtet wurden.

Überaus prächtig war das königliche Zelt. Purpurrote Seide, mit goldenem Bildwerk reich ausgestickt, bildete das Dach. Die Pfeiler waren von Elfenbein mit Demantknäufen an den vergoldeten Spitzen. Hundert Mann konnten in dem Zelte ruhen. Hoch über dem Dache schwebte auf schwarzem Grunde der goldene Löwe.

Während die wegemüden Krieger sich der Ruhe überließen, umritt der König mit Alberich und Ilias das Lager und musterte mit Adlerblicken die hochragende, stolze Feste. Wurfgeschosse blickten von den Ringmauern drohend hernieder, und Ortnit sprach die Befürchtung aus, der Feind möchte in der Nacht das Lager mit todbringenden Steinen und wildem Feuer überschütten.

„Das zu verhüten, weiß ich Rat," sprach Alberich. „Sogleich sollt ihr die ungefügen Dinger von der Mauer stürzen sehen."

Damit entfernte er sich behenden Laufs, erstieg die Ringmauer und schleuderte vermöge seiner großen Kraft ein Geschoß nach dem andern in den tiefen Burggraben hinunter.

König Machorel raste, da man ihm das Geschehene meldete.

„Büßen sollen die Lamparter für die Frechheit dieses unsichtbaren Wichts!" rief er. „Morgen in der Frühe will ich ihnen entgegentreten und sie in blutiger Feldschlacht vernichten!"

Alberich hatte die Worte gehört, und er eilte, sie seinem Sohne zu melden.

Ortnit und Ilias freuten sich der guten Botschaft. Auf offenem Plane wollten sie schon mit dem Gegner fertig werden. Sie begaben sich in ihre Zelte und schliefen ruhig bis zum Schalle des Heerhorns.

Als König Ortnit im Schmucke der Waffen aus seinem Zelte trat, scholl ihm vieltausendstimmiger Jubelgruß entgegen. Seine Scharen standen gerüstet und erwarteten den Feind. Nicht lange brauchten sie zu harren. Das Tor der Feste wurde geöffnet, und als erster auf dem Plane erschien König Machorel in strahlender Wehr.

Ortnit sprengte ihm entgegen, neigte grüßend das Haupt und gab mit seinem Schwerte das Zeichen zum Angriff. Furchtbar war der Zusammenstoß; im ersten Anprall wichen die heidnischen Haufen, und da Alberich solches sah, entschlug er sich der Sorgen um den Ausgang des Kampfes, eilte durch das offene Tor und begab sich auf den Söller der Burg, wo die Königin und die schöne Sidrat standen und auf das Kampfgetümmel herniederschauten.

Die Frauen schrieen laut auf, als sie sahen, wie ihre Streiter der Wucht des feindlichen Stoßes nicht zu widerstehen vermochten. Angstbeklommen eilten sie in die Burgkapelle und riefen Machmet und Apollo um Beistand an.

Da faßte Alberich die Jungfrau an der Hand und sprach: „Eure Götter sind totes Gestein und vermögen mit nichten zu helfen, darum laß ab vom törichten Gebete!"

Die schöne Sidrat erblaßte vor Schrecken und stammelte: „Wer ist's, der meine Hand hält und zu mir redet? Ist's der Dämon, welcher meinen Vater verhöhnt hat, so strafet ihn mit eurem Zorne, Machmet und Apollo!"

„Machmet und Apollo sind ganz ohnmächtig, schönes Königskind! Glaube meinen Worten und vertraue mir; ich bin kein böser Dämon, sondern ein guter Geist, der dir zum Heile gekommen ist," entgegnete Alberich.

„Bist du ein guter Geist, so zeige dich meinen Augen, damit ich erkenne, ob ich deinen Worten glauben kann," sprach die zitternde Jungfrau.

Rasch streifte Alberich ihr einen Ring auf den Finger, und sie sah mit staunendem Wohlgefallen sein freundliches Antlitz und sagte: „Du scheinst ein lieblicher Knabe, und doch ist deine Rede verständig: so rate mir, was muß ich tun, um meinen Vater zu retten?"

„Ein stolzer Fürst wirbt um deine Liebe: König Ortnit von Lampartenland; gelobe mir, daß du ihm deine Hand zum Bunde reichen willst, so soll der Streit alsbald ein Ende haben!"

„O nein! nein! Unsere Götter sind mächtig und werden meinem Vater den Sieg verleihen!" rief die Jungfrau.

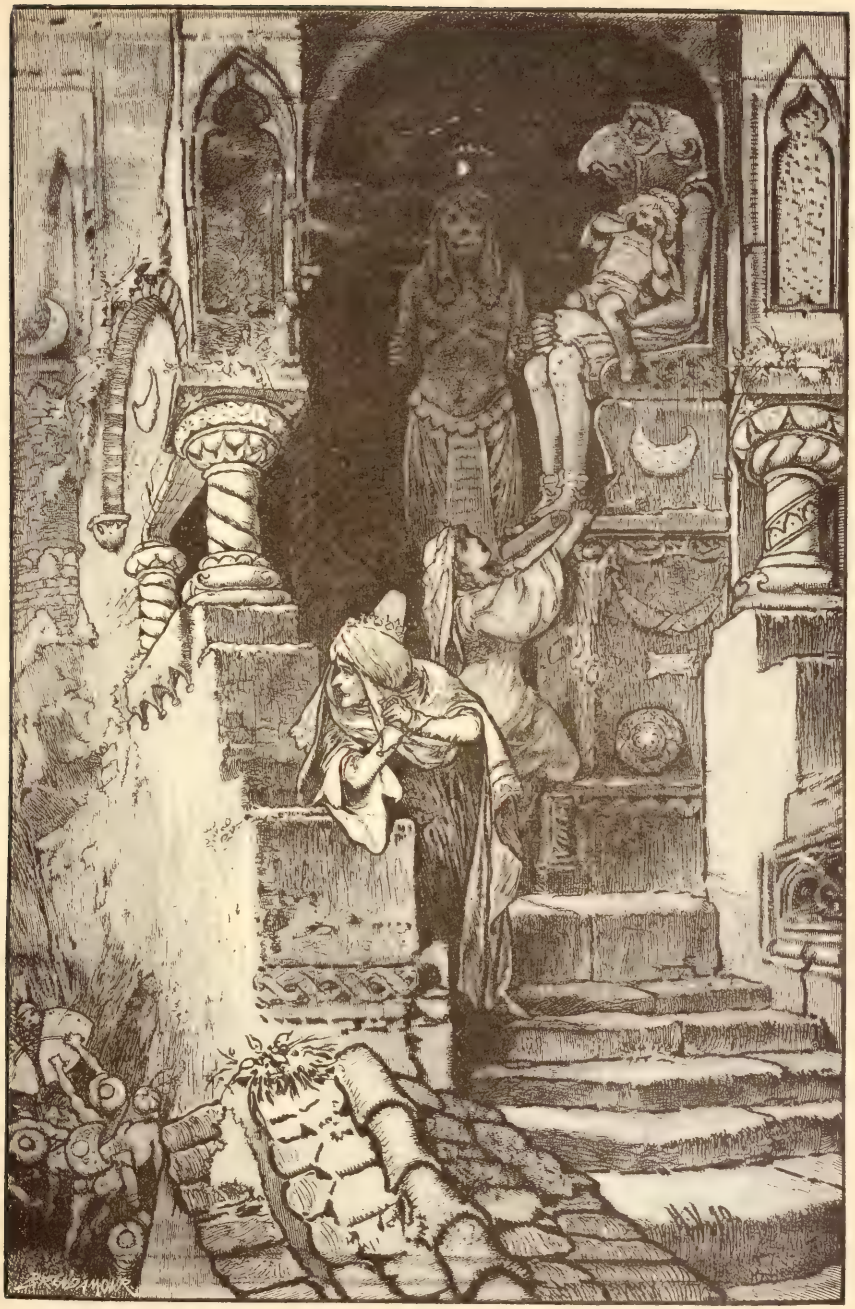
„Ich will dir zeigen, wie mächtig deine Götter sind," entgegnete Alberich, hob die Steinbilder Machmets und Apollos von den Altären, trug sie aus der Kapelle und warf sie über die Mauer.

„Siehe! das sind eure Götter!" spottete Alberich. „Eure Streiter sind alle des Todes, und diese Burg sinkt in Trümmer, wenn du dich nicht meinem Willen fügst!"

„Versprich, was er von dir heischt, meine Tochter, sonst sind wir alle verloren!" rief händeringend die Königin.

„Ich soll mich einem Manne verloben, den meine Augen nie gesehen — wie mag man solches von mir fordern?" widerstrebte das Mägdlein.

Da führte Alberich sie hinaus, deutete auf König Ortnit und sprach: „Siehst du den stolzen Reiter in der glänzenden Rüstung unter



Sidrat und ihre Mutter vor dem Bilde des Machmet

dem Löwenbanner? Sieh! nun spornt er sein Roß zum Sprunge! nun hebt er den Schild! machtlos fallen die feindlichen Speere vor ihm in den Sand; nun schwingt er sein Schwert: siehst du es blitzen? Ha! wie stieben die Funken aus Helmen und Brünnen! wie splittern die Schilde! wie stürzen die Gegner von den Rossen! — Das ist Ortnit, der König von Lampartenland, so wirbt er um deine Liebe, und du wolltest nicht folgen?"

„Stolz und herrlich ist dein Herr — wie kühn er streitet! O mein Vater, mein Vater! nun ist er in Gefahr! Rette ihn! rette ihn! ich folge dir und bin deines Herrn Braut! Nimm dieses Ringlein und bringe es als Pfand meiner Liebe deinem Herrn! Eile! eile! ehe denn es zu spät geworden!"

„Das soll geschehen; gleich soll dein Vater außer aller Gefahr sein, und dann komme ich, die Braut meinem Herrn zuzuführen. Halte dich bereit und verschweige deinem Vater, was wir beschlossen, er möchte es zu hindern suchen und euch alle ins Verderben stürzen."

Alberich eilte in das Kampfgetümmel, und da Ortnit seine Botschaft hörte und den Goldring in der Hand hielt, richtete er sich hoch im Sattel auf und schwang grüßend sein Schwert nach der Burg; darauf setzte er das Heerhorn an den Mund und gebot mit lautem Schalle der Schlacht ein Ende.

König Machorel hatte sich schon verloren gegeben; nun sah er sich wie durch ein Wunder gerettet; ungesäumt wurde der günstige Augenblick benutzt, und in wilder Hast sprengte das geschlagene Heer durch das Tor, das hinter dem letzten Haufen mit Donnerkrachen zugeschlagen wurde.

Ortnit hielt auf dem Schlachtfelde im Kreise seiner siegreichen Streiter. Ihm zur Seite standen Alberich und Ilias, seine Räte. Es wurde beschlossen, das Kampfgefilde zu verlassen und in einem entfernten Waldversteck das Lager aufzuschlagen.

Sogleich erfolgte der Aufbruch. Auf sichern Waldwegen führte Alberich das Heer, und da man das Ziel erreicht hatte, legten sich die kampfesmüden Streiter ungesäumt zur Ruhe. Auch der König schlief bis nach Mitternacht, da weckte ihn Alberich, und die beiden ritten zurück nach Montabaur. Im dichten Gebüsch, unfern der Burg, blieb Ortnit harrend zurück, während sein Begleiter an der Mauer emporklomm, um die Jungfrau zu holen.

Mit Tagesanbruch traten die königlichen Frauen aus dem Palaste und gingen flüsternd vor der Burg auf und nieder. Die Außentore der Feste waren verschlossen und gut bewacht: wie sollte nun die Jungfrau ins Freie gelangen?

Alberich sann hin und her. Da fiel sein Blick auf die Götzenbilder im Wallgraben, und es kam ihm ein guter Einfall. Die Frauen waren gewohnt, in früher Morgenstunde vor den Göttern zu beten; nun aber lagen Machmet und Apollo jenseits der Mauer im Graben, und auf Albe-

richs Zuflüsterung sprach die Königin mit lauter Stimme zu ihrer Tochter: „Gehe hin, mein Kind, du schuldlose Taube, und flehe die Götter an, sich zu erheben und in ihr Heiligtum zurückzukehren!“

Sidrat gehorchte; bereitwillig öffnete die Wache das Tor, und sie trat mit Alberich ins Freie. Vor den Bildnissen der Götter kniete sie nieder und erhob die Hände wie zum Gebet. Anstatt aber zu beten, hörte sie auf Alberich, der ihr zuflüsterte: „Nun werde ich das Steinbild des Machmet in die Burg tragen, damit die Torwächter glauben, dein Gebet habe den Gott vermocht, von selbst in sein Heiligtum zurückzukehren. Man wird über das Wunder staunen und dich nicht weiter beachten. Dann stehe auf und eile in jenes Gebüsch, da wirst du jemand finden, dem du in allen Stücken vertrauen darfst!“

Nachdem er das gesagt hatte, hob er ein Götzenbild auf und trug es zur Burg empor. Heiliger Schrecken befiel die Torhüter, da sie den Gott vorüberschweben sahen, und sie fielen auf ihr Angesicht und beteten in Furcht und Zittern.

Indessen kam Sidrat unbeachtet ins Gebüsch, wo König Ortnit sie voll Lust und Freude begrüßte. Rasch hob er sie aufs Roß, saß selber auf und wollte eiligst von dannen jagen. Aber das ermüdete Roß vermochte die Last nicht zu tragen, und Ortnit mußte absteigen und es am Zaume führen.

Hinterdrein kam raschen Laufes Alberich und rief: „Tummle dich! tummle dich! Ortnit! König Machorel ist uns auf den Fersen!“

Da Sidrat solches hörte, bat sie mit lautem Schluchzen, Ortnit möge sie ihrem Vater überlassen, damit ihrethalben nicht noch mehr Unheil geschähe.

„Das sei fern!“ rief der König. „Eher will ich Leib und Leben verlieren, als dich, du meiner Augen Lust, verlieren!“

„Vorwärts! Vorwärts! liebes Rößlein!“ trieb Alberich. „Nur noch ein paar Sprünge, dann machen wir Halt. Sieh, dort flutet ein tiefes Berggewässer! Ich kenne eine Furt in demselben, die durchwaten wir, flüchten am jenseitigen Ufer noch eine Strecke und satteln dann ab. Du suchst dich zu halten, bis ich das Heer herangeholt habe. Horch! schon bebt die Erde unter den Hufen der Rosse! Hier ist die Furt! Nur hinein! so! durch! gewonnen! vorwärts! — Nun suche dir einen sichern Platz und hüte deinen Schatz, ich eile zu den Reußen!“

Auf einem Hügel, der von einer Platane beschattet war, machte Ortnit Halt. Sidrat barg sich hinter den breiten Stamm des Baumes und lugte voll banger Sorge aus. Da erblickte sie ihren Vater an der Spitze einer Reiterschar, und aufschreiend sank sie zu Boden und bedeckte ihr Angesicht mit den Händen.

„Ha! Räuber! gib deine Beute heraus!“ rief Machorel.

„Mit nichten!“ antwortete Ortnit und stand wie ein Riese der Vorzeit auf dem Hügel.

Da sausten die Speere über den Fluß, prallten klirrend und funkenschlagend an Ortnits Schild und fielen machtlos in den Strom. Reißend und tief war die Flut; Machorel aber trieb seine Reiter hinein; viele fanden den Tod; das Flußbett füllte sich mit Leichen; auf dieser schauerlichen Brücke gewannen die nachrückenden Krieger das jenseitige Ufer, und Ortnit kämpfte mit der Überzahl einen heißen, verzweifelten Kampf. Schon wollte seine Kraft erlahmen, als der Reuße heranwetterte und im ersten wilden Ansturm den Feind über den Haufen warf.

König Machorel harrte nicht, bis der wilde Ilias über den Strom setzte. Er fühlte seine Ohnmacht dem mächtigen Feinde gegenüber und ritt mit heißem Ingrimm nach Montabaur zurück.

Das war der letzte Kampf; die Braut war gewonnen. Unangefochten gelangte das lampartische Heer gen Suders. Desselben Tages noch schiffte es sich ein und segelte der Heimat zu. Die schöne Sidrat gewann den König Ortnit von Herzen lieb und feierte auf dem Meere ihre Vermählung mit ihm.

Am neunzehnten Tage der Fahrt landete die Flotte im Hafen von Messina, und die Schönheit und Holdseligkeit der morgenländischen Jungfrau erregte in den italischen Landen allgemeine Bewunderung. Herrlich war der Einzug des jungen Paares auf Schloß Garden, und Ortnits Mutter empfing die junge Königin mit offenen Armen und wetteiferte mit ihrem Sohne, der schönen Sidrat die Fremde bald zur liebsten Heimat zu machen.

6. König Machorels Rache und Ortnits Tod

Finstere Schatten lagerten auf der Burg Montabaur. Der König hielt sich tagelang in seinen Gemächern verschlossen und mochte weder essen noch trinken, so groß war sein Harm über den Verlust seiner Tochter. Sein Herz brütete schlimme Rache wider Ortnit, der ihm sein Liebstes geraubt, und er haderte mit den Göttern, die sich in der Stunde der Not so schlecht bewährt hatten.

Da erschien eines Tages ein Jäger auf der Burg, der dem König gemeldet zu werden begehrte, indem er vorgab, ein Mittel zu besitzen, vermöge dessen er den Unmut des Königs in Freude verkehren könne.

Und er trat vor das Angesicht des finstern Machorel und sprach: „Ich heiße Welle und bin gekommen, meinem Herrn zu melden, daß ich das Land seines Feindes, des Königs Ortnit von Lamparten, in große Not bringen kann, so es meinem Gebieter gefällt.“

Da leuchteten des Königs Augen vor Freude, und er sprach: „Tausend Mark Goldes zahle ich dir, wenn du die Wahrheit gesprochen.“

Der Jäger öffnete eine Kiste, enthüllte zwei riesig große Eier und sprach: „Es sind Dracheneier, und Unholde leben in den Schalen. Wehe dem Lande, in welchem die Tiere zur Welt kommen!"

„Schlimmere Rache hätte selbst der Teufel nicht ersinnen können!" rief Machorel und lachte in boshafter Freude.

„Gefällt Euch mein Plan," fuhr Welle fort, „so gebt mir eine Kiste mit Geschmeide und Kleinoden, dazu ein huldvolles Handschreiben an Eure lieben Kinder in Garden; damit sendet mich übers Meer, so will ich drüben Eure Sache trefflich führen. Mein Weib nehme ich mit mir; die soll als Drachenmutter die Eier in die Sonnenglut legen und am Kohlenfeuer wärmen, damit die lieben Kleinen glücklich das Licht der Welt erblicken."

Wiederum lachte der König, daß es laut durch die Burg scholl, zahlte dem arglistigen Jäger tausend Mark in blankem Golde, gab ihm eine Kiste mit köstlichen Kleinoden und einen freundlichen Brief an seine Tochter und deren Gemahl und entließ ihn mit den besten Glückwünschen für das Gelingen seiner List. — —

Groß war die Freude in Garden, da man das huldvolle Schreiben und die Geschenke empfing. Am meisten staunte man über die beiden großen Eier, von denen der Jäger aussagte, es seien Kröteneier aus dem Paradiese und es werde aus einem ein kostbarer Karfunkel, aus dem andern aber ein Elefant herauskommen. Damit aber diese beiden seltenen Dinge reifen und gedeihen könnten, müßten die Eier in reiner, sonniger Gebirgsluft gebrütet und der Elefant in derselben aufgezogen werden; es möge darum der König die Gnade haben und ihm, dem Hüter und Pfleger der Eier, eine Landschaft überweisen, wo er in Ruhe seinem Geschäfte obliegen könne, auch Fleisch genug finde, den jungen Elefanten zu ernähren.

Der falsche Bote fand Glauben und treffliche Bewirtung im Schlosse Garden, und die schöne Sidrat plauderte lange mit ihm über Eltern und Heimat. Nun ihr Vater versöhnt war, schwanden die letzten Wolken an dem Himmel ihres Glückes, und sie entließ den Jäger und sein Weib mit reichen Geschenken.

Nach der Stadt Trient zog Welle mit den unheilvollen Eiern. In der Tasche führte er ein Schreiben des Königs Ortnit an den Potestaten, den Stadtvogt von Trient, worin diesem befohlen war, dem Jäger so viel Fleisch zu liefern, als er verlangen werde.

Nach einigen Wochen kam die gefährliche Brut ans Tageslicht: zwei scheußliche junge Drachen, von deren Dasein jedoch außer ihren Pflegern kein Mensch etwas ahnte.

Der Potestat von Trient mußte mit jedem Tage größere Massen Fleisch für den vermeintlichen Elefanten liefern. Ein Rind täglich genügte bald nicht mehr, und dann waren auch zwei noch zu wenig. Trefflich gediehen bei der guten Nahrung die Drachen, und der Jäger und sein Weib kamen in Gefahr, von ihren eigenen Pflegekindern aufgefressen zu werden. Als

sie die Ungetüme nicht mehr zu bändigen vermochten, gaben sie ihnen die Freiheit und entwichen in eine einsame Gegend des wilden Gebirges.

Nun sollte die Stadt Trient mit Schrecken erfahren, was sie mit ihren Rindern großgefüttert hatte. Die Drachen fielen in ihre Herden ein und würgten Rinder und Pferde; sie lauerten an den Waldwegen und stürzten sich auf vorüberziehende Wanderer; ganze Dörfer wurden entvölkert; die Felder verödeten; denn aus Furcht vor den Ungetümen wagte kein Mensch, den Acker zu bestellen; eine Unglücksbotschaft jagte die andere, und eine war gräßlicher als die andere; auf der Landstraße war keiner seines Lebens sicher, und selbst in den Städten war die Furcht so groß, daß bei hereinbrechender Dunkelheit die Straßen wie ausgestorben erschienen und Türen und Tore der Häuser fest verschlossen gehalten wurden.

Unsäglich war das Elend im Lampartenlande. Aller Lebensmut und Frohsinn des Volkes war gelähmt; niemand wurde seiner Arbeit froh; verstummt war das Lachen der Freude; kein fröhlicher Gesang, kein Jodeln und Jauchzen erklang; nur Angstgeflüster und Wehklagen vernahm man allüberall im schönen italischen Lande.

Auch aus dem Königsschlosse zu Garden war das Glück entflohen. Auf König Ortnits Stirn brütete die Sorge, und das Antlitz der schönen Sidrat war bleich vor Kummer. Sie ahnte wohl, was bei des Volkes Not in dem Herzen ihres edlen Gemahls vorging, und die bange Furcht, daß sie den geliebten Mann bald verlieren werde, wollte ihr schier das Herz erdrücken.

Und die Stunde der Trennung schlug nur zu bald. Eines Tages erhob sich in aller Frühe der König vom Lager und wappnete sich mit Beinharnisch, Brünne, Helm, Schild und Schwert. Also gerüstet, trat er an das Lager seiner schlafenden Gemahlin und küßte sie zum Abschiede mit heißen Tränen.

Da schlug sie die Augen auf, sah ihn groß an und erriet, wohin er gehen wollte.

„O Ortnit, mein geliebter Herr! du gehst in den Tod!“ rief das schöne Weib und umklammerte seinen Hals, als wollte sie ihn mit Gewalt festhalten.

„O bleib! bleib! mein geliebter Herr! Du stirbst gewiß, mir sagt es mein Herz; kannst du mich denn für immer verlassen?“ klagte sie und schluchzte zum Erbarmen.

Wohl suchte er nach Trostworten, erinnerte sie an seine Kraft, an sein gutes Schwert, an den Beistand seines Vaters Alberich und an die Hilfe der Götter; Sidrat aber sprach: „Du täuschest dich selbst, mein geliebter Herr! Frage nur die Stimme deines Herzens, gewiß spricht die ganz anders; sie spricht: ‚Ortnit geht in den Tod.‘ Und denkst du nicht an mich, Ortnit? Sorgest du nicht um mich, die ohne dich sein wird wie eine Blume ohne Wurzeln, ohne Licht? Was soll ich noch leben in diesem

fremden Lande, wenn du nicht mehr da bist, der mir das Land zur Heimat gemacht hat?"

Ortnit kämpfte einen schweren Kampf, schwerer, als er ihn jemals, von tausend Feinden umringt, bestanden hatte. Hier die Stimme der reinsten, treuesten Liebe, dort der strenge Ruf der Pflicht: nicht lange konnte er schwanken.

„Es muß sein, geliebtes Weib, es *muß*, weißt du, was das bedeutet?" sagte er mit unerschütterlichem Entschluß. „Ich gehe in den Kampf und tue, was Ehre und Pflicht mir gebieten! Kehre ich nicht wieder, so lebe wohl und gedenke mein in Liebe, denke aber auch an das Wohl des verwaisten Volkes und reiche dem Helden deine Hand zum neuen Bunde, der als der Tapferste und Stärkste meinen Tod an den Ungetümen rächt! Aber sei vorsichtig, Geliebte! Viel List und Falschheit wohnt in den Herzen der Menschen. Traue nicht eitler Prahlerei, und so einer kommt und sagt: ‚Ich habe die Drachen erschlagen, hier sind die Köpfe'! mißtraue ihm dennoch und sieh erst zu, ob auch die Zungen in den Mäulern sind; denn mir ahnt, *der* wird der Rechte sein, welcher dir die Zungen der Drachen als Pfand seiner Heldentat überreichen kann. Und nun lebe wohl! lebe wohl! und möge dich Gott behüten!"

Gewaltsam riß er sich los, pfiff seinem Bracken, sprang aufs Roß und sprengte von dannen. Nach der paradiesischen Waldwiese nahm er seinen Weg. Alberich erschrak, da er die Absicht des Sohnes hörte, und sprach: „Großer Gefahr gehst du entgegen, mein Sohn Ortnit, und ich vermag dir nicht zu helfen. Gegen Drachen bin ich machtlos, und ich kann dir nur einen Rat geben: hüte dich vor dem *Einschlafen*, sonst bist du verloren!"

So ritt Ortnit fort und ritt unaufhaltsam Tag und Nacht, bis er kam in die Gegend, wo die Ungetüme hausten. In einem lieblichen, stillen Waldtale stieg er vom Rosse, um sich am sprudelnden Wasser einer frischen Quelle zu erquicken. Er war so wegemüde, so schlummermatt und wollte nur ein Weilchen ruhen. Als er aber sein Haupt an den Stamm der Linde lehnte, schlossen sich seine Augen, und er sank in tiefen Schlaf. Neben ihm ruhte sein treuer Hund, und das Roß erging sich im Grase.

Auf einmal hob der Hengst den Kopf; seine Mähne sträubte sich empor; heftig begann er zu zittern, und mit wilder Hast stob er ins Gebüsch hinein. Auch der Hund war, von plötzlichem Schrecken ergriffen, emporgesprungen. Nun heulte er laut, zerrte den schlafenden Herrn am Arm und rannte winselnd hin und her.

Im Dickicht knackten die Zweige; da kroch es heran; zwei große Augen glühten wie feurige Kohlen durchs Gebüsch: König Ortnit schlief — der Feueratem des Drachen streifte sein Angesicht; da regte er sich, aber schon war's zu spät: brüllend stürzte sich das Ungetüm auf ihn, und — er war verloren. —

Der Bracke rannte heulend gen Garden und kratzte am Tore der Burg. „Ortnit ist tot!“ schrie die arme Sidrat und sank ohnmächtig in die Arme der alten Königin. Große Trauer verbreitete sich durch das Land bei der schlimmen Kunde. Das Volk wehklagte um den König und grollte der schönen Sidrat, mit der so schweres Unheil in das Land gekommen war. Still und ergeben trug das arme Weib ihr unsägliches Herzeleid und verlebte in Einsamkeit die Tage ihrer Witwenschaft.

Unordnung und Verwirrung aller Art riß nach Ortnits Tode im Lande ein. Man bestürmte die junge Königin, unter den Edeln des Reiches einen Gemahl zu wählen. Sie aber sprach: „Ich werde nur dem Tapfern die Hand reichen, der den Tod Ortnits an den Drachen rächt.“

Da zog mancher in den Kampf und setzte sein Leben ein, aber erst dem gewaltigen Wolfdietrich gelang es, die Ungetüme zu erschlagen und den hohen Preis zu gewinnen.

1. König Anzius' Tod Hugdietrich

In alten Zeiten herrſchte in Konſtenopel ein König, mit Namen Anzius. Der hatte Macht, Ruhm und Reichtum genug erworben und war nun alt und lebensſatt. Und da er von hinnen ſcheiden wollte, berief er ſeinen treueſten Lehnsmann, den Herzog Berchtung von Meran, an ſein Sterbebett und ſprach zu ihm: „Meine Wallfahrt neigt ſich zu Ende; der matten Hand entſinkt das Schwert; Schild und Speer hängen verroſtet in der Waffenkammer, und vergebens wiehert mein gutes Schlachtroß nach ſeinem Herrn. Ich werde fürder nicht mehr reiten in den Kampf, noch zum Turney oder zur Jagd in das grüne Waldrevier. Doch droben in Walhallas Gefilden — erzählen nicht die Sagen der Väter, daß die Helden dort täglich zum Waffenkampfe reiten und mit Schwert und Speer Sährimnir, den Wildeber, jagen? Ihnen will ich mich zugeſellen und in ihrem Kreiſe mit Wodan,

dem Vater der Götter und Menschen, zu Tische sitzen. — Dir, mein getreuer Berchtung, befehle ich mein Reich und meinen geliebten Sohn Hugdietrich. Er ist noch jung an Jahren, — so sei du denn sein Hüter und Berater, sein Lehrer und Vater in guten und bösen Tagen. Ermahne ihn unablässig, die Götter zu ehren, der heimgegangenen Väter in Liebe zu gedenken, sein Reich zu mehren und die Wohlfahrt seines Volkes nach Kräften zu fördern. Und wenn die Zeit gekommen sein wird, so gehe hin und suche ihm eine königliche Jungfrau zur Gemahlin, die den Thron ziere und durch Schönheit, Huld und Güte ihn und sein Volk beglücke. Gelobe mir solches, Meister Berchtung, damit ich in Frieden von hinnen fahren kann."

Der Ritter tat das Gelübde, und König Anzius starb und ward von seinem Sohne und dem ganzen Volke beklagt und lange Zeit betrauert. —

Den Thron des großen Reiches bestieg nun Hugdietrich, der junge Recke. Er war fein von Gestalt, und sein Antlitz war weiß und rot wie eines Mägdleins Angesicht. Wohl trug er ritterlichen Sinn und liebte der Waffen Geklirr und das Gewieher mutiger Rosse, nicht minder aber liebte er Gesang und Saitenspiel und fröhlichen Scherz und Reigen.

Nachdem ein Jahr seit dem Tode seines Vaters vergangen war, sprach Hugdietrich zu seinem getreuen Freunde Berchtung: „Ich bin nun alt genug, mich nach einer Gemahlin umzuschauen: wo blüht die Königstochter, welche vor allen würdig ist, den Thron dieses Reiches mit mir zu teilen?"

Darauf antwortete der vielgewanderte Meister: „Die schönste aller Königstöchter ist Hildburg in Salneck."

„König Walgunds Tochter?" forschte Hugdietrich.

„Ja."

„So fahre ich gen Salneck und werbe um die Jungfrau," sagte entschlossen der junge König.

„Sie wohnt in einem festen Turm und wird so sorglich behütet, daß kein Fremder sie zu sehen hoffen darf," entgegnete der Herzog.

„So will ich der erste Fremde sein, der sie sieht!" rief Hugdietrich heitern Sinnes. „Mit List oder Gewalt will ich in den Turm dringen und um Schön-Hildburg werben."

„Soll es denn sein, so rate ich zur List," versetzte Meister Berchtung. „Mit Gewalt wird der Eintritt in den Turm kaum zu erzwingen sein."

„Meine Mutter hat mir oft gesagt, ich könnte wohl für ein Mägdlein gelten," sagte der König lachend. „Wie wär's, wenn ich mich nun verkleidete und mich als Schwester Hugdietrichs am Hofe zu Salneck einführte?"

Da lachte auch Meister Berchtung, daß die Halle erscholl.

„Sogleich will ich Frauengewänder anlegen, und du magst urteilen, ob ich als Jungfrau nach Salneck ziehen kann oder nicht," sagte der König

heiter und verließ die Halle. Nach einer Weile trat ein zierliches Mädchen herein und verneigte sich sittsam vor dem verblüfften Ritter.

„Fürwahr! ein feines Jungfräulein!" rief der Herzog belustigt. „Wohlan, versucht es doch und schreitet durch die Reihen des Hofgesindes und vorüber an den Recken; ich glaube, Ihr werdet die Probe bestehen."

Der König tat also, und obwohl aller Augen forschend auf ihn gerichtet waren, erkannte ihn doch niemand. — Des lachten die beiden Vertrauten, und Hugdietrich sprach: „Du siehst, ich mag getrosten Mutes als Jungfrau gen Salneck fahren und Schön-Hildburg in ihrem Turm besuchen. Heißt sie Hildburg, so nenne ich mich Hildegunde und bin meine eigene Schwester, die aus dem Lande entwich, weil Hugdietrich sie einem ungeliebten Manne vermählen wollte. Was sagt zu diesem Märlein mein kluger Meister Berchtung?"

„Es ist gut erfunden," erwiderte lachend der Herzog.

„Nun muß ich fein nähen und spinnen, stricken und sticken lernen, damit ich mir die Huld der Königin und Zutritt zu ihrer Tochter gewinne," sagte Hugdietrich. „Auf! mein Meister! schau dich nach einer Lehrerin um, die sich auf solche Künste trefflich versteht." —

Von nun an saß der junge König oft am Stickrahmen und lernte aus Gold und Seide so kunstvolles Gebild wirken, daß Meister Berchtung sich darob verwunderte.

„Wahrlich!" rief in gerechtem Staunen der Recke, „Ihr seid eine große Künstlerin und werdet alle Frauen am Hofe zu Salneck durch die köstlichen Gebilde Eurer Hände entzücken."

„So laß uns ohne Verzug zur Fahrt rüsten!" rief Hugdietrich. „Fünfzig Ritter mit vierhundert Knappen und sechsunddreißig Mägdlein sollen mich begleiten; so ziemt es sich für die Schwester des Königs von Konstenopel. Finde ich am Hofe zu Salneck gastliche Aufnahme, so sende ich meine Gefolgschaft sogleich heim, du aber kommst nach einem Jahre als Bote Hugdietrichs gen Salneck, um Hildegunde wieder dem versöhnten Bruder zuzuführen."

„Alles wohl ersonnen," lächelte der Herzog. „Ich eile, die Gefolgschaft auszurüsten!" —

---

2. Die Jungfrau Hildegunde (Hugdietrich)

Auf dem Plane vor der Königsburg zu Salneck hielt eine Jungfrau mit stattlichem Gefolge. Und sie ließ ein prachtvolles Zelt errichten, das von vergoldeten Säulen getragen wurde, und mit der Krone auf dem Haupte setzte sie sich vor dem Zelte auf einen goldenen Sessel. Viele Menschen strömten herbei, die stolze Fremde zu begaffen, und auch der König Walgund schaute mit seiner Gemahlin auf sie hernieder und wunderte sich nicht wenig des seltsamen Aufzuges. Und er sandte den Ritter Her-

degen als Boten zu ihr und ließ sie um Namen, Stand und Heimat befragen.

„Ich bin Hildegunde, die Schwester des Königs Hugdietrich von Konstenopel und suche Gastfreundschaft bei deinem Herrn," antwortete Hugdietrich mit mädchenhafter Stimme.

Mit dieser Botschaft kehrte der Ritter zurück in die Burg, und alsbald erschien König Walgund selbst, die vornehme Fremde zu begrüßen.

Hildegunde ließ sich vor dem Herrscher auf ein Knie nieder und sprach: „Mein Bruder Hugdietrich wollte mich einem ungeliebten Manne vermählen; darum bin ich aus der Heimat entwichen und bitte den hochherzigen Beherrscher dieses Landes um Obdach und Schutz."

Der König hob sie empor und erwiderte huldvoll: „Seid mir willkommen, schöne Hildegunde! Mein Haus steht Euch offen, und auch für Euer Gefolge ist gute Herberge vorhanden."

„Habet Dank, edler Herr!" antwortete Hugdietrich. „Doch nur für mich allein suche ich gastliche Herberge; meine Begleiter kehren wieder zurück in die Heimat."

„So sollen sie doch nicht ohne Bewirtung von hinnen ziehen," sagte der König und führte Hildegunde mit dem ganzen Gefolge in die Burg.

Die Königin Liebgart kam ihr freundlich entgegen, und da sie ihre Geschichte hörte, sprach sie ihr Trost zu und nahm sie in ihren mütterlichen Schutz.

Nach längerer Rast beurlaubte sich das Gefolge und zog von dannen, während Hugdietrich am Hofe zu Salneck blieb und sich durch freundliches, sittsames Wesen rasch aller Herzen gewann. Täglich saß er nun bei der Königin in der Kemenate und fertigte gar herrliche Gebilde aus Gold und Seide. Einen Teppich wirkte er, der von allen wie ein Wunder angestaunt wurde. Auf demselben sah man auf Seide gestickt Singvögel im Laube, Adler und Greife mit ausgebreiteten Schwingen, einen Falken, der eine Schar Vögel verfolgte, Lindwürmer und Löwen im Kampfe, von Hunden verfolgte Wildeber, Hirsche, Füchse und Hasen auf der Flucht und im Grase äsend und spielend — alles wie lebend, anzuschauen wie ein schönes Gemälde.

Für den König wirkte er eine kostbare Mütze, und daran fand der Herrscher ein solches Wohlgefallen, daß er zu Hugdietrich freundlich sagte: „Nun erbittet Euch eine Gnade, schöne Hildegunde! Alles, was Euer Herz begehrt, sei Euch gewährt."

Da antwortete Hugdietrich: „So bitte ich um die Huld, Eure Tochter Hildburg schauen zu dürfen."

„Das soll geschehen," antwortete der König und bat Frau Liebgart, Hildburg aus dem Turme in den Palast holen zu lassen.

Die Jungfrau erschien. Hugdietrich blickte ihr mit strahlenden Augen entgegen, denn sie war sehr schön. Und sie saßen nebeneinander nieder, be-

trachteten die Teppiche und Tücher, welche Hugdietrich gestickt hatte, und wurden bald so vertraut wie zwei Schwestern. Bei Tische reichte Hugdietrich seiner Nachbarin die Speisen und schenkte ihr den Wein ein, und das geschah mit so feinem Anstande, daß die Königin wohlgefällig nickte und ihrer Tochter zuflüsterte: „Du kannst Zucht von ihr lernen; sie tut dir's weit zuvor."

Mit jedem Tage gewannen sich die beiden lieber, und als nun Hildburg in den Turm zurückkehren sollte, bat sie ihre Eltern, Hildegunde als Gespielin und Lehrerin mit ihr gehen zu lassen.

Das wurde gern gewährt, und der König versprach der Fremden reichen Lohn für alles, was sie ihrer Tochter Gutes erweisen würde.

„Des Lohnes kann ich entraten," erwiderte darauf Hugdietrich. „Die Huld Eurer Tochter ist mein schönster Lohn; denn ich liebe die schöne Hildburg und möchte sie wohl dereinst mit mir gen Konstenopel führen."

„Das geht nicht an," sagte der König; „mein Kind darf nimmer aus dem Lande ziehen." —

3. Hugdietrich und Hildburg

Wie gute Freundinnen lebten nun die zwei auf dem Turme und waren fröhlich und glücklich miteinander. Hildburg lernte wirken und sticken und zeigte sich so geschickt, daß ihre Mutter, die ab und zu in den Turm kam, sich ihrer Fortschritte freute und der Lehrmeisterin von Herzen Dank sagte. Auch König Walgund pries es als ein Glück für seine Tochter, daß Hildegunde ins Land gekommen, und wünschte, sie noch recht lange in Salneck zu behalten.

Gleichen Wunsch hegte auch Hildburg in ihrem Herzen, und oft sagte sie zu der Freundin: „Wie ist mir, seit ich dich bei mir habe, der Turm so lieb geworden! O, daß du immer bei mir bliebest, meine Schwester!"

„Du hast mich lieb, Hildburg?"

„Über alles!"

„Auch, wenn ich dir sagte, daß ich nicht Hugdietrichs Schwester, sondern der König Hugdietrich selbst wäre?"

„Wie magst du nur also scherzen, liebste Freundin!" rief Hildburg lachend.

„Ich scherze nicht!" erwiderte Hugdietrich ernst.

„Wie?"

„Nein, ich scherze nicht," wiederholte er mit Nachdruck; „vor dir steht wahrhaftig der König Hugdietrich von Konstenopel!"

Da erblich die Königstochter und trat weit von ihm zurück.

Mit sanften, liebreichen Worten suchte Hugdietrich die Erschrockene zu beruhigen und offenbarte ihr, was ihn bewogen habe, ein solches Abenteuer zu unternehmen.

„Liebst du mich auch jetzt noch, Hildburg?“ fragte er die Zitternde.

„Ja, ich liebe dich,“ antwortete sie, „aber wir sind in großer Gefahr. Erfährt mein Vater die Wahrheit, so bist du des Todes.“

„Er wird es nicht erfahren; niemand weiß es, als wir beiden. Laß mich auch fürder als Hildegunde bei dir wohnen, bis Herzog Berchtung kommt, mich auf Hugdietrichs Geheiß zurückzuführen in mein Vaterland. Dann kehre ich mit einer Reckenschar wieder, werbe um dich bei deinem Vater und führe dich als mein geliebtes Gemahl gen Konstenopel.“

„Umsonst, umsonst,“ erwiderte Hildburg niedergeschlagen. „Mein Vater will mich nimmer einem Manne vermählen.“

„So sei mein ohne sein Wissen und Wollen!“

„Uns blüht dafür der Tod!“ sagte Hildburg angstbleich.

„Ich schütze dich,“ beruhigte Hugdietrich sie, und sie ließ es endlich geschehen, daß er bei ihr in dem Turme blieb. —

Sechs Monde lebten nun die beiden in ihrer Verborgenheit, und es deuchte ihnen, als wären es nur sechs Tage, so rasch verging ihnen in ihrem Glücke die Zeit.

Eines Tages vernahmen sie draußen Trompetengeschmetter, und da sie zum Fenster hinausschauten, erblickten sie eine fremde Reckenschar auf dem Anger vor der Königsburg.

„Das ist Herzog Berchtung!“ rief Hugdietrich. „Nun ist die Scheidestunde gekommen, geliebte Hildburg!“

Da weinte die Königstochter bitterlich und wollte ihn nicht ziehen lassen. Er aber tröstete sie und sprach: „Ich kehre bald wieder, und bis dahin befehle ich dich der Hut und Fürsorge des obersten Turmwächters, dem ich unser Geheimnis entdecken will, denn er ist ein treuer Mann.“

„Ja, er ist treu,“ bestätigte Hildburg.

Mit Staunen und Schrecken vernahm der Turmwart die schier unglaubliche Kunde. Er zitterte vor Furcht; aber Hugdietrich wußte ihn zu beruhigen, und durch einen Eid bekräftigte er, das Geheimnis zu bewahren und in jeder Not und Gefahr der Herrin treu zur Seite zu stehen.

Nun tauschten Hugdietrich und Hildburg die Ringe und gelobten einander Liebe und Treue bis in den Tod, und als der Bote des Königs erschien, trennten sie sich mit großem Herzeleide.

Bald sah Hildburg aus dem Fenster des Turmes den Geliebten von dannen ziehen, und sie weinte darob bittere Tränen.

„Traure nicht!“ sagte Hugdietrich, indem er nach dem Turme zurückschaute. „Ich kehre zurück und führe dich als mein trautes Gemahl in mein Reich.“

4. Hildburg in Not und Glück

„Ich kehre wieder," hatte der scheidende Hugdietrich gesagt; aber viele Monde vergingen, und er kam nicht. Da geriet Hildburg in große Not, denn ihr ward ein Knäblein geschenkt, und das durften ihre Eltern doch nimmer erfahren.

Der getreue Turmwächter nahm sich fürsorglich seiner jungen Herrin an; er führte ihr eine Wärterin zu und hatte wohl acht, daß es ihr und ihrem Kindlein weder an Pflege, noch an Speise und Trank gebrach.

Es traf sich gut, daß der König und Frau Liebgart um diese Zeit von Salneck abwesend waren; so hatte es in den ersten Wochen keine Gefahr; Hildburg freute sich des fröhlich gedeihenden Knaben und hoffte, sein Vater Hugdietrich werde bald kommen und aller Angst und Not ein Ende machen. Hugdietrich aber kam nicht; wohl aber kehrten König Walgund und Frau Liebgart zurück, und alsbald kam es der Königin in den Sinn, ihre Tochter auf dem Turme zu besuchen. Da war die Not groß.

„Wo sollen wir den Knaben verbergen?" fragten einander ratlos die Frauen.

„Er muß fort aus dem Turm," sagte der Wächter und holte geschwind einen Korb herbei.

„Was soll der Korb?" fragte Hildburg erbleichend.

„Geschwind das Kind hinein, schon nahet die Königin dem Turme!" rief dringend der Wächter.

Unter Liebkosungen und Tränen bettete Hildburg den Knaben in den Korb, und an einem Seile ließ der Wächter ihn vom Turme in den mit Gebüsch umwucherten trockenen Burggraben hinab. —

Kaum war das geschehen, als die Königin hereintrat und mit lebhafter Freude ihre Tochter begrüßte. Lange verweilte Frau Liebgart im Turme. Sie war in Sorge um Hildburg, die so bleich aussah und wie im Fieber zitterte.

„O Mutter," sagte Hildburg, bebend vor Unruhe, „ich war krank und bedarf der Ruhe; verlaß mich nun, ich will schlafen!"

Derweil war aus dem Walde ein Wolf gekommen; der fand das Kindlein im Turmgebüsch, und er nahm es ins Maul und lief damit in den Wald, um es seinen Jungen zum Fraße zu bringen. Die jungen Wölfe aber hatten Nahrung die Fülle; sie verschonten den Knaben, sprangen fröhlich um ihn herum und wollten mit ihm spielen. — —

Zur selben Zeit jagte im Walde König Walgund mit seinen Freunden. Und er stieß auf einen Wolf und sprengte über Stock und Stein hinter ihm her. Da kam er an das Wolfsnest und sah mit Staunen, wie mitten unter den jungen Tieren ein Kindlein saß. Der alte

Wolf wurde von dem Speere des Königs glücklich erlegt, die Jungen fielen den Treibern zur Beute, den Knaben aber ließ sich der König aufs Roß reichen, und er fand Wohlgefallen an dem feinen Kinde, hüllte es in seinen Mantel und führte es als kostbare Jagdbeute nach seiner Burg.

Heiter lächelnd trat er mit seinem Schatze in die Kemenate der Königin und sprach: „Nun rate, was ich heute im Walde erbeutet habe! Es ist lebendig — siehst du, es regt sich im Mantel! Wahrlich, Frau Königin, es ist kostbarer als der ganze, weite Wald mit allem, was darin kreucht und fleugt."

„Woh! gar ein Elfenkind?" lächelte Frau Liebgart belustigt.

„Nein, ein Menschenkindlein!" antwortete der König. „Nun schau doch den lieblichen Knaben!"

„Wie hübsch!" rief Frau Liebgart und schlug verwundert in die Hände. „Welch ein feiner Knabe! Und den hast du im Walde erjagt?"

„Mitten unter wilden Wölfen! Vielleicht ist er gar selbst ein Wolf oder wird noch einer werden; darum soll er auch Wolfdietrich heißen."

Die Königin liebkoste den Knaben, und da sie ihn näher betrachtete, fand sie ein rotes Kreuzchen zwischen seinen Schultern, sonst war er ganz ohne Fehl und Makel. „Wem mag nur der kleine Schelm angehören?" fragte sie. „Sprich, Wolfdietrich: wer sind deine Eltern? Wie bist du unter die Wölfe geraten? — Gewiß ist er edlem Stamme entsprossen."

„Ohne Zweifel," entgegnete der König. „Und nun ist er mein Sohn und soll in königlicher Zucht aufwachsen. Mir wird es warm im Herzen, wenn ich das Kind anschaue; es zieht mich eine innige Neigung zu ihm, als wäre es mir verwandt. Und sein Blick gemahnt mich an jemand, den ich lieb habe, ich weiß nur nicht, an wen."

Frau Liebgart schaute dem Knaben lange in die Augen und sagte: „Er erinnert mich an unsere Tochter Hildburg, da sie ein solches Kindlein war."

„An Hildburg?" erwiderte kopfschüttelnd der König. „Nein, nein; doch halt! nun hab' ich's: An die schöne Hildegunde von Konstenopel gemahnt sein Blick, sein Angesicht. He, Wolfdietrich! heißt deine Mutter Hildegunde?" —

Während solches in der Burg vorging, weinte drüben in dem Turm die Mutter des Knaben heiße Tränen. Das Kind war verschwunden, und alle Nachforschungen des Wächters waren umsonst.

„Ein wildes Tier hat ihn gefressen," jammerte Hildburg; „nun wehe uns, daß wir Hugdietrichs Sohn so schlecht behütet haben!"

Bald darauf kam Frau Liebgart in den Turm, ihre Tochter zu schauen. Sie fand sie verhärmt und ganz gebeugt, und um die Leidende aufzuheitern, erzählte sie ihr von dem schönen Knaben, den der König im Walde gefunden.

Zitternd vor Furcht und Hoffnung, bat Hildburg: „Ach, liebe Mutter, wolltet Ihr nicht das Kindlein zu mir bringen, daß auch ich mich seines Anblicks freue?"

„Gewiß, meine Tochter, das soll sogleich geschehen," antwortete Frau Liebgart und ging hin, den Knaben zu holen.

Hildburg konnte die Zeit nicht erwarten, bis ihre Mutter zurückkehrte, und da sie sie endlich mit dem Kinde im Arm von der Burg daherkommen sah, hätte sie zum Fenster hinausspringen mögen, um ihr entgegenzueilen.

„Schau ihn an, den kleinen Wolf — ist er nicht fein?" sagte die Königin und reichte ihrer Tochter den Knaben.

Hastig nahm Hildburg das Kind an sich, blickte ihm forschend ins Angesicht, enthüllte seine Schultern, und da sie das Kreuzchen sah, stieß sie einen Jubelschrei aus und küßte den Knaben unter Lachen und Weinen.

Verwundert sah Frau Liebgart das seltsame Gebaren ihrer Tochter, und da diese nicht abließ, das Kind unter Tränen zu herzen, fragte sie befremdet: „Wie kommt's, daß der Anblick des Knaben dich so aufregt, meine Tochter? Was bedeuten diese Tränen sprachloser Wonne? Du bist krank, mein Kind, und bedarfst der Ruhe — so gib ihn her, den kleinen Wolf, daß ich ihn dem Könige bringe! Er ist sein Liebling und hat sich auch mein Herz erobert."

Hildburg aber schloß den Knaben noch inniger in die Arme und rief: „O, laß ihn mir, meine Mutter, laß ihn mir, es ist mein Sohn!"

„Dein Sohn?" rief die Königin erschrocken. „Du redest irre, meine Tochter."

„O nein, nein, liebste Mutter, es ist wahrhaftig mein Kind!" beteuerte Hildburg. „Höret mich an, und Ihr werdet meinen Worten glauben!"

Und nun offenbarte sie ihrer Mutter alles und bat um Vergebung und Gnade.

Frau Liebgart saß lange sprachlos da; sie war wie versteinert und konnte das Unerhörte nicht fassen.

„O, vergib mir um des Kindes willen!" flüsterte Hildburg zitternd.

„Es ist unerhört!" murmelte die Königin. Und sie stand auf und wandelte in tiefem Sinnen im Gemach auf und nieder. Endlich blieb sie vor ihrer weinenden Tochter stehen und sprach: „Glaubst du, daß Hugdietrich zurückkehren und um dich werben wird?"

„Ja, ich glaube und weiß es gewiß!" antwortete Hildburg mit fester Zuversicht.

„Warum verzieht er denn nur so lange?" fragte zweifelnd die Königin.

„Ach! er ist wohl im Kriege — mögen die guten Götter ihn beschirmen!" sagte Hildburg.

Frau Liebgart nickte und sprach: „Wir müssen uns nun zu schicken suchen und geduldig seiner Ankunft harren. Ich will mit deinem Vater reden; er hat den Knaben lieb, und so hoffe ich, daß er auch dir und jenem königlichen Abenteurer vergeben wird. Gib her das Kind! Du sollst es nun jeden Tag einmal sehen, damit dein Herz Ruhe habe."

Wolfdietrich wird bei den Wölfen gefunden

Sie kehrte mit dem Knaben in die Burg zurück und sann nun unablässig, wie sie die unerhörte Geschichte dem Könige in mildem Lichte darstellen könnte.

Und eines Tages, da Herr Walgund freundlich und guter Dinge war, sprach sie zu ihm: „Lange beunruhigt mich eine Sache, die recht beklagenswert, aber nicht mehr zu ändern ist, wie soll man sich in einer solchen Lage klüglich verhalten?"

„Was nicht mehr zu ändern ist, das soll man, auch wenn es ein Übel ist, ruhig hinnehmen wie die Unbilden des Winters oder Krankheit, Teuerung und Kriegsnot," antwortete der König.

„Auch wenn es einen Schatten auf den blanken Schild unserer Ehre wirft?"

„Auch dann, sofern dieser Schatten nicht mehr zu bannen ist."

Da faßte die Königin sich ein Herz und erzählte ihrem Gemahl die schier unglaubliche Geschichte.

In düsterm Unwillen ging der König umher und genoß des Tages weder Speise noch Trank. Allmählich aber schwand der bittere Verdruß aus seiner Seele, und da er nach drei Tagen des Zornes den kleinen Wolfdietrich sah, ging ein Lächeln gleich einem freundlichen Sonnenstrahl über sein Antlitz; er strich dem Knaben über das braune Haar und gab Befehl, Hildburg in die Burg zu holen.

In demselben Augenblick erscholl Trompetengeschmetter vor den Toren der Burg. Eine Reiterschar in glänzender Ausrüstung hielt draußen. Die bunten Fähnlein flatterten in den spielenden blauen Sommerlüften, und auf Brünnen und Schilden zuckten die goldenen Pfeile der Sonne. Der Führer der Truppe war ein stolzer junger Recke mit Goldhelm und silberglänzender Rüstung. Neben ihm hielt ein kraftvoller Ritter mit langem, braunem Barte, und als König Walgund diesen erblickte, sprach er zu seiner Gemahlin: „Täuscht mich mein Auge nicht, so ist das Meister Berchtung von Meran, Hugdietrichs getreuer Lehnsmann."

„Dann ist der junge Recke zu seiner Rechten Hugdietrich selbst," entgegnete freudig Frau Liebgart.

Vom Turme kam Hildburg über den Anger daher, und als der königliche Recke sie erblickte, sprang er vom Rosse, eilte ihr entgegen, schloß sie in seine Arme und küßte sie.

Darauf winkte er dem braunbärtigen Genossen, und beide begleiteten Hildburg in die Burg.

„Sieh da! Jungfrau Hildegunde von Konstenopel!" rief König Walgund ihnen entgegen. „Seit wann ist es Brauch, daß Mägdlein in Eisengewändern einhergehen?"

„Seit Walküren über Bifröst von Walhall gen Midgard reiten," antwortete behend Hugdietrich.

König Walgund nickte und sprach: „Der Recke Hugdietrich gefällt meinen

Augen nicht minder als vordem die holdselige Jungfrau Hildegunde; so heiße ich ihn denn herzlich willkommen und mit ihm Herrn Berchtung und die andern Ritter."

Hugdietrich verneigte sich und sprach: „Habet Dank für den Gruß, Herr König! Gekommen bin ich, Euch um mein Weib und mein Kindlein zu bitten — verweigert mir nun nicht länger die Meinen!"

„Man hole den kleinen Wolf!" gebot der König.

Da küßte Hildburg ihrem Vater die Hand und fiel laut aufschluchzend ihrer Mutter um den Hals. Und als die Dienerin mit dem Kinde erschien, eilte sie ihr entgegen, nahm den Knaben auf ihre Arme und trug ihn freudestrahlend zu Hugdietrich.

„Mein Wolf!" jauchzte dieser, hielt den lachenden Knaben hoch empor und sprach: „Als junger Nestling bist du unter die Wölfe geraten — das deutet auf heiße Kämpfe mit grimmen Recken. Möge dein Arm so stark werden, daß alle deine Feinde bezwungen dir zu Füßen sinken und der Name Wolfdietrich ein Schrecken deiner Widersacher werde!"

In großer Pracht ward nun in der Königsburg Salneck die Hochzeit gefeiert; darauf nahm Hugdietrich mit den Seinen Urlaub und zog in Lust und Freude gen Konstenopel.

Wolfdietrich

1. Die feindlichen Brüder

Hugdietrich und Hildburg erhielten noch zwei Söhne, die Boge und Wachsmut genannt wurden. Mit dem jungen Wolfdietrich erwuchsen sie unter den Augen ihrer Eltern zu blühenden Jünglingen, welche dermaleinst wackere Recken zu werden versprachen. Der Stolz des Vaters und der Mutter Liebling aber war Wolfdietrich, und darum haßten ihn die jüngeren Brüder.

Auf einem Kriegszuge wider die Feinde des Reiches fand Hugdietrich seinen Tod, und groß war die Trauer des Volkes um den edlen Fürsten. Am tiefsten beklagten ihn Frau Hildburg und ihre Söhne, und dem getreuen Herzoge Berchtung allein gelang es, sie in ihrem großen Herzeleide zu trösten.

Nach dem letzten Willen Hugdietrichs sollte Frau Hildburg so lange das Land regieren, bis Wolfdietrich zum Manne erwachsen sein würde, dann sollte dieser auf dem Throne seiner Väter herrschen, während Boge und Wachsmut in seinem Lehen als Fürsten im Lande walteten. Damit aber Wolfdietrich an Rittertugenden vor allen Recken hervorstrahlte wie der Mond vor den kleinern Gestirnen des Himmels, sollte er zu Meran unter Meister Berchtungs Augen aufwachsen, bis die Zeit seiner Herrschaft gekommen.

Und wie es der sterbende König bestimmt, so geschah es: Wolfdietrich zog mit dem Herzoge gen Meran; seine Mutter Hildburg mit ihren Söhnen Boge und Wachsmut aber verblieb in Konstenopel und beherrschte als Königin das Reich.

Und es sprachen die beiden jüngern Brüder oft zueinander: „Möchte doch Wolfdietrich für immer in Meran bleiben und uns die Herrschaft in Konstenopel überlassen!“

Solche Reden verwies ihnen die Mutter mit Strenge, allein es fanden sich falsche Ratgeber, die die Brüder antrieben, mit Gewalt sich der Herrschaft zu bemächtigen.

„Wolfdietrich,“ sagten diese, „ist wohl gar nicht Hugdietrichs Sohn. Man fand ihn unter Wölfen im Walde, und einem Findling gebührt mit nichten die Krone von Konstenopel.“

Das war Musik für die Ohren der beiden Brüder, und im geheimen ließen sie überall im Lande die falsche Mär verbreiten: Wolfdietrich sei nicht des Königs Sohn; nur sie, Boge und Wachsmut, seien die echten Königskinder, und darum gebühre auch ihnen Thron und Reich.

Viele glaubten das Märlein, und die andern wurden durch das Versprechen reicher Belohnung gewonnen — so stahlen Boge und Wachsmut ihrem Bruder Wolfdietrich die Herzen des Volkes. Und da die Zahl ihrer Anhänger groß genug war, sandten sie Herolde in alle Grenzen des Landes und ließen vor dem Volke ausrufen: „Wolfdietrich ist ein Findling und hat kein Recht auf die Krone des Reiches; Boge und Wachsmut sind die Könige von Konstenopel."

Das Volk fiel den falschen Brüdern zu, und sie achteten nicht der Bitten ihrer Mutter, sondern rissen die Herrschaft an sich. Frau Hildburg flüchtete gen Meran und meldete die Schreckenskunde ihrem Sohne Wolfdietrich und dem getreuen Herzoge Berchtung.

Da holte der hochgemute Meister das Schwert Hugdietrichs herbei, reichte es seinem jungen Herrn und sprach: „Nehmt hin das Schwert Eures Vaters und rüstet Euch zum Streite! Sechzehn waffenfähige Söhne habe ich, und fünfhundert kühne Recken gehorchen meinem Winke — sogleich sollen sie sich wappnen, und dann auf! gen Konstenopel!"

Als sie Urlaub nahmen, um von dannen zu fahren, sprach Frau Hildburg: „Eure Sache ist gerecht, und mögen die Götter euch den Sieg verleihen! Aber ich bitte: schonet das Leben meiner irregeleiteten Söhne Boge und Wachsmut!"

Sie fuhren hindann und gelangten ohne Schwertstreich in den großen Wald von Konstenopel. Dort wurde gerastet, und die Führer versammelten sich um Wolfdietrich zum Rate.

Und es ward beschlossen, daß der König und Meister Berchtung selbander zur Burg reiten und zuvörderst in Güte mit den Brüdern verhandeln sollten.

„Vernehmt ihr aber den Schall meines Heerhorns," sagte der Herzog beim Abschiede zu den Recken, „so säumet hier nicht länger, sondern kommt wie der Sturmwind zur Burg gefahren, denn dann hat es Gefahr."

Wolfdietrich und Berchtung sprengten durch das Tor der Burg, sprangen von den Rossen und stiegen sonder Furcht die Stufen zu der Königshalle empor. Sie forderten eine Unterredung mit Boge und Wachsmut, und nach langem Harren traten endlich inmitten einer gewappneten Reckenschar die falschen Brüder in den Saal.

„Seid ihr gekommen, uns den Eid der Treue zu schwören?" fragte nach kalter Begrüßung Boge die beiden.

„Wir sind gekommen, Rechenschaft von euch zu fordern," antwortete Wolfdietrich mit zornblitzenden Augen. „Ich bin hier Herr und Gebieter, ihr aber seid Rebellen, die Gesetz und Recht mit Füßen getreten haben."

„Prahlerischer Findling!“ rief höhnend Boge. „Was hindert uns, dich samt deinem Gesellen in den Turm zu werfen, wo euch Zeit eures Lebens weder Sonne noch Mond bescheint!“

„Das hindere ich!“ versetzte Meister Berchtung und stieß seinen Schild auf den Estrich, daß die Halle erdröhnte.

„Ha! alter Ziegenbart!“ rief Boge; „du sollst zuerst gerupft werden! Herbei, ihr Schergen! ergreift den Verräter!“

Da traten die gewaffneten Knechte vor, um sich auf den Herzog zu stürzen; Wolfdietrich aber sprang ihnen mit erhobenem Schwerte entgegen und donnerte sie an: „Zurück, ihr feilen Schergen! Wer meinen Meister anrührt, der wird niedergehauen!“

Entsetzt wichen sie zurück; Herzog Berchtung aber sprang an das offene Fenster, erhob das Heerhorn und blies, daß der Ton mit Macht durch die Lüfte gellte.

„Fangt den Wolf! schlagt ihn zu Boden!“ hetzten Boge und Wachsmut, und mehr als hundert Schwerter erhoben sich drohend wider Wolfdietrich.

Mit starker Hand aber schlug er die vordersten zu Boden, und da Meister Berchtung zornschnaubend ihm zu Hilfe kam, wichen Boge und Wachsmut aus der Halle, und die ganze Schar der Recken und Knechte folgte unter heißem Kampfe den Königen. Unversehrt gelangten Wolfdietrich und Meister Berchtung in den Hof, und mit scharfen Schwerthieben brachen sie sich Bahn bis auf den freien Plan vor dem Tore. Dort wurden sie von allen Seiten angegriffen; aber es gelang ihnen, sich ihrer Rosse zu bemächtigen, und sie spornten die feurigen Tiere zu wilden Sprüngen und schlugen breite Gassen durch den rings um sie her starrenden Wald von Schwertern und Speeren. Durchbrechen aber konnten sie den Eisenwald nicht, denn immer neue Scharen kamen herangesprengt, den Ring zu verstärken. In der höchsten Not stieß Meister Berchtung noch einmal ins Horn, und der Schall war so gewaltig, daß die Rosse der Feinde sich bäumten und mancher Reiter kopfüber in die Schwerter seiner Freunde stürzte. Das schuf eine Verwirrung im feindlichen Heere, und die beiden Helden konnten ein wenig verschnaufen.

Und siehe! vom Walde her kamen im Sturme Herzog Berchtungs Söhne mit den fünfhundert Recken dahergesprengt! Schier zermalmend war der Zusammenstoß mit dem Feinde, und ein grauser Knäuel von Rossen und Reitern wälzte sich blutend im Sande. Gleich im ersten Anprall sanken mit vielen tapfern Genossen zwei Söhne Herzog Berchtungs in den Tod. Der Meister sah sie fallen, und obwohl ihm das Herz in heißem Schmerz erbebte, blickte er doch mit lachenden Augen auf seinen Herrn, damit dieser den Verlust nicht merke.

Stundenlang wogte das Kampfgetümmel auf und nieder wie das Meer im Sturme. Die Überzahl der Feinde war zu groß, und immer neue Scharen sandten Boge und Wachsmut auf den Plan. Da wurden trotz der helden-

mütigsten Tapferkeit alle Recken Wolfdietrichs bis auf den letzten Mann erschlagen, und der Söhne des Herzogs fielen noch vier, und jedesmal, wenn einer die Todeswunde empfing, blickte der treue Mann auf seinen Herrn mit lachenden Augen.

Verloren schien das kleine Häuflein. Nur zwölf Kämpfer standen Schild an Schild, und auf einen Wink des Herzogs ordneten sie sich blitzgeschwind zu einem Keil und suchten die Reihen des Feindes zu durchbrechen. Es gelang, doch wurde im Kampfgetümmel Wolfdietrich von den andern getrennt, und während die elf Getreuen sich vor den Verfolgern in den Wald retteten, sprengte er, von Boge und Wachsmut samt tausend Recken verfolgt, quer über das Blachfeld gen Osten, und in der Not achtete er es nicht, daß er sich meilenweit von seinen Gefährten entfernte.

Die hereinbrechende Nacht setzte endlich der Verfolgung ein Ziel; doch gönnte Wolfdietrich sich keine Rast, sondern trabte fort durch Busch und Heide, bis der Morgen graute. Von einem Hügel schaute er nach allen Seiten um, und da er im weiten Umkreise keine Waffe blinken sah, ritt er in ein Gebüsch, wo ein Quell rieselte, entzäumte sein müdes Roß, trank des frisch sprudelnden Wassers, löste Helm und Brünne und legte sich im Gebüsch zum Schlafe nieder.

Als der Held erwachte, sah er, wie über seinem Haupte goldene Sonnenstrahlen im Laube spielten, und hörte der Amsel melodischen Gesang und das herzerquickende Geplätscher der rieselnden Quelle. Das alles nahm seine Sinne mit so zauberischer Gewalt gefangen, daß er lange mit offenen Augen weiterträumte. Die süße Lust der Kinderspiele in seines Vaters Burg erwachte in seinem Herzen; er hörte das heitere Lachen seiner Brüder, hörte die liebreiche Stimme der Mutter und des ritterlich kühnen Vaters volltönende Sprache; die Pfeile schwirrten durch die Luft, prallten gegen den Baum, und ein Blütenregen wirbelte von den Zweigen auf die Köpfe der kleinen Schützen — o süße Lust der Kinderzeit! —

Rossegewieher schreckte den Träumer empor. Sein Hengst, der in der Nähe geweidet hatte, reckte den Kopf in die Luft und blickte erwartungsvoll in die Ferne.

„Es nahen Reiter," sagte Wolfdietrich; „sind es Freunde oder Feinde?"

Von dem Hügel aus sah er einen Trupp Gewappneter herantraben; es waren Feinde, denn sie führten die Fahne seiner falschen Brüder. Rasch setzte er den Helm auf, gürtete sich mit dem Schwerte, zäumte sein Roß und ritt im Schutz des Waldes gen Osten der Landesgrenze zu; denn seines Bleibens war nicht in dem Reiche seiner Väter. Auf unwegsamem Pfade zog er tagelang durch ein wildes Gebirg, und da er die Höhe erklommen hatte, sah er tief unten ein fremdes Land, in welchem auf einem Hügel am Meere eine vielgetürmte Burg im Sonnenglanze schimmerte, — dorthin, beschloß er, zu reiten. —

2. Siegeminne

Einen Fischer traf Wolfdietrich am Meere, den fragte er nach dem Namen des Landes.

„Das Land heißt Alten-Troja," antwortete der Mann.

„Und wer ist der Herrscher des Landes?"

„Der König ist tot, und nun herrscht in der Burg da drüben seine Tochter Siegeminne."

„Hat am Herde der Königin die Gastfreundschaft eine Stätte, oder bleibt dem Fremdlinge das Tor verschlossen?" fragte Wolfdietrich weiter.

„Ihr werdet, so Ihr nicht ein Späher des feindlichen Drasian seid, in der Burg willkommen sein," antwortete der Fischer.

„Ich kenne den Drasian nicht, — wer ist der gefürchtete Mann?"

„Er ist ein wilder Häuptling da droben im Gebirge, ein Sohn der Zauberer und Riesen, der die schöne Siegeminne zu rauben trachtet."

„Habe Dank!" sagte Wolfdietrich und ritt von dannen. Zu seiner Rechten dehnte sich wie ein Spiegel bis fern an den Himmelssaum das blaue Meer. Goldene Sonnenlichter spielten auf der schimmernden Flut, und wie Schwäne glänzten hier und dort die weißen Segel der Fischerboote. Links erstreckte sich, von Palmenhainen anmutig geschmückt, ein weites, fruchtbares Gelände, beherrscht von den hochragenden Türmen der Burg, worin die schöne Siegeminne thronte.

„Wie wird dich die junge Herrin empfangen?" fragte sich Wolfdietrich, da er sich dem Tore näherte. Man ließ ihn auf seinen Anruf über die Brücke reiten, auf dem Hofe aber ward er sogleich von gepanzerten Recken umstellt und um Herkunft, Stand und Namen befragt. Man forderte ihm Schwert und Schild ab; allein er weigerte sich, die Waffen aus den Händen zu geben, und begehrte, vor das Angesicht der Königin geführt zu werden.

Siegeminne trat ihm entgegen, und sie war so schön, daß der trotzige Recke freiwillig die Waffen aus der Hand gab und vor der jungen Herrin das Knie beugte.

Er fand Gnade vor ihren Augen, war er doch ein Held ohne Furcht und Tadel, dem sich kein Recke von Alten-Troja vergleichen konnte. Auf ihren Wink saß er neben dem Throne nieder und erzählte ihr seine Schicksale und Abenteuer von dem Turme zu Salneck an bis vor die Tore von Alten-Troja.

Siegeminne lauschte schweigend seiner Rede, und da er am Schlusse schmerzbewegt ausrief: „Kurze Rast nur heische ich an deinem Herde, denn ich sorge um das Schicksal meiner getreuen elf Dienstmannen und muß hindann, sie zu schirmen in Gefahr und Not," ergriff sie seine Hand und sprach: „Du bleibst bei mir, Wolfdietrich! Mich verfolgt der wilde Drasian mit

seiner verhaßten Minne. Schirme mich vor der Gewalt des Unholds, und dir winkt zum Lohne die Königskrone dieses Reiches!"

Wolfdietrich schaute die herrliche Jungfrau an, und sein Herz schlug ihr in Liebe entgegen.

„Ich bleibe hier, bis der wilde Drasian bezwungen zu deinen Füßen liegt," gelobte er, „dann aber eile ich gen Meran."

Drasian ließ sich nicht blicken, und dennoch verblieb Wolfdietrich in Alten-Troja. Er konnte nicht von dannen ziehen, weil er Siegeminne liebte. Und er vermählte sich mit der jungen Fürstin und herrschte nun als König in Alten-Troja. In seinem Glück aber vergaß er seiner getreuen Dienstmannen nicht. Sichere Boten sandte er gen Meran, das Schicksal der Helden zu erforschen. Sie brachten die Schreckenskunde: „Herzog Berchtung und seine zehn Söhne sitzen gefangen im Turme zu Konstenopel, deine Mutter Hildburg aber ist vor Herzeleid gestorben."

Darob erhob Wolfdietrich so laute Klage, daß davon die Burg widerhallte. Tagelang ging er gesenkten Hauptes umher, und es gab nichts, das ihn zu trösten vermochte. Selbst Siegeminnens freundlicher Zuspruch konnte seinen Kummer nicht bannen, und lange sann sie vergeblich auf ein Heilmittel. Da vernahm sie in der Ferne den Schall eines Hifthorns. Ihre Augen leuchteten hell auf, und sie rief lebhaft: „Auf, zum Walde, Herr Wolfdietrich! Hörst du nicht das Hifthorn schallen? Hoiho! Auch mich gelüstet's, dem fröhlichen Treiben der Jagd zuzuschauen. Frisch auf! Gebiete deinen Recken und Weidmannen, in Eile zur Jagd zu rüsten!"

„Es sei!" erwiderte der Held. „Dir zuliebe reiten wir morgen in das Gebirge. Ist aber die Jagd vorüber, so fahre ich gen Konstenopel, um meine Getreuen aus Fesseln und Banden zu befreien."

In fröhlichem Zuge ging's von der Königsburg dem blauenden Gebirge entgegen. Frau Siegeminne war so heiter und schön wie der junge Tag mit seinem Sonnenlächeln. Bei ihrem fröhlichen Geplauder und all der Lust rings umher vergaß auch Wolfdietrich seines Kummers und freute sich mit den Fröhlichen.

Und da sie in den Wald kamen, ward auf einem Hügel das Königszelt aufgeschlagen. Darauf erhob Wolfdietrich sein Hifthorn und blies, daß von dem Schall der weite Wald erwachte. Mit Horrido und Hussa sprengten die Recken hinter den bellenden Rüden her. Auch Frau Siegeminne folgte mit erhobenem Speer dem eilenden Hirsch; als aber die Jagd sich in die Ferne zog, geleitete Wolfdietrich sie nach dem Zelte zurück, und sie genossen miteinander die köstliche Waldesfrische und trieben gleich spielenden Kindern Scherz und Kurzweil im grünen Grase.

Die Glücklichen ahnten nicht, daß sie von zwei wildlodernden Augen beobachtet wurden. Auf dem Felsenvorsprunge hielt der Riese Drasian, entschlossen, Siegeminne zu rauben und mit ihr auf sein entferntes Inselschloß zu fliehen.

Drasian raubt Siegeminne

Und der zauberkundige Unhold sandte einen Hirsch mit goldenem Geweih nach der Lichtung, wo das Königszelt stand. Langsam trabte das prächtige Tier vorüber, und da Wolfdietrich es erblickte, sprang er jäh empor, ergriff den Speer, schwang sich auf Rosses Rücken und jagte dem windschnell davoneilenden Hirsche nach.

Siegeminne stand auf dem besonnten Hügel, hielt schirmend die Hand über die Augen und blickte in die Ferne, wo der dunkle Wald Hirsch und Jäger verschlungen hatte. Plötzlich fühlte sie sich von zwei starken Armen umspannt, und erbleichend starrte sie in die schrecklichen Augen ihres Verfolgers Drasian.

„Hilfe! Wolfdietrich, Hilfe!“ rief sie mit gellender Stimme; aber niemand vernahm ihren Notschrei. Drasian trug die Ohnmächtige in das Dickicht, hob sie auf ein Roß und sprengte mit seiner kostbaren Beute dem Meere zu. Dort lag sein Schiff

bereit. Die Anker wurden gelichtet, die Segel gespannt, und fort ging's über die blauen Wogen gen Sonnenuntergang, wo auf einem Felseneiland seine Burg sichere Zuflucht gewährte. —

Vergebens hatte Wolfdietrich den goldgehörnten Hirsch über Stock und Stein verfolgt. Das Tier war plötzlich vor seinen Augen verschwunden, und mißmutig kehrte er nach dem Zelte zurück.

„Siegeminne!" rief er, da er die Lichtung betrat, „Siegeminne!" Aber es kam keine Antwort.

Da eilte er geschwind herzu und guckte in das Zelt hinein — es war leer. Nun rief er wiederum mit lauter Stimme den geliebten Namen, und da die Königin nicht antwortete, nahm er sein Hifthorn und blies das Halali zur Beendigung der Jagd. Bald kamen von allen Seiten die Jäger heran, und es ward ein lautes Getümmel auf dem Plane. Der König gebot Ruhe und fragte nach Siegeminne — niemand hatte sie gesehen. Wald und Gebirg wurden nach allen Richtungen durchforscht — die Königin war nirgend zu finden. Mit verzweifeltem Herzen kehrte Wolfdietrich nach der Burg zurück, legte ein Pilgergewand über seiner Rüstung an und zog durch die Lande, sein geliebtes Weib zu suchen. Nach langer Irrfahrt kam er endlich auf das Felseneiland, wo Siegeminne von Drasian gefangen gehalten wurde. Er durchstrich die Insel, und eines Tages erblickte er in einer weiten Waldlichtung die Burg; doch war er von langer Wanderung so müde, daß er in der Nähe bei einer Quelle niedersank und dort lange rastete. Die Vögel sangen, lieblich dufteten die Kräuter, die Quelle murmelte träumerisch darein, und der müde Pilgersmann schloß die Augen und entschlief. Im Traume sah er die verlorene Geliebte, und als er erwachte und nach den Fenstern der Burg emporspähte, erblickte er wirklich ein Frauenbild, das Siegeminne glich. Neben ihr aber stand ein riesenhafter Mann, mit dem sie heftig zu sprechen schien. Der Riese verschwand vom Fenster, und gleich darauf sah Wolfdietrich ihn bedächtig heranschreiten.

„Es ist Drasian," sprach der Held bei sich und richtete sich auf.

„Wer bist du?" fragte der Riese nach kurzem, mürrischem Gruße.

„Ein müder Pilger und dein Knecht," antwortete der Held mit demütiger Gebärde. —

„Sollst Obdach, Trank und Speise haben; folge mir!" versetzte Drasian herrisch.

Wolfdietrich gehorchte. Sie schritten durch das finstere Torgewölbe und kamen in die Halle. Dort erblickte der Held ein Tuch, das jenem glich, welches Siegeminne auf der Jagd getragen.

„Laß dich nieder!" sagte Drasian einladend, und beide setzten sich zu Tische.

Flinke Zwerge trugen Speise und Trank auf, und sie aßen und tranken.

„Was schaust du immer wieder nach dem Umhang?" fragte argwöhnisch der Riese.

„Er hat so schöne Farben," antwortete Wolfdietrich harmlos.

„Und viel schöner sind noch die Farben des Antlitzes derer, die ihn trägt," prahlte Drasian. „Auf! du Knirps! rufe die Herrin!" fuhr er den aufwartenden Zwerg an.

Die Frau trat herein und verneigte sich ehrerbietig vor dem Pilgersmanne. Es war Siegeminne, und mit Gewalt mußte Wolfdietrich sich bezwingen, um sich nicht zu verraten. Zum Zeichen, daß auch sie ihn erkannt hatte, winkte sie ihm mit den Augen; aber der mißtrauische Drasian hatte es bemerkt und befahl ihr mit rauhen Worten, sich in die Kemenate zu begeben.

Wild fuhr Wolfdietrich von seinem Sitze empor, warf das Pilgerkleid ab und stand nun vor dem entsetzten Räuber in schimmerndem Streitgewande, in der Rechten das scharfe Schwert.

„Wolfdietrich!" schrie mit Donnerstimme der Riese und taumelte weit vor ihm zurück.

„Ja, Wolfdietrich!" versetzte der Held mit blitzenden Augen. „Nun hat die Stunde der Rache geschlagen! Wohlan! wehre dich, du Räuber!"

Und der zornige Recke drang mit dem Schwerte auf den Riesen ein; Drasian aber rief: „Bist du ein wahrer Ritter, so halt ein! Kein Held streitet wider einen waffenlosen Mann! Laß mir Zeit, mich zu rüsten, und dann laß uns kämpfen um Siegeminne."

„Ein feiger Räuber beruft sich auf Ritterbrauch?" versetzte mit bitterm Hohn Wolfdietrich. „Doch sei dir das Recht gewährt, ich fürchte den Kampf nicht!"

Da ließ Drasian drei Brünnen herbeitragen, wovon eine von Gold, die andere von Silber und die dritte von rostbedecktem Stahl war.

„Wähle!" sagte er zu Wolfdietrich, „denn also ist es Brauch bei mir!"

„Wohl," erwiderte der Held und wählte das verrostete Stahlgewand.

Da zuckte Drasian im Schrecken zusammen, denn Wolfdietrich hatte die härteste Brünne erkoren.

Sie rüsteten sich und begannen mit zornigem Mute den Kampf. Die Klingen schlugen so scharf auf Stahl und Silber, daß die Funken sprühten. Angstzitternd sahen die Zwerge dem gewaltigen Kampfe zu; mit bleichem Angesicht starrte auch Siegeminne darein, und ihr Herz erflehte für den Geliebten den Sieg.

Unter den wuchtigen Tritten der Helden erbebte die Halle, und das Waffenwerk an Säulen und Wänden erklirrte von den gewaltigen Schlägen. Dreimal sank Wolfdietrich unter der Wucht der Hiebe in die Kniee, dreimal auch Drasian, und als dieser zum viertenmal stürzte, faßte Wolfdietrich mit beiden Händen sein Schwert und versetzte dem Riesen den Todesstreich. — Laut auf schrieen die Zwerge und stoben jammernd von dannen; Siegeminne aber dankte den Göttern, löste dem geliebten Helden den Helmsturz und küßte ihn unter Freudentränen.

Wolfdietrich verbrannte die Riesenburg, ging mit Siegeminne zu Schiffe und kehrte frohen Herzens gen Alten-Troja zurück. Groß war der Jubel des Volkes, als sie in die Stadt einzogen. Man hatte die Königin schon als verloren beklagt, und nun war bei ihrem Erscheinen die Freude doppelt groß. Auch Siegeminne freute sich herzlich der Liebe ihres Volkes und war glücklich, da sie an Wolfdietrichs Seite die Burg ihrer Väter betrat; allein ihr Antlitz war bleich, und das Licht ihrer Augen schimmerte wie Abendsonnenglanz —: sie war krank, und alle Liebe vermochte ihr die Jugendkraft nicht wiederzugeben. Nach kurzer Frist schmerzlichen Ringens starb die edle Königin, und im ganzen Lande erhob die Klage ihre Stimme. Wolfdietrich jammerte nicht, aber sein Herz war wie erstarrt vor Schmerz, und er glich einem Baume, dem Wetterschlag die Krone zerschmettert. Ein ganzes Jahr verbrachte er in tiefer Trauer; darauf ordnete er die Herrschaft des Reiches, nahm Abschied von der Gruft der geliebten Herrin und zog von dannen, um seine elf Dienstmannen aus schmählicher Kerkerhaft zu befreien. —

3. Wie der Riese Belian besiegt wird

Auf der Fahrt gen Westen kam Wolfdietrich durch das Land des grausamen Heidenfürsten Belian, der mit seiner schönen Tochter in der festen Burg Falkeneis saß. Dreißig mächtige Türme dienten der Burg zur Wehr, und auf den Zacken der Türme sah man fünfhundert Häupter erschlagener Ritter; fürwahr, ein grausiger Anblick!

Wolfdietrich wußte, daß Belian die Ritter im Zweikampfe des Messerwerfens getötet hatte; doch ließ er sich dadurch nicht schrecken, hatte er doch diese Kunst von Meister Berchtung trefflich gelernt. Kühnen Mutes sprengte er durch das Burgtor in den Hof, und ward alsbald von Belian und seiner Tochter begrüßt.

Die Jungfrau war schön; sie lächelte den stattlichen Fremdling holdselig an, und in ihrem Herzen erwachte der Wunsch, ihn zum Gemahl zu gewinnen.

Ehe sie zu Tische gingen, fragte Belian den Gast, ob er den König Wolfdietrich von Konstenopel kenne; „von diesem," fügte er grimmig hinzu, „habe ich Schlimmes zu fürchten. Vorausschauende Seher haben mir verkündigt, er werde mich im Messerwerfen besiegen und mir den Tod geben. Ha! wie ich den Abenteurer hasse!"

Und er ballte die Fäuste, knirschte mit den Zähnen und stampfte mit dem Fuße den Boden, daß die Halle ertoste.

„Bist du am Ende gar selbst der verruchte Wolfdietrich?" fuhr er den Gast an.

„Ich kenne ihn nicht, bin ein Ritter aus dem fernen Morgenlande und heiße Pilgerin," antwortete der Held.

„Glaubst du an Machmet?"

Wolfdietrich schüttelte das Haupt und wollte antworten; die schöne Jungfrau aber kam ihm zuvor und sprach schmeichelnd zu ihrem grimmen Vater: „Nachher, lieb Väterchen! Unser Gast ist wegemüde und hungrig, drum laß uns jetzt zu Tische gehen!"

Belian nickte grinsend und fuhr mit seiner großen Hand seiner Tochter über das blonde Haupt. „Dein Wille geschehe, mein Kind," entgegnete er freundlich. „Nachher wird uns der Fremdling Rede und Antwort stehen."

Sie traten in einen Marmorsaal, in dessen Mitte eine weitverzweigte Linde stand, die aus purem Golde gebildet war. Auf allen Zweigen des herrlich schimmernden Baumes saßen goldene Vögel, und wenn ein Windhauch durch den Wipfel fuhr, öffneten die Vögel ihre Schnäbel und sangen zauberssüße Weisen.

Unter dem Baume stand der gedeckte Tisch, und die drei ließen sich nieder und aßen und tranken. Mit freundlicher Milde wartete die Jungfrau des Gastes, reichte ihm die Speisen und schenkte ihm den Wein in den goldenen Becher, und Wolfdietrich war guter Dinge und achtete wenig der sauern Miene Belians. Jedesmal, wenn die goldenen Vögel ihre Stimme erhoben, blickte er empor und lauschte begierig dem zauberischen Gesange. Dann lächelte die Jungfrau.

Und nach dem Essen nahm sie ihren Vater beiseite und bat ihn, den Gast ihrer Pflege zu überlassen.

„Ich habe Wohlgefallen an ihm gefunden und wünschte wohl, daß er immer hier bliebe," sagte sie.

„Glaubt er an Machmet, so mag er dein Gemahl werden und dermaleinst die Krone meines Reiches ererben," antwortete Belian.

„Er wird mich lieben und glauben," versetzte die Jungfrau und begab sich zu Wolfdietrich. Und sie wandelte mit ihm durch die prächtigen Hallen der Burg, ließ ihn die unermeßlichen Schätze, welche in den Kammern aufgehäuft waren, schauen, führte ihn zu Machmets Heiligtum, wo das Marmorbildnis des Götzen stand, und bat ihn, vor demselben mit ihr zum Gebete niederzuknieen.

„Ich glaube nicht an Machmet und werde nimmer vor einem Steinbilde knieen," erklärte der Held.

„O glaube an ihn, so wirst du Gnade finden vor den Augen meines Vaters!" flehete sie ihn an.

„Und wenn ich es nicht tue — was wird mir dann geschehen?"

„Mein Vater wird dich im Zweikampfe töten und dein Haupt jenen fünfhundert auf den Zinnen der Türme zugesellen. O, glaube an Machmet und werde mein Gemahl und Herrscher dieses Landes!"

Sie war sehr schön, und ihre Bitte bewegte sein Herz; aber er dachte an Siegeminne und seine getreuen Dienstmannen und ließ sich nicht betören.

„Geh noch einmal in der Stille der Nacht mit deinem Herzen zu Rate!"

sagte sie schmeichelnd. „Die Nacht ist hehrer und heiliger als der Tag. Ihrem dunkeln Auge entschleiert sich der weite Himmel mit seiner erhabenen Sternenpracht, und in ihrem Frieden kommen dem Menschenherzen weise Gedanken."

Er sah sie verwundert an, denn sinnvoll dünkte ihn die Sprache ihres Mundes; allein ihrem Wunsche, Machmet zu bekennen, konnte er nimmer willfahren.

Als er sich nach seiner Kammer zur Ruhe begeben wollte, reichte Belian ihm einen Becher Weins und sprach: „Leere ihn auf gute Hoffnung! Es ist ein kräftiger Schlaftrunk."

Er nahm den Becher und hob ihn zum Munde; bestürzt aber sprang die königliche Jungfrau herbei, entriß ihm den Becher, schüttete den Wein aus und sprach zürnend zu ihrem Vater: „Heute steht der Gast noch in meinem Schutze, und es soll ihm kein Trug geschehen! Bekennt er morgen nicht unsern Gott, so sei er in deine Hand gegeben!"

Belian brummte verdrossen in seinen Bart, denn nun behielt der Ritter Kraft und Mut, die der Schlaftrunk ihm geraubt haben würde, und kam es morgen zum Kampfe, so mochte er mit dem wehrhaften Recken wohl einen schweren Stand haben. Mißmutig ging er von dannen, während seine Tochter den Gast freundlich nach seiner Kammer geleitete und ihn noch einmal inständig bat, um seines Heiles willen seinen Sinn zu ändern und sich zu Machmet zu bekehren. —

In voller Waffenrüstung trat Wolfdietrich am andern Morgen in die Halle, dankte dem Könige Belian und seiner Tochter für die gute Bewirtung und bat um Urlaub, da er von dannen zu reiten gedachte.

„So willst du nicht unsern Gott bekennen und die Krone meines Vaters erwerben?" fragte blassen Angesichts die Jungfrau.

„Nein."

„Wehe dir!" rief sie und verließ zornig die Halle.

„Ja, wehe dir!" fuhr auch Belian wider ihn auf. „Keinen Wein will ich trinken, ehe nicht dein Haupt von der Zinne des Turmes herunter-grinst. Laß dich nieder und iß dein letztes Stück Brot! Ich gehe, die Wurfmesser zum Zweikampfe zu wetzen."

Wolfdietrich setzte sich zu Tisch und aß und trank in gutem Frieden. Darauf begab er sich auf den Plan hinaus, wo Belian mit seinen Recken seiner schon wartete. Zwei Schemel standen da, und auf jedem lagen drei scharf geschliffene Messer.

„Lege Helm und Streitgewand ab, denn ungerüstet werden wir kämpfen!" sagte Belian.

Wolfdietrich tat also, und nur mit einem Leinengewande bekleidet, standen die beiden einander gegenüber.

„Schließet den Ring!" gebot Belian **den Recken, und Schild an Schild scharten sich die Recken im Kreise.**

Die beiden Kämpfer ergriffen die Messer und stellten sich auf die Schemel. Und Belian sprach: „Mir, dem Könige, gebührt der Vorkampf. Treffe ich dich mit drei Würfen nicht zu Tode, so magst du deine Kunst an mir versuchen. Wohlan, schirme dich, Machmetverächter!“

Er zielte lange und schleuderte dann mit sicherer Hand das Messer — eine Locke schnitt es vom Haupte des Gegners, sonst blieb Wolfdietrich unversehrt.

Belian stieß einen Fluch aus und warf das zweite Geschoß nach dem Herzen seines Feindes. Rasch bog dieser sich zur Seite, und unter seinem erhobenen Arm fuhr das Messer pfeilschnell hindurch.

„Nun hilf, großer Machmet!“ rief Belian sorgenvoll, „sonst bin ich verloren!“

Und zum drittenmal durchschnitt das Messer die Luft; Wolfdietrich aber führte auf seinem Schemel einen geschickten Luftsprung aus, und die scharfe Klinge flog unter ihm hinweg und fuhr bis ans Heft in einen Baumstamm.

Starr stand Belian auf seinem Stuhle und blickte sprachlos den ruhig dreinschauenden Gegner an. „Bist du Wolfdietrich,“ rief er nach einer Weile, „so stehe ich ab vom Kampfe!“

„Schirme dich!“ versetzte der Held und hob die Klinge empor. In die Augen blickte er dem Gegner, schleuderte aber das Messer abwärts und heftete des Königs rechten Fuß an den Schemel.

„Machmet!“ jammerte Belian und hob schmerzverzerrt die Arme zum Himmel empor.

Der zweite Wurf verwundete ihn am Haupte, aber der dritte traf ihn mitten ins Herz, und mit dem Rufe: „Wolfdietrich!“ stürzte er wie ein Felsblock leblos von seinem Schemel zu Boden.

„Ja, Wolfdietrich bin ich!“ bekannte der Held und legte in Eile sein Rüstzeug an. Da erhoben die Recken Belians mit wildem Rachegeschrei ihre Schwerter und drangen auf ihn ein. Er aber schlug ihrer fünfzig zu Boden, und die übrigen ergriffen die Flucht.

Gehorsam führte der Troßknecht ihm sein Roß zu, und er schwang sich in den Sattel und wollte von dannen reiten. Aber welch ein Wunder erblickten seine Augen! Der weite Anger vor der Burg hatte sich in einen See verwandelt, und mit wildem Geheul kamen die Wogen wider ihn herangebraust. Er riß sein Roß herum und sah, wie Belians Tochter auf einem Felsen stand und mit einem Stabe Kreise in der Luft beschrieb.

„Sie ist eine Zauberin und hat die Wasser beschworen, mich zu verderben,“ sprach Wolfdietrich bei sich und sprengte zu ihr hin. Und ehe sie noch zu entfliehen vermochte, hatte er sie ergriffen und hob die Widerstrebende zu sich aufs Pferd.

„Nun hinein in die schäumenden Wogen!“ rief er und spornte sein Roß.

„Halt ein!“ rief sie entsetzt, „so will ich das Wasser bannen!“

Sie streckte die Hand aus und murmelte einen Zauberspruch — und siehe: eine gläserne Brücke spannte sich über den See. Das scheugewordene Roß jagte darüber hin, und wundersam erklangen die Bogen und Balken unter den stampfenden Hufen.

„Laß mich frei!“ bat die Königstochter den unerschrockenen Helden.

Er tat also, und sie verwandelte sich plötzlich in eine Elster und flog nach der Burg zurück.

Wolfdietrich entreitet der Zauberburg

Als der Held dem Vogel verwundert nachschaute, brach plötzlich die Brücke unter ihm, und Mann und Roß stürzten in bodenlose Tiefen. Wolfdietrich schlug die Augen auf und fand sich in einem Walde, wo ringsum wilde Feuer brannten. Sein Roß war wie er selbst unverletzt. „Ein Blendwerk der Zauberin,“ murmelte er und ritt mitten in das Feuer hinein. Da erloschen auf einen Schlag alle Flammen, und ringsumher dehnte sich der grüne Wald; die Vögel zwitscherten in den Zweigen, im Grase murmelten die Quellen, und ein frischer Wind spielte in den dichtbelaubten Wipfeln. Wolfdietrich wußte nicht, ob er auf dem rechten Wege war, doch ritt er frohen Mutes von dannen.

4. König Ortnits Rächer und Erbe

Nach langer Fahrt durch wildes Gebirge gelangte Wolfdietrich endlich in eine weite Ebene, wo hochgetürmte Burgen, stolze Städte und grünumhegte Dörfer und Weiler das Auge erfreuten. Das Land kam ihm bekannt vor, doch war es nicht sein Vaterland.

Ein Wanderer kam des Weges daher, den rief er an, und der Mann antwortete auf seine Frage: „Es ist Lampartenland, Herr, und die Burg dort am blauen Seespiegel ist Garden, wo einst König Ortnit in Pracht und Herrlichkeit auf dem Throne saß."

„Einst?" fragte Wolfdietrich befremdet. „Ist denn König Ortnit nicht mehr Herr dieses Landes?"

„Nein. Verwaist steht sein Thron, und in den Hallen der Burg wandelt wehklagend die schöne Sidrat."

„Wie ist der starke Held um sein Leben gekommen?" forschte Wolfdietrich.

„Im Kampfe mit dem Lindwurm, der Not und Schrecken in diesem Lande verbreitet."

„So erscheine ich allhier zur rechten Frist, um den König zu rächen," sagte der kühne Held und ritt gen Garden. Dort war er schon vor Jahren mit Herzog Berchtung zu Gaste gewesen und hatte in dem Könige Ortnit einen Waffenbruder gefunden. Auch bei Frau Sidrat stand er in Huld, und ihr Schmerz um den verlorenen Gemahl ging ihm zu Herzen.

Langsam ritt er den Hügel zur Burg hinan. Der Torwart rief ihn an, und da er sich zu erkennen gab, rasselte alsbald die Zugbrücke herab, und er sprengte in den Hof.

„Willkommen, Freund meines geliebten Herrn!" rief die Königin ihm entgegen und reichte ihm zum Kusse den Mund. Ihr Antlitz war blaß und traurig vor Schmerz und Gram, und sie lächelte ihn an durch Tränen.

„Ich werde König Ortnit rächen!" sagte Wolfdietrich kühngemut.

„O Herr," erwiderte sie bekümmert, „mancher wackere Ritter ist mit diesem Vorhaben in das Waldgebirg geritten und nimmer wiedergekehrt. Heut zog Graf Wildung von Piterne hindann; doch glaube ich nicht, daß er den Kampf wagen wird; denn er ist ein Feigling, und durch Trug und List wird er sich die Krone erschleichen wollen."

„Die Krone?" fragte Wolfdietrich.

„Die Herrscherkrone dieses Reiches; denn wisse, mein Freund: Wer den Drachen tötet, der wird mein Gemahl und Herr dieses Landes."

„Der Preis ist hoch, und ich setze mein Leben dafür ein," rief mit glänzenden Augen der Held.

Nachdem er sich an Trank und Speise gelabt, nahm er Urlaub und ritt unter den Heilwünschen der schönen Sidrat von dannen. Bergleute

wiesen ihm den Weg in das wilde Waldgebirg, wo der Drache mit seiner Brut hauste. Mit lauter Stimme forderte er das Ungetüm zum Kampfe heraus, indes ihn sein Roß auf steinigen Pfaden immer weiter in das Gebirge hineintrug. Der Lindwurm ließ sich nirgends blicken; lustig sangen die Vögel in den Zweigen, und schäumende Wasser stürzten mit Brausen und Tosen über Felsen und Klippen.

Auf einer friedlich stillen Waldwiese machte Wolfdietrich Halt, um sich an frischem Quellwasser zu erquicken und eine Weile zu rasten. Sein Roß erging sich in dem Grase; er trank aus der Felsenquelle und ließ sich darauf im Schatten einer Linde nieder, um mit Brot und Wildbret seinen Hunger zu stillen. Gewiß war die Höhle des Drachen noch in weiter Ferne; denn ringsumher atmete alles tiefen Frieden. Der Held verzehrte seinen Imbiß und streckte sich dann behaglich im Grase aus, — er war müde, hatte er doch Tag und Nacht ununterbrochen im Sattel gesessen. Schlafen wollte er nicht, sondern nur ein wenig ausruhen, um sogleich zum Kampfe bereit zu sein, wenn etwa der Lindwurm herbeischleichen sollte; bald aber forderte, seinem Willen zum Trotz, die erschöpfte Natur ihr Recht, und er entschlief.

Ein furchtbares Getöse unterbrach plötzlich die feierliche Waldesstille. Der Drache kam herangekrochen, und mit sausendem Gezisch durchschnitt sein Feueratem die Luft. Mit gesträubter Mähne jagte der Hengst über den Plan zu seinem schlafenden Herrn, stieß ihn an und wieherte laut, bis der Held erwachte und erschrocken emporfuhr. Er hörte das Zischen und Schnaufen und wußte, was es bedeutete.

Rasch setzte er den Helm auf das Haupt und faßte zum Wurfe den Speer. Die Zweige des Gebüsches wurden niedergetreten, ein schreckliches Drachenhaupt kam zum Vorschein: Mann und Roß standen starr vor Entsetzen.

Plötzlich richtete das Untier sich hoch auf, stieß ein furchtbares Gebrüll aus und schoß in jähem Sprunge über den Plan.

Wolfdietrich schleuderte mit starker Hand den Speer und traf, aber wie von einem harten Felsen prallte die Waffe an der Hornhaut des Wurmes ab und glitt zu Boden. Der Drache packte das schreckgelähmte Roß mit den Zähnen und suchte den Mann mit dem Zagel (Schweif) zu umschlingen. Wolfdietrich aber wich ihm geschickt aus und hieb mit dem Schwerte drein. Hageldicht fielen die Streiche; doch die scharfe Klinge biß nicht an; unversehrbar schien der dicke Schuppenpanzer, und als nun der Held in seinem Zorne mit beiden Händen den Griff faßte und mit all seiner Kraft zuschlug, sprang das Schwert in Stücke, und er war waffenlos. Wie betäubt stand er einen Augenblick und vergaß der Vorsicht. Das gereichte ihm zum Verderben: Der Zagel des Wurmes umschlang ihn mit unwiderstehlicher Gewalt, und mit der doppelten Beute kroch der Drache durch den Wald seiner Höhle zu. Fünf junge Lindwürmer reckten ihre greulichen Köpfe aus dem Neste und lechzten nach Atzung. Der Alte warf

ihnen die Beute zu, sah, wie sie gierig über das Roß herfielen, und zog sodann auf neuen Raub aus.

Spät in der Nacht erwachte Wolfdietrich aus schwerer Betäubung. Grausiges Schnarchen scholl in sein Ohr. Er rieb sich den Schlaf aus den Augen und blickte scharf umher. Von außen fiel ein schwacher Lichtschimmer in die Höhle, und er konnte allmählich die Dinge in seiner Umgebung unterscheiden. Da lagen nebeneinander die jungen Lindwürmer im Schlafe, und nicht weit von ihnen schnarchte auch der alte Drache, daß die Felsen bebten.

„O, hätte ich nun mein gutes Schwert!" dachte bei sich der Held und spähte scharf umher, ob nicht eine Waffe vorhanden wäre. Da sah er in einem Winkel ein helles Blinken. Auf Händen und Füßen kroch er dorthin, und siehe, es lag dort mitten unter Gerippen eine Rüstung mit Schild und Schwert. Am Griff des Schwertes glänzte hell wie ein Sonnenstrahl ein Karfunkel, und Wolfdietrich wußte nun, daß er König Ortnits Schwert Rosen in der Hand habe. Auch einen Fingerreif fand er, der gab gar hellen Schein, und gewiß war er sehr kostbar und hatte einst König Ortnits Hand geschmückt.

Sorgsam verwahrte Wolfdietrich den Ring, faßte den Schild mit der Linken und das gute Schwert Rosen mit der Rechten und erhob sich zum Kampfe.

Die Drachen lagen alle noch in tiefem Schlafe, und er trat herzu und erstach einen nach dem andern. Der letzte war nicht sogleich tödlich getroffen und erhob ein lautes Schmerzgeheul.

Davon erwachte der alte Wurm; aber ehe er noch zum Bewußtsein kam, was da geschah, stieß ihm der Held das Schwert in den Rachen. Mit Donnergebrüll fuhr er jäh empor, um sich zum zermalmenden Sprunge auf den Feind zu stürzen; Wolfdietrich aber kam ihm zuvor und stieß ihm die Klinge bis ans Heft in die Weichen des Unterleibes. Das war sein Todesstoß. Er fuhr mit einem Schmerzgeheul, das die Höhle erschütterte, hoch in die Luft, stieß mit dem Kopfe hart gegen die Felsendecke und stürzte leblos zu Boden.

Der siegreiche Held wischte sich den Schweiß von der Stirn und trat aus der Höhle, um frische Luft zu schöpfen. Draußen dämmerte der Tag; der Morgenwind strich mit leisem Rauschen durch die Wipfel der Bäume, und vereinzelte Vogelstimmen ließen sich in kurzen, schlaftrunkenen Lauten vernehmen. Wolfdietrich setzte sich auf einen Stein, stützte sich auf sein Schwert und trank begierig die köstlich frische Morgenluft. Allmählich wichen die letzten Schatten der Nacht; schräg fielen die ersten Sonnenstrahlen durch die Zweige; erwacht war der Wald, und ein tausendstimmiger Sängerchor jauchzte freudig dem jungen Tage entgegen.

„Wie schön ist der Wald in der heiligen Morgenfrühe!" sprach bei sich der Held und trank mit offenen Sinnen die zauberische Frische der neubelebten Natur.

Und er erhob sich, reckte und streckte seine gewaltigen Glieder und atmete lange aus der Tiefe der Brust, bis frische Kraft belebend durch seine Adern fuhr und sein Herz mit frohem Mute schwellte. Dann ging er in die Höhle und schnitt den toten Drachen die Zungen heraus, um sie als Pfänder seines Sieges gen Garden zu bringen. Zu Fuß begab er sich auf den Heimweg und irrte lange im wilden Waldgebirg umher, denn er hatte die Richtung verfehlt und fand keinen Menschen, den er hätte befragen können. —

Desselben Tages, da Wolfdietrich die Drachenhöhle verlassen hatte, kam auch Graf Wildung von Piterne an den Ort und fand zu seinem Erstaunen in der Höhle die toten Ungetüme. „Ein anderer hat schon die Arbeit vollbracht, ich aber will den Lohn dafür ernten," sagte er und schlug im Schweiße seines Angesichts den toten Drachen die Köpfe ab. Darauf rief er seine beiden Knappen herbei, zeigte ihnen frohlockend seine Beute und rühmte sich mit großen Worten der Heldentat, die schrecklichen Unholde erschlagen zu haben. Sie glaubten ihm, ließen sich die Siegeszeichen aufladen und trabten stolz hinter dem gewaltigen Drachentöter durch die Lande gen Garden. In allen Orten wurde Graf Wildung mit Jubelschall begrüßt; auch die Ritter und Knappen in der Königsburg erhoben bei seinem Einzuge ein lautes Freudengeschrei und priesen ihn als Landesretter und Rächer und Nachfolger des Königs Ortnit; Frau Sidrat aber ließ ob solcher Fügung tief das schöne Haupt sinken und brach in Jammer aus; denn der falsche Graf Wildung war ihrem Herzen verhaßt. Sie hatte gehofft, der ritterliche Wolfdietrich werde als Sieger wiederkehren und in die Rechte Ortnits eintreten; ihm hätte sie gern die Hand zum Bunde gereicht, war er doch königlichen Stammes und wahrhaftig ein Held. Indes mußte sie ihrem Herzen Schweigen gebieten und sich dem Willen des Grafen, der den Tag der Hochzeit schon in allernächster Frist festsetzte, ohne Widerstand fügen. In Eile wurden die Vorbereitungen zum Feste getroffen, und auf allen Burgen des Lampartenlandes rüsteten die Recken zur Hochzeitsfahrt gen Garden. — — —

Nun traf es sich, daß gerade am ersten Tage des Festes Wolfdietrich in Garden ankam. Als Pilger verkleidet begab er sich in die Königsburg, sah in der hohen Halle neben der schönen Sidrat den Grafen Wildung auf dem Hochsitz thronen und unter ihren Augen die vornehmen Fürsten und Ritter des Landes mit ihren Frauen beim Mahle sitzen, sah, daß für ihn kein Platz in der Reihe der geladenen Gäste war, und mischte sich unter das niedere Volk an der Pforte.

Die Königin Sidrat aber bemerkte ihn sogleich, denn er war eines Hauptes länger als die ganze Schar der Leute, in deren Mitte er stand. Und sie nahm einen goldenen Becher, füllte ihn mit Wein und sandte ihn dem hohen Pilger.

Wolfdietrich, der Drachentöter

Wolfdietrich leerte den Becher auf einen Zug, warf König Ortnits Ring hinein und sandte ihn mit Dank der Königin zurück.

Erstaunt bemerkte Frau Sidrat den blinkenden Goldreif, und da sie ihn näher betrachtete, erkannte sie in ihm Ortnits kostbaren Ring und gab Befehl, daß man den Pilger vor ihr Angesicht bringe.

„Woher hast du dieses Kleinod?" fragte sie ihn ahnungsvoll.

„In der Höhle des Drachen, den ich erschlagen, habe ich's gefunden," antwortete mit ruhiger, volltönender Stimme der Held.

Alle blickten überrascht auf den stattlichen Pilger; Graf Wildung aber stieß ein zischenden Ton aus und wollte zornig wider den Kuttenträger auffahren. Die Königin winkte ihm Schweigen, wandte sich wieder dem Pilger zu und fragte: „Du behauptest, den Drachen erschlagen zu haben, derselben Tat rühmt sich auch der Ritter an meiner Seite — — —"

„Er lügt!" fiel Wolfdietrich ihr ins Wort.

Nun fuhr Graf Wildung zornentbrannt von seinem Sitze empor und rief nach seinen Waffen. Auch die übrigen Recken im Saale waren aufgesprungen, und eine Weile herrschte ein wilder Aufruhr im Saale.

Frau Sidrat winkte mit der Hand und gebot Ruhe — der Lärm verstummte.

„Du bist ein frommer Pilgersmann und willst den furchtbaren Drachen erschlagen haben, dem selbst der große Ortnit erlegen ist?" fragte sie zweifelnd.

Da warf der Held Kutte und Kapuze ab und stand da in seiner herrlichen Waffenrüstung.

„Wolfdietrich!" rief die Königin, und „Wolfdietrich!" scholl es hundertstimmig im Saale wieder.

„Ja, Wolfdietrich bin ich, und hier ist die Waffe, womit ich die Drachen erschlagen habe!" sagte er und reichte der Königin Ortnits Schwert.

„Rosen!" rief sie und hielt mit strahlenden Augen die Klinge empor. „Schauet, ihr Fürsten und Ritter meines Reiches, das ist König Ortnits Schwert! Wolfdietrich hat den Drachen getötet!"

„Mit nichten!" fuhr Graf Wildung zornbebend empor. „Meine Hand erschlug die Unholde. Man hole die Pfänder herbei!"

Die Diener brachten die Drachenköpfe in den Saal und legten sie Wolfdietrich vor Augen.

„Fürwahr, es sind die Häupter der Ungetüme, die ich erschlug," sagte Wolfdietrich. „Der Herr Graf hat ein heldenmütiges Werk vollbracht — er hat den toten Würmern die Köpfe abgeschnitten!"

„Du lügst!" schnaubte Graf Wildung ihn an.

„Feiger Wicht!" sagte Wolfdietrich verächtlich. „Man öffne die Rachen der Ungeheuer und zeige mir ihre Zungen!"

Das geschah, allein die Zungen suchte man vergebens.

„Seit wann laufen denn Tiere ohne Zungen umher?" spottete Wolfdietrich.

„Es sind eben Drachen!" versetzte Graf Wildung kleinlaut.

Da erschütterte lautes Gelächter die Halle, und der ertappte Lügner fühlte den Boden unter seinen Füßen wanken.

Aus einer Ledertasche zog Wolfdietrich die Zungen hervor, und nun hatte der falsche Graf sein Spiel verloren; er warf sich seinem Gegner zu Füßen und flehte um Gnade.

„Die Ehre hast du verwirkt, das Leben magst du behalten, ziehe von hinnen und laß dich vor meinen Augen nicht mehr blicken!" sprach der Held, und beschämt schlich der elende Feigling zum Saale hinaus.

„Heil dem Drachentöter! dem Rächer Ortnits! Heil unserm Könige Wolfdietrich!" riefen die Fürsten und Ritter.

Und Frau Sidrat nahm Ortnits Krone und setzte sie dem Helden auf das stolze Haupt. Nun wurde die Hochzeit mit großem Jubel gefeiert; Wolfdietrich war König des Lampartenlandes und herrschte mit Kraft und Weisheit wie einst Ortnit, den er an den Drachen gerächt hatte.

---

5. Die elf Dienstmannen

In seinem Glück vergaß Wolfdietrich seiner getreuen Dienstmannen nicht. Mit dreitausend Recken ging er zu Schiffe und fuhr über das Meer gen Konstenopel. Unbemerkt von den Spähern und Strandwächtern erreichten sie die Hafenbucht im Walde vor der Stadt und warfen Anker.

Und der König berief die Heerführer zu sich und sprach zu ihnen: „Wege und Stege in diesem Lande sind mir bekannt, drum will ich allein in die Stadt gehen und auskundschaften, wo meine getreuen Dienstmannen gefangen sitzen. Ihr lagert hier im Walde, bis ich wiederkehre. Vernehmet ihr aber den Schall meines Heerhorns, so eilet mir ohne Verzug zu Hilfe, denn dann hat es Gefahr."

Unangefochten gelangte er in die Stadt und erfuhr bald, wo seine Dienstmannen eingekerkert waren. Gegen Abend begab er sich an den Turm, worin sie schmachteten, und klopfte wuchtig an die Pforte. Das Tor wurde aufgetan; rasch trat der Held ein, warf den Pilgermantel ab und fuhr den bestürzten Wächter also an: „Ich bin Wolfdietrich, der Herr dieses Landes, und befehle dir, die Gefangenen dieses Turmes vor mein Angesicht zu führen!"

Der Mann war so erschrocken, daß er ohne Widerspruch gehorchte. Bald erschienen die zehn Söhne Herzog Berchtungs, küßten ihrem Herrn die Hände und weinten Tränen der Freude. Sie sahen verwildert und sehr elend aus, und es jammerte den König bei ihrem Anblick.

„Wo ist euer Vater, mein getreuer Meister?" fragte Wolfdietrich besorgt.

„Er ist tot; der Kummer hat ihm das Herz gebrochen," antwortete Herbrand, und von neuem flossen ihre Tränen.

„Mein Meister tot!“ rief Wolfdietrich erschüttert. „Wehe mir, daß ich so spät gekommen!“

Und er sank auf einen Stuhl, bedeckte mit den Händen sein Angesicht und weinte bitterlich.

Indessen hatte der Turmwart einen Boten an die Könige Boge und Wachsmut gesandt, und alsbald rückten sie mit einer Schar Gewappneter gegen den Turm an.

„Feinde ziehen heran!“ riefen mehrere Stimmen zugleich, und jäh fuhr Wolfdietrich von seinem Sitze empor.

„Verrammelt die Pforte, daß wir Zeit gewinnen!“ rief er seinen Getreuen zu. Und sie taten also; er aber riß ein Fenster auf, lehnte sich weit hinaus und stieß ins Horn.

Von außen suchte man mit Gewalt das Tor zu sprengen; Axtschläge dröhnten; die Pfeiler erbebten; aus der Mauer prasselten Steine und Mörtel herab; Sturmleitern wurden angesetzt, und schon klommen die mutigsten Recken empor; schon krachte die Pforte in allen Fugen, als plötzlich jäher Schrecken die Stürmenden befiel und die Könige Boge und Wachsmut schier versteinerte. Wie der Sturmwind kam eine mächtige Reiterschar herangesaust, und ehe die Könige mit ihren Mannen Zeit gewannen, sich zu flüchten, waren sie umzingelt und mußten sich auf Gnade und Ungnade ergeben.

Wolfdietrich ließ seine falschen Brüder im Turm gefangen setzen und scharf bewachen; er aber hielt seinen Einzug in die Burg seiner Väter, ließ die Großen des Reiches vor sein Angesicht kommen und ihm, ihrem wahren König, den Treueid schwören. Rasche Boten eilten nun in alle Gegenden des Landes und verkündigten dem Volke: „Wolfdietrich ist König geworden in dem Reiche seiner Väter!“

Und in Stadt und Land hörte man mit Freuden die Botschaft; denn man wußte wohl, daß ihm, dem erstgeborenen Sohne Hugdietrichs, die Krone gebührte, und alle Redlichen hatten sein Schicksal bitter beklagt. —

Nicht lange saßen Boge und Wachsmut in dem finstern Turme. Wolfdietrich ließ sie in die Burg führen, um Gericht über sie zu halten. Als sie in den Königssaal traten, saß er auf dem Throne seines Vaters, und ihm zur Seite standen in prächtigen Gewändern die Söhne Herzog Berchtungs. Und die Brüder neigten sich tief vor ihm und harrten mit Bangen seines Richterspruchs; denn sie wußten wohl, daß ihre Schuld nur mit Blut gesühnt werden konnte.

„Ihr habt treulos an mir gehandelt, meine Brüder,“ begann Wolfdietrich strenge. „Edle Menschenherzen sind durch eure Schuld gebrochen, — ich gedenke vornehmlich an unsere geliebte Mutter Hildburg und an den getreuen, ritterlichen Herzog Berchtung, dessen Söhne, endlich aus schmachvoller Haft befreit, hier an meiner Seite stehen. Um ihretwillen sollte ich hart mit euch ins Gericht gehen, sollte euch des Landes verweisen oder gar

zum Tode führen lassen, und ihr hättet kein Recht, wider solch strenges Urteil zu murren. Nun aber haben die Götter mich glücklich gemacht, und ihre Huld stimmt mein Herz zur Milde — ihr sollt leben und auch fürder dieses Reich beherrschen; doch heische ich von euch den Lehnseid; denn ich allein bin und bleibe der König dieses Landes."

Da fielen die Brüder ihm zu Füßen, dankten ihm für seine Großmut, huldigten ihm als ihrem Könige und Herrn und schwuren ihm den Lehnseid.

Nun wandte der König sich huldvoll an Herzog Berchtungs Söhne und belehnte einen jeden mit einer Herrschaft in seinen Reichen. Herbrand, der älteste, erhielt die Stadt Garden mit dem umliegenden Lande. Hache überkam die Herrschaft Breisach am Rhein. Berchter erhielt seines Vaters Herzogtum Meran, und so wurden alle durch die Huld und Dankbarkeit ihres Königs reich belohnt und für die erlittene Unbill getröstet. Das Glück war den Söhnen des edeln Meisters Berchtung fortan hold: sie beherrschten ruhmreich ihre Länder und gründeten mächtige Fürstengeschlechter. Herbrands Sohn hieß Hildebrand; er wurde der sagenberühmte Meister Hildebrand, König Dietrichs von Bern getreuester Heergeselle, dessen Waffentaten die Dichter herrlich preisen. Haches Sohn war der „getreue Eckart", der Hüter und Pfleger der Harlungenfürsten Emmerich und Frittel. —

Nachdem Wolfdietrich also die Herrschaft seines Reiches geordnet hatte, ging er mit seinen Recken zu Schiffe und kehrte gen Lampartenland zurück, wo Frau Sidrat ihn mit großer Freude empfing. Von Garden, das nun Herbrand beherrschen sollte, verlegte er seinen Sitz nach Rom. Und Frau Sidrat schenkte ihm einen Sohn, den er nach seinem Vater Hugdietrich nannte. Viele Jahre herrschte Wolfdietrich in hohen Ehren zu Rom und starb allda alt und lebenssatt. Sein Sohn Hugdietrich erbte von ihm das große Reich. Dieser hatte drei Söhne: Diether (Harlung), Ermanarich (Ermenrich) und Dietmar. Von allen dreien weiß die Sage viel zu erzählen, insbesondere aber von Dietmars Sohne „Dietrich von Bern" und seinen getreuen Dienstmannen. —

Wielands Schmiede

Wieland der Schmied

1. Wieland bei Meister Mimer und den Zwergen

Auf Seeland herrschte ein mächtiger Fürst, mit Namen Wate. Er war königlicher Abstammung und weit berühmt wegen seiner riesigen Größe und Kraft. Seine Söhne hießen Eigel, Helferich und Wieland, — schöne, kräftige, kluge Knaben, die nach des Vaters Wunsch etwas Tüchtiges in der Welt werden sollten.

Da sie nun zu Jünglingen herangewachsen waren, fragte der Vater einen jeden, welche Kunst er lernen wolle.

Eigel antwortete: „Ich will ein Bogenschütze werden."

„Ich ein Pflanzensammler und Arzt," sprach Helferich.

„Und du, mein Sohn Wieland?" wandte sich der Vater an seinen Liebling.

„Ich möchte ein Schmied werden," sagte der ernste, sinnende Knabe.

Da lachte der Vater und sprach: „Das konnte ich mir denken!"

Denn von Kind an war Wielands liebster Aufenthalt die Schmiede, wo die Bälge ächzten, die Feuerfunken sprühten und auf dem Amboß die schweren Hämmer lustig erklangen.

„Ja, du sollst ein Schmied werden, mein Sohn Wieland," sagte der Vater fröhlich, „und ich hoffe, ein großer Meister. Nun auf, und rüste dich zur Fahrt! Denn zu Mimer, dem berühmten Waffenschmied in deutschen Landen, will ich dich in die Lehre bringen."

Da lachte Wieland vor Lust, und fröhlich zog er mit seinem Vater von dannen.

Meister Mimer nahm die beiden freundlich auf und versprach dem starken Wate, sein Bestes an dem lernbegierigen Knaben zu tun, damit er einst ein tüchtiger Meister werde. —

Drei Jahre blieb Wieland bei Mimer; da war seine Lehrzeit aus, und der Meister sprach zu ihm: „Wahrlich, mein Sohn Wieland, du bist der wackerste Geselle, der jemals aus meiner Schmiede hervorgegangen ist. Nun ziehe heim, denn von mir kannst du nichts mehr lernen! Willst du aber der Meister aller Meister werden, so bitte deinen Vater, daß er dich führe gen Glockensachsen zu den Zwergen Elberich und Goldmar; das sind die größten Schmiedekünstler der Welt."

Wieland bedankte sich für den guten Rat, nahm sein Handwerkszeug und wandelte wohlgemut der Heimat zu.

„Willkommen, mein Sohn Wieland!" rief ihm der Vater freudig entgegen. „Mich freut's, daß du wieder hier bist! Deine Brüder sind noch draußen in der Welt, und es war hier recht öde in den weiten Hallen."

Und der Vater ließ ein köstliches Mahl bereiten und aß und trank in rechter Freude mit seinem Sohne.

Ein paar Wochen blieb Wieland daheim und schmiedete Schwerter, Helme und Brünnen, Spangen und Ringe, daß es eine Lust war, sie anzuschauen. Wenn aber jemand seine Kunst rühmte, so pflegte er zu sagen: ‚Es ist nichts, es ist nichts; das kann auch Mimer und wohl noch mancher andere Meister; ich aber möchte der erste Schmiedekünstler der Welt werden."

Das hörte auch einmal sein Vater, und er fragte: „Von wem könntest du denn noch mehr lernen, mein Sohn?"

„Von den Zwergen Elberich und Goldmar, die in Glockensachsen wohnen; so sagte mir Mimer."

„Nun denn — auf, und laß uns hinziehen zu den Zwergen!" rief der Vater.

Wer hätte froher sein mögen als Wieland! Sogleich machte er sich mit seinem Vater auf den Weg nach Glockensachsen, das in einem wilden Gebirge Deutschlands lag. Und sie kamen an den Grönasund und fanden weder eine Brücke, noch ein Fahrzeug, um hinüberzusetzen. Da sprach der

riesenstarke Wate: „Was zögern wir denn lange! Auf, mein Sohn! setze dich auf meine Schultern, daß ich dich hinübertrage! War mir doch sonst kein Sund zu tief, kein Strom zu reißend."

Wieland hockte auf seines Vaters Nacken, und der riesige Mann watete ohne Zagen in die wogenden Fluten hinein. Das Wasser stieg ihm bis an das Kinn; die reißende Strömung drohte ihn über den Haufen zu werfen; tosend kam eine mächtige Woge herangerollt und stürmte über sein Haupt hinweg — er aber trotzte der Wut Ägirs und seiner unheilsinnenden Töchter; wie ein Fels stand er mitten in den heulenden Wogen und erreichte endlich wohlbehalten das jenseitige Ufer.

„Siehst du, mein Sohn," sagte er frohlockend und schüttelte sich kräftiglich, „Mannesmut überwindet selbst die Gewalt der Meereswogen."

Sie gelangten glücklich in den ungeheuren Wald, wo die Zwerge Elberich und Goldmar in einer tiefen Felsenwölbung hausten. Mißtrauisch wurden sie von den kleinen, langbärtigen Meistern empfangen; doch nach Wates freundlicher Bitte, seinen Sohn in die Lehre zu nehmen, wurden die Zwerge zutraulicher und zeigten sich willfährig, Mimers Gesellen bei sich aufzunehmen. Sie geleiteten Vater und Sohn durch ihre Werkstätten und Schatzkammern und ergötzten sich baß an dem unverhohlenen Staunen der beiden. Wielands Augen leuchteten beim Anblick der Schwerter und Brünnen und allerlei köstlicher Kleinode aus Gold und Edelgestein; am meisten aber fesselte ihn ein Ring, von dem ein so wunderbares Glänzen ausstrahlte, daß alles, was ihn umgab, wie verzaubert erschien.

Als sie genugsam gesehen hatten, sprach Wate zu den Zwergen: „Fürwahr, ihr seid große Meister, viel größer noch als der berühmte Mimer! So lehret denn meinem Sohne eure Kunst, und ich will euch geben, was billig ist."

„Wir heischen eine Mark Goldes für die Lehrzeit eines Jahres," versetzte Elberich. „Ist die Frist verstrichen, so magst du selbst kommen und prüfen, was dein Sohn bei uns gelernt hat."

Dem biederen Recken deuchte eine Mark Goldes ein hoher Preis; doch mochte er nicht feilschen und zahlte das Gold.

Darauf beurlaubte er sich, versprach, nach Jahresfrist wiederzukommen, und zog fröhlich seine Straße. —

Nun lernte Wieland mit Fleiß und Eifer kostbare Dinge aller Art schmieden, und seine Lust am Handwerk war so groß, daß das Jahr ihm wie im Fluge verstrich.

Der Frühling war wieder gekommen mit Sang und Klang, mit Glanz und Duft und Blätterrauschen im weiten Walde. Da stand Wieland eines Tages vor der Felsenpforte und schaute den Vögeln zu, wie sie ihre Nester bauten, und als er die Augen aufhob, sah er drei Männer herankommen, von denen einer gleich einem Riesen einherschritt.

„Nun wohl mir!“ jubelte er auf, „da kommt mein Vater mit meinen Brüdern!“ Und er eilte ihnen entgegen und begrüßte sie voller Freude.

Liebevoll schaute sein Vater ihn an und sprach: „Du hast dich wohl gehalten trotz der schweren Luft in der Felsenhöhle, mein Sohn Wieland, und nun bist du gewiß der Meister aller Meister in deiner Kunst.“

„Ich habe manches gelernt,“ erwiderte der Jüngling bescheiden; „doch ist mir noch vieles, was meine Meister verstehen, ein Geheimnis geblieben.“

„So haben sie dich nicht in allen ihren Künsten unterweisen mögen?“ fragte Wate unwillig.

„Die Zeit war wohl zu kurz,“ antwortete Wieland begütigend. „Doch seht, da treten meine Lehrmeister eben aus dem Tore!“

Die Zwerge kamen heran und begrüßten mit verzwickten Mienen ihre Gäste.

„Dies sind meine Söhne Eigel und Helferich,“ sagte der biedere Wate. „Jeder ist ein Meister in seiner Kunst, und nun wollen wir prüfen, ob mein Sohn Wieland sich mit ihnen messen kann.“

„Ich will's versuchen,“ versetzte Wieland und begab sich in die Schmiede. Und er bildete aus Eisen ein Finkennest so täuschend und zierlich, daß alle sich baß darüber verwunderten.

„Laß sehen, ob die Vögel es für ein wirkliches Nest halten!“ sagte Wate. „Lassen sie sich täuschen, so hast du die Meisterprobe bestanden.“

Und Wieland erklomm einen wilden Apfelbaum und hängte das Nest in die Zweige. Am andern Tage schon war seine Meisterschaft besiegelt, denn in dem Neste lag ein niedliches Finkenei. Bald wurden es ihrer vier, und der Vogel saß brütend darauf.

„Ein Meisterstück! wahrlich, ein Meisterstück!“ riefen Wate, Eigel und Helferich wie aus einem Munde.

Und Eigel sagte: „Lägen die Eier dort auf der Felsenspitze, so wollte ich sie von hier aus mit meinen Pfeilen genau in der Mitte durchlöchern; so sicher ist meine Hand, so scharf mein Auge.“

„Da kann Rat geschafft werden,“ versetzte Elberich, und gewandt wie ein Eichkätzchen erkletterte er den Apfelbaum, zog die Eier so sachte aus dem Neste, daß der brütende Vogel es gar nicht gewahr wurde, erklomm den Felsen, legte die Eier darauf und rief: „Nun, Eigel, zeige deine Kunst! hier liegen die Eier.“

Der Schütze spannte den Bogen, zielte scharf, die Sehne klang mit hellem Tone, es schwirrte der Pfeil, und siehe: eins der Eier war genau in der Mitte durchschossen.

„Heißa!“ rief Meister Elberich; „das war ein Meisterschuß! Nun die andern!“

Zum zweitenmal schoß Eigel und zum dritten- und viertenmal, und frohlockend schwang Elberich seine Mütze und rief alle herbei, das Wunder zu schauen.

„Wahrlich!“ sprach Goldmar staunend, „Eigel ist der beste Schütze auf dem Erdenrund.“

„Mich dauern nur die armen Vögel,“ sagte der gutmütige Wate.

„O, denen kann geholfen werden,“ meinte der Heilkünstler Helferich. „Wozu hätte ich denn drei Jahre die Heilkunde erlernt?“

Und er setzte die Finkeneier so kunstvoll zusammen, daß auch das schärfste Auge keinen Bruch an den Schalen entdecken konnte.

Da tat Elberich einen Freudensprung und rief: „Helferich ist der größte Künstler! Er kann Wunden heilen, die andere geschlagen.“

Und er legte die Eier in seine Mütze, erklomm den Apfelbaum und schob sie so behutsam ins Nest, daß der Vogel nichts merkte, sondern ruhig weiter brütete, als wäre nichts geschehen. —

Als nun Wate zum Aufbruch rüstete, zwinkerten die kleinen Meister einander mit den Augen zu, und nach einigem Zaudern wandte Elberich sich an den Alten und sprach: „Es ist wahr: Euer Sohn Wieland versteht nun wohl seine Kunst wie nur einer unter den Menschen. Allein manches Geheimnis ist ihm noch unkund geblieben, weil die Lehrzeit zu kurz bemessen war. Bliebe er noch ein zweites Jahr bei uns, so sollten ihm auch die letzten und tiefsten Geheimnisse unserer Kunst erschlossen werden, und dann wäre er in Wahrheit der Meister aller Meister. Laß ihn noch ein Jahr bei uns, so zahlen wir dir die Mark Goldes zurück und stellen nur die eine Bedingung, daß du ihn genau heute über ein Jahr abholst, sonst ist er für immer unser eigen.“

Der biedere Wate schüttelte ablehnend das Haupt; ihm mißfielen die lauernden, versteckten Blicke der Zwerge; ihm ahnte Tücke, und er wollte seinen Sohn nicht zurücklassen. Wieland aber sah ihn bittend an und sprach: „Laß mich noch ein Jahr hier, mein Vater! Ich möchte gern alles lernen, und die Frist ist ja so kurz.“

„Wohl denn!“ sagte endlich der Vater. „Und heute nach einem Jahre bin ich wieder hier. Die Mark Goldes lasse ich euch gern,“ wandte er sich an die Zwerge. „Tut nur an meinem Sohne euer Bestes, so werde ich euch immer danken.“

Und er nahm Abschied von den Meistern und ging mit seinen Söhnen, von Wieland geleitet, den Hohlweg durch das Felsengewirr hindann.

„Mein Sohn Wieland,“ sagte er, „ich lasse dich ungern hier zurück; denn deine Meister gefallen mir nicht. Der Zwerge Art ist falsch, und ich fürchte, Elberich und Goldmar führen irgend eine Bosheit wider uns im Schilde. Drum sei vor ihnen auf der Hut, und legen sie dir Schlingen, so meide sie; greifen sie dich aber offen an, so schlage sie zu Boden! Mein Schwert lasse ich dir zurück; hier stoße ich es in das Erdreich; merke dir genau die Stelle!“

Und mit Kraft stieß er die Klinge unter einem überhangenden Felsen

bis an den Griff in den Boden, so daß nur der Kundige sie zu finden vermochte. Darauf nahm er herzlich Abschied von Wieland und zog mit den beiden andern Söhnen seine Straße.

Wieland schaute ihnen nach, wie sie über die Heide fürbaß schritten; und als der Wald sie aufnahm, winkte sein Vater noch einmal mit der Hand, und dann sah er ihn lebend nimmermehr. —

---

2. Die Falschheit der Zwerge und ihre Strafe

Der starke Wate hatte die beiden Meister richtig erkannt: sie waren falsch und sannen ihm und seinem Sohne Verderben.

„Wieland darf nicht wieder zu den Menschen zurückkehren," sagte Elberich zu seinem Bruder Goldmar. „Fast alle unsere Geheimnisse sind ihm nun kund, und machte er unsere Kunst unter den Menschen gemein, so wäre unser Ruhm dahin."

„Wohl geredet," erwiderte Goldmar. „Wieland muß für immer in unserer Gewalt bleiben oder zur Hel hinabgesandt werden. Wer dort eingeht, der schmiedet keine Schwerter mehr."

„Hi, hi, hi," kicherte Elberich schadenfroh. „Und sein Vater, der plumpe Riese, mag mit ihm dahinfahren!"

So raunten sie, als das Jahr sich seinem Ende zuneigte, oft miteinander.

Wieland bemerkte ihre falschen Blicke, ertappte sie auch manchmal in flüsternder Beratung und erkannte an ihrer Bestürzung bei seinem Erscheinen, daß von ihm die Rede sei.

„Die sinnen Arges wider mich," sprach er bei sich. „Nun wollte ich, mein Vater wäre hier!"

Oft machten sie sich nächtlicherweile, wenn Wieland schlief, draußen zu schaffen. Und was taten sie da? Sie klommen wie schleichende Marder an den Felsen über dem Eingange der Höhle umher, lockerten das Erdreich unter den überhängenden Blöcken und wühlten sich gleich Maulwürfen in die Erde hinein.

„Hi, hi, hi," kicherte Elberich, „nun mag Wate nur kommen! Stampft er mit seinen plumpen Füßen wuchtig den Boden, so wird er sicher von den herabstürzenden Blöcken zerschmettert."

„Wenn nur ein Regen käme und das Erdreich noch tüchtig auflockerte!" wünschte Goldmar.

Da schnupperte Elberich mit seiner breiten Nase in die Luft und sprach: „Es wittert schwül und schwefelig; hab acht, Asathor wird seine Donner rollen lassen."

„Möge er Wate mit Miölnir zerschmettern!" versetzte Goldmar tückisch.

Zur rechten Zeit machte der treue Wate sich auf den Weg gen Glocken-

sachsen und traf am Abend vor dem festgesetzten Tage wohlbehalten im Gebirge der Zwerge ein. Er konnte das Ziel nicht erreichen und bereitete sich unter einem überhängenden Felsblock ein Nachtlager. Wegemüde, wie er war, schloß er bald die Augen und entschlief. Von schrecklichem Donnergepolter ward er geweckt. Er richtete sich halb auf und starrte hinaus: aus schwarzen Wetterwolken zuckte Blitz auf Blitz, und ein gewaltiger Regen rauschte hernieder.

„Wohl mir, daß ich hier Schutz gefunden!" sagte er mit behaglichem Grausen. Da erdröhnte ein furchtbarer Donnerschlag; die Erde erbebte; es wankten die Felsen, und mit sinnbetäubendem Getöse stürzten die Massen der schweren Blöcke zu Tal und begruben mit haushohen Trümmern den Mann; — Falschheit und Tücke hatten gesiegt. —

Früh am Morgen suchte Wieland den Ausgang aus der Felsenhalle, um nach seinem Vater auszuschauen; er fand aber die Pforte verschüttet. Durch ein Seitentor gelangte er ins Freie, und nun sah er mit Grausen die Stätte der Verwüstung

„Wie mag nur mein Vater diese furchtbare Wetternacht überstanden haben?" fragte er sorgenvoll. „Ist er vor dem Einsturz der Felsen schon hier gewesen — dann wehe! wehe!"

Mit angstvoll forschenden Blicken ging er zwischen den Trümmern umher und bemerkte nicht, daß auch seine Meister herausgekommen waren und voll hämischer Freude das grause Werk betrachteten.

Wieland ging hin, wo der Vater sein Schwert verwahrt hatte — die Stelle war verschont geblieben. Er bog das Blätterwerk auseinander, faßte den Griff des Schwertes und zog es mit Kraft heraus. Auf dem Rasen strich er das haftende Erdreich von der Klinge und hielt sie in die Sonne — sie funkelte in spiegelklarem Glanze.

Mit der Waffe in der Hand schritt er weiter, und plötzlich sah er etwas aus dem Geröll hervorblinken. Er beugte sich herab, schaufelte das Erdreich zur Seite und brachte einen Schild ans Tageslicht. Wie er ihn nun genau betrachtete, erkannte er an dem Wappenbilde seines Vaters Schild, und tief im Herzen betroffen murmelte er: „Nun mögen die Götter mir gnädig sein! Mein Vater liegt hier begraben — der Bergrutsch hat ihn verschüttet."

Wie betäubt stand er vor dem ungeheuren Grabhügel seines Vaters und starrte bleichen Angesichts darauf nieder. Auf einmal vernahm er in der Nähe die Stimmen seiner Meister, und da er den Namen seines Vaters hörte, ward er aufmerksam und lauschte.

„Wie glücklich hat sich's doch gefügt," sagte Elberich, „daß Asathor diese Nacht im Wettersturm über die Erde gefahren ist! Nun liegt der ungeschlachte Wate unter den Trümmern begraben, und mit seinem Söhnlein, dem Milchbart, wollen wir nicht große Umschweife machen."

„Kopf ab!" sagte Goldmar lachend.

„Freilich, Kopf ab! Denn darin stecken unsere Geheimnisse, und die sollen darin verschlossen bleiben, bis die Welten vergehen."

„So komm und laß uns ihn sogleich zur Hel senden, damit er nicht Verdacht schöpfe und sich wider uns waffne."

Der junge Wieland erschlug die Zwerge

Da trat Wieland hervor, das bloße Schwert in der Hand, und sprach mit schrecklicher Gebärde: „Hier bin ich, ihr bleichnasigen Wichte, und unter den Trümmern liegt mein Vater begraben, — das ist euer Werk, und nun sollt ihr euern Lohn empfangen — fahret zur Hel!"

Zweimal pfiff die Klinge durch die Luft, und jeder Streich brachte den Tod: mit gespaltenen Häuptern lagen die Zwerge im Sande.

Krächzend flog ein Rabe vorüber, und Wieland blickte auf und rief ihm nach: „Schau her, du Vogel Wodans! Hier ist Atzung! Nun melde deinen Genossen, daß sie zum Mahle herbeikommen!"

Alle Gemächer der Felsenhalle durchforschte nun Wieland, und seine Augen wurden geblendet von den herrlichen Kostbarkeiten aus Gold und Edelsteinen und von dem Glanz der Waffen in Kammern und Hallen. Auch den Zauberring, der ein so wunderbares Licht ausstrahlte, sah er wieder, und im Anschauen des Kleinods verloren, sprach er: „Dich nehme ich mit mir und schmücke dereinst mit dir den Finger eines geliebten Mägdleins, so wird ihre Schönheit in doppeltem Glanze strahlen."

Und außer dem Ringe wählte er die kostbarsten Sachen aus und füllte damit zwei kunstvoll gearbeitete Kästchen aus Maserholz, reich mit Gold und Edelsteinen ausgelegt; die wollte er mit sich führen in sein Heimatland.

Da plötzlich vernahm sein Ohr Rossegewieher aus der Tiefe des Berges.

„Das war Schimmings Stimme!" sagte er freudig aufhorchend. „Nun ist Schimming, das schnellste aller Rosse nach Odins Sleipnir, mein eigen, und er soll mich und meine Schätze in die Heimat tragen."

In der Tiefe der Felsenhalle stand an marmorner Krippe ein schneeweißer Hengst, der hell aufwieherte, als Wieland eintrat.

Mit Bewunderung betrachtete der Jüngling das edle Tier, klopfte ihm den silberschimmernden Hals, löste die goldene Halfterkette aus dem Ringe und leitete den Hengst ans Tageslicht. Da erschien er ihm noch einmal so edel und schön, und Schimming freute sich der Freiheit und schüttelte wiehernd im Sonnenglanze seine lichtstrahlende Mähne.

Wieland trug die gefüllten Schatzkästchen herbei, schwang sich auf Schimmings Rücken und ritt von dannen. Gleich einem Vogel flog der Hengst dahin, und es war, als berührten seine zierlichen Hufe kaum den Boden. In kürzester Frist war der weite Weg durchmessen, und Wieland befand sich wieder in den Hallen seiner Väter. Auch seine Brüder Eigel und Helferich waren daheim, und alle drei betrauerten tief den Tod ihres Vaters.

---

3. Wieland und seine Brüder im Wolfstale

Kurze Zeit lebten die drei Brüder friedlich auf dem Erbe ihrer Väter, und jeder betrieb mit Fleiß und rechter Lust seine Kunst. Als aber die umwohnenden Fürsten erfuhren, daß der mächtige Wate tot sei, fingen sie Händel mit seinen Söhnen an und beunruhigten sie für und für. Das verleidete den friedlich gesinnten Brüdern die geliebte Heimat, und eines Tages machten sie sich auf und begaben sich auf die Wanderschaft gen Norden.

Nach langer Fahrt kamen sie in das Niarenland, das dem Könige Nidung untertänig war. Von dem Gipfel eines Berges blickten sie hinunter in ein grünes Tal mit saftigem Wiesengrund, ausgestickt mit bunten Blumen; in der Mitte aber schimmerte wie ein köstlicher Edelstein der himmelblaue Wolfssee. Das paradiesisch stille Tal hieß Wolfstal. Es war rundum von hohen bewaldeten Bergen eingehegt, und schäumende Wasser stürzten mit Brausen über die Felsen und ergossen sich in den unergründlich tiefen See.

Da standen die drei Brüder oben, gelehnt auf ihre Speere, und wie aus einem Munde riefen sie aus: „Hier ist gut sein! In den Bergen ist Wild, und in der Tiefe gibt's Fische und im Winter blankes Eis; darum lasset uns Hütten bauen an dem See!"

Und sie stiegen hinunter zum grünen Ufer, schleppten Steine und

Balken herbei und bauten am Rande des Waldes schöne weite Hallen. Darin wohnten nun die drei Künstler, und jeder tat, was ihm wohlgefiel. Wieland stand fast den ganzen Tag in seiner Schmiede und bildete aus Gold und Silber allerlei köstliche Kleinode, darunter siebenhundert Ringe, welche er mit dem Zauberringe, dem sie glichen, auf einen Faden zog und sich oft an ihrem Glanze erfreute.

König Nidung hörte die Kunde von den drei Brüdern im Wolfstale, und es gelüstete ihn nach Wielands Schätzen, insbesondere nach dem Zauberringe, mit welchem er die Hand seiner schönen Tochter Bathilde zu schmücken gedachte. —

Und in einer mondhellen Nacht ließ er die Rosse satteln und ritt mit einigen seiner Recken auf einsamen Wegen zum Wolfstal hernieder.

Meister Wieland jagte im Waldgebirg, und so trat der König ungehindert in die offene Halle, wählte die besten Waffen und köstlichsten Kleinode aus, zog den Zauberring, welchen er an dem hellen Glanze erkannte, vom Baste und ritt beutefroh von dannen.

Am andern Morgen bemerkte Wieland alsbald den Verlust. Er zählte die Ringe am Baste — es waren siebenhundert — der Zauberring war gestohlen. —

Da fühlte der Meister sich nicht mehr sicher im Wolfstale; er belud Schimming mit seinen Schätzen und ritt über das Gebirge zum Meeresstrande hernieder. Dort fällte er die mächtigste Eiche des Waldes und höhlte den Stamm so kunstvoll aus, daß er einer Stube glich, die durch wohleingefügte Türen geöffnet und verschlossen werden konnte.

Mit Hilfe kräftiger Männer schaffte Wieland seine Arche auf die Flut des Meeres, leitete Schimming hinein, barg seine Schätze darin nebst Speisevorrat, stieg selbst in das Fahrzeug, verschloß hinter sich die Tür und überließ sich steuerlos dem Spiele der Meereswogen.

Sechzehn Tage lang trieb Wielands Schiff auf dem Meere umher; da stieß es auf den Grund und blieb stehen. Alsbald vernahm der Meister draußen den Schall menschlicher Rede, konnte aber nichts verstehen und dachte in seinem Sinne: die Götter wissen, was für einem Volke ich jetzt in die Hände geraten bin! Verhalte dich ruhig, mein Schimming!"

Eine Weile blieb es still; die Männer, deren Stimmen er gehört, schienen sich entfernt zu haben. Plötzlich aber fielen schwere Axthiebe auf sein hölzernes Haus, und er stand in Gefahr, zerschmettert zu werden.

Da säumte er nicht lange, sondern öffnete die Tür über seinem Haupte, guckte hinaus und sprach zu den bestürzten Männern: „Warum beunruhigt ihr mich, ihr guten Leute? Was habe ich euch getan, daß ihr mir das Haus über dem Kopfe zertrümmert?"

Sprachlos vor Erstaunen starrten die Männer Wieland an.

„Nun sagt mir: wie heißt dies Land, und wer ist der Beherrscher desselben?" fragte der Meister.

Da ward ihm die verblüffende Antwort: „Niarenland heißt das Königreich, und unser Herr ist König Nidung."

Nun merkte Wieland, daß er in einem Bogen um die Halbinsel herumgefahren und am jenseitigen Gestade gelandet sei. Diese Entdeckung verdroß ihn gar sehr; denn König Nidung galt für einen grausamen, goldlüsternen, ungerechten Herrn, und Wieland glaubte, sichere Kunde zu haben, daß er und kein anderer der Räuber seiner Schätze gewesen. Am liebsten wäre er darum wieder abgefahren; aber schon nahte der König selber und fragte ihn, wie er heiße und was er in seinem Lande suche.

„Ich heiße Goldbrand," antwortete Wieland mit Vorsicht, „komme aus fernem Lande über das Meer gefahren und suche Gastfreundschaft an deinem Hofe." —

„Du kannst in meine Dienste treten, Goldbrand; melde dich morgen in der Burg," erwiderte der König und ritt mit seinem Gefolge von dannen.

In der Abenddämmerung führte Wieland zuerst seinen Hengst aus dem Schiff und brachte ihn auf ein Gehöft im Walde, wo gegen gutes Entgelt ein Bauer das edle Tier in Pflege nahm. Darauf brachte er seine Schätze in Sicherheit und versteckte seine Schmiedewerkzeuge in einem hohlen Baum.

Er glaubte sich dabei unbeobachtet; als er aber aufschaute, erblickte er einen Ritter in kurzer Entfernung. Da dieser aber ruhig seines Weges weiter ging, achtete Wieland sein nicht weiter und wähnte sein Handwerkszeug sicher geborgen.

Am andern Morgen meldete sich Wieland beim Könige, und ihm ward der Dienst auferlegt, drei Messer, deren der König sich zum Zerschneiden des Brotes und Wildbrets bediente und sie wegen ihrer Schärfe besonders hochschätzte, blank und sauber zu halten.

„Das ist ein leichter Dienst," dachte Wieland und wartete fortan in Frieden seines unwürdigen Amtes.

Schon im Wolfstale hatte er viel von der Schönheit der Königstochter Bathilde gehört und hätte sie längst gern gesehen. Dieser Wunsch sollte ihm nun erfüllt werden. König Nidung gab den Großen seines Reiches ein Fest; da kam die schöne Bathilde aus ihrer Kemenate hervor und entzückte aller Augen. Wieland schaute sie an in ihrer strahlenden Schönheit, und sein Herz entbrannte für sie in reiner Minne. Dabei aber machte er eine Entdeckung, die seinen Verdacht, König Nidung selber sei der Räuber seiner Schätze gewesen, bestätigte: am Finger der schönen Bathilde glänzte sein Zauberring.

Den stolzen Rittern lächelte die Jungfrau huldreich zu; für den Messerputzer ihres Vaters aber hatte sie nicht einen Blick. Das kränkte Wieland in seinem Herzen, denn auch er rühmte sich königlicher Abstammung und war der größte Schmiedekünstler der Welt.

„Warte nur," sprach er bei sich, „du sollst dich noch vor mir beugen,

und ich werde nicht rasten, bis du aus freiem Willen mein Weib geworden. Hätte ich nur wieder meinen Zauberring!"

Eines Tages putzte er die kostbaren Messer am Brunnen, als die Königstochter unverhofft vorüberwandelte. Bei ihrem Anblick erschrak er dermaßen, daß eins der Messer seiner Hand entfiel und in die Tiefe des Brunnens stürzte.

„Nun sei Odin mir gnädig!" murmelte er bestürzt. „Der böse Nidung wird mich hart bestrafen. Doch halt: ich schleiche mich heimlich in die Werkstätte des Amilias und schmiede geschwind ein anderes Messer."

Und in der Nacht stieg Wieland durch das Fenster in Amilias' Schmiede, blies das Feuer an, suchte den besten Stahl heraus und schmiedete daraus ein Messer, das zum Verwechseln dem verlorenen glich. Aus dem Rest des Stahles schlug er einen dreikantigen Nagel und ließ denselben auf dem Amboß liegen, damit Amilias, der mit nichten einen so vollkommenen Nagel zu schmieden vermochte, sich darüber verwundere.

König Nidung pflegte für sich und seine Gäste mit eigenen Händen das Brot zu schneiden. Und als er nun das neue Messer dazu gebrauchte und den gewöhnlichen Druck anwandte, drang die Klinge durch das Brot und den Holzteller und noch tief in die Tischplatte hinein.

Darob verwunderte sich der König und betrachtete aufmerksam das Messer.

„Es ist neu," sagte er, „eine vortreffliche Klinge! Man rufe den Messerputzer Goldbrand herein!"

„Heda, Goldbrand!" rief der König ihn an, „kannst du mir nicht sagen, wer dieses Messer geschmiedet hat?"

„Das Messer?" entgegnete Wieland mit erheucheltem Erstaunen. „Nun, ich glaube, Amilias wird wohl der Meister sein."

„Ja, Herr König," sagte Amilias vortretend, „ich habe die treffliche Klinge geschmiedet."

„Du lügst!" donnerte der König ihn an. „Diese Klinge ist so vortrefflich, daß selbst Wieland, der größte aller Meister, eine bessere kaum zu schmieden vermöchte. Wer hat das Messer gemacht, Goldbrand? Sprich die Wahrheit oder fürchte meinen Zorn!" rief er mit drohender Stimme.

„Ich habe es geschmiedet," antwortete Wieland ruhig.

„So bist du ein Meister, jener aber ist ein eitler Prahler, der sich mit deinen Federn hat schmücken wollen," sagte der König.

„Ich verwette mein Haupt, daß meine Kunst größer ist als die Goldbrands," rief Amilias purpurrot.

„Nimmst du die Wette an?" fragte der König den schweigenden Wieland.

„Ich nehme sie an," antwortete er ruhig.

„So will ich Helm und Brünne, und Goldbrand mag ein Schwert schmieden," sagte eifrig Amilias. „Vermag er mit seinem Schwerte meine

Rüstung nicht zu spalten, so verliert er das Haupt, dringt aber seine Klinge hindurch, so ist ihm mein Leben verfallen — gilt's, Goldbrand?"

„Es gilt," antwortete Wieland.

„Nun wohl denn," nahm der König das Wort, „wer bürgt für Amilias?"

Sogleich traten mehrere Recken vor, die Bürgschaft zu übernehmen; für Wieland aber wollte nicht einer bürgen, denn alle gaben ihn verloren. Da sprach der König: „Ich bürge für Goldbrand! Ein Jahr gebe ich euch Frist, eure Kunstwerke zu bilden; dann wollen wir prüfen, wer der größte Meister ist. Ich hoffe, Goldbrand wird mir keine Schande machen."

„Seid unbesorgt!" sagte Wieland und ging hinaus.

---

4. Wie Wieland die Wette gewann

Als Amilias desselben Tages in seine Schmiede kam, um sogleich die Rüstung in Angriff zu nehmen, fand er den dreikantigen Nagel auf dem Amboß und verwunderte sich sehr darüber.

„Den hat kein anderer geschlagen als Goldbrand," sagte er, den Nagel betrachtend. „Es ist ein kleines Meisterstück, aber die Wette soll der Messerputzer dennoch verlieren. Ein Rüstzeug will ich schmieden, das nur ein Schwert aus Wielands Meisterhand zu spalten vermöchte."

Darauf band er sein Schurzfell vor und fing sogleich an, mit großem Fleiße aus dem besten Stahl einen Helm zu bilden.

So arbeitete er im Schweiße seines Angesichts ein paar Monate ununterbrochen fort. Da fragte ihn der König: „Nun, Meister Amilias, wie weit bist du mit deinem Rüstzeuge?"

„Ich bin bald damit fertig, Herr, und es wird trefflich. Der arme Goldbrand ist sicher verloren."

„Nun, nun," erwiderte lächelnd der König, „unterschätze nur Goldbrand nicht! Hat er ein so gutes Messer schmieden können, so mag ihm auch wohl das Schwert geraten. Ich will doch hören, ob er schon mit der Arbeit begonnen hat."

Und er ließ Wieland rufen und empfing ihn mit der Frage: „He, Goldbrand, wie weit bist du mit deinem Schwerte?"

„Ich habe daran noch nicht gedacht, Herr; es hat ja noch keine Eile damit," antwortete Wieland.

Da lachte der König und meinte, er möge es nur nicht ganz vergessen.

Wenige Wochen vor Ablauf der Frist fragte Nidung wiederum Wieland, ob er nun das Schwert fertig habe.

„Nein, Herr," antwortete gelassen der Meister; „doch jetzt würde ich mit der Arbeit beginnen, wenn ich nur eine Schmiede hätte."

„Die soll sogleich gebaut werden," versetzte der König. Und nach ein paar Tagen stand die Schmiede fertig da.

Wieland wollte nun sein Handwerkszeug holen und ging abends nach dem hohlen Baume. Er suchte und suchte, allein es war nirgends zu finden. Da war er sehr niedergeschlagen und sann und sann, wer es nur gestohlen haben könnte. Da erinnerte er sich jenes Ritters, der in der Nähe vorübergewandelt war, und er ging hin und klagte dem Könige seine Not.

„Und du würdest jenen Ritter wiedererkennen, wenn du ihn sähest?" fragte der König.

„Gewiß, Herr, sein Bild steht mir deutlich vor Augen."

Da entbot Nidung alle seine Recken zu Hofe, und Wieland ging forschend durch die Reihen, — der Gesuchte aber war nicht unter ihnen.

„Du hast einen Meermann, vielleicht gar den alten Ägir selbst gesehen," spottete der König. „Nun sieh zu, wie du dein Schwert zustande bringest!"

Wieland ging in seine Schmiede, schloß sich daselbst ein und bildete aus Eisen einen Mann, der jenem Recken von Gestalt und Antlitz glich. Darauf bat er den König in die Schmiede, deutete auf den Eisenmann und sprach: „Seht, Herr, so sah jener Ritter aus!"

„Das ist der Recke Regin!" rief hoch überrascht der König. „Ich habe ihn über Land gesendet und erwarte morgen seine Rückkehr. Nun sollst du dein Handwerkszeug wieder haben, Goldbrand; denn du bist wahrlich ein großer Künstler!" —

Am andern Tage kehrte Regin wirklich zurück, und König Nidung führte ihn in die Schmiede, zeigte auf sein Ebenbild und sprach: „Meister Goldbrand behauptet, der Recke, dessen Bild du vor dir siehst, habe sein Handwerkszeug entwendet, ist das wahr, Regin?"

Da lachte der Recke und sprach: „Es ist wahr, und nun er mich so trefflich nachgebildet hat, soll er es wieder erhalten!"

Wieland war froh, als er sein Werkzeug wieder beisammen hatte. Er blieb nun Tag und Nacht in der Schmiede und rastete nicht eher, als bis die Klinge fertig war. Haarscharf war die Schneide und von solcher Härte, daß sie Eisen spaltete, ohne die kleinste Scharte zu bekommen. Der Meister hieb auf einen Eisenschild ein, daß die Stücke wie Holzspäne umherstoben — die Klinge blieb unversehrt. Da war er seines Werkes froh, betrachtete mit leuchtenden Augen das Schwert und sprach: „Mimung sollst du heißen, meinem ersten Meister zu Ehren. Große Helden werden dich führen und Dichter deinen Ruhm verkündigen, denn du bist das beste der Schwerter."

Und er ging zum Könige und sprach: „Hier ist das Schwert; es heißt Mimung und wird mir wohl das Haupt retten. Kämet Ihr mit mir an den Strom, so wollt' ich Euch seine Schärfe zeigen."

Der König zollte der Waffe gerechte Bewunderung und begab sich mit dem Meister an das Ufer des Flusses.

Da warf Wieland eine Wollflocke in die Strömung und hielt ihr, da sie langsam hinuntertrieb, die Schneide des Schwertes entgegen. Und siehe: Mimung schnitt die Flocke mitten entzwei, ohne daß auch nur ein Fädchen an ihr gekrümmt wurde.

Da rief in höchstem Erstaunen der König: „Wahrlich, Goldbrand, das ist das trefflichste Schwert, das jemals aus Menschenhand gekommen! Fordere einen Preis dafür, und er soll dir werden, und wäre es die Hälfte meines Königreiches!"

Wieland aber wollte das Schwert um keinen Preis verkaufen, doch sagte er: „Laß mich erst ein Gehänge daran machen, dann können wir darum handeln!"

Und er ging in die Schmiede und machte ein zweites Schwert, dem Mimung so ähnlich, daß kein anderer als er selbst es von diesem unterscheiden konnte; das sollte Nidung erhalten.

Und es kam der Tag der Entscheidung. Der König berief seine Recken und mit ihnen die beiden Meister Amilias und Wieland in die Halle.

Amilias erschien in seiner prächtigen Rüstung und fand laute Bewunderung. Und er setzte sich nieder und forderte die Recken auf, mit ihren Schwertern auf ihn einzuhauen. Sie taten also, das treffliche Rüstzeug aber blieb unversehrt.

Da frohlockte Amilias und sprach hohnvoll zu Wieland: „Nun, mein tapferer Goldbrand, magst du deine Kunst an mir versuchen! Schlag kräftig zu, damit du Ehre gewinnest! Ich gönne sie dir gern vor deinem Tode."

„Das war dein letzter Spott, Amilias!" rief Wieland zornentbrannt. Und Mimung pfiff durch die Luft und spaltete dem prahlerischen Meister Helm, Haupt, Brünne und Leib.

Ein Grausen ergriff die zuschauenden Recken; sie starrten sprachlos auf den blutenden Mann nieder, bis endlich der König sich ermannte und also redete: „Wahrlich, du bist kein anderer als Wieland selbst! Bekenne und leugne nicht!"

„Ja, ich bin Wieland der Schmied, was soll ich's länger bergen!" erwiderte stolz der Sieger.

Alle scharten sich um ihn und blickten ihm forschend ins Angesicht, denn er war ein berühmter Mann.

Und König Nidung nahm das Wort und sprach: „Amilias war ein guter Meister; nun tritt ein besserer an seine Statt: Wieland, der den Mimung geschmiedet hat. Gib mir nun das Schwert und fordere deinen Preis!"

Da antwortete Wieland: „Zuvörderst will ich die Klinge säubern und ein Gehänge daran machen."

Der König ließ es geschehen, und Wieland ging in seine Schmiede und versteckte den Mimung; dem Könige aber brachte er das falsche Schwert und heischte keinen Lohn dafür.

Und fortan stand Wieland im Dienste des Königs und schmiedete treffliche Waffen für die Recken, auch köstliche Kleinode für die liebliche Bathilde, die seiner doch nimmer achtete. —

5. Wieland empfängt für guten Dienst schlimmen Lohn

Es kamen Boten aus Schweden, dem Könige Nidung Krieg anzusagen. Da rüstete er sein Heer und brach an der Spitze streitbarer Recken und Mannen wider die Ostgrenze des Reiches auf. Auch Wieland war nun ein Kriegsmann geworden. In herrlicher Rüstung, den echten Mimung an der Seite, sprengte er tapfern Sinnes in der Ritterschar dahin. Obwohl er vom Scheitel bis zur Sohle einem echten Recken glich, sahen doch die andern ein wenig scheel auf den Genossen aus der Schmiede, und auch der König meinte es nicht treu mit ihm; er schätzte ihn nur um des Vorteils willen, den er von seiner Kunst gewann. Die übelste Gesinnung aber trug ihm der Truchseß des Königs, ein stolzer, hochfahrender Recke, der um die Gunst der Königstochter Bathilde buhlte.

Nach fünf Tagen kam das Heer an den Fuß des mächtigen Gebirgswalles, welcher die beiden feindseligen Reiche scheidet. Auf den Vorhügeln erblickte man das Lager des Feindes; Überläufer brachten die Kunde, daß am andern Morgen der Angriff geschehen sollte.

König Nidung fürchtete sich mit nichten. Er besaß einen Siegstein, kraft dessen er stets im Kampfe den Sieg gewann. Nun fand es sich aber zu seinem Schrecken, daß er den Stein zu Hause vergessen hatte. Da sank ihm der Mut, er gebärdete sich kläglich und berief seine Vertrauten und Wieland zur Beratung.

Allen entfiel der Mut, da sie die unheilvolle Kunde vernahmen, und keiner wußte zu raten.

„O, wer mir bis morgen früh den Stein herbeischaffte, den wollte ich sehr reich machen!“ rief der König.

„Es ist unmöglich,“ murmelten die Recken, und auch Wieland schwieg.

„Ich wollte ihn zu einem Völkergebieter erheben und ihm meine Tochter zum Weibe geben,“ fuhr der König fort.

Da jammerte der Truchseß und sprach: „O, wo nehme ich Flügel her, mich zu schwingen über Berg und Tal, daß ich den Stein herbeischaffe und die schöne Bathilde zur Gemahlin gewinne?“

Da trat Wieland vor und sprach: „Ich will versuchen, den Stein

zu holen. Gelingt es mir, so erhalte ich Eure Tochter Bathilde zum Weibe?"

„Auf Königswort!" beteuerte Nidung feierlich. „So reite denn, Wieland, reite! damit wir siegen und nicht Krone und Reich und Leben verlieren!"

Wieland eilte fort, rief seinen weidenden Hengst herbei, schwang sich auf seinen Rücken und rief ihm zu: „Heute gilt's, mein Schimming! Auf! auf! zur Königsburg, daß wir den Preis gewinnen!"

Schimming wieherte hell auf und flog wie ein Vogel über Berg und Tal, durch Wald und Heide, über Zäune und Gräben und Sümpfe und Flüsse. Wer den Schimmelreiter vorüberfausen sah, den befiel ein Grauen, und mit bebenden Lippen murmelte er: „Walvater reitet durch die Lüfte; vor ihm her fliegen seine Raben Hugin und Munin; möge er uns gnädig sein!" —

Gegen Mitternacht sah Wieland die Zinnen des Königsschlosses im Mondenschimmer blinken; bald war das Ziel erreicht; er sprang von Rosses Rücken, eilte in die Burg und empfing aus Bathildens Hand den Siegstein. Dabei sah er den Zauberring am Finger der Jungfrau hell aufleuchten, und sein Herz schlug ihr in Sehnsucht entgegen.

Schimming ward mit Brot und Wasser gelabt, und Wieland schwang sich wieder in den Sattel, strich liebkosend die silberglänzende Mähne des Hengstes und sprach: „Nun zurück denselben Weg, mein Schimming! Ehe die Sonne aufgeht, müssen wir wieder im Lager sein. Frisch auf! frisch auf durch die sternenschimmernde Nacht!"

Wie auf Windesflügeln eilte Schimming dahin. Allgemach verblich der Glanz der Sterne, und eine goldige Röte dämmerte am östlichen Himmelssaume empor.

„Der Morgen graut," sprach Wieland voll Ungeduld. „Nun eile, mein Schimming, eile!"

Mit verhängtem Zügel ging's die letzte Berghalde hinauf, und vom Gipfel schaute Wieland in das dampfende Tal, in welchem die Heere einander gegenüber lagerten. Langsamer ritt er nun durch den duftigen Birkenwald und lauschte dem Morgenliede der muntern Vögel. Er gedachte seiner glücklichen Kinderzeit unter den hohen Buchen Seelands, gedachte seines guten Vaters und sprach bei sich: „O lebte er noch, wie würde er sich nun meines Glückes freuen!"

Hufschläge weckten ihn aus seinen Träumereien, und da er aufblickte, sah er ein Häuflein Gewappneter durch das Gebüsch heransprengen. Bald erkannte er auch den Führer des kleinen Trosses; es war sein Widersacher, der Truchseß des Königs.

„Sieh da, Meister Wieland!" rief der Ritter und stellte sich überrascht. „Hast du wirklich den weiten Weg zurückgelegt, so bist du nicht nur ein Künstler, sondern wahrhaftig ein Zauberer!"

„Mein Schimming hat leichte Hufe," erwiderte Wieland; „nur Odins Sleipnir mag ihn an Schnelle übertreffen."

„So hast du den Siegstein wahrlich bei dir?" forschte der Ritter.

„Wahrlich! Aus der Hand der schönen Bathilde habe ich ihn empfangen."

„O, gib ihn her, daß ich ihn unserm Herrn bringe und seine Sorgen verbanne!" rief der Recke und streckte Wieland die offene Hand entgegen.

„Mit nichten!" erwiderte dieser. „Ich selbst will den Stein in die Hand des Königs legen, damit ich den verheißenen Lohn erhalte."

„Du, ein rußiger Schmied, die Königstochter?" rief hohnvoll der Recke. „Gib den Stein heraus, du Schelm, oder du bist des Todes!"

Wieland ließ sich nicht einschüchtern, hatte er doch den Mimung an seiner Seite.

„Schlagt den übermütigen Schmied zu Boden!" gebot der Truchseß zornentbrannt seinen Schergen und drang selbst mit dem Schwerte auf Wieland ein.

Da zuckte es wie ein Blitz durch die Luft, Mimung pfiff einen hellen Ton, und mit gespaltenem Haupte stürzte der Truchseß vom Rosse in den Sand. Seine Mannen stoben entsetzt auseinander und flohen; Wieland aber ritt ungehindert seinen Weg und erreichte das Lager, als der erste Morgensonnenstrahl darüber hinblitzte.

„Nun Heil uns! Wieland ist angekommen!" rief König Nidung freudig überrascht und trat rasch aus dem Zelte, dem Meister entgegen.

„Hier ist der Siegstein!" sagte Wieland und überreichte seinem Herrn den Stein.

Der König warf einen raschen Blick darauf, und da er sah, daß es der echte Stein war, lachte er vor Freude und rief: „Nun wehe meinen Feinden! Sie sind verloren! — Wer gab dir den Stein, Wieland?"

„Bathilde, meine Braut," antwortete der glückliche Reitersmann.

„Deine Braut?" murmelte mit finstern Brauen der König und schüttelte ablehnend den Kopf. „Nimmermehr darf dieser Schmied meine Tochter zum Weibe haben!" dachte er in seinem Sinne und sann auf einen Vorwand, wie er mit einem Scheine des Rechts sein Wort brechen und sich dieses Eidams entledigen könnte.

„Und du hast den weiten Weg ungefährdet zurückgelegt?" fragte der König weiter.

„Nein. In jenem Gehölz an der Berghalde ward ich von Eurem Truchseß angefochten, der mich des Steines berauben wollte. Ich erschlug den Räuber, und seine Gesellen entflohen."

Das war dem Könige eine willkommene Kunde; nun hatte er eine Ursache, dem Meister seinen Lohn zu verweigern; aber er stellte sich entrüstet und rief mit zornfunkelnden Blicken: „Wie, du hast dich erfrecht,

meinen besten Recken zu erschlagen? So hast du deinen Lohn dahin, und ich verbanne dich aus meinen Augen, verbanne dich aus meinem Lande und verbiete dir bei Todesstrafe, je wieder vor mein Angesicht zu treten! Weiche von hinnen, du Missetäter, und eile, daß du über die Grenzen meines Reiches kommest!"

„Ist das Königstreue?" zürnte der entrüstete Meister. „Nun wohl, ich gehe! Dich, König Nidung, aber werden die Götter strafen, denn ehrlos hast du an mir gehandelt! Im Wolfstale raubtest du mir wie ein Dieb in der Nacht meine Schätze, und nun versagst du mir für treu geleisteten, großen Dienst den verheißenen Lohn und treibst mich wie einen Schelm aus dem Lande, weil ich einen Wegelagerer, der mit seinen Schergen mein Leben bedrohte, niederschlug — so niedrige Handlungen sind eines Königs unwürdig und werden dir bitter vergolten werden!" —

In wilder Empörung rief der König nach Waffen, um den Verwegenen zu strafen; Wieland aber saß schon auf Schimmings Rücken und sprengte wie der Sturmwind durch das Lager den sonnengeküßten Bergen entgegen. —

Der König schlug die Feinde und hielt mit lautem Freudenschalle seinen Einzug in die prächtig geschmückte Burg. Acht Tage währte die Siegesfeier; darauf beurlaubte der Herrscher die Recken und Mannen, und jeder zog wieder heim an seinen Ort. —

Meister Wieland war verschollen. Aus seiner Schmiede tönte nicht mehr lustiges Klingen der Hämmer; das Feuer der Esse war erloschen, die Werkstätte leer und öde; durch die offenen Fenster flogen die Schwalben aus und ein.

So oft König Nidung an der verlassenen Schmiede vorüberkam, verdroß ihn die Totenstille, die nun darin herrschte. Er dachte, wie töricht er doch gehandelt, daß er den großen Meister des Landes verwiesen habe. Wer füllte nun seine Rüstkammer mit herrlichen Waffen und die Schatzkästlein seiner Tochter mit köstlichen Kleinoden?

„Vielleicht," so sprach er bei sich, „weilt noch der Meister in meinem Lande und ich mag ihn wohl wieder in meine Gewalt bekommen. Sogleich will ich Späher aussenden, den Geächteten zu suchen."

Es fand sich, daß Wieland wirklich noch im Niarenlande weilte, und zwar wollte man ihn in dem großen Walde in der Nähe der Burg gesehen haben.

Auf diese Kunde ließ der König in aller Stille den Wald umzingeln: Wieland wurde gefangen und an Händen und Füßen gebunden seinem furchtbaren Feinde überliefert. Und nun geschah das Schreckliche: Damit der Meister ihm nimmer entrönne und ganz wehrlos sei, ließ der grausame König ihm die Sehnen in den Kniekehlen durchschneiden und machte ihn so zum Krüppel sein Leben lang. — In dem großen See, zur Seite der Burg, war eine kleine Insel, die man Seestelle nannte. Dorthin brachte man

den lahmen Meister, baute ihm dort eine neue Schmiede, und im Dienste des Königs mußte er nun tagaus, tagein am Amboß stehen und im Schweiße seines Angesichts sein Brot verdienen.

Auf zwei Krücken sah man ihn wohl zuweilen schwerfällig auf der Insel umherhumpeln oder vor der Schmiede und nach den Fenstern der Königsburg emporspähen — dann sann er auf Rache wider seinen grausamen Peiniger. —

6. Wie Eigel seinen Bruder Wieland besucht

Wielands Künstlerruhm erscholl in allen nordischen Landen; auch ward erzählt, König Nidung habe ihm seine Tochter Bathilde zum Weibe gegeben.

So frohe Kunde vernahm auch Wielands Bruder, Eigel der Schütz, und er sprach zu seinem Sohne Isung: „Auf, mein Söhnlein! rüste dich zur Ausfahrt! Wir wollen deinen Oheim Wieland besuchen und uns mit ihm seines Glückes freuen."

Da jubilierte der Knabe Isung und blies sein bestes Stücklein auf der Schalmei. Und Eigel versah sich reichlich mit Wegzehrung, nahm Bogen und Pfeile und wanderte mit seinem Sohne von dannen. Wohlbehalten kamen sie in das Niarenland und stießen im Walde nahe der Königsburg auf eine glänzende Jagdgesellschaft. Das war König Nidung selbst mit seinen vornehmsten Recken.

Und er rief die Fremdlinge heran und fragte: woher und wohin?

Da antwortete Eigel: „Ich bin Meister Wielands Bruder, Eigel der Schütz, und dies ist mein Sohn, Isung der Spielmann. Wir sind gekommen, meinen Bruder Wieland zu besuchen, dem es hier so wohl ergehen soll, wie er es verdient."

„Freilich, so wohl, wie er es verdient," versetzte mit bitterm Spott der König, und die Recken seines Gefolges lachten dazu.

„Also du bist Eigel, Wates Sohn, den man den besten Schütz des Nordlands nennt?" fragte Nidung aufgeräumt. „Nun will ich prüfen, ob das Gerücht auf Wahrheit beruht. Und bewährst du dich als ein Meister deiner Kunst, so will ich dich gern in meine Dienste nehmen wie deinen Bruder Wieland."

Und der König erhob sich in den Bügeln, streckte die Hand aus und pflückte einen Apfel vom Baume. „Siehe," sprach er, „diesen Apfel lege ich auf das Haupt deines Sohnes. An dem Baume dort stellt sich der Knabe auf, und du sollst den Apfel auf seinem Haupte mit einem Pfeile treffen. Gelingt dir der Schuß, so wirst du Ehre haben und guten Lohn von mir erhalten."

Da erschrak Eigel, und bleichen Angesichts stammelte er: „O, nicht also! nicht also! Das hieße, wider die Götter freveln."

„Es bleibt dabei!“ sagte der König rauh. „Eile, Knabe, und stelle dich an den Baum!“

Isung wollte gehorchen, sein Vater aber hielt ihn zurück und sprach mit kläglicher Gebärde: „Bedenket, Herr, es ist mein Kind! Wie mag denn ein Vater auf das Haupt seines Kindes schießen!“

„Nicht das Haupt des Knaben, sondern der Apfel auf seinem Scheitel soll dein Ziel sein,“ versetzte Nidung.

„Ich kann es nicht! nein, ich kann es nicht!“ stammelte der gequälte Mann in bleicher Angst.

„Und dich nennt man den besten Schützen des Nordlands?“ spottete der König. „Nun, wahrlich, dein Ruhm ist eitel und feige dein Herz.“

„Stellt mir ein anderes Ziel, Herr, und Ihr werdet sehen, ob ich meinen Ruhm verdiene,“ sagte Eigel.

„Nein, ich gebe es auf,“ versetzte der König barsch. „Weil du aber meinem Befehle nicht gehorsam bist, so will ich dich strafen wie deinen Bruder Wieland. Heran, ihr Knechte! ergreift den Feigling und lähmt ihm die Füße!“

Da nahten die Schergen; der Knabe Isung aber wehrte ihnen und rief: „Verschont ihn, ihr guten Männer! Mein Vater wird auf den Apfel schießen!“

Und der Knabe nahm den Apfel, sprang damit zu dem Baum, legte den Apfel auf seinen Kopf und rief wohlgemut: „Nun schieße, mein Vater! schieße doch! Ich will ganz still stehen und nicht mit der Wimper zucken.“

Mit zitternder Hand nahm Eigel zwei Pfeile aus dem Köcher; einen legte er an, erhob den Bogen und zielte lange: die Sehne klang, es schwirrte der Pfeil, und mitten durchgeschossen rollte der Apfel vom Haupte Isungs.

Frohlockend hob der Knabe den Apfel empor und rief: „Ha, seht! So kann nur mein Vater treffen! Ich wußte es wohl und fürchtete mich gar nicht.“

Und er eilte glühenden Angesichts herbei, überreichte dem Könige den durchbohrten Apfel und stürzte sich aufjauchzend in die Arme seines Vaters. Mit Freudentränen benetzte Eigel das Haupt seines geliebten Kindes und sandte einen dankerfüllten Blick zum Himmel empor.

„Fürwahr, du hast einen Meisterschuß getan, Eigel,“ sprach der König. „Nun aber sage mir: wozu nahmst du zwei Pfeile aus dem Köcher?“

Eigel schwieg.

„Rede, Mann, so dir dein Leben lieb ist!“ herrschte Nidung ihn an.

„Nun wohl,“ antwortete der Schütz mit todesmutiger Entschlossenheit: „der zweite Pfeil war für Euch bestimmt, König Nidung.“

„Für mich?“

„Für Euch, Herr! Hätte ich das Haupt meines Kindes getroffen, so würde ich, bei den ewigen Göttern! mit diesem Pfeile Euer Herz durchbohrt haben!“

Bleich, stumm und starr blickte der König den furchtbaren Schützen an. Eigel erwartete sein Todesurteil, aber er bebte nicht; sein tief empörtes Herz erfüllte ihn mit Kraft und Heldenmut, und ruhig blickte er dem Tode ins Auge.

Lautlose Stille herrschte im Kreise, beängstigend, herzbeklemmend wie die atemlose Stille vor dem Gewitter — alle starrten den König an und erwarteten den zermalmenden Wetterschlag auf das Haupt des Schützen; aber der Schlag erfolgte nicht; tief erschüttert nickte der König mit dem Haupte und murmelte vor sich hin: „Das Leben der Könige steht in der Götter Hand. Gehe hin, Eigel, und besuche deinen Bruder auf Seestelle! Ich nehme dich als Meisterschütz in meinen Dienst."

Da atmete Eigel tief auf, verneigte sich vor dem Könige, nahm seinen Knaben bei der Hand und wanderte beflügelten Fußes seine Straße weiter. —

---

7. Wielands Rache

Vor der Tür seiner Schmiede stand Wieland, als Eigel mit seinem Sohne herankam.

„Mein Bruder Eigel!" rief freudig bewegt und doch sorgenvoll der lahme Meister. „Wie kommst du doch in dieses unselige Land, mein Bruder?"

„Ich wollte dein Angesicht schauen, Wieland, wollte mich mit dir deines Glückes freuen, und nun stehst du als Krüppel vor meinen Augen; du, dessen Ruhm die Sänger preisen, wie muß ich dich nun beklagen!"

Sie drückten einander die Hände und lächelten sich an durch Tränen.

„Ist das dein Sohn, mein Bruder?" fragte Wieland, den Knaben zärtlich anschauend.

„Mein einziger Sohn Isung, ein Künstler auf der Schalmei, mag wohl dereinst ein berühmter Spielmann werden."

„Mögen die Götter dich segnen, mein Kind!" sagte Meister Wieland und küßte den Knaben.

Er führte seine Gäste in die Schmiede, wo lärmendes Vogelgeschrei ihnen entgegenscholl. Da stand Käfig an Käfig, und in jedem saßen Vögel, klein und groß, und pfiffen und schrieen nach Herzenslust.

Der Knabe Isung erlustigte sich an dem Treiben der fröhlichen Musikanten; Wieland aber erklärte seinem Bruder: „Ich halte sie nicht allein zu meiner Lust. Eine Kunst will ich von ihnen lernen, die mich von dieser Stätte des Unglücks weit hinwegführen soll."

Fragend blickte Eigel ihn an.

„Ich will mir Flügel machen, mein Bruder, Flügel von Federn, die mich von hinnen tragen sollen. Nun bitte ich dich, schieße jeden größern Vogel, den dein Pfeil erreichen kann, und schicke mir die Beute durch deinen Knaben Isung, denn gar vieler Schwungfedern bedarf ich zu dem Werke."

„Und du glaubst, es werde dir gelingen?“ fragte Eigel zweifelnd.

„Ja, ich glaube es. Bevor ich aber von hinnen ziehe, will ich die Königstochter Bathilde zum Weibe gewinnen und schreckliche Rache nehmen an ihrem falschen, grausamen Vater.“

„Ja, wahrlich, König Nidung ist grausam!“ entgegnete Eigel und erzählte seinem Bruder von dem Apfelschuß.

„Auf das Haupt deines Kindes!“ rief Wieland, im tiefsten Herzen empört. „Auch er hat zwei Knaben, die er liebt; nun soll er den Schmerz eines Vaters erfahren, der seine Kinder verloren!“

„Was willst du beginnen?“ fragte Eigel bestürzt.

„Laß mich nur, ich will mich rächen,“ antwortete Wieland mit finsterer Entschlossenheit. Darauf führte er seine Gäste aus der rußigen Schmiede unter die weitverzweigte Esche vor der Tür, richtete den Tisch und holte mit Isungs Beihilfe Brot, Wildbret und Met herbei. Und sie aßen und tranken und plauderten von vergangenen, glücklichen Zeiten, von ihrem Vater Wate, den hohen Buchen und rieselnden Quellen von Seeland, von Mimer und den falschen Zwergen Elberich und Goldmar, von Nidungs Falschheit und Tücke und der Schönheit seiner Tochter Bathilde.

Isung stand am murmelnden Wasser und blies sehnsuchtweckende Schalmeientöne in den Abendfrieden. Am Himmel glänzten die Sterne; der Mond stieg hinter dem dunkeln Gebirge im Osten empor und warf sein Licht durch die Krone der Esche, wo die beiden Brüder saßen und einander ihre Lebensschicksale erzählten. —

Am andern Tage ward Eigel zu Hofe beschieden, und König Nidung eröffnete ihm, daß er nunmehr als Schütze in seinen Diensten stehe.

Fortan sahen die Brüder sich selten; wohl aber kam Isung fast täglich auf die Insel und brachte seinem Oheim die Vögel, welche sein Vater für ihn geschossen hatte.

Der Winter stieg von den Eisbergen Nordlands in die Tale herab und erstarrte mit seinem urkalten Hauche viel munteres Leben in Wald und Flur. Schnee ohne Maß schüttete er aus den grauen Wolkenhüllen auf die Erde nieder, und Bäume und Schmiede auf Wielands Insel waren tief verweht.

Nun fand sich der Meister von aller Welt verlassen; doch freute er sich der Einsamkeit und Muße und künstelte mit unermüdlichem Eifer an den Flügeln, die ihn aus der Knechtschaft befreien sollten. Das schwere Werk wollte lange nicht gelingen; stets, wenn der Meister es vollbracht zu haben glaubte und sich mit den Schwingen gürtete, um in die Luft emporzusteigen, versagten sie den Dienst, und er mußte von neuem sinnen und grübeln und ändern und bessern, bis er endlich das Rechte gefunden.

Nun war er froh, machte täglich in der Frühe des Morgens oder in der Abenddämmerung Flugübungen, erlangte bald große Gewandtheit, und

in einer mondhellen Nacht wagte er sich über den See und schwang sich auf die Zinne des Königsschlosses.

Man hatte ihn gesehen, und am andern Tage verbreitete sich die Mär, ein Greif sei nachts über das Schloß geflogen. Da berief der König seine Schützen und zog aus, den furchtbaren Vogel zu erjagen.

Indessen saß der Vogel in der Schmiede beim knisternden Herdfeuer und brütete schreckliche Rache seinem grausamen Gebieter.

Eines Tages erblickte Wieland die beiden Knaben des Königs auf dem Eise, nahe der Schmiede. Da reifte in seiner Seele der furchtbare Plan, die Königskinder zu töten. Um sie heranzulocken, trat er an den Amboß und schwang den Hammer auf das Eisen, daß es lustig in den kalten Wintertag hinausklang.

Und wie er's erwartet hatte, so geschah es: die Knaben kamen herangeschlichen und lugten verstohlen zur Tür herein. Da erblickten sie an den Pfeilern Waffen aller Art, viele blinkende Ringe und Spangen, und in der Mitte der Werkstatt stand eine Kiste mit goldenem Schlüssel. Gern hätten sie in die Kiste hineingeguckt, aber sie fürchteten sich vor dem rußigen Meister, der an dem Amboß saß und auf das glühende Eisen schlug, daß die Funken sprühten.

Plötzlich wandte er das Haupt und sah die Knaben an. Sie wollten fliehen, er aber redete sie freundlich an und sprach: „Kommt nur herein und fürchtet euch nicht, ihr dürft hier alles besehen."

Da faßten sie sich ein Herz und traten zögernd in die Schmiede. Der Meister zeigte ihnen die scharfen Schwerter, die Goldringe, Spangen und all die blinkenden Sachen, und sie konnten sich nicht satt daran sehen. Neugierig blickten sie auch auf die Kiste mit dem goldenen Schlüssel. Das bemerkte der Meister und sprach: „Ja, schaut! In der Kiste sind die allerkostbarsten Sachen, und wenn ihr morgen wiederkommen wollt, sollt ihr alles sehen und dürft davon nehmen, was euch am besten gefällt. Doch müßt ihr mir versprechen, es niemand zu sagen, daß ihr hier gewesen seid, und kein Auge darf euch sehen, wenn ihr morgen hierher geht."

Das gelobten die Knaben und verließen mit ihrem Geheimnis glückstrahlend die Schmiede.

Am andern Morgen waren sie schon sehr früh auf; die Neugierde auf all die blanken Kleinode, welche sie schauen sollten, hatte sie nicht schlafen lassen. Von keinem Auge gesehen, schlichen sie sich aus der Burg durch das Gebüsch nach dem See und gelangten glücklich in die Schmiede. Der Meister tat freundlich mit ihnen und zeigte ihnen viele neue Sachen. Endlich führte er sie auch an die geheimnisvolle Kiste, drehte den goldenen Schlüssel um, hob den Deckel auf und ließ sie hineingucken.

Hei! was gab's da für schimmernde, glitzernde, blinkende Wunderdinge zu schauen! Sie beugten sich über den Rand, um alles schauen zu können — da faßte der Meister mit krampfhaft gepreßten Fingern den

Die Königsknaben vor der Schmiede

schweren Deckel und ließ ihn mit voller Wucht auf die Nacken der Knaben niedersausen — — das rote Blut rieselte herab, und dieser Anblick löschte den brennenden Rachedurst in Wielands Seele. In aller Ruhe begrub er die Leiber der Königskinder, die Hirnschädel aber nahm er und überzog sie mit feinem Golde — sie sollten dem Könige Nidung als Trinkbecher dienen. Aus den Augen machte er vier strahlende Edelsteine und aus den Zähnen ein kostbares Halsgeschmeide. Nun wartete er mit seinen Schätzen der Ankunft seines Herrn.

In der Burg herrschte große Sorge, da die Knaben den ganzen Tag ausblieben. Nach allen Richtungen sandte der König Boten aus, die Verlorenen zu suchen. Auch die Insel Seestelle ward durchforscht und Meister Wieland befragt — er wollte sie nicht gesehen haben. Mit Fackeln durchstreiften nachts die Mannen Eisflächen und Wälder und riefen laut die Namen der Knaben — aber da war keine Stimme noch Antwort. Auch an den folgenden Tagen wurden die Nachforschungen fortgesetzt; da man aber keine Spur von den Knaben fand, mußte man annehmen, daß sie durchs Eis gebrochen und im Wasser ertrunken oder von gierigen Wölfen aufgefressen seien.

Schier untröstlich war König Nidung über den Verlust, denn er hatte die Knaben sehr lieb gehabt. Auch seine Tochter Bathilde weinte sich die schönen Augen rot und klagte mit ihrem Vater Tag und Nacht.

Als nun der Schnee schmolz und unter dem warmen Sonnenkusse des Frühlings Gras und Blumen aus dem Boden hervorsproßten, wandelte König Nidung stundenlang einsam unter den knospenden Bäumen umher und gedachte trauernd seiner verlorenen Kinder. Eines Tages ging er auf die Insel Seestelle, trat in die Schmiede und klagte dem Meister sein unbegrenztes Herzeleid.

Da sprach Wieland mit verstellter Miene: „Fürwahr, Euch hat namenloser Schmerz betroffen, mein König! Wenn es Euch nun ein wenig trösten mag, so nehmt diese goldenen Trinkbecher und schlürfet daraus Euren Wein, da wird sich Euer Schmerz lindern, denn ein Zauber ist in den Schalen verborgen; nehmt auch diese vier köstlichen Edelsteine samt der prächtig schillernden Halskette aus seltenen Korallen, vielleicht findet Eure Tochter Bathilde Wohlgefallen an den Kleinoden."

Der König nahm die kostbaren Schätze mit Dank an und kehrte mit etwas gehobenem Mute ins Schloß zurück. Fortan trank er aus den vergoldeten Schädeln seiner Söhne den Wein, und allgemach verharschten die klaffenden Wunden seines Herzens. —

„Nun noch Bathildens Minne," sprach Meister Wieland bei sich, „so ist das Werk meiner Rache vollendet!"

Aber vergebens sann er Tag und Nacht, wie er die königliche Jungfrau in seine Gewalt bekommen könnte.

Das Glück war ihm hold. Eines Tages lehnte Bathilde im Fenster

der Burg und spielte mit dem Zauberringe an ihrem Finger. Plötzlich entglitt der Ring ihrer Hand, stürzte auf den gepflasterten Hof hinab und sprang mitten entzwei.

Da jammerte sie und sprach: „Nun ist mein teuerstes Kleinod zerbrochen, wer wird es wieder heilen?"

Auf einmal fiel ihr Meister Wieland ein, und sie begab sich auf seine Insel und trat zögernden Fußes in seine Schmiede.

„Seht da, Meister," sagte sie, „mein Ringlein ist zerbrochen; könnt Ihr es wohl wieder so kunstvoll zusammenfügen, daß man den Sprung nicht sieht?"

Wielands Augen funkelten vor Freude. Er nahm den Ring aus ihrer Hand, betrachtete ihn genau und sprach: „Es wird wohl geraten, schönste Jungfrau. Morgen früh soll er fertig sein. Kommt dann wieder hierher, damit ich das kostbare Kleinod in Eure Hand zurückgebe."

Sie nickte freundlich und verließ die finstere Schmiede. Der Meister blickte ihr mit glühenden Augen nach und murmelte frohlockend: „Nun habe ich dich, du schöner, stolzer Eisvogel! Morgen bist du mein Weib, und wir ziehen von dannen in mein schönes Heimatland."

Am andern Tage erschien die Jungfrau wieder und bat um den Ring.

„Hier ist er," sagte Wieland und ließ ihn in der Sonne funkeln. Darauf steckte er ihn auf seinen Finger, richtete sich hoch auf und blickte die Königstochter mit seinen Heldenaugen an.

Sie erzitterte, und dunkle Röte ergoß sich über ihr Angesicht. Der Mann schien ihr plötzlich so hehr und stolz wie ein König, und als er ihr die Arme entgegenstreckte, schmolz all ihr Stolz dahin wie Märzschnee in der Sonne; aufjauchzend sank sie an seine Brust und stammelte: „Ja, ich liebe dich, Wieland, und will dein Weib sein, wie mein Vater es dir einstmals gelobt hat!"

So ward die Königstochter des Schmiedemeisters Weib. Und er entdeckte ihr seinen Fluchtplan und fragte: „Willst du mir folgen in meine schöne Heimat, Bathilde, und mein getreues Weib sein?"

„Ja, ich will dir folgen, Wieland!" rief sie begeistert. „Wo du weilest, da ist auch mein Vaterland, da ist meine Heimat für und für!" —

Sie kehrte in die Burg zurück, verschloß sich in ihre Kemenate und harrte mit Bangen der Flucht des geliebten Mannes entgegen. —

Desselben Tages kam Eigel auf die Insel, um seinen Bruder zu besuchen.

Da erzählte Wieland ihm alles, was sich begeben hatte, und sprach: „Morgen gürte ich mich mit meinen Schwingen und erhebe mich auf die Zinne der Burg, um mich vom König Nidung zu verabschieden. Nur glaube ich, daß ihm mein Scheidegruß mit nichten lieblich ins Ohr klingen wird; denn jedes meiner Worte wird wie ein Schwert sein Herz treffen! Dich, seinen Meisterschütz, wird er rufen und dir gebieten, auf mich zu schießen.

Sieh! hier ist eine Blase mit Vogelblut. Die binde ich unter meinen linken Arm, und sie sei das Ziel deines Pfeiles. Sieht nun der König das Blut niederregnen, so wird er mich verwundet glauben und wird mit seinen Mannen meinem Fluge folgen, um den Niederstürzenden zu fangen. Du aber nutzest das Getümmel, schwingst dich mit deinem Sohne auf Schimmings Rücken und jagst mir nach, damit wir mitsammen aus diesem unglückseligen Lande kommen."

„So soll's geschehen!" rief Eigel freudig. „Morgen entfliehen wir in unser geliebtes Heimatland." —

---

8. Wielands Flucht

„Der Greif! der Greif!" schrieen die Knechte auf dem Burghofe und zeigten mit emporgestreckten Händen nach den Zinnen des Schlosses.

König Nidung hörte den Lärm und trat hinaus in den Hof. Da saß ein seltsames Ungetüm auf dem Dache und starrte höhnisch auf den König hinab.

„Das ist Meister Wieland," sagte Nidung in höchstem Erstaunen.

„Ja, König Nidung, es ist Meister Wieland, der dich nun für immer verlassen will. Ist dein Herz darob nicht tief betrübt?" spottete der Meister.

„Wahrlich, du bist ein großer Zauberer, Wieland, und wirst mir gewiß auch sagen können, wo meine lieben Söhne geblieben sind," erwiderte der König.

„Wohl weiß ich das, Herr!" rief Wieland vom Dache herab. „Die Leiber der Knaben liegen auf Seestelle begraben; aus ihren Hirnschädeln, die ich mit Gold überzogen, trinkst du den Wein; jene vier leuchtenden Edelsteine sind ihre Augen, und aus ihren weißen Zähnen habe ich den schillernden Halsschmuck gebildet, der dir so wohl gefiel."

Da schrie der König laut auf und lehnte sich an die Säule, um nicht zu Boden zu stürzen.

„Du zitterst, König Nidung?" rief Wieland. „Sieh, so hat mein Bruder gezittert, als du ihn zwangst, auf das Haupt seines Kindes zu schießen! Fühlst du nun den Schmerz eines Vaters um sein Kind? Nun, wehe dir! Auch dein letztes Kind sollst du durch mich verlieren: Bathilde, deine Tochter, ist mein Weib; freiwillig hat sie das Königswort eingelöst, das du mir einst treulos gebrochen: so sucht ein edles Kind die befleckte Ehre seines Vaters wiederherzustellen! Ja, König Nidung, Wieland der Schmied, den du zum elenden Krüppel gemacht, wird nun doch dein Eidam" — —

„Du lügst!" unterbrach ihn der König mit schrecklicher Stimme. „Den Tod für deine Greueltaten! Man rufe Eigel den Schütz!"

„Hier bin ich, Herr!" sagte Eigel hervortretend.

„Schieße den Frevler vom Dache herunter!“ gebot der König.

Eigel zauderte.

„Schieße, oder du bist des Todes!“ donnerte der König ihn an.

Da erhob Wieland sich in die Lüfte; Eigel spannte den Bogen; der Pfeil schwirrte durch die Luft, und siehe! ein dunkler Blutstrahl fiel zur Erde nieder.

Wielands Flucht

„Er ist getroffen!“ frohlockte der König mit seinen Mannen. „Nur noch eine kurze Strecke, und der flügellahme Vogel stürzt zu Boden. Die Rosse herbei! auf daß wir ihn fangen!“

Flugs werden die Pferde von der Koppel herangetrieben, unter ihnen auch Wielands Schimming.

Eigel pfiff dem Hengste, wie Wieland es ihm gelehrt: das Tier kam herzugesprungen; schnell wie der Blitz schwang Eigel sich auf seinen Rücken

und hob seinen Sohn Isung zu sich herauf; Schimming setzte zum Fluge an; Eigel aber hielt ihn an, wandte sich gegen Nidung und rief: „Gehab dich wohl, König Nidung, du grimmer Wolf! Meinen Bruder Wieland wirst du nimmer fangen: er ist nicht verwundet, Vogelblut sahst du fließen. Wir sind gerächt und haben mit dir nun nichts mehr zu schaffen, treuloser Drott! Frisch auf, mein Schimming!"

Er flog dahin wie Odin, der wilde Jäger, und hinter ihm wehte sein grüner Mantel im Winde.

Ihm nach stürmte grimmgemut König Nidung mit seinen Mannen. Die fliehenden Brüder aber spotteten seines ohnmächtigen Zornes, und er gab endlich die nutzlose Verfolgung auf und kehrte in grimmiger Verbitterung zur Burg zurück. Kaum hatte er Atem geschöpft, als er seine Tochter Bathilde vor sein Angesicht beschied.

Sie war bleich und überwacht, aber gefaßt und entschlossen und blickte ihrem Vater fest ins Auge.

„Wieland ist entflohen und mit ihm Eigel der Schütz," begann er düster. „Doch das weißt du wohl, weißt aber nicht, wessen dich der Meister bezichtigt. Laut vom Dache herab hat er verkündigt, du habest ihm dein Herz in Minne verpfändet und seiest sein Weib — der schändliche Lügner!"

„Wieland hat nicht gelogen, mein Vater," erwiderte Bathilde. „Was er gesagt hat, ist wahr: ich bin sein Weib und schäme mich nicht, es zu bekennen!"

Da schwollen die Adern des Zornes auf der Stirn des Königs; die Augen traten ihm aus den Höhlen; er ballte die Faust, hob sie dräuend wider seine Tochter und rief: „So sei verflucht!"

Bathilde senkte tief das Haupt und sagte: „Mein Vater — — —"

„Sei verflucht!" unterbrach er sie rauh. „Du bist meine Tochter nicht mehr, Weib eines Schmiedes! Weiche aus meinem Angesicht und aus dem Lande deiner Väter! Und dein Name werde gelöscht aus der Zahl meines Volkes!"

Bathilde verließ den Saal, verließ die Burg ihrer Väter und zog im Geleite treuer Diener und Frauen gen Seeland; wo sie von Wieland freudig willkommen geheißen wurde.

Glücklich lebte nun Meister Wieland mit seinem schönen Weibe und seinem Bruder Eigel unter den hohen Buchen der Heimat. Kein neidischer Nachbar wagte sie zu beunruhigen, denn auf dem Throne Dänemarks saß nun der gerechte König Hroar, der die Brüder vor jeder Gewalttat schützte.

Ein Söhnlein ward dem Meister Wieland geboren, das er Wittich nannte. Ihm verlieh er später das Schwert Mimung und den Hengst Schimming; denn Wittich ward nicht ein Schmied, sondern ein gewaltiger Recke.

Dietrich von Bern

Der Knabe Dietrich und Meister Hildebrand

Drei Könige aus dem Stamme Wolfdietrichs beherrſchten die Lande zu beiden Seiten der Alpen; es waren die Brüder Ermenrich (Ermanarich), Diether, genannt Harlung, und Dietmar. Ermenrich, der älteſte, ſaß zu Romaburg und nannte ſich Kaiſer; Diether oder Harlung beherrſchte das Land nordwärts der Alpen und hatte ſeinen Sitz zu Breiſach, und Dietmar war König des Lampartenlandes und ſaß in ſeiner neu erbauten Burg Bern (Verona).

Dietmar zu Bern hatte einen Sohn, welcher der ruhmreichſte Held jener Zeit werden ſollte; das war der junge Dietrich, ein herrlicher Knabe.

Wohlgebaut von der Fußsohle bis zum Scheitel, blauäugig und freundlich von Angesicht, war er kühnen Sinnes wie ein junger Löwe; sein Herz kannte keine Furcht. Zehn Jahre alt, tummelte er schon die feurigsten Rosse, setzte über breite Gräben, schoß den Vogel im Fluge, schwang kräftiglich den Ger, ritt mit den Knappen im Buhurd, folgte den Fährten des Wildes im Waldgebirg und schwamm in schäumenden Strömen mit den Fischen um die Wette.

Dabei aber war er von Herzen milde und gütig, teilte Geld und Brot mit seinen Spielgefährten und reichte den Armen die erbetene Gabe mit freigebiger Hand.

Mit Lust blickte jedermann auf den jungen Königssproß; graubärtige Helden nickten ihm freundlich zu und sprachen zu einander: „Der wird ein gewaltiger Recke werden;“ schöne Frauen strichen ihm liebkosend die goldigen Haare, und die Leute aus dem Volke lächelten bei seinem Anblick; denn in ihm sahen sie für ihre Kinder den Hort einer glücklichen Zukunft erblühen.

Mit gerechtem Stolz blickten die Augen seines Vaters auf den königlich schönen Knaben.

„Er soll ein waffengewaltiger Recke werden,“ sprach der König eines Tages zum Herzog Berchtung von Pole, da sie dem Kampfspiele Dietrichs mit den Knappen zusahen. „Und nun ist die Zeit gekommen, daß ich ihm einen tüchtigen Lehrmeister gebe; Meister Hildebrand von Garden soll der Mann sein. Wie dünket dich meine Wahl?“

„Unter allen Recken des Lampartenlandes wüßte ich keinen besseren Waffenmeister als Hildebrand, den Sohn Herbrands,“ erwiderte Berchtung.

„Das höre ich gern,“ sprach freudig der König. „Und sogleich will ich Botschaft senden gen Garden, Meister Hildebrand hierher zu entbieten.“ —

Nach wenigen Tagen ritt ein hoher, bärtiger Recke durch die Tore von Bern, dessen blaue Adleraugen sonnig erglänzten. Ritter und Knappen eilten herbei, ihn zu begrüßen, und da dem Könige seine Ankunft gemeldet ward, kam auch er aus der Burg, streckte dem Recken beide Hände entgegen und sprach: „Nun sei willkommen, lieber Meister Hildebrand!“

Solchen Empfanges freute sich der große Waffenmeister, und als der Knabe Dietrich herbeikam, blickten die beiden einander forschend in die Augen; darauf schloß der Meister seinen Schüler in die Arme, küßte ihn auf die Stirn und sprach: „Wir werden Freude und Lust aneinander haben, nicht wahr, mein Sohn?“

„Ja, Meister Hildebrand,“ antwortete der Knabe mit glückstrahlendem Angesicht.

Von Stund an waren die beiden unzertrennlich Tag und Nacht; unter der Leitung seines wackern Meisters lernte Jung Dietrich mit Feuereifer alle ritterlichen Künste, und bald tat es ihm kein Recke an seines Vaters Hofe im Waffenkampfe gleich.

Wie Dietrich Hildegrim und Nagelring gewinnt

An der Westmark des Lampartenlandes breitete sich ein großer Urwald aus, in welchem Riesen hausten, die den anwohnenden Landleuten an Gut und Blut vielen Schaden zufügten. Als wiederum eine Schreckenskunde dorther gen Bern kam, rief mit zornblitzenden Augen Jung Dietrich: „Das soll blutig gerochen werden! Auf, Meister Hildebrand, nun laß uns reiten zum Streite wider die grimmen Riesen!"

Wohlgefällig blickte der Meister auf den herrlichen Jüngling, wiegte lächelnd sein bärtiges Haupt hin und her und sprach: „Glaubst du, ein Kampf mit den Riesen sei ein Kinderspiel, mein junger Held? Treffliche Waffen führt Grim, der Unhold, und sein Weib Hilde ist uns beiden an Stärke weit überlegen."

„Aber nicht an Kühnheit und Heldenmut!" rief Jung Dietrich.

„Nein," stimmte der Meister zu.

„So laß uns reiten!" bat Dietrich.

„Wohlan denn!" rief entschlossen der Meister. „Rüste dich! Nun soll dein junges Heldentum die Feuerprobe bestehen! Schlägst du Grim und Hilde, so darfst du im Kreise der besten Recken stehen."

Sie ritten von dannen, und da sie sich dem Walde der Riesen näherten, stießen sie auf verwüstete Äcker und niedergebrannte Ansiedelungen und vernahmen mit Ingrimm das Wehklagen der Landleute.

Seinen ganzen Geldvorrat teilte Jung Dietrich unter die Beraubten aus und tröstete sie mit der Verheißung, daß er mit Meister Hildebrand die Unholde erschlagen und damit aller Not für immer ein Ende machen wolle.

Das deuchte den friedsamen Landleuten eine schier unglaubliche Mär. „Die Riesen erschlagen?" fragten sie staunend. „Solches vermag kein sterblicher Mensch, sondern nur Asathor mit seinem Hammer Miölnir!"

Doch siehe! Jung Dietrich und Meister Hildebrand ritten geradeswegs in den schrecklichen Wald hinein! Da schüttelten die Leute ihre Köpfe und sprachen mit Seufzen: „Sie werden nimmer wiederkehren, denn wer dort eingeht, der hat sein Leben verwirkt."

Unverzagt ritten die beiden durch das Dickicht und spähten rechts und links scharf nach der Fährte der Riesen aus. Da kreuzte ein prächtiger Hirsch mit goldig schimmerndem Gehörn ihren Weg, und sogleich legte Jung Dietrich den Speer ein und jagte hinter dem windschnellen Tiere her. Mit verhängtem Zügel folgte Meister Hildebrand über Stock und Stein und Quellen und Bäche, bis sie auf eine Waldlichtung kamen, die von hohem Dornengebüsch eingehegt war. Der Hirsch sprang mit mächtigem Satze über die Dornhecke und war glücklich seinen Verfolgern entronnen; denn solchen Sprung vermochten die Rosse nicht auszuführen.

Unwillig knirschte Jung Dietrich mit den Zähnen, und Meister Hildebrand lachte dazu; beide aber horchten überrascht auf, da ein spöttisches Gekicher vom Boden her an ihr Ohr klang. Sie blickten zur Erde, und siehe da: ein bärtiger Zwerg zeigte ihnen sein grinsendes Gesicht und wollte dann flugs in einen Felsenspalt schlüpfen. Schnell wie der Blitz schoß Dietrich herzu, erhaschte den Zwerg am Schopf und hob den zappelnden auf den Hals seines Rosses.

„Du hast uns ausgelacht, falscher Wicht, das sollst du mit deinem Leben büßen!" herrschte Jung Dietrich ihn an und griff nach dem Schwerte.

Kläglich erhob der Zwerg seine Hände und bat: „Schone mich, o schone mich, so will ich dich reichlich belohnen!"

„Wer bist du?" fragte Dietrich mit funkelnden Augen.

„Ich bin Alberich, der berühmte Schmied," antwortete das Männlein.

„Und der Meisterdieb!" rief Hildebrand mit Lachen.

„Alberich?" staunte Jung Dietrich und blickte dem Zwerge forschend ins Angesicht. „Wer bürgt mir dafür, daß du die Wahrheit sprichst?"

„Meister Hildebrand sei mein Zeuge!" rief der Zwerg.

„Ich habe den berühmten Alberich nimmer gesehen," versetzte der Meister.

„Bei Asathors Hammer schwöre ich, daß ich Alberich, der berühmte Schmiedemeister, bin!" beteuerte der Zwerg.

„Nun glaube ich dir," versetzte Jung Dietrich.

„So laß mich frei!" bat Alberich.

„Mit nichten!" rief Jung Dietrich. „Mit deinen Listen sollst du uns beistehen im Kampfe wider die Riesen Hilde und Grim; kennst du diese unholden Widersacher der Götter und Menschen?"

„Von Angesicht zu Angesicht!" rief Alberich schier mit Frohlocken. „Und ich hasse sie, grimmiger noch als die helle Sonne droben am Himmel; denn mit roher Gewalt haben sie mich zu ihrem Dienste gezwungen, mich, den Meister aller Meister, den König unter den Zwergen!"

So sprach zornbebend der kleine Mann und ballte die Fäuste so krampfhaft, daß die Knöchel weiß wurden.

Die beiden Recken sprangen lachend von den Rossen und lagerten sich mit Alberich in das Gras, um weitern Rats zu pflegen.

„Grim und Hilde sind von gewaltiger Kraft und haben gute Waffen," meinte bedenklich der kluge Zwerg.

„Auch wir ermangeln weder der Kraft noch guter Waffen," entgegnete mit trotzigem Mute Jung Dietrich.

Alberich prüfte sein Schwert und seine Rüstung und sprach: „Der Stahl ist gut; doch können Klinge und Helm nicht bestehen wider Nagelring und Hildegrim, die ich geschmiedet habe."

„Was ist Nagelring und was Hildegrim?" fragte Meister Hildebrand.

„Das sind Schwert und Helm des Riesen Grim," antwortete Alberich.

„So schaffe mir das Waffenwerk herbei, ehe es zum Kampfe kommt!“ sprach Jung Dietrich.

„Ich will's versuchen, ja wahrlich, ich will's versuchen!“ versetzte Alberich entschlossen. „Bleibet an dieser Stätte bis zum andern Morgen, so sollt ihr weitere Kundschaft hören.“

Die beiden Recken verzehrten einen Imbiß, und als die Sterne am Himmel erglänzten, lösten sie die Panzerringe und legten sich zum Schlafe nieder.

Nach kurzer Rast aber erhob sich Meister Hildebrand wieder, setzte den Helm auf das Haupt, nahm den Speer zur Hand und schritt im Schatten der Bäume auf und nieder, um das Leben seines jungen Herrn vor jeder Gefahr zu behüten. Alles ringsumher blieb still die Nacht hindurch; nur die Quelle im Grase murmelte ununterbrochen, und zuweilen hob eins der Rosse den Kopf und blies schnaubend durch die Nüstern.

Als der Tag graute, vernahm Meister Hildebrand plötzlich ein Geräusch, wie wenn Eisen über Wurzelwerk und Gestein hingleitet. Scharf spähte er nach der Richtung, und bald erblickte er Alberich, der im Schweiße seines Angesichts eine Schwertklinge herbeischleppte.

Meister Hildebrand eilte ihm entgegen, und keuchend hielt der Zwerg inne und sprach: „Hier ist der Nagelring, Meister, er hat mir schwer zu schaffen gemacht. Den Helm Hildegrim habe ich nicht erlangen können; er hing mir zu hoch.“

Meister Hildebrand hob das Schwert empor, betrachtete es genau und nickte beifällig; darauf holte er aus und hieb mit einem Streiche einen armdicken Ast vom Baume. Von dem Geräusch erweckt, sprang Jung Dietrich vom Lager empor, ergriff sein Schwert und blickte wild umher. Da fiel sein Auge auf Meister Hildebrand, und er trat herzu, deutete auf die blanke Klinge und fragte: „Der Nagelring?“

„Ja, der Nagelring, das beste der Schwerter,“ antwortete Alberich stolz. „Er allein ist hart und scharf genug, den felsenfesten Schädel des Riesen zu spalten.“

Jung Dietrich nahm die Klinge in die Hand und bat: „Laß sie mir, lieber Meister, es gelüstet mich unsäglich, den unholden Grim zu erschlagen!“

Hildebrand nickte.

Da erglänzte Jung Dietrichs Auge, und er rief: „Nun führe uns zum Streite, Alberich! Es ficht sich gut in der taufrischen Kühle des jungen Tages.“

„Das Ziel ist nicht fern,“ erwiderte der Zwerg. „Lasset die Rosse hier weiden und folget mir! Eilen wir uns, so mögen wir das Riesenpaar wohl noch im Schlafe überraschen.“

Auf leisen Sohlen schlich er durchs Gebüsch, und die beiden folgten seiner Fährte. Auf einmal starrten wildzerklüftete Felsen ihnen entgegen. Alberich hemmte seine Schritte, deutete auf einen Feuerschein im Innern

einer Höhle und sprach: „Die Unholde wachen schon. Seht Ihr das Feuer dort im Bauche des Felsens? Dort hausen Grim und Hilde. Habt Ihr noch Mut, so gehet hin und streitet im Schutze der mächtigen Asen, ich aber ziehe von hinnen."

Im Nu war der Zwerg ihren Augen entschwunden; sie aber zauderten nicht, sondern schlugen sich durch das Felsengewirr nach der Höhle und traten ein. In der Mitte brannte ein helles Feuer, und vor dem Feuer hockte, schrecklich anzuschauen, der wilde Grim und schürte mit einem Ast die Flammen.

Jung Dietrich hielt den Nagelring fest in der Faust und wollte herzuspringen, um den Unhold zu erschlagen; aber der Riese kam ihm zuvor: mit einem Satze fuhr er empor, starrte die Fremdlinge an und schrie mit Donnerstimme: „Holla, he! Ihr kommt mir gerade recht zum Morgenimbiß! Der rotbäckige Junge da soll mir köstlich schmecken! Herab, mein guter Nagelring!"

Der Riese Grim

Aber verblüfft starrte er die Wand an, wo das Schwert sonst hing, und ehe er sich wenden konnte, erhielt er einen so wuchtigen Hieb auf den Schädel, daß er mit Gebrüll zurücktaumelte. Der Nagelring hatte ihm eine Wunde geschlagen, denn Blut rieselte über sein Angesicht. Mit einem schrecklichen Fluche riß er den brennenden Ast aus der Glut und schwang ihn über Dietrichs Haupt, daß die Funken stoben.

Aber der junge Recke achtete der Flammen nicht; gewandt wich er den Schlägen aus und versetzte seinem unbeholfenen Gegner Streich auf Streich, so daß Grim bald aus vielen Wunden blutete. Der Schmerz steigerte seine Wut; er brüllte wie ein verwundeter Stier und drang mit solchem Ungestüm auf Jung Dietrich ein, daß dieser in große Not geriet.

Das sah Meister Hildebrand, und er wollte seinem jungen Herrn beispringen. Als er aber das Schwert erhob, fühlte er sich plötzlich von

knöchernen Fingern hinten am Halse umkrallt, und trotz heftiger Gegenwehr ward er zu Boden gerungen. Hilde war's, das scheußliche Riesenweib. Unversehens war sie von außen eingetreten, und nun stemmte sie dem starken Manne das Knie auf die Brust, hielt mit der Linken seine beiden Handgelenke fest umklammert und griff mit der Rechten nach seiner Kehle, um ihn elendiglich zu erwürgen.

„Hilfe, Dietrich, sonst bin ich verloren!" schrie der wehrlose Meister in seiner Todesnot.

In dem Augenblick stürzte Grim mit zerspaltenem Haupte mitten in die Flammen, und tausend und abertausend Feuerfunken stoben knisternd zur Wölbung der Höhle empor. Die Riesin blies die Flammen von sich und wollte mit einem letzten Druck ihrer sehnigen Krallen ihr Opfer erdrosseln. Das sollte ihr aber nicht gelingen; Nagelring pfiff mit hellem Klang durch die Luft und spaltete ihr das Haupt.

Rasch raffte Meister Hildebrand sich empor, umarmte den jungen Helden und pries ihn als seinen Retter und Meister.

„Ja, Dietrich," rief er voller Freude, „heute hast du dein Meisterstück gemacht, deine Hand hat Riesen erschlagen! Und wahrlich, ohne deine Hilfe hätte ich ein schmachvolles Ende genommen: die Krallen eines Weibes hätten mich erwürgt zu ewiger Schmach und Schande!"

Darauf versetzte Jung Dietrich: „Tröste dich, mein Meister! Selbst Asathor ward bei Utgardloke von einem Weibe zu Boden gerungen."

Da lachte Meister Hildebrand und sprach: „Das ist wahr, aber eine Schmach ist es dennoch!"

Sie durchsuchten die Höhle und fanden den Helm Hildegrim und reiche Schätze.

Jung Dietrich setzte den Helm auf das Haupt, und Meister Hildebrand hieb mit dem Schwerte darauf — Hildegrim blieb unversehrt.

„Echtes Zwergenwerk!" rief der Meister. „Solche Beutestücke sind wohl eines heißen Kampfes wert."

Den goldfunkelnden Hildegrim auf dem Haupte und an der Seite den Nagelring — so trat der siegreiche Jüngling mit freudegerötetem Angesicht aus der Höhle der Riesen. Reich mit Schätzen beladen folgte ihm Meister Hildebrand; und sie gingen durch den taufrischen Wald und kamen glücklich auf die Lichtung, wo ihre Rosse im feuchten Grase weideten. Da sprudelte die Quelle im Morgensonnenglanze, und Jung Dietrich beugte sich herab und labte sich an dem köstlichen Wasser. Nach ihm trank auch Meister Hildebrand. Darauf wuschen sie Hände und Angesicht, schwangen sich auf die Rosse und ritten fröhlich von dannen.

Und wie sie nun unversehrt aus dem Walde kamen und den Tod des Riesen verkündigten, ging ein lautes Frohlocken vor ihnen her durch das Land. Allerorten wurden sie mit Jubel begrüßt, insbesondere aber in Bern. Fahnen wehten von allen Türmen, und als sie durch das Tor ritten,

rief das Volk: „Heil, Dietrich, unserm jungen Könige, der die Riesen erschlug! Heil, Meister Hildebrand!“

Nicht lange danach starb König Dietmar in der Blüte seines Lebens, und sein Sohn Dietrich ward König an seiner Statt. Und als er mit der Krone auf dem Haupte unter den Fürsten und Edeln seines Reiches auf dem Hochsitz thronte, siehe: da war er an Schönheit und Kraft der erste von allen, und huldigend beugten sich vor ihm auch die stolzesten Recken. Bald kamen aus allen Gauen ruhmreiche Helden gen Bern gefahren, um mit König Dietrich zu kämpfen und in den Kreis seiner Genossen aufgenommen zu werden. Das galt als die höchste Ritterehre in deutschen Landen; denn nur kampferprobte Helden wurden solcher Auszeichnung würdig erachtet.

Dietrichs Gesellen

Heime

Im Norden der Alpen, mitten in dem meilenweiten Walde des Schwabenlandes, lebte der reiche Bauer Studas, der weit und breit als Rossezüchter berühmt war. Sein Sohn hieß Heime, ein starker, kühner Jüngling mit breiten Schultern, trotzig ernstem Angesicht, dunkeln feurigen Augen und schwarzen Haaren. Alle Burschen der Umgegend fürchteten Heime; denn er war karg an Worten, aber rasch mit der Tat. Keinen Schimpf ließ er ungeahndet, und seine Rache war hart wie seine Faust. Er hatte einen stolzen, hochfahrenden Sinn und war überall gern der erste. Von Ritterehren, Heldenruhm und großen Reichtümern träumte sein Herz, und begierig lauschte er den Weisen der Spielleute, die die Heldentaten ruhmreicher Recken schilderten. In jüngster Zeit sangen sie am liebsten von Dietrich dem Berner und seinem Waffenmeister Hildebrand, und so oft der Name des Königs erklang, sprach Heime bei sich: „Ich muß ihn sehen, muß mit ihm streiten und sein Geselle werden!“

Nach seines Vaters Wunsch und Willen sollte er gleich seinen Vorfahren Landwirt und Pferdezüchter werden und bis an sein Lebensende in Studas' schönem Gehöfte walten; der alte Roßkamm ward daher sehr unwillig, als Heime ihm eines Tages erklärte, daß er ein Ritter werden und gen Bern zum Könige Dietrich reiten wolle.

„Du zu Dietrich von Bern?“ rief sein Vater schier erschrocken. „Hast du beim letzten Sonnenwendfeste aus dem Munde des Sängers nicht vernommen, wie gewaltig der junge König von Bern ist? Er hat Grim und Hilde erschlagen, und du, ein Sohn des Pferdezüchters, wolltest es wagen, ihm unter die Augen zu treten?“

„Und mit ihm zu kämpfen auf Leben und Tod!“ versetzte Heime mit finsterer Entschlossenheit.

Da schlug der Alte die Hände über dem Haupte zusammen und rief bestürzt: „Beim Hammer Asathors, mein Sohn Heime hat den Verstand verloren!"

„O mit nichten," erwiderte Heime ruhig. „Lange habe ich den Entschluß erwogen; nun muß sich's erfüllen; meine Seele dürstet nach Ruhm und Heldenehren. Gib mir Rispe, den silbergrauen Hengst, und laß mich von hinnen ziehen, mein Vater!"

„Und wer wird der Trost meines Alters, wer mein Erbe sein, wenn Dietrich dich zur Hel sendet?" fragte der Alte bekümmert.

„Fürchte nichts!" erwiderte Heime mit stolzer Zuversicht; „ich werde mit Ehren vor ihm bestehen und hohen Ruhm gewinnen; laß mich reiten, mein Vater!"

„So reite denn in Lokis Namen!" rief der Alte aufgebracht. „Waffenkammer und Marstall stehen dir offen, — wähle, was dir wohlgefällt, und ziehe hindann, damit Not und Drangsale deinen Hochmut dämpfen!" —

Am andern Tage trat Heime in blanker Waffenrüstung vor seinen Vater; draußen vor dem Tore aber wieherte der silbergraue Hengst Rispe.

Mit Wohlgefallen schaute Studas die stolze Reckengestalt und rief bewundernd: „Beim Hammer! mein Sohn Heime, du hast das Ansehen eines wahrhaften Ritters! Nimm diesen Zehrpfennig und laß es dir an nichts mangeln, damit du mit frischer Kraft in den Streit mit dem großen Dietrich gehest. Die guten Götter mögen dich geleiten und schirmen!"

Heime dankte seinem Vater und küßte ihn zum Abschiede; darauf schwang er sich auf Rosses Rücken und sprengte frohgemut von dannen. —

Glücklich kam er in Bern an und ritt kühnen Mutes durch das hallende Torgewölbe der Königsburg. Auf dem gepflasterten Hofe sprang er vom Rosse, übergab Rispe den Troßknechten, lehnte Schild und Speer an die Mauer und begab sich geradeswegs in die Halle, wo König Dietrich mit seinen Gesellen beim Weine saß.

Alle schauten überrascht auf, da der junge Recke klirrenden Schrittes hereintrat. Die Diener schob er ohne Gruß beiseite, durchmaß den Saal und musterte die Herren der Tafelrunde mit scharfem Blick.

„Du bist Dietrich, der Held, von dem die Skalden singen!" begann er, zum Könige gewendet. „An dem Adlerblick deines Auges erkenne ich dich Sei gegrüßt von Heime, dem Sohne des Studas aus Schwabenland!'

„Dank dir, Heime!" erwiderte Herr Dietrich heiter. „Und nun künde mir: was hat dich über das Gebirg hierher geführt?"

„Der Herzenswunsch, dich von Angesicht zu schauen und mit dir zu streiten auf Leben und Tod."

Da lachten Wolfhart und Siegstab, und auch Meister Hildebrand schmunzelte vergnügt, während der König den stattlichen Fremdling verwundert anschaute.

Heime ward dunkelrot im Gesicht, und mit bebender Stimme sprach er:

„Ich bin zwar kein Ritter wie die da; doch weiß auch ich Schwert und Speer wohl zu führen, das sollen die Spötter alsbald erfahren! Willst du mit mir streiten, König Dietrich, oder nicht?"

„Gemach, gemach!" erwiderte Herr Dietrich unwillig.

Heime aber sprach trotzig: „Nein, sogleich sei es entschieden! Ja oder nein?"

„Ja denn!" rief der König auffahrend. „Bringt mir meine Waffen! Nun soll der trotzige Sohn des Studas den Gruß Nagelrings empfangen!"

Wohlgewappnet setzten die Kämpen sich zu Rosse und ritten auf den Anger vor den Toren der Stadt, wo die Kampflinde ihre Zweige ausbreitete.

Meister Hildebrand maß die Breite des Abstandes, und sie legten die Speere aus und sprengten wild widereinander. Wie Bast zersplitterten die Speerschäfte von dem wuchtigen Stoße, und des Königs Roß sank auf die Hinterbeine.

Nun sprangen sie aus den Sätteln, und die Klingen pfiffen durch die Luft. Heime focht wie ein Held, und unter seinen Hieben sprühten Feuerfunken aus dem trefflichen Hildegrim, der Dietrichs Haupt schirmte. Nicht minder scharf aber biß Nagelring in die harte Eisenrüstung Heimes. Der Kampf war so heiß und hehr, daß den zuschauenden Recken vor Lust die Augen leuchteten und der ungestüme Wolfhart, Hildebrands Schwestersohn, jubelnd auf seinen Schild schlug.

Plötzlich scholl ein Schrei aus aller Munde: Heimes Schwert war mitten entzweigesprungen, und wehrlos stand nun der wackere Kämpe vor seinem grimmigen Gegner.

Schon pfiff der Nagelring zum Todesstreich durch die Luft, aber eine Handbreit über dem Haupte Heimes hielt er plötzlich ein, und Herr Dietrich wandte sich ab und rief: „Nein, einen wehrlosen Mann schlage ich nicht! Du stehst in meinem Frieden, Sohn des Studas."

„Der Sieg ist dein; ich bin dein Knecht," murmelte Heime finster.

„Du hast gekämpft wie ein Held," versetzte Herr Dietrich. „So kniee nieder, daß ich dich zum Ritter schlage!"

Heime tat also, und unter dem Beifall der Recken empfing er durch das siegreiche Schwert des Königs den Ritterschlag.

Nun traten alle zu ihm und schüttelten ihm die Hand. Er aber sprach zum Könige: „Du hast, o König Dietrich, den Sohn des Studas aus dem Staube erhoben; so erweise ihm nun auch die Ehre, ihn aufzunehmen in den Kreis deiner Gesellen, er wird dir keine Schande machen."

„Deine Hand, Heime!" rief Herr Dietrich. „Von dieser Stunde an bist du mein Geselle, und ich baue auf deine Treue allewege."

„Allerwegen, bis in den Tod!" erwiderte Heime und erhob die Schwerthand zum Schwure.

Nun stiegen sie zu Rosse und kehrten zur Stadt zurück, und der glückliche Heime spornte Rispe zu den verwegensten Sprüngen. Alle Recken

bewunderten den herrlichen Hengst und meinten, daß nicht eins der Berner Rosse mit ihm zu vergleichen wäre.

Des Lobes freute sich Heime, und er erzählte, daß sein Vater als der beste Rossezüchter jenseits des Gebirges gelte, und daß der schwarze Hengst Falke in dem Marstall seines Vaters weder an Schnelligkeit, noch an feurigem Mute dem Rispe etwas nachgebe.

„Und diesen Hengst hole ich für meinen Herrn!" schloß Heime. „Kein Speerstoß wirft den trefflichen Renner zu Boden."

Herr Dietrich lehnte nicht ab, und nach einigen Tagen der Rast beurlaubte sich Heime und ritt von dannen, um den Hengst zu holen. Der alte Studas freute sich der Ehren seines Sohnes und gab gern das edle Tier für den berühmten Berner. Und fortan ritt König Dietrich den Falke bis an sein Lebensende. —

Wittich

Um diese Zeit war Wittich, Meister Wielands Sohn, zum kraftvollen Jünglinge erwachsen; mancher meinte gar, er sei die stolzeste Reckengestalt in Nordland. Den kühnen Sinn der Niarenfürsten, von welchen er durch seine Mutter abstammte, trug er in der Brust, und manches verwegene Abenteuer wußte man von ihm zu melden. Der Wald und das Meer waren seine liebsten Tummelplätze. Bären und Wölfe streckte sein Speer zu Boden; Reiher, Seeadler und Wildschwäne holten seine Pfeile aus hoher Luft herab, und in heldenmütigen Kämpfen erlegte er die greulichen Ungetüme des Meeres.

Solcher Heldentaten freute sich seine stolze Mutter Bathilde, und auch Meister Wieland lächelte wohlgefällig dazu und ließ den Sohn gewähren; hatte er doch längst erkannt, daß Wittich nimmer ein Schmied werden würde.

„Ein tapferer Recke muß er werden wie seine Vorfahren, die Niarenfürsten," sagte eines Tages Frau Bathilde zu Meister Wieland, da sie über die Zukunft ihres Sohnes sprachen.

Das Wort vernahm Wittich, der unversehens herzugekommen war.

„Ja, Mutter, ein Recke will ich werden und mit königlichen Helden um den Siegespreis streiten!" rief er glühenden Angesichts.

„Wohl gar mit Siegfried, dem Drachentöter, oder mit Dietrich von Bern, der Grim und Hilde erschlug?" spottete Meister Wieland.

„Nicht mit Siegfried, dem keiner widerstehen mag, wohl aber mit Dietrich von Bern," antwortete Wittich. „Gib mir, Vater, den Mimung und ein gutes Rüstzeug und laß mich auf Schimming gen Bern reiten, daß ich mit Dietrich streite und sein Geselle werde!"

Meister Wieland schüttelte das ergraute Haupt und sprach: „Du erhebst dich hoch, mein Sohn! Mögen die Götter dich vor tiefem Falle bewahren!"

„Laß ihn reiten!“ bat Frau Bathilde. „Er ist der Waffen wohl kundig und wird Ehre und Ruhm gewinnen unter den Helden.“

„Wohl! ich will das Rüstzeug schmieden; was wählest du als Wappenzeichen, mein junger Held?“ fragte der Meister.

„Präge Hammer und Zange in goldroter Farbe auf meinen Schild, auf daß jedermann erkenne, daß ich der Sohn Wielands, des größten Schmiedemeisters der Welt, bin,“ sagte Wittich.

„Das soll geschehen,“ versetzte lächelnd der Meister. „Wer seinen Vater ehrt, den ehren die Götter.“

„Noch eins, mein Vater!“ sagte Wittich. „Gib der Rüstung einen lichten, silberglänzenden Schein, wie ihn die Gletscher des Nordlands ausstrahlen, ich liebe diese Farbe.“

„Auch ich,“ versetzte der Meister. „Sie verträgt keinen Flecken, wie die Ehre eines wahrhaften Helden.“ —

Nun war Wittich froh, und mit Sehnsucht harrte er des Tages, da sein Vater ihm die Rüstung übergeben würde.

Nach kurzer Frist beschied Meister Wieland ihn in die Schmiede und überreichte ihm ein Waffenstück nach dem andern. Mit freudestrahlenden Augen nahm Wittich Helm, Brünne, Schild und Speer entgegen, küßte den Mimung und schwang ihn jauchzend durch die Luft, legte darauf das herrliche Rüstzeug an und begab sich zu seiner Mutter.

Frau Bathilde machte die Augen groß auf und betrachtete mit gerechtem Stolze ihren ritterlichen Sohn.

„Ich komme, um Abschied zu nehmen, liebe Mutter,“ sagte Wittich. „Horch! draußen wiehert schon der Schimming und stampft ungeduldig den Boden. Hei! das wird ein fröhliches Reiten!“

„So eilig?“ rief die Mutter, und ein Schatten der Trauer flog über ihr Angesicht.

„Der Vater ist's zufrieden; er selbst hält draußen den Schimming.“

„So laß mich den Schild tragen!“ bat die Mutter mit wankender Stimme. „Es ist wohl der letzte Dienst, den ich dir tun werde.“

Sie traten hinaus, und freudig wieherte der Hengst dem gepanzerten Recken entgegen. Aber ehe Wittich sich in den Sattel schwang, ergriff Meister Wieland seine Rechte, blickte ihm mit tiefem Ernst ins Auge und sprach feierlich: „Du scheidest nun, mein Sohn, vielleicht auf immerdar; das ist eine große Stunde! Und nichts Besseres weiß ich dir auf den Weg zu geben, als hohe Worte aus Odins Weisheit, wie sie niedergeschrieben stehen in dem alten Hawamal. So vernimm denn, was dir von Nutzen sein kann auf allen deinen Fahrten:

„Von seinen Waffen weiche niemand
Einen Schritt im freien Felde!
Keiner weiß unterwegs, wie bald
Er seines Speeres bedarf.“

„Nicht üblern Begleiter gibt es auf Reisen
Als Trunkenheit ist.
Der Vergessenheit Reiher überrauscht Gelage
Und stiehlt die Besinnung."

„Länge zum Becher, doch leer' ihn mit Maß!
Sprich gut oder schweig!
Niemand wird es ein Laster nennen,
Wenn du früh zur Ruhe fährst."

„Reiche dem Fremden, wenn's auch nicht viel ist,
Oft gewinnt man mit wenigem Lob.
Ein halbes Brot, eine Neige im Becher
Gewinnt dir wohl manchen Gesellen."

„Und gewannst du den Freund, dem du wohl vertraust,
So besuch' ihn nicht selten!
Denn Strauchwerk grünt und hohes Gras
Auf dem Wege, den niemand wandelt."

„Altem Freunde sollst du als erster
Den Bund nicht brechen.
Das Herz frißt die Sorge, magst du keinem mehr sagen
Deine Gedanken all'."

„Aber mit ungesalznen Narren
Sollst du nicht Worte wechseln.
Nur der Wackere mag dir erwerben
Guten Leumund durch sein Lob."

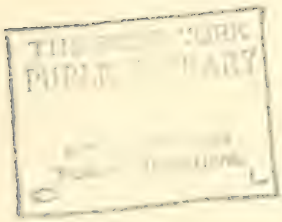
„Vorsichtig sei und verschwiegen allzeit,
Nicht jedem schenke dein Zutrau'n!
Worte, die andern vertraut wurden,
Büßt man oft bitter."

„Zu gehen schickt sich's, nicht zu gasten stets
An derselben Statt.
Der Liebe wird leid, wer lange weilt
In des andern Haus."

„Früh aufstehn soll, wer den andern sinnt
Um Haus und Habe zu bringen.
Der schlummernde Fuchs erjagt kein Huhn,
Noch der schlafende Mann den Sieg."

„Mit Schimpf und Hohn verspotte nicht
Den Fremden noch den Fahrenden!
Selten weiß, der zu Hause sitzt,
Wie edel ist, der einkehrt."

Wittich, von Hause fortreitend



„Bei allem aber, was du unternimmst, bedenke den Ausgang, bedenke das Ende und habe deine Lust allein an guten Werken; denn

„Das Vieh stirbt, die Freunde sterben,
Endlich stirbt man selbst.
Doch eines weiß ich, das immer bleibt:
Das Urteil über den Toten." —

„Und nun fahre wohl! Die Augen der Götter schauen auf dich herab; sei dessen eingedenk auf allen deinen Wegen!"

„Fahre wohl, mein Sohn Wittich!" sagte auch Frau Bathilde und reichte dem Scheidenden weinend den Schild.

Der Schimming wieherte und griff mächtig aus, und vier treue Augen blickten dem Reiter nach, so lange seine silberglänzende Rüstung im Sonnenlichte schimmerte. Fahre wohl, Wittich!

Wie es Wittich auf der Fahrt erging

Durch weite Wälder, über Ströme und Flüsse und Moore und Heiden gelangte Wittich endlich an die Alpen und ritt auf schier unwegsamen Saumpfaden durch das Gebirge. Plötzlich hielt er vor einem reißenden Strome und spähte vergebens nach einer Furt oder einer Brücke aus. Da sprang er vom Rosse, band es an einen Baum, warf die Rüstung ab und jedes Gewand, und sprang in den Strom, um schwimmend eine Furt zu suchen. Flink wie ein Fisch tummelte er sich in den Wogen, schwamm hinüber und herüber, stromauf und stromab, — eine Furt aber konnte er nicht entdecken.

Plötzlich vernahm er den Klang von Männerstimmen vom Ufer her, und als er aufblickte, sah er nicht fern von seinem Rosse drei Reiter in prächtigen Rüstungen. Die Gewappneten kamen näher, und der älteste von ihnen, ein hoher, langbärtiger Recke, rief ihm zu: „Heda, Wogentummler, suchst du einen Goldschatz auf dem Grunde des Stromes oder eine Wasserfei?"

„Keins von beiden, sondern eine Furt, um mit meinem Rosse überzusetzen," antwortete Wittich.

„Vergebliche Mühe!" entgegnete der langbärtige Ritter. „Drei Wegstunden auf und ab findest du keine Furt, wohl aber eine Brücke, über die auch wir reiten wollen. Wer bist du, und wohin zielt deine Fahrt?"

„Warte, bis ich gewappnet vor dir stehe, so sollst du vollgültige Antwort erhalten!" entgegnete Wittich.

„Wohlan denn, Herr Grimbart, wappne dich! wir harren deiner Verwandlung," sagte der Recke mit lautem Lachen, und seine beiden Gefährten stimmten mit ein.

Wittich schwamm stromauf, stieg ans Ufer, kleidete sich an, schwang sich auf Rosses Rücken und hielt vor den harrenden Fremden. Staunend blickten

sie ihm entgegen: in seiner herrlichen, silberschimmernden Wehr, auf dem stolzen Hengste, glich er einem Helden von königlicher Herkunft.

Scharf prüfend betrachtete ihn der Langbart von Kopf bis zu Füßen, und da er das Wappenzeichen auf seinem Schilde bemerkte, sagte er: „Hammer und Zange führst du im Wappen — bist du ein Sohn Mimers, Alberichs oder gar Meister Wielands?"

„Getroffen!" rief Wittich. „Vor euch steht Wittich, Wielands Sohn, und nun nennt mir auch eure Namen!"

„Du siehst hier drei Recken König Dietrichs von Bern," erwiderte der Alte. „Der da ist Jarl Hornboge, dieser schwarzgeäugte Heime, des Studas Sohn, und ich bin der alte Hildebrand."

Das war eine gute Botschaft, und voller Freude rief Wittich: „Nun seid mir gegrüßt, ihr werten Recken! Bald hoffe ich euer Geselle zu sein; denn gen Bern will ich reiten, um mit eurem Herrn, dem Könige Dietrich, zu streiten."

Darauf antwortete Meister Hildebrand: „Fürwahr, du fliegst hoch, junger Seeadler! Aber hüte dich vor König Dietrichs Schwert! Es hat schon manchem stolzen Vogel für immer die Schwingen gelähmt."

„Ich weiß mich zu schirmen und führe eine gute Klinge. Kennst du dieses Schwert? Es ist der Mimung, meines Vaters Meisterwerk."

„Eine herrliche Waffe!" lobten Hildebrand und Hornboge bewundernd. Und der Meister sagte: „Sogleich kannst du zeigen, was der Mimung in deiner Hand vermag. Siehst du die Türme dort aus dem Grün hervorschimmern? Da ist die Brücke, und in der Burg hausen Räuber, die hohen Zoll von uns fordern werden."

„Mit Schwerthieben wollen wir den Zoll bezahlen!" rief Wittich kühngemut und führte, indem er den Mimung durch die Luft pfeifen ließ, auf seinem Hengste einen weiten Freudensprung aus.

Lächelnd betrachtete Meister Hildebrand Mann und Roß und sprach: „Ist das der Hengst Schimming, dem man nachrühmt, daß er nach Wodans Sleipnir das schnellste aller Rosse sei?"

„Oho!" warf Heime dazwischen, „wie dürfte der Schimming sich mit meinem Rispe vergleichen?"

Wittich sah den schwarzen Gesellen und seinen Hengst prüfend an, sagte kein Wort, sondern spitzte nur die Lippen und zuckte verächtlich mit den Schultern.

Darüber ergrimmte Heime, und ein böser Blick aus seinen schwarzen Augen traf den Sohn Wielands.

Sie waren bis zur Brücke gekommen; jenseits erhob sich ein Kastell, und auf der Ringmauer sah man eisengekleidete Männer Ausschau halten.

„Sie sind uns an Zahl weit überlegen," sagte Meister Hildebrand bedenklich. „Und es sind verwegene Kämpen. Was dünket dich, Wittich?"

„Laß mich als Boten vorausreiten und mit ihnen verhandeln!“ antwortete Wittich.

Nach kurzem Bedenken willfahrte Meister Hildebrand ihm, und kühnen Mutes sprengte Wielands Sohn über die Brücke. Drüben erwarteten ihn hoch zu Rosse die Räuber. Er ritt nahe heran und fragte, ob er mit seinen Gefährten hinüberreiten dürfe.

Da sprengte einer aus dem Haufen vor und sprach: „Entrichtet den üblichen Zoll, und die Bahn ist frei!“

„Und was heischet ihr von uns als Zoll?“

„All euern Besitz: Geld, Waffen und Rosse, dazu die rechte Hand und den rechten Fuß,“ antwortete der Hauptmann.

„Weiter nichts?“ rief Wittich hohnlachend und zog das Schwert. „Frisch drauf, Mimung! Mit vollwertigen Hieben zahle du den Zoll!“

Hei! wie sauste die gute Klinge auf die Köpfe der Wegelagerer nieder! Der erste Streich streckte den Hauptmann zu Boden, und drei andere folgten ihm jählings zur Hel. Darob erhob sich ein Wutgeschrei, und die Schar drang racheschnaubend auf Wittich ein.

„Zu Hilfe dem wackern Recken!“ rief Meister Hildebrand seinen Genossen zu und stürmte mit Hornboge voraus, während Heime nur zögernd folgte. Indessen hatte Wittich noch manchen Schädel gespalten, und als nun die Räuber Hildebrand mit seinen Gefährten herankommen sahen, befiel sie jäher Schrecken, und sie wandten ihre Rosse und jagten in wilder Flucht von dannen. Wittich folgte und erschlug die säumigsten, dann kehrte er langsam zu den Genossen zurück.

„Heil, Wittich, Wielands Sohn!“ riefen Hildebrand und Hornboge wie aus einem Munde und streckten ihm die Hände zum Bruderbunde entgegen. Der Held schlug freudig ein und achtete es nicht weiter, daß Heime nur zaudernd dem Beispiel der beiden folgte.

Sie traten in die Burg und fanden darin Speise und Trank in Fülle. Nachdem sie sich sattsam gelabt hatten, zündeten sie das Holzwerk an mehreren Stellen an, und während die Flammen lustig emporloderten, ritten sie um die Mauern herum und ergötzten sich baß an dem prächtigen Schauspiel.

Bald lag die Zwingburg in Asche, und die Recken setzten wohlgemut ihren Weg fort. Auf einmal hörten sie lautes Geschrei. Jenseits des Stromes hielten auf ihren Rossen die entwichenen Räuber und riefen ihren Bezwingern greuliche Schmähungen zu.

Darüber ergrimmte Wittich, und er spornte den Schimming und setzte mit einem ungeheuren Sprunge des edeln Hengstes über den Strom. Wie erstarrt ob solcher Vermessenheit standen die Recken hier und dort. Wittich schlug auf die Feinde ein, wurde aber von der Überzahl hart bedrängt.

„Ihm nach, Heime! Deinem Rispe gelingt wohl der Sprung!“ rief Meister Hildebrand dem Gesellen zu.

Heime aber schüttelte mürrisch den Kopf und folgte langsam den beiden,

welche ihre Rosse in den Strom trieben und mit Lebensgefahr hinüberschwammen.

Dank seiner trefflichen Rüstung war Wittich unversehrt geblieben, und mit Hilfe seiner Genossen wurden die Feinde bis auf den letzten Mann erschlagen.

„Du hast Großes vollbracht, Wittich!" lobte Meister Hildebrand. „Nimmer sahen meine Augen einen kühnern Mann. Nun führe ich dich gen Garden; Frau Ute soll den wackern Sohn Wielands weidlich pflegen."

Gegen Sonnenuntergang erreichten sie Garden am See und fanden dort gastliche Aufnahme und gute Bewirtung. Der kleine Hadubrand, Meister Hildebrands Söhnlein, zerzauste jubelnd seinem Vater den langen Bart, und Frau Ute ging lächelnd ein und aus und sorgte getreulich für Speise und Trank. Erst spät in der Nacht begaben sich die Recken zur Ruhe; Meister Hildebrand aber wandelte rastlos im Saale auf und nieder: die Sorge um seinen Herrn beschwerte sein Gemüt; denn mit dem Mimung in der Faust war Wittich, der mit Dietrich kämpfen wollte, ein furchtbarer Gegner.

„Es darf nimmer geschehen!" sprach Meister Hildebrand bei sich; „aber wie soll ich's hindern?"

Plötzlich hielt er in seiner Wanderung inne und schlug sich mit der Faust in die flache Hand.

„So muß es geschehen!" rief er aus. „Ich vertausche den Mimung, dann hat es keine Gefahr für König Dietrich."

In seiner Waffenkammer fand er ein Schwert, das dem Mimung glich. Dieses hing er zu den Waffen Wittichs; den Mimung aber wollte er selbst führen, um ihn nach dem Streite seinem rechtmäßigen Herrn wiederzugeben. Nun war er der Sorge ledig; sein murrendes Gewissen suchte er mit dem Vorhalt zu beschwichtigen, daß die Pflicht gegen seinen Herrn ihm den Betrug an Wittich geboten habe. Und Meister Hildebrand begab sich in seine Kammer und schlief den Schlaf des Gerechten.

Wie Wittich Dietrichs Geselle ward

Mit rechtem Frohlocken ritten die vier Recken in Bern ein und wurden vom Könige Dietrich freudig willkommen geheißen. Meister Hildebrand schilderte den siegreichen Kampf mit den Räubern und pries mit beredten Worten die Tapferkeit Wittichs.

„Also Wittich heißt der Fremdling?" fragte Herr Dietrich und sah den jungen Recken prüfend an.

„Wittich, Wielands Sohn," antwortete dieser, zog einen Eisenhandschuh aus und reichte ihn dem Könige.

„Was soll das?" fragte Dietrich befremdet.

„Damit fordere ich den ruhmreichen Dietrich von Bern zum Kampfe auf Leben und Tod!" erwiderte Wittich mit entschlossener Gebärde.

Da blitzte es wild auf in König Dietrichs Augen, und zornig sprach er: „Es stände mir übel an, wollte ich mit jedem fahrenden Gesellen streiten. Behalte dein Pfand und laß dir es genug sein an der Ehre, meine Gastfreundschaft zu genießen."

„Du wagst es nicht, mit mir zu kämpfen?" rief Wittich. „So haben die Sänger fälschlich deinen Heldenmut gepriesen."

„Das sollst du nun erfahren!" versetzte zornig Herr Dietrich. „Bringt mir die Waffen! Zäumet den Falke!"

Er kleidete sich in schimmerndes Eisen, gürtete sich mit dem Nagelring, nahm Schild und Speer zur Hand und begab sich mit Wittich und den Genossen auf den Kampfplatz an der Streitlinde.

In angemessenem Abstande voneinander nahmen die beiden Gegner Aufstellung, und da Meister Hildebrand das Zeichen gab, spornten sie die Rosse und stießen mit den Speeren gewaltig wider die Schilde. Doch glitten die Speere an den harten Schilden ab, und die Kämpfer stürmten unversehrt aneinander vorüber. Beim zweiten Stoß zersplitterte König Dietrichs Speerschaft, und sein Schild wurde von Wittichs trefflicher Waffe durchbohrt; an dem Panzer aber brach sich die Gewalt des Stoßes.

Nun sprangen sie von den Rossen und ließen die Schwerter sausen. Wie schillernde Schlangen blitzten die Klingen in der Luft, und wo sie aufschlugen, da sprühten Feuerfunken aus dem Eisen. Von gleicher Stärke schienen die Streiter; doch war Herr Dietrich seinem Gegner in der Gewandtheit überlegen, und so wuchtige Hiebe erhielt Wittich von Nagelring, daß er mehrmals wie betäubt zu Boden sank. Behend aber sprang er immer wieder auf und wehrte sich todesmutig. Da gedachte er mit einem Schlage dem Kampfe ein Ende zu machen und holte zu einem gewaltigen Streiche aus. Und das war sein Verderben: seine Klinge sprang in Stücke, und er hielt nur das Heft in der Hand. Mit einem harten Wort wider seinen Vater, der, wie er glaubte, die schlechte Klinge geschmiedet habe, schleuderte er den Griff fort und blickte ohne Bangen dem Tode entgegen.

Und schon pfiff Nagelring zum zerschmetternden Streiche durch die Luft, als Meister Hildebrand herzusprang und dem Könige in den Arm fiel.

„Schone den Wehrlosen!" bat er, „er hat sich wie ein Held geschlagen!"

„Laß mich!" rief Herr Dietrich in lodernden Zorn, und sein Atem war wie Feuerflammen.

„Schone sein!" bat Meister Hildebrand abermals.

„Weiche von mir, oder du bist des Todes!" rief Herr Dietrich.

„So mögen die Nornen denn walten!" murmelte der alte Meister. „Hier ist der Mimung, Wittich! Ich hatte ihn gegen eine schlechtere Waffe vertauscht."

Ein Jauchzen scholl aus Wittichs Munde, da er den Mimung in der

Hand hielt, und mit dem Schwerte durchdrang ihn frische Kraft. Hageldicht prallten schwere Hiebe auf Hildegrim und den Schild Dietrichs, und jeder Streich schlug Stücke aus dem Eisen. Bald blutete der König aus mehreren Wunden; Brünne und Schild waren zerschroten, und selbst der felsenfeste Hildegrim sah übel aus, — König Dietrich achtete es aber nicht; zornlodernd wie Asathor, wenn er wider die Riesen streitet, schlug er auf Wittich ein. Allein wider Meister Wielands Rüstzeug vermochte der Nagelring nichts auszurichten; völlig unversehrt blieb Wittich, während er dem Könige immer neue Wunden schlug.

Den zuschauenden Recken wurde es bange um ihren Herrn, und plötzlich sprang Meister Hildebrand zwischen die Kämpfer, hob beide Arme empor und rief: „Haltet ein, ihr Helden, haltet ein! Ungleich ist der Kampf; denn weit überlegen dem Nagelring ist Mimung, Wielands Meisterwerk. Biete Frieden, Wittich, du hast die Heldenprobe glücklich bestanden!"

Auch die andern Recken hatten die Kämpfer umringt und suchten die Zornigen zu besänftigen. Es gelang endlich, und König Dietrich reichte seinem mächtigen Gegner die Hand und sprach: „Sei fortan mein Geselle und Waffenbruder, Wittich, Wielands Sohn! Asenkraft schwellt deinen Arm, und dein Herz hegt Löwenmut; so lege denn deine Rechte auf mein Schwert und gelobe mir Treue bis in den Tod!"

Wittich schwur den Treueid und ward nun von allen Recken Dietrichs jubelnd als Genosse begrüßt.

Eckes Ausfahrt und Fasolt

Herr Dietrich war kaum von den Wunden, die Wittich ihm geschlagen, genesen, als er sich rüstete zur Ausfahrt gen Norden, um durch neue Heldentaten den Flecken des Unsieges von seinem Ruhmesschilde zu tilgen.

Meister Hildebrand wollte ihn auf der Fahrt begleiten; aber er lehnte es ab und sprach: „Diesmal will ich allein reiten, mein Freund. Bleibe daheim und halte die Recken im Zaum, besonders deinen Neffen, den ungestümen Wolfhart, und Wittich und Heime, die einander mit scheelen Augen ansehen. Bald kehre ich in besserer Rüstung zurück; denn mein Streitgewand hat sich im Kampfe mit Wittich schlecht bewährt; selbst der Nagelring hat Scharten davongetragen; drum will ich einen zweiten Mimung zu gewinnen suchen."

„Wodan führe dich!" sagte Meister Hildebrand, und Herr Dietrich ritt von dannen.

Glücklich gelangte er über die Alpen und ritt tagelang einsam durch Deutschlands weite Wälder. Dem Laufe des Rheinstroms folgte er, bis er auf dem Gipfel des Drachenfels die stolze Königsburg schimmern sah. Da lenkte er ab vom Strome und ritt das Waldgebirge hinan. Als die Sonne

in rote Abendgluten tauchte, sah er auf den Kuppen der Berge ringsumher noch drei andere Burgen, und sein Auge weidete sich an dem Glanze, den das Abendsonnengold um die Türme wob. Der freundliche Gruß eines Mannes riß ihn aus der Betrachtung. Ein Einsiedler stand vor ihm und fragte, ob der Herr ihn nicht zu gering achte, in seiner Waldhütte zur Nachtruhe einzukehren.

Herr Dietrich dankte dem gastlichen Manne und ritt neben ihm des Weges dahin. Er fragte nach den Herren der Burgen, und der Waldmann erklärte: „Die Feste dort auf dem Bergkegel gen Sonnenuntergang heißt die Drachenburg. Darin wohnt unsere Königin Seeburg mit ihren zwei Schwestern. Die drei andern auf den zurückstehenden Bergkuppen gehören Drusians reckenhaften Söhnen Ecke, Fasolt und Ebenrot. Ecke, ein gewaltiger Held, freit um die Königin Seeburg, findet aber kein Gehör bei ihr; denn er ist ein gar wilder, unbändiger Recke, dessen Übermut schier bis an die Wolken reicht. Mit seinem trefflichen Schwerte Eckesachs schlägt er jeden Widersacher zu Boden; kein Recke, und wäre es selbst Siegfried oder Dietrich von Bern, vermöchte ihn zu bezwingen."

„Ich will mit Ecke streiten," sagte Herr Dietrich. „Sage mir, wo ich ihn finde!"

„Ich sah ihn nach der Drachenburg wandeln," erwiderte der Mann. „Dort fändest du ihn wohl; doch wie wolltest du mit Ecke streiten! Es würde gewiß dein letzter Kampf sein."

„Dietrich von Bern darf es wohl wagen, mit Ecke zu streiten," erwiderte lächelnd der König.

„So bist du Dietrich von Bern?" staunte der Waldmann mit weitgeöffnetem Munde. „Nun mögen die Götter den Ecke beschirmen!"

„Dieser Weg führt nach der Drachenburg?" fragte Herr Dietrich.

„Schnurstracks; doch erreichst du vor Abend nicht das Ziel, drum bitte ich, kehre bei mir ein!"

„Nein, ich will reiten; mich drängt's, mit Ecke zu kämpfen."

„So fahre wohl, Herr Dietrich! Ich bin stolz, daß mein Auge den Helden gesehen, von dem die Skalden singen. Und eines rate ich dir noch: hüte dich vor Fasolt, er ist falsch!"

„Habe Dank!" sagte der König und ritt von dannen. —

In eben dieser Stunde trat Ecke aus dem Tore der Drachenburg und sprach bei sich: „Gen Bern! gen Bern! um den König Dietrich zu schlagen; dann wird die schöne Seeburg mein Weib. Hei! wie glänzt das Ringlein an meinem Finger, das sie mir als Unterpfand ihres Versprechens verliehen!"

Er hielt die Hand empor und betrachtete glücklich lächelnd den goldenen Ring.

„Aber ach!" seufzte er, „der Weg nach Bern ist so weit, so weit, und mein Herz glüht in Minne wie die Wolken im Abendsonnenstrahle. Tag und

Nacht will ich wandern — o käme mir doch Herr Dietrich auf halbem Wege entgegen!"

Mit Riesenschritten wanderte er fürbaß und ahnte nicht, daß der Berner auf demselben Wege dahertrabte. Die Sonne ging unter, und die Schatten im Walde wurden dunkler und dunkler. Auf einmal erblickte Ecke ein helles Licht, das langsam heranschwebte; zugleich vernahm sein Ohr Rossegetrapp, und es deuchte ihm, als sähe er eine Rüstung durch die Zweige schimmern. Und siehe da! ein gepanzerter Reiter kam ihm entgegen.

„O, wäre das doch Dietrich von Bern!" sprach er bei sich und pflanzte sich mit Schild und Speer mitten im Wege auf.

„Hallo!" rief er plötzlich mit Donnerstimme und lachte, als das Pferd des Reiters sich vor Schreck hoch aufbäumte.

„Das ist Ecke," dachte Herr Dietrich und ritt vollends heran.

„Hier hat die Fahrt ein Ende!" rief Ecke mit vorgehaltenem Speer. „Steig ab vom Rosse und laß uns streiten, bis einer als stummer Mann im Staube ruht!"

„Bist du Ecke?" fragte der Ritter.

„Allewege. Und du?"

„Dietrich von Bern."

Da machte Ecke einen Freudensprung und jauchzte, daß ringsumher die Bergriesen und Zwerge aus dem Schlafe fuhren und den Schrei erwiderten. Auch die Vögel waren aufgeschreckt, und zwei Raben erhoben sich aus dem Wipfel eines Baumes und flogen mit Geschrei waldein.

„Hugin und Munin," sagte Ecke. „Sie fliegen gen Walhall, um Wodan zu melden, daß Ecke und Dietrich streiten werden. Steig ab vom Rosse und laß uns kämpfen, so kann ich morgen schon König dieser Berge sein!"

„Es ist zum Streite zu finster," erwiderte Dietrich. „Morgen früh mögen die Waffen entscheiden!"

„Nein, heute! sogleich!" rief ungeduldig Ecke. „Der Karfunkel auf deinem Helm strahlt hell wie der Mond, und flammen nicht droben tausend Sternenlichter?"

Herr Dietrich sprang vom Rosse; sie standen einander gegenüber, Ecke war fast eines Hauptes länger als der König.

„Laß uns streiten!" drängte der ungestüme Recke.

„Morgen früh, sobald der Tag graut! Jetzt will ich rasten, bin weit hergeritten, auch mein Hengst ist müde."

„So folge mir! Ich weiß hier eine gute Lagerstatt. Müdem Manne soll man Ruhe gönnen," sagte Ecke und führte Herrn Dietrich zu einem weichen Mooslager unter dem Schirm dichtverzweigter Bäume.

„Hier lege dich nieder! Ich halte Wache bis Mitternacht, dann magst du meinen Schlummer behüten," sagte Ecke.

Herr Dietrich nahm den Hildegrim vom Haupte, löste die Panzerringe und streckte sich in das weiche Moos; nicht fern von ihm ruhte der Falke.

Mann und Roß überließen sich ohne Sorge dem Schlafe, denn Ecke wachte. Mit Speer und Schild schritt er in der Nähe des Lagers auf und nieder, dachte des herrlichen Kampfes, der ihm blühte, und des Ruhmes, den er als Sieger über den Berner gewinnen würde, dachte an die schöne, stolze Seeburg und an seine künftige Herrschaft auf dem Drachenfels, und so verrannen ihm die Stunden bis Mitternacht wie im Fluge.

Von selbst erwachte Herr Dietrich und erhob sich. „Mitternacht ist vorüber," sagte er, indem er zu den Sternen aufblickte. „Nun laß uns die Rollen tauschen! Der Schlaf hat mich köstlich erquickt."

Ehe aber Ecke sich niederlegte, mußte der König ihm bei Asathors Hammer schwören, ihn mit Tagesanbruch zu wecken. Bald lag er im Schlafe, und Herr Dietrich wachte über ihn. Gegen Morgen vernahm er Rüdengebell im Walde und dazwischen die mächtige Stimme eines Mannes; aber die Jagd zog weiter, und es ward wieder still, bis endlich die Vögel aus dem Schlafe erwachten. Der Tag brach an. Herr Dietrich blieb vor Ecke stehen und betrachtete mit Staunen die Schönheit und Stärke seiner Glieder.

„Und nach einer Stunde liegt er wohl leblos im Staube; er oder ich, das ist Heldenlos," sprach er bei sich und weckte durch einen Anruf den Schläfer.

Mit einem Satze sprang Ecke empor und griff verstört nach seinem Speer, um auf den vermeintlichen Feind einzuhauen.

„Gemach, gemach, Ecke! Erst ermuntere dich und bedecke dein Haupt mit dem Helm, ehe wir den Streit beginnen!" sagte Dietrich.

Er starrte ihn erst groß an, dann lachte er und rief fröhlich: „Guten Morgen, Herr Dietrich von Bern! Nun laß uns streiten!"

„Erst einen Morgenimbiß!" sagte der König, und Ecke war's zufrieden. Brot und Wildbret teilten sie miteinander und tranken aus einem Kruge italischen Wein.

„Wenn ich dich schlage," sagte Ecke, „so nehme ich dir den Hildegrim;" „und ich dir den Eckesachs samt der Brünne," erwiderte König Dietrich.

„Schau dieses Ringlein!" sprach Ecke weiter und hielt seinem Widerpart die Hand unter die Augen. „Das gab mir Seeburg als Pfand der Treue. Falle ich, so bringe du es ihr zurück und melde ihr, daß ich als Held gen Walhall gefahren bin!"

Dietrich gelobte es. Da ließ sich das Rüdengebell wieder vernehmen, und man hörte die gewaltige Stimme des Jägers.

„Das ist mein Bruder Fasolt," erklärte Ecke lachend. „Jeder Schlag mit seiner Keule schließt ein Paar Augen für immer. Entrinnst du glücklich dem Eckesachs, so wird er mich rächen."

Das Mahl war beendet, und die Recken rüsteten sich zum Streite. Nagelring und Eckesachs schlugen widereinander, daß die Funken stoben. Ecke war dem Berner an Kraft überlegen, aber dieser übertraf den Riesen an Gewandtheit und Schnelle und wußte sich vor den gewaltigen Hieben

mit dem Schilde zu decken. Traf der Eckesachs auf Hildegrim, so sank Dietrich wie betäubt in die Kniee; immer aber raffte er sich blitzschnell wieder auf und zahlte die Schläge doppelt zurück. Lange schwankte der schreckliche Kampf hin und her; beide Recken bluteten aus mehreren Wunden, und es schien, als würden sie sich beide vernichten. Mit beiden Händen faßte Dietrich den Nagelring und führte einen Schlag auf Eckes Haupt, davon dieser wie ein Felsblock zu Boden stürzte. Sogleich wollte er wieder aufspringen; aber der König kam ihm zuvor und drückte ihn mit übermenschlicher Kraft nieder. Und sie rangen miteinander; doch gelang es dem stärkern Ecke nicht, den raschen Gegner von sich abzuschütteln. Schrecklich keuchte ihr Atem, und beider Herzen klopften zum Zerspringen. Da gelang es Dietrich, seine Rechte aus der Umklammerung Eckes zu befreien; er faßte den Griff des Schwertes und stieß es dem Gegner durch den geöffneten Brustpanzer ins Herz. Ein dumpfes Stöhnen entrang sich der gewaltigen Brust des todwunden Recken; kraftlos sanken die Arme herab, und mit den Worten: „Seeburg, ich fahre gen Walhall!“ entfloh des Helden Seele.

Herr Dietrich lag eine Weile schwer atmend neben der Leiche; dann richtete er sich mühsam auf, schloß dem Toten die Augen und sprach: „Als Held bist du gefallen, so reite denn gen Walhall zu Odins Freuden!“

Schwert und Brünne Eckes nahm Herr Dietrich als Siegesbeute, auch zog er den Goldring von seinem Finger, um ihn der Königin Seeburg zu bringen; darauf stieg er zu Roß und schlug den Weg nach der Hütte des Waldmanns ein, wo er gute Pflege zu finden hoffte.

Auf einmal vernahm er Hundegebell und ängstliches Geschrei in der Nähe. Er blickte scharf spähend ins Gebüsch, und siehe: ein Zwerglein, von zwei wütenden Rüden verfolgt, eilte auf ihn zu. Rasch glitt er aus dem Sattel und versetzte dem ersten Hunde einen solchen Hieb, daß er todwund zu Boden stürzte; der andere rannte mit Geheul von dannen.

Das Zwerglein stammelte Dank und küßte seinem Retter die Hände. Dann rief es angstzitternd: „Eile! eile! schon höre ich den schrecklichen Fasolt!“

Im Nu war es im Gebüsch verschwunden. Und da kam auch schon Fasolt mit seinen Rüden herangestürmt. Mit lautem Hallo schwang er in den Händen eine mächtige Keule, und ehe Herr Dietrich sich zu schirmen vermochte, traf ein Schlag sein Haupt, daß er betäubt zu Boden sank.

Fasolt kümmerte sich nicht weiter um Roß und Mann, sondern stürmte weiter. Das war so seine Art: er rühmte sich, jeden seiner Widersacher mit einem einzigen Keulenschlag niedergestreckt zu haben.

Herr Dietrich aber war nicht tot. Nach langer Betäubung schlug er die Augen auf und blickte in das mitleidbewegte Angesicht des Zwergleins, das er vom Tode gerettet hatte.

Es holte Wasser aus der Quelle, wusch damit die Wunden des Königs, goß lindernden Balsam hinein und verband sie mit geschickten Händen.

Dietrich begegnet Ecke

„Nun wirst du rasch genesen und deine volle Kraft wiedergewinnen; denn mein Balsam ist zauberkräftig," sagte es.

„Das spüre ich schon," versetzte Herr Dietrich mit aufleuchtenden Augen. „Frische Kraft strömt mir durch die Glieder, und neuer, fröhlicher Mut belebt mein Herz. Habe Dank, gutes Zwerglein!"

Und Herr Dietrich sprang empor und setzte sich zu Rosse.

„Hüte dich vor Fasolt!" warnte der Kleine noch einmal und verschwand im Gebüsch.

„Nein," sagte Herr Dietrich entschlossen, „jetzt suche ich ihn auf, und er soll seine Frechheit mit dem Tode büßen!"

Er vernahm das Hundegebell und ritt dem Schalle nach. Neben dem toten Ecke stand Fasolt, und da er Dietrich erblickte, rief er ihm zu: „Bist du der Held, der meinen Bruder Ecke erschlagen hat?"

„Der bin ich," antwortete der König.

„Meuchelmörder!" schrie Fasolt wie rasend und stürmte mit seiner Keule Dietrich entgegen. Dieser aber wich dem zermalmenden Schlage aus, richtete sich in den Bügeln hoch auf und schlug mit einem gewaltigen Streiche den riesigen Fasolt zu Boden. Rasch sprang er nun aus dem Sattel und warf sich mit dem Schwerte in der Faust auf den halb betäubten Recken, um ihm den Garaus zu machen. Da bat Fasolt flehentlich um sein Leben und schwur bei Donars Hammer und der grausigen Hel, daß er seinem Besieger allzeit treu und ergeben sein wolle.

„Wohl, so behalte das Leben!" sagte der König großmütig. „Und nun führe mich auf dem besten Wege zur Drachenburg; ich habe mit der Königin Seeburg zu reden."

„So folge mir, ich schreite voraus," erwiderte Fasolt und ging mit großen Schritten durch den Wald. Aber statt nach der Drachenburg, führte er seinen Überwinder zur Feste seines Bruders Ebenrot.

„Wohnt hier die Königin Seeburg?" fragte Herr Dietrich.

„Nein, sondern mein Bruder Ebenrot. Es liegt uns am Wege, und ich denke, wir machen hier kurze Rast und nehmen einen Imbiß; mich hungert."

Herr Dietrich widersprach nicht, sondern stieg vom Rosse und trat mit Fasolt in die wunderlich gebaute Burg.

„Verziehe hier in der Halle, ich will meinem Bruder deine Einkehr melden," sagte Fasolt und ging hinaus. Nicht lange, so vernahm Herr Dietrich einen Klang wie von Waffen. Er ahnte Verrat und band seinen Helm fester. Heftig ward die Tür aufgestoßen, und herein traten mit Schwertern und Speeren und einer Schar wütender Rüden die Brüder Fasolt und Ebenrot.

Mit einem Sprunge stand Herr Dietrich vor Fasolt; der Eckesachs pfiff und das Haupt des Verräters rollte über den Boden.

Da erschrak Ebenrot und wich hinter die Rüden zurück, welche wütend

auf Dietrich eindrangen. Mit Fußtritten trieb der Held die kläffende Meute in die Flucht und faßte den gepanzerten Ebenrot ins Auge. Ehe es aber zum Kampfe kam, fragte Ebenrot: „Ist es wahr, daß du meinen Bruder Ecke meuchlings erschlagen hast?"

„Nein, er fiel in ehrlichem Streite," antwortete Herr Dietrich.

„So hat Fasolt mich belogen, und ich biete dir Frieden und Gastfreundschaft," sagte Ebenrot.

„Den Frieden nehme ich an, für die Gastfreundschaft aber muß ich danken; denn diese Stätte ist durch das Blut eines Verräters entweiht," versetzte finster Herr Dietrich. Und er ging hinaus, schwang sich auf seinen Hengst und ritt nach der Drachenburg. Ritter und Knappen umringten den Recken, und alle verwunderten sich baß, da sie hörten, daß er den gewaltigen Ecke erschlagen. Mit klirrenden Schritten trat er in den Hochsaal vor das Angesicht der Königin, überreichte ihr den Ring und sprach: „Ecke ist als ein Held gefallen und sitzt nun in Walhall bei Odins Mahl. Sein letzter Gedanke warst du; das soll dir dies Ringlein allzeit sagen."

„Wer bist du, Gewaltiger, der den Ecke bezwang?" fragte die Königin.

„Dietrich von Bern."

Da erhob sich die Königin, reichte dem Gaste die Hand und hieß ihn freundlich willkommen. Dasselbe taten ihre beiden Schwestern, und als sich die Kunde weiter verbreitete, kamen viele Recken herbei, den berühmten Helden von Angesicht zu schauen. Einen Tag genoß er die Gastfreundschaft der Königin Seeburg; dann aber nahm er Urlaub, um wieder heimzukehren in sein Land. Bei seinen Vettern, den Harlungen in Breisach, hielt er längere Rast, und beide: Emmerich und Frittel, gaben ihm nebst ihrem Pfleger, dem getreuen Eckart, das Geleite bis an das Hochgebirge. Dann wandten sie ihre Rosse und ritten gen Norden; Herr Dietrich aber kam glücklich in Bern an und wurde dort mit großem Jubel empfangen.

Wildeber und Dietleib

Nun saß König Dietrich wieder im Kreise seiner Gesellen und erzählte von seinem Kampfe mit Ecke und dem falschen Fasolt.

Da trat ein Gast im Bärenpelz in die Halle und mischte sich unter die jungen Recken. Sie befragten den seltsam Vermummten nach Namen und Herkunft, und da er ihnen die Antwort verweigerte, fingen sie an, ihren Spott mit ihnen zu treiben. Er brummte unwillig, schüttelte auch einen und den andern, der an seinem Pelz zerrte, unsanft ab, aber wie freche Fliegen schwärmten sie immer wieder heran, ihn zu belästigen.

Das sah Wittich, und er trat hinzu, fuhr die Übermütigen hart an und sprach:

„Macht nicht zum Spott den fremden Mann,
Der vertrauend Schutz will suchen!
Oft merkt zu spät, der andern Hohn sprach,
Wie grimmen Feind er gewann."

Da trat auch König Dietrich mit Meister Hildebrand herzu, und beide blickten erstaunt auf den Vermummten.

„Was dünket dich von dem Manne, Wittich?" fragte der König.

Darauf antwortete Wielands verständiger Sohn: „Es mag wohl ein wackerer Recke sein, dem ein Geheimnis die Zunge bindet; drum sollte man ihn freundlich aufnehmen und sein nicht spotten."

„Wer hat das getan?" fragte Herr Dietrich strenge.

Zögernd traten die Spötter vor und blickten beschämt zu Boden.

„Ihr habt übel gehandelt," sprach der König. „In Odins Weisheit heißt es:

„Mit Schimpf und Hohn verspotte nicht
Den Fremden, noch den Fahrenden.
Selten weiß, der zu Hause sitzt,
Wie edel ist, der einkehrt."

Das bedenket künftig und nahet mit Ehrfurcht dem Fremden!"

Und zu dem Gaste gewendet, sprach der König: „Bist du das, was mein Geselle Wittich vermutet, so laß die rauhe Hülle fallen und tritt als Waffengefährte in den Kreis meiner Kämpen."

Da warf der Fremdling die Bärenhaut ab, und ein hochgewachsener, kraftvoller Ritter in glänzender Waffenrüstung stand vor den staunenden Rittern und Knappen. Wittich reichte ihm einen Becher goldigen Weins, und er hob ihn empor und sprach: „Heil Wittich, Wielands Sohn! Das werd' ich dir immer dankbar gedenken! Und Heil und Preis dir, König Dietrich von Bern! Dein hochherziges Wort, das mich zu deinem Gesellen beruft, gibt mir Leben und Freiheit wieder. Wildeber heiße ich und bin aus altem Reckengeschlecht des Nordens. Vor kurzer Frist lag ich im Kampfe mit verwegenen Räubern in den nordischen Wäldern. Nach siegreichem Streite sank ich ermattet am Ufer eines Sees nieder und entschlief. Ein Plätschern der Wellen weckte mich, und siehe: in den blauen Wellen schaukelte sich eine herrliche Jungfrau. ‚Ist es ein Menschenkind oder eine Wasserfei?' dachte ich und wandelte sinnend durchs Ufergebüsch. Da erblickte ich im Grase ein Schwanengewand, dessen ich mich geschwind bemächtigte. Nun hob die Jungfrau die Augen auf, um nach ihrem Federkleide zu schauen, und da sie mich sah, stieß sie einen Schrei aus und rang klagend die weißen Hände. Ich winkte ihr, und zögernd näherte sie sich dem Ufer und bat mit Tränen um ihr Schwanenkleid. Ich fragte nach ihrem Namen, und sie antwortete: ‚Wachhilde heiße ich, bin Meister Wielands Anverwandte und schaue mit Seherblick die Zukunft der Menschen.'

‚So lüpfe den Vorhang und laß mich mein Schicksal schauen!‘ versetzte ich.

‚Dann erhalte ich mein Schwanengewand wieder?‘ fragte sie.

Ich gelobte es. Und sie reichte mir diesen Ring und sprach: ‚Halt ihn in guter Hut, er verleiht dir doppelte Kraft! Allein, was nützte dir die Heldenstärke, so du doch nach kurzer Zeit sterben müßtest? Und das ist dein Los, wenn nicht das hochherzige Wort des ruhmvollsten Königs dich rettet. Dieser König ist Dietrich von Bern. In einer Bärenhaut mußt du vor sein Angesicht treten, und beruft er dich, ohne dein Angesicht gesehen zu haben, in den Kreis seiner Gesellen, so ist das Verhängnis von dir genommen: du wirst leben und Ruhm und Ehre gewinnen unter deines Königs Fahne.‘ So sprach zu mir Wachhilde, und nun hat sich's glücklich erfüllt: ich bin König Dietrichs Geselle und blicke frohen Mutes in die Zukunft.“

Da traten alle Recken heran und schüttelten dem neuen Gesellen die Hand; Herr Dietrich aber sprach: „Setze dich zu meiner Rechten, Wildeber, und laß uns trinken auf glückliche Waffenbrüderschaft!“

Derweil die Becher fröhlich in der Runde kreisten, trat ein Gast in den Saal, der vom Könige und allen seinen Genossen ehrenvoll begrüßt wurde. Es war kein Recke in glänzendem Streitgewande, sondern, wie es schien, ein feiner Hofmann, dessen Angesicht Klugheit und festen Willen verriet.

„Sibich der Getreue!“ scholl es von allen Seiten, und der König erhob sich, reichte dem Manne die Hand und sprach: „Sei willkommen, Sibich, du guter Geist meines Oheims Ermenrich!“

Sibich dankte mit feinem Lächeln, nahm den Willkommentrunk dankend entgegen, leerte den Becher, reichte ihn dem Schenken zurück und sprach: „Ich komme als Sendbote meines Herrn und Gebieters, des Kaisers Ermenrich von Romaburg.“

„Doppelt willkommen!“ erwiderte Herr Dietrich. „Und nun deine Botschaft! Ich hoffe, mein Oheim hat mir nur Angenehmes zu melden.“

Er rückte dem Vertrauten des Kaisers den Stuhl zu seiner Rechten, ließ ihm von neuem den Becher füllen und sprach: „Rede! wir alle sind begierig der Mär!“

Und Sibich tat seinen Mund auf und sprach: „Es handelt sich um eine Heerfahrt wider den Wilkinenhäuptling Oserich, der dem Hunnenkönige Etzel Fehde angesagt hat.“

„Zum Kampf! zum Kampf!“ riefen die ungestümen Recken und stampften den Boden, daß die Waffen an den Säulen klirrten und auf dem Tische die Becher tanzten.

Herr Dietrich winkte Ruhe, und Sibich fuhr fort: „Ihr kennt aus den Liedern fahrender Sänger die Mär von Rüdegers Brautfahrt in das Wilkinenland: wie der treffliche Markgraf die schöne Helche, Oserichs Tochter, mit List seinem Herrn zur Gemahlin gewann. Und obschon nun Helche als

Etzels Gemahlin zufrieden und glücklich ist, kann doch der stolze Oserich die Schmach, welche ihm Etzel durch den Raub seiner Tochter zugefügt, nimmer verwinden und rüstet nun wiederum zur Heerfahrt wider den Hunnenkönig. Nun ist zwar Etzel ein mächtiger Häuptling, stark genug, den Oserich allein zu bestehen, aber dieser hat Nordians Riesensöhne: Aspilian, Widolt, Edgar und Awentrod, mit ihren Mannen für sich gewonnen; drum schien es Etzeln ratsam, sich der Hilfe mächtiger Bundesgenossen zu versichern. Und er sandte Boten an meinen Herrn, den Kaiser Ermenrich, und ließ um eine wackere Reckenschar für die Heerfahrt bitten. Wir aber sind nicht zum Kriege gerüstet, und da hat denn mein Herr an seinen waffengewaltigen Neffen Dietrich und dessen tapfere Recken gedacht: wolltest du, König Dietrich, mit deinen Mannen Etzeln zu Hilfe ziehen, so würde dein Oheim es dir immer danken. Das ist meine Botschaft!" —

Sibich schwieg. Aller Augen waren auf den König gerichtet, der sinnend vor sich niederschaute. Bald aber hob Dietrich das Haupt, ließ seine Blicke über seine Getreuen schweifen und sprach: „Ihr habt die Botschaft meines Oheims vernommen — wer stimmt für die Heerfahrt wider Oserich?"

Jubelnd stimmten alle Recken dafür, und Sibich dankte ihnen im Namen seines Herrn und lud den König und seine Reckenschar zum Feste nach Romaburg — so hatte es der Kaiser befohlen.

Nun wurde in Eile gerüstet, und am dritten Tage brach im Geleite Sibichs die tapfere Heerschar von Bern nach Romaburg auf. —

Unterwegs gesellte sich auf stolzem Rosse ein junger Degen zu ihnen, der sich Dietleib nannte und aussagte, er komme aus dem Norden und suche Dienste bei dem ruhmreichen Könige Dietrich von Bern.

Herr Dietrich fand Wohlgefallen an dem frischen Gesellen und machte ihn zum Marschalk des Mannentrosses. —

Mit hohen Ehren wurden die Berner in Romaburg empfangen. Kaiser Ermenrich liebte die Tafelfreuden, und in den Berner Recken fand er wackere Zecher. Da gab es köstliche Speisen und Wein die Fülle, und Herr Dietrich und seine Gesellen lebten ein paar Tage herrlich und in Freuden.

Niemand aber sorgte für Dietleib und seine Mannen, und als der junge Degen für seine Pflegebefohlenen Trank und Speise in der Burg heischte, ward er von den Hofleuten schnöde abgewiesen.

„Übler Brauch hierzulande," sagte Dietleib. „So muß ich denn auf eigene Hand meine Heerschar bewirten. Und wahrlich: bei meinem Gastmahl soll es nicht minder üppig, aber viel lustiger hergehen, als in der kaiserlichen Halle."

Und er ging hinaus und rief die Mannen, Knappen und Knechte samt den Spielleuten, die zum Feste gekommen waren, zuhauf und führte die ganze Schar in die beste Herberge der Stadt. Dem Wirte reichte er zwanzig Mark Goldes und befahl ihm, Speisen und Wein so reichlich und köstlich aufzutischen, daß die ganze Summe draufgehe.

Schier bis zum Staube verneigte sich der freudig überraschte Wirt; Küche und Keller lieferten ihre besten Gaben; die Mannen aßen und tranken; Spielleute sangen; Gaukler vollführten ihre verblüffenden Künste, und der Festfreude war schier kein Ende.

Erst um Mitternacht gebot Dietleib Ruhe, lud aber alle seine Gäste auch für den folgenden Tag zum Zechgelage und geleitete die schwankenden nach den Zelten zur Nachtruhe.

Dietleib bewirtet die Troßleute

Gold hatte er nicht mehr; doch machte ihm das weiter keine Sorge, standen doch die herrlichen Rosse und Rüstungen der Recken unter seiner Obhut, da hatte es wahrlich keine Not. Mit gutem Gewissen schlief er bis in den hellen Tag, ging darauf in den Marstall, nahm Heimes Hengst Rispe samt der Rüstung des Recken und führte Roß und Wehr zu einem Händler, um es zu verkaufen. Lächelnd strich er den hohen Preis ein, begab sich in die Herberge, reichte das Gold dem Wirte und hieß ihm, sein Bestes für die Pflege der Gäste zu tun.

Am nächsten Tage verpfändete Dietleib Wittichs Schimming samt dem Mimung und dann sogar seines Königs Hengst Falke und den Eckesachs;

dazu reichte er dem Sänger Isung, der durch seine Kunst alle Gäste ergötzt hatte, Herrn Dietrichs kostbares Purpurgewand zum Lohne.

So gingen die Tage des Festes bei Speise und Wein und Sang und Spiel vorüber; es kam die Scheidestunde. Da rief König Dietrich den jungen Marschalk herbei und befahl ihm, die Streitrosse heranführen zu lassen.

„Herr," versetzte Dietleib fröhlich, „es fehlen drei Rosse und drei Rüstungen, und zwar die allerbesten, denn sie gehörten dem Könige Dietrich und den Recken Wittich und Heime."

„Was sagst du?" staunte der König.

„Mit einem Worte," entgegnete Dietleib, „ich habe die drei besten Rosse und Rüstungen versetzt, um Eure Mannen, die man hungern und dürsten ließ, bewirten zu können."

„Versetzt — den Falke?"

„Samt dem Eckesachs. Und Euer Purpurgewand gab ich dem Isung für seinen herzerfreuenden Gesang zum Lohne."

Da lachte Herr Dietrich, daß die Halle erdröhnte. Und er rief Meister Hildebrand und Wittich und Heime heran und erzählte ihnen den Streich des Marschalks.

Auch Meister Hildebrand lachte, Wittich und Heime aber erschraken und blickten zornig auf den jungen Degen. Sie drangen auf ihn ein und drohten ihm schreckliche Rache, wofern er Rosse und Waffen ihnen nicht wiederschaffte.

Herr Dietrich wehrte ihnen und fragte, wie hoch die Pfändungssumme sei.

„Ein paar Hundert Mark in Gold," antwortete Dietleib. „Was ist das für einen so reichen König!"

„Beim Hammer!" rief Herr Dietrich.

Da trat Kaiser Ermenrich herzu und forschte nach der Ursache der heftigen Rede. Zwar zeigte er sich willfährig, die Pfänder auszulösen, setzte aber nicht ohne Bitterkeit hinzu: „Behüte mich Wodan vor einem solchen Marschalk! Ob der Fant wohl noch etwas anderes kann, als anderer Leute Habe versetzen?"

„Trinken!" warf Dietleib ruhig ein. „Ich mache mich anheischig, mit jedem der Recken um die Wette zu trinken."

Da ließ der Kaiser den größten Humpen mit italischem Wein füllen und ihn dem Dietleib reichen. Nur wenige der besten Zecher vermochten den Humpen in einem Zuge zu leeren.

Mit beiden Händen nahm Dietleib den schweren Humpen entgegen, hob ihn zum Munde und trank ihn ohne Beschwerde in einem Zuge leer.

Die Recken zollten Beifall, Herr Walther von Aquitanien aber sprach: „Dieser hergelaufene Marschalk ist ein Erzschelm! Schade, daß er ein Possenreißer und kein Recke geworden!"

Dietleib reckte sich höher, blickte dem Helden vom Wasgenstein kühn ins Auge und erwiderte: „In jedem Kampfe nehme ich's mit dir auf, Herr Walther."

„Nun hört doch den Prahler!" rief der ungestüme Wolfhart, Meister Hildebrands Neffe; aber Walther nahm den jungen Degen beim Wort und sprach: „Sieh, dort liegen Wurfsteine, Dietleib! Laß sehen, wer von uns beiden der Stärkere ist. Unterliege ich, so ist dir mein Haupt als Siegespreis verfallen."

„Topp!" rief der unverzagte Degen und trat unter dem Jauchzen der Recken mit dem berühmten Wasgensteiner zum Wettstreite an.

Zuvörderst hob Herr Walther einen schweren Stein auf, wog ihn leicht in der Hand und schleuderte ihn mit kraftvollem Wurf viele Klaftern weit. Beifall erscholl; die Recken gaben den armen Dietleib verloren. Dieser aber hob gutes Muts einen noch schwereren Stein auf, schwang ihn dreimal hin und her und warf ihn dann weit über Herrn Walthers Ziel hinaus.

Darob erstaunten alle Recken und schwiegen betreten still; Herr Walther aber wappnete sich mit seiner ganzen Kraft, hob einen zweiten Stein empor und schleuderte ihn weiter als den ersten. Doch auch jetzt überholte Dietleib ihn.

Nun ward der Held vom Wasgenstein zornig, und er riß eine schwere Bannerstange aus dem Boden und schleuderte sie durch den gewölbten Bogengang unter der Burg hindurch.

Alle, die solches sahen, meinten, Herr Walther habe Großes vollbracht; Dietleib aber eilte der Stange nach, schleuderte sie über das Dach der Burg, lief durch den Bogengang zurück und fing die niedersausende Stange in der Luft auf.

Da erhob sich ein lautes Beifallsgeschrei, und der Wasgensteiner rief: „Du hast das Spiel gewonnen, Dietleib! Mein Leben steht in deiner Hand!"

Rasch wandte Kaiser Ermenrich sich an Dietleib und sprach: „Wahrlich, du bist ein wackerer Degen, junger Mann! Deine Zeche will ich bezahlen, auch biete ich dir Lösegeld für Herrn Walthers Haupt. Fordere deinen Preis und schone sein Leben!"

„Weder sein Haupt noch Lösegeld heische ich," erwiderte Dietleib. „Es ist mir genug, den berühmten Kämpen besiegt zu haben. Laßt mir nur so viel Geld reichen, daß ich die Pfänder auslösen kann, sonst frißt Heime, wie ich fürchte, mich mit Haut und Haaren auf."

Da lachten die Recken; Heime aber lachte nicht. Mit finsterm Groll blickte er auf den übermütigen Fant, der sein Roß verpfändet und nun ihn zum Gespötte der Recken machte.

Auf einen Wink des Kaisers zahlte Sibich in Dietleibs Hand die Goldstücke, und König Dietrich sprach zu dem jungen Degen: „Du hast dich mannhaft bewiesen, Dietleib, drum sollst du fürder nicht mehr unter den Knechten stehen, sondern als Recke unter den Recken mein Geselle sein."

„Herr," erwiderte Dietleib, „mich ehrt Euer Vertrauen und Euch bringt es keine Schande, denn ich bin Jarl Biterolfs Sohn!" —

Sie nahmen Urlaub vom Kaiser und brachen auf zum Streite wider die Wilkinenmänner und Nordians Riesensöhne. Viele tapfere Recken aus des Kaisers Marken hatten sich zu ihnen gesellt, also daß das Heer, welches Herr Dietrich Etzeln zuführte, sehr groß war. —

Wie Wittich gefangen und wieder befreit wurde

Es war ein lautes Getümmel um die Etzelburg, als die Berner angezogen kamen. König Etzel selbst saß hoch zu Roß und sprengte, Befehle austeilend, durch die Reihen seiner Krieger. Sowie er die lampartische Fahne in den Lüften erblickte, ritt er im Geleite der vornehmsten Hunnenführer den Freunden entgegen.

„Dort naht Etzel!" meldete der Herold dem Könige Dietrich, und sogleich spornte dieser den Falke und erschien an der Spitze seiner Heerschar.

Aller Augen sichtbar, begrüßten sich auf offenem Plane die beiden Könige. Die Recken und Mannen schlugen auf ihre Schilde, und mit Jubelgeschrei ward Dietrich von Bern zur Etzelburg geleitet. In der hohen Halle begrüßte ihn die huldvolle Königin Helche, um derentwillen die Heerfahrt geschah. An ihrer Seite befand sich ein liebliches Mägdlein, mit Namen Herrat, ein Niftel (Nichte) der Königin; das trat an Dietrich heran, reichte ihm artig die Hand und sprach: „Sei uns willkommen, Herr Dietrich! Aber wenn du in den Streit ziehst, so schone das Leben des Königs Oserich!"

Herr Dietrich hob das Mägdlein empor und küßte es, und seit dieser Stunde hat er das schöne Kind nimmer vergessen. —

Auch Jarl Biterolf, Dietleibs Vater, ein ritterlicher Heldengreis, kam heran und begrüßte den Berner.

„Ich höre, du hast meinen Sohn Dietleib zu deinem Gesellen gemacht," sagte der alte Biterolf. „Das ist mir eine große Freude. Möge er auf dieser Heerfahrt ruhmvoll unter deiner Fahne streiten; nach der Rückkehr aber muß ich ihn dir rauben; denn als Jarl wird er fortan das Steierland beherrschen: so will es mein Gönner und alter Waffenbruder, der König Etzel." —

Da trat auch der edle Markraf Rüdeger herein, und Herr Dietrich eilte ihm entgegen und küßte ihn. —

Nur einen Tag ward Rast gehalten in der Etzelburg, denn es kam die Botschaft, daß Oserich gegen die Grenze ziehe. Da wurden die Fahnen entrollt, und unter Führung Etzels und Dietrichs brach das Heer auf und stieß an der Nordmark des Reiches auf den Feind. Alsbald wurden die Scharen zum Kampfe geordnet. In der Mitte nahmen die Berner Auf-

stellung, rechts und links von ihnen die Hunnen unter Etzels und Markgraf Rüdegers Führung.

Jenseits erblickte man in der Mitte die vier Riesensöhne Nordians; mit ihnen mußten die Berner zusammenstoßen, ihnen stand also der schwerste Kampf bevor.

König Etzel richtete sich hoch auf und erhob das Schwert: das war das Zeichen zum Angriff.

Vorwärts ging's in lautem Getümmel, und auch der Feind setzte sich in Bewegung: Oserichs Streiter zu Rosse, die Söhne Nordians mit ihren Streitkeulen zu Fuß; zwei gewaltige Heersäulen; furchtbar mußte der Zusammenstoß werden.

Plötzlich brach ein Reiter in silberglänzender Rüstung aus der Schar der Berner hervor und sprengte mit hochgeschwungenem Schwerte dem Feinde entgegen. Das war Wittich, Wielands Sohn. Gleich einem Pfeil schoß Schimming über die Heide, und hell wie ein Blitzstrahl funkelte in den Lüften der Mimung. Auf Aspilians Haupt zuckte das Schwert herab, und der Helm des Riesen zersprang von dem Streiche. Ehe aber Mimung zum zweitenmal traf, sauste Widolts Keule auf Wittichs Haupt hinab, und der tapfere Held stürzte gleich einem Toten vom Rosse in die Heide. Widolt achtete sein nicht weiter. Das Heer stürmte vorwärts, und auf allen Seiten entbrannte unter lautem Geschrei der Kampf. Tapfer fochten die Hunnen, tapferer die Berner Recken, und trotz der Berserkerwut Aspilians und seiner Brüder ward Oserichs Heer auf allen Seiten geworfen. Feinde und Freunde stürmten über den bewußtlos in der Heide liegenden Wittich hinweg; nur einer erblickte ihn und hielt mitten im Sturm sein schäumendes Roß an, und das war Heime. Er ließ die andern von dannen jagen, schwang sich vom Rosse, entwand der kalten Faust Wittichs den Mimung, stieg wieder in den Sattel und sprengte mit verhängtem Zügel dem Heere nach. —

Wittich aber war nicht tot. Um Mitternacht erwachte er aus schwerer Betäubung, richtete sich mühsam auf und starrte verstört umher. Da wieherte über ihm freudig ein Roß, und er erkannte die Stimme: das war sein treuer Schimming. Droben am Himmel funkelten die Sterne, und ringsumher lagen zerstreut Reiter und Rosse. Nun kehrte ihm die volle Besinnung wieder, und er versuchte, sich emporzurichten; aber ihn ergriff der Schwindel, und er sank wieder in die Heide zurück und lag mit geschlossenen Augen bis an den Morgen.

In der Frühe des Tages ritt der geschlagene König Oserich mit einem Häuflein seiner Recken über das Schlachtfeld. Da sah er den herrlichen Hengst neben dem ruhenden Recken, sah auf dem Schilde des Mannes in roter Farbe als Wappenzeichen Hammer und Zange und sprach zu seinen Gefährten: „Wenn die Zeichen nicht trügen, so liegt hier Wittich, Wielands Sohn. Er war der weiße Reiter, der so verwegenen Mutes Nordians Söhne angriff. Siehe da: er lebt noch!" rief er plötzlich, da Wittich sich regte.

„Das ist ein teurer Fang. Auf, Gesellen! hebt ihn auf seinen Hengst und führet ihn als Gefangenen mit!“

Das geschah. Und im Lager des Feindes erholte sich Wittich vollends, ward aber so scharf bewacht, daß er nicht zu entfliehen vermochte. Oserich söhnte sich mit seinem Schwäher Etzel aus; sie schlossen Frieden, und jeder kehrte in sein Land zurück. Die Berner zogen mit Etzel, indes Wittich als gefangener Mann zur Burg Oserichs geschleppt ward, wo ihn der König in einen finstern Turm werfen ließ. Aber der Recke verzweifelte nicht.

Heime raubt den Mimung

Er dachte an seinen Freund, den kühnen Wildeber, und dieser Gedanke erfüllte sein Herz mit Trost, Mut und Hoffnung. —

In der Etzelburg beim Feste saß Wildeber im Kreise der fröhlichen Genossen. Munter kreisten die Becher in der Runde, Spielleute ließen ihre Lieder erschallen, und bekränzte Mädchen tanzten den Reigen. Auf dem Hochsitz saßen Etzel und Dietrich von Bern, eine Stufe tiefer Jarl Biterolf und viele vornehme Grafen und Herren. Die schöne Helche, Etzels Gemahlin, wandelte mit der lieblichen Herrat und andern Jungfrauen von Tisch zu Tisch und schenkte mit eigenen Händen den siegreichen Recken den Wein.

Alle waren voll Lust und Freude, nur zwei nicht, und das waren Wildeber und Isung. Ihnen mundete nicht Trank noch Speise, und wie bitterer Hohn klang ihnen Hochgesang und Saitenspiel. Auch über König Dietrichs

Angesicht zog oft ein Schatten, und Meister Hildebrand wies manchmal den ihm dargereichten Humpen rauh ab — dann dachten die beiden des verlorenen Wittich.

Da erscholl Isungs Name durch den Saal: die Könige und Helden wollten ihn singen hören. Isung erhob sich, trat vor den Hochsitz und erklärte, er könne nicht singen, die Trauer um seinen Vetter Wittich schließe ihm den Mund.

„Gebt mir Urlaub, ihr Herren!“ schloß er, „ich will hin und meinen Vetter Wittich suchen.“

Mit einem Satze stand Wildeber neben dem Spielmann und sprach zu den Königen: „Auch ich bitte um Urlaub; denn ich will mit Isung ziehen, Wittich zu suchen.“

Von solcher Treue ward Herr Dietrich freudig bewegt; er lobte das Vorhaben der beiden, gab ihnen reichlich Geld und hieß sie in Wodans Schutz von dannen ziehen. Auch Meister Hildebrand trat herzu und drückte ihnen dankbar die Hände; desgleichen taten viele andere Recken; so schieden die beiden aus der Burg. —

An der Grenze des Wilkinenlandes legte Wildeber seinen Bärenpelz an und ließ sich von dem Spielmann Isung als Tanzbär durch das Land führen. Allerorten fanden sie großen Zulauf, und reichlich flossen die Spenden in Isungs Tasche. So erreichten sie wohlbehalten die Burg des Oserich und hielten Einkehr in einer nahen Herberge. Der Wirt wies ihnen einen Stall zur Nachtruhe an, wurde aber sehr freundlich gegen den Spielmann, als dieser mit seinen Goldstücken klimperte. Isung ließ sich ein reichliches Nachtmahl und köstlichen Wein auftischen, wovon er die Hälfte seinem Bären hinbrachte, denn er sagte, der Petz habe sich auf den langen Fahrten an solche Kost gewöhnt und verschmähe jede andere Nahrung.

Als er dann mit dem Wirte allein beim Weine saß, forschte er nach Wittich und erfuhr, daß der Recke wirklich noch am Leben sei und in einem festen Turm gefangen sitze. Auch den Turm verriet ihm der weinselige Wirt, und mit lallender Zunge sagte er: „Man fabelt, dieser gefangene Recke soll ein Sohn Meister Wielands sein. Wenn das wahr ist, so gönnte ich ihm wohl die Freiheit um seines Vaters willen. Gute Nacht, Spielmann!“

Er schlurfte in seine Kammer, Isung aber eilte in den Stall und teilte seinem Gesellen in der Bärenhaut die frohe Kunde mit. „Und nun will ich mich an den Kerkerturm heranschleichen, um Wittich Kunde zu bringen,“ sagte er.

„Vergiß der Vorsicht nicht, mein Freund! Die Nacht hat heimliche Ohren,“ mahnte Wildeber.

„Fürchte nichts!“ beruhigte ihn Isung, „Spielleute sind aller Liste Meister.“

Er hüllte sich in seinen Mantel und wandelte durch die sternklare

Nacht. Gleich einem harmlosen Wanderer schritt er langsam an dem Kerkerturm vorüber und sang:

„Als Spielmann zieh ich durch das Land,
Wildeber, der Bär, mein Geselle.
Wenn die Sterne verblichen, die Nacht entschwand:
Wie klingen die Saiten helle!

Da tanzt der Bär und die Menge lacht,
Es lacht der Narr und der König.
Das ist die Stunde; da wird's vollbracht,
Dann bist du nicht mehr frönig.

Das Eisen bricht, und die Saite springt,
Verstummt sind Lachen und Reigen. —
O goldene Freiheit! Wie hell erklingt
Im Königssaale mein Geigen!"

So sang Isung unter dem Turme und hielt dann lauschend stille. Da vernahm er die Stimme des Freundes drinnen und wußte nun, daß Wittich ihn verstanden habe. —

Am andern Tage zog der Spielmann mit seinem Bären auf den Plan nahe dem Turme, in welchem Wittich gefangen saß. Viel Volks versammelte sich um ihn, und auch König Oserich erschien mit einigen seiner Recken und den Riesen Aspilian und Widolt.

Da begann Isung sein Spiel, und der Bär richtete sich auf und tanzte, daß es eine Lust war, ihn anzuschauen.

„Ein närrischer Geselle!" rief der König lachend. Und um den Scherz noch weiter zu treiben, ließ er die Jagdrüden herbeiholen, um sie auf den Bären zu hetzen. Inständig bat Isung, seinen Petz zu schonen; aber der König stampfte ungebärdig mit dem Fuße und befahl, die Hunde loszulassen. Das geschah, und mit wildem Geheul stürzte die Meute sich auf den Bären.

Isung zitterte um seinen Freund; aber der wackere Petz hieb mit seinen Tatzen so wuchtig um sich, daß alsbald die drei frechsten Kläffer tot am Boden lagen und die andern mit Geheul die Flucht ergriffen.

Die Menge jubelte, König Oserich aber ergrimmte ob dem Verluste seiner besten Jagdhunde, und er zog sein Schwert und hieb auf den Bären ein. Nun fuhr das Ungetüm jäh empor, entriß dem Könige das Schwert und hieb ihn mit seiner eigenen Waffe nieder. Der zweite Schlag traf Widolt und der dritte dessen Bruder Aspilian zu Tode. Mit Entsetzen stob die Menge auseinander, und selbst die mutigsten Recken entflohen.

„Hole die Rosse, ich will Wittich befreien!" rief Wildeber seinem Genossen zu, und mit Widolts schwerer Keule eilte er zum Turme. Schlag auf Schlag fiel gegen die Tür; sie krachte zusammen, und Wildeber stürmte in das dunkle Turmgewölbe und rief mit Donnerstimme: „Wittich! Wittich! Komm herfür, die Stunde der Freiheit hat geschlagen!"

Aus der Tiefe antwortete eine dumpfe Stimme. Wittich kam herauf, und Wildeber ergriff seine Hand und zog ihn hastig ins Freie. Da wieherte ihm schon sein Schimming entgegen, welchen Isung nebst zwei andern Hengsten heranführte. Ohne Säumen schwangen sich die drei auf die Rosse und stürmten unbehelligt von dannen. —

Vor der Etzelburg erhob sich ein großes Geschrei, als die drei Reiter ankamen. Da standen die Berner zur Heimfahrt gerüstet, und alle eilten herbei, um Wittich zu begrüßen; nur Heime nicht. Finstern Angesichts blickte er auf den wiedererstandenen Genossen und sprach bei sich: „Den Mimung gebe ich nicht wieder heraus; im Kampfe habe ich ihn erbeutet."

König Dietrich umarmte Wittich, dankte seinen Rettern und rief: „Nun erst freue ich mich ohne Harm des Sieges, da Wittich wiedergekommen ist! Doch warum blickt dein Auge so trübe, Wittich?"

„Ich habe den Mimung verloren," antwortete der Recke düster.

„Hm —" brummte Meister Hildebrand und strich sich den langen Bart, „hat mein Auge mich nicht getäuscht, so sah ich ein Schwert in Heimes Hand, das auffallend dem Mimung glich."

Da trat Heime vor und sprach trotzig: „Ja, ich habe den Mimung und werde ihn als gute Beute behalten!"

„So?" fragte Herr Dietrich voll Unwillens. „Was gibt dir ein Recht auf das Schwert?"

„Kriegsbrauch!" versetzte Heime. „Ich sah Wittich leblos in der Heide liegen, da nahm ich den Mimung als gute Beute; hatte ich ein Recht dazu oder nicht?"

„Es scheint so," erwiderte Herr Dietrich schwankend. „So tröste dich, Wittich, und nimm hier den Nagelring! Er ist auch ein gutes Schwert, wennschon kein Mimung."

Mit Dank empfing Wittich den Nagelring; doch erklärte er vor allen Recken, daß er mit nichten auf sein Eigentum verzichte und unablässig trachten werde, den Mimung wiederzuerhalten. —

Da kam Dietleib mit seinem Vater Biterolf und verabschiedete sich von dem Könige und seinen Genossen, um gen Steierland zu fahren. Etzel und Markgraf Rüdeger und viele andere vornehme Hunnenfürsten gaben den Bernern das Geleite, und beim Abschiede sagte Etzel zu Dietrich: „Nun fahre wohl, mein Freund! Und sollte einmal die Not über dich hereinbrechen, so komm zu mir; ich werde dich nimmer verlassen! Und bringe deinem Oheim, dem Kaiser Ermenrich, meinen freundschaftlichen Gruß! Konnte er auch nicht selbst mir zu Hilfe eilen, so hat er mir doch die tapfersten Recken gesandt, und dafür gebührt ihm mein Dank. Fahret wohl!" —

Heerfahrt gegen Rimstein

Vorausgesandte Herolde hatten dem Kaiser Ermenrich die Ankunft der siegreichen Recken gemeldet, und er hatte Sibich anbefohlen, zu ihrem Empfange alles aufs beste vorzubereiten. Er selbst ritt ihnen entgegen und führte sie in die festlich geschmückte Stadt, wo sie von allem Volke mit Jubel begrüßt wurden. Recken und Mannen wurden in der Burg trefflich bewirtet; doch war ihnen nur kurze Rast vergönnt: Jarl Rimstein, ein Lehnsfürst des Kaisers, der zu Germersheim am Rheine saß, verweigerte seinem Herrn den schuldigen Gehorsam, und nun bat Ermenrich seinen Neffen, sogleich mit seiner Reckenschar nach dem Rheine aufzubrechen und den widerspenstigen Rimstein zu züchtigen. Ohne Zaudern sagte Herr Dietrich zu, und seine Recken jauchzten, da sie die Kunde vernahmen.

„Sibich wird mit euch ziehen, um nach Rimsteins Niederwerfung die Verwaltung des Landes zu ordnen," sagte der Kaiser zu Dietrich.

Sie zogen hindann, der Kaiser aber blieb in Romaburg und lebte nach seiner Gewohnheit herrlich und in Freuden. Er liebte Wohlleben und Wein, Macht und Reichtum, hatte aber auch ein Herz für seine Söhne, die Knaben Friedrich, Reginbald und Randwer, und war seinen Anverwandten: König Dietrich und den Harlungen Frittel und Emmerich von Breisach, wohlgeneigt.

Ohne Schwertstreich kamen die Berner bis vor die Burg Germersheim, hinter deren Mauern Rimstein mit seinen trotzigen Recken saß. Jeder Ansturm auf die Burg wurde blutig abgewiesen, und Herr Dietrich mußte sich zur Belagerung entschließen. Das war wenig nach seinem Sinne, denn schon stand der Wald im bunten Herbstkleide, und aus dem Strom stiegen die grauen Nebel und hüllten Mauern und Türme in ihre wallenden Schleier. Umsonst suchte er mit List die Belagerten zu täuschen, umsonst, sie durch Spott und Hohn aus dem sichern Versteck hervorzulocken; Wochen gingen hin, und die Burg stand unversehrt und trotzig vor ihm wie am ersten Tage.

Eines Morgens, als dichter Nebel alles umfing, unternahm Wittich, den es nach Kampf und Ruhm dürstete, allein einen Ausritt nach den Mauern der Burg. Der Nebel schützte ihn vor den Pfeilen und Wurfgeschossen der Belagerten, und schon erblickte er ganz in der Nähe die Mauern, als plötzlich ein Trupp Gewappneter dicht vor ihm auftauchte. Ihr Führer war ein Greis mit silberweißem Barte, und Wittich erkannte in ihm den alten Rimstein.

„Nun gilt's," sprach Wittich bei sich und streckte seine kräftigen Glieder. „Erschlage ich den Fürsten, so hat der Krieg ein Ende und mein Ruhm ist groß. O, hätte ich nun den Mimung!"

Die feindlichen Reiter hatten ihn noch nicht bemerkt, denn Roß und Rüstung waren grau wie der Nebel. Da schnallte er seinen Helm fester, zog den Nagelring, richtete sich in den Bügeln auf, ließ dem Hengste die

Zügel frei und stürmte wie der Blitz über die Ahnungslosen her. Der Nagelring sauste auf Rimsteins Haupt herab, ein Schlag folgte dem andern, und ehe die Gegner den Schrecken überwunden hatten, stürzte Rimstein tot aus dem Sattel. Sogleich wandte Wittich sich gegen die andern, und sie ergriffen die Flucht: der jähe Schrecken hatte ihnen Kraft und Mut gelähmt.

Stolz ritt Wittich zu seinen Genossen zurück, und Meister Hildebrand rief ihm entgegen: „Nun, Wittich, du warst auf der Spähe: wie steht's mit der trotzigen Feste?"

„Ich glaube," antwortete der siegreiche Recke, „unser Werk hier ist vollbracht; denn vor den Toren seiner Burg liegt Jarl Rimstein erschlagen."

„Rimstein tot?" rief Herr Dietrich aufhorchend.

„Unter den Augen seiner Genossen habe ich ihn erschlagen," versetzte Wittich und sprang vom Pferde.

„Ha!" rief hohnvoll Heime, „das war eine rechte Heldentat! Ein Weib hätte desgleichen auch wohl vollbracht; denn Rimstein war ein kraftloser Greis."

Da schoß dem tapfern Wittich das Blut ins Gesicht. Mit einem Satze stand er vor Heime, riß ihm den Mimung von der Seite, schleuderte den Nagelring ihm vor die Füße und rief zornbebend: „Nun komm an, du heimtückischer Hund! Die Stunde der Vergeltung ist gekommen! Falsch und treulos hast du dich gegen mich verhalten von unserer ersten Begegnung an bis auf diese Stunde! Als ich mit den Räubern an jener Brücke im Kampfe stand, säumtest du von allen am längsten, mir zu Hilfe zu eilen, und da ich jenseits des Stromes die Entwichenen angriff, gebot Meister Hildebrand dir vergebens, mir nachzusetzen. Und dann der ehrlose Raub meines Schwertes! Statt den wehrlosen Genossen aus dem Kampfgetümmel zu führen und seiner zu pflegen, nahmst du ihm feige seine Waffe und überließest ihn seinem Schicksal. Zum Kampfe, du knechtisch gesinnter Sohn des Studas!"

Zähneknirschend ergriff Heime den Nagelring, um sich auf Wittich zu stürzen; aber ehe die Klingen aufeinander brannten, stand König Dietrich zwischen ihnen, schlug die erhobenen Waffen nieder und sprach mit grollender Stimme zu Heime: „Was hast du auf die Anklage Wittichs zu erwidern, Sohn des Studas?"

„Nichts!" antwortete Heime trotzig.

„So bekennst du dich schuldig schmählichen Verrats und Treubruchs?"

Heime schwieg.

„Nimm, was dein ist, und weiche von hinnen! Mein Geselle kannst du fürder nicht mehr sein!" sagte der König streng und wandte sich ab von dem Recken.

Wie vom Donner gerührt stand Heime eine Weile sprachlos und starr. Dann wankte er fort, zäumte den Rispe, schwang sich hinauf und ritt von dannen ohne Gruß und Dank. —

Die Burg wurde genommen. Sibich blieb zurück und ordnete die Verwaltung, während Herr Dietrich mit dem Heere gen Romaburg fuhr und hoher Ehren genoß. Vor allen Recken wurde Wittich, Rimsteins Besieger, vom Kaiser ausgezeichnet; ja, Ermenrich verhieß dem Sohne Wielands die Herrschaft über ein reiches Land am Rheine zum Lehen; doch müsse er sich gedulden, bis der Hochsitz frei geworden.

„Ich weiß zu warten," erwiderte Wittich und zog mit seinem Herrn gen Bern, wo sie nun Jahre hindurch in gutem Frieden lebten. Oft riet Meister Hildebrand dem Könige, sich ein Weib zu nehmen; aber Herr Dietrich sprach: „Es mag noch gute Weile haben; in der Etzelburg sah ich ein Mägdlein, das meinen Augen wohlgefiel. Es ist noch jung, und ich will warten, bis die liebliche Herrat zur stolzen Jungfrau erblüht sein wird."

Heime war aus dem Lager von Germersheim in seine Heimat zurückgekehrt und lebte nun bei seinem Vater. Nicht lange darauf starb der alte Studas, und so war nun Heime der Herr des großen Hofes mit seinen weiten Wäldern und Wiesen. Als solcher stand er unter dem Schutze des Kaisers Ermenrich und mußte ihm den Eid der Treue schwören. Und der Kaiser fand Wohlgefallen an dem trotzigen Recken und erweiterte die Grenzen seines Besitztums so sehr, daß Heime schier wie ein Fürst über ein reiches Land herrschte.

König Laurin

Um die Zeit, da Dietleib als Jarl in Steierland herrschte, waltete im Tirolergebirg der mächtige Zwergkönig Laurin. Sein Reich lag in den Tiefen der Berge, nur ein prächtiger Rosengarten sonnte sich im goldenen Lichte des Tages. Unermeßlich war der Reichtum des Königs. Seine Schatzkammern bargen Gold und Silber und köstliche Kleinode die Menge, und seine Paläste schimmerten und leuchteten im Glanze des edelsten Gesteines. Und mit jedem Tage mehrten sich noch die Schätze des Königs; denn in den Tiefen der goldreichen Berge schürften Tausende fleißiger Bergmännlein unablässig nach edlem Metall; Tag und Nacht brannten die Feuer der Schmelzöfen, und in den Werkstätten der Waffen- und Goldschmiede hämmerten kluge Meister die glühenden Eisenstangen und Goldbarren und schufen daraus Schwerter, Speere, Helme und Brünnen und köstliche Kleinode für ihren mächtigen Herrn und Gebieter.

Der liebste Schatz des reichen Zwergkönigs aber bestand nicht aus

gleißendem Metall und funkelnden Edelsteinen: das war der Rosengarten droben im Lichte der Sonne. Täglich wandelte Laurin unter den blühenden Bäumen, weidete seine Augen an dem Farbenschmelz der Knospen und Blumen, erquickte seine Sinne an dem wonnigen Wohlgeruche, der all den leuchtenden Blütenkelchen entströmte, und lauschte mit Entzücken dem Zwitschern und Singen der zahlreichen goldgefiederten Vögel, die den paradiesischen Rosenhag belebten.

Der Garten war mit einer feinen Goldborte eingehegt; er bedurfte auch kaum eines bessern Schutzes, denn himmelhohe Berghäupter standen als Wächter ringsumher, und wenn sich auch einmal ein Mensch in diese tiefe Bergeinsamkeit verlor, so fand doch nur selten einer den Pfad, der zu dem Wundergarten führte; denn um durch das Wirrsal von Engpässen, Schluchten, Jochen und Felsgewölben zu gelangen, bedurfte es der Leitung eines kühnen, wegekundigen Führers.

Am besten kannte König Laurin selbst die Wege und Stege durch die Bergwildnis. Oftmals trabte er auf seinem kleinen, aber windschnellen Rosse über die Berge und begab sich in das Land der Menschen, um sich an ihrem Tun und Treiben zu ergötzen. Er brauchte sich vor niemand zu fürchten, denn er besaß drei Dinge, die ihn jedem Feinde gegenüber sicher beschirmten; diese Schutzmittel waren eine Hehlkappe, ein goldener Fingerreif und ein Zaubergürtel. Setzte er die Hehlkappe aufs Haupt, so konnte er von niemand gesehen werden; der Ring machte ihn unbesiegbar, und der Zaubergürtel verlieh ihm Zwölfmännerstärke.

Dietleib und seine Schwester Kühnhild

Eines Tages war Laurin bis vor die Burg des mächtigen Recken Dietleib von Steierland geritten. Da erblickten seine Augen Dietleibs wunderschöne Schwester Kühnhild. Mit Entzücken schaute er den Liebreiz der Jungfrau und beschloß, sie in sein Reich zu entführen und sich mit ihr zu vermählen. Tag und Nacht belauerte er nun die Burg und harrte auf günstige Gelegenheit, seinen Plan auszuführen. Sein Rößlein hatte er im Waldversteck angebunden, und so schlich er unter der Hehlkappe, gleich einer Katze, die auf einen Vogel fahndet, auf leisen Sohlen vor dem Tore der Burg auf und nieder.

Da trat eines Morgens die holde Kühnhild aus der Halle und eilte freudestrahlenden Angesichts in den Wiesenhag, wo die prächtigsten Blumen blühten. Sie pflückte die schönsten und fing an, einen Kranz zu winden. Wenige Schritte vor ihr stand der unsichtbare Zwerg und sah ihrem anmutigen Treiben mit leuchtenden Augen zu. Es trieb ihn mächtig, herzuzuspringen und das Mägdlein zu ergreifen, und doch stand er wie gefesselt und konnte die Augen nicht abwenden von dem lieblichen Bilde.

Der Kranz war fertig; sie betrachtete prüfend das hübsche Werk ihrer Hände, lächelte glücklich und sagte: „Ich glaube, er wird sich hübsch ausnehmen und Dietleib wird seine Freude an mir haben."

Damit setzte sie den Kranz auf ihr goldbraunes Haar und wollte in das Haus zurückeilen, als sie sich plötzlich von zwei starken Armen umfaßt fühlte und vor Schrecken das Bewußtsein verlor.

Der Zwerg eilte mit seiner Beute in das Waldversteck, löste sein Rößlein und sprengte hurtig von dannen. —

Held Dietleib wartete vergebens auf das Erscheinen seiner Schwester; Stunde auf Stunde verging, und das Mägdlein ließ sich nicht blicken. Er durchsuchte alle Gemächer der Burg, und die Diener streiften durch Feld und Wald und riefen mit lauter Stimme den Namen der Jungfrau: umsonst, nur das Echo antwortete, und von der Verschwundenen fand sich keine Spur. Hatten freche Räuber das Mägdlein entführt? War sie in den Strom gestürzt und ertrunken? Dietleib fand nicht Ruh noch Rast und zog mit einem Trupp Berittener durch Gebirg und Tal, von Burg zu Burg und von Hof zu Hof und forschte nach der Verlorenen, aber es war niemand, der ihm gute Nachricht geben konnte.

Da machte er sich auf den Weg gen Holmgart, wo die berühmte Seherin Oda im heiligen Götterhaine wohnte. Die weise Priesterin kannte und schätzte den wackern jungen Recken von Steierland, und da er ihr seine Not geklagt hatte, ward sie von Mitleid für ihn ergriffen und rüstete sich sogleich, mit Hilfe der heiligen Zeichen das dunkle Rätsel zu lösen.

Nachdem sie die Asen um ihren Beistand angefleht hatte, bestieg sie, priesterlich geschmückt, die Leiter und schnitt mit goldenem Messer ein grünes Reis aus der heiligen Krone der Götterbuche. Darauf ritzte sie Runen in die junge Rinde, zerschnitt das Reis in kleine Würfel und warf diese, rückwärts gewendet, auf einen weißen Teppich. Mit verbundenen Augen griff sie zu und las ein paar Würfel auf. Nun stieg sie die Stufen zur heiligen Grotte empor, setzte sich auf einen goldenen Stuhl, legte die Runen vor sich auf den Tisch und reihte sie sinngemäß aneinander. Eine Weile betrachtete sie prüfend die rätselhaften Zeichen, dann erhob sie das Haupt und gab dem harrenden Helden diese Antwort: „König Laurin, der Herr des Rosengartens, hat das Mägdlein entführt, und schwer wird es fallen, sie aus seiner Gewalt zu befreien. Nun reite gen Garden zum alten Hildebrand, der weiß die Wege und wird dir weitern Rat erteilen."

Dietleib freute sich dieser Kunde, denn nun zweifelte er nicht, daß er die geliebte Schwester wiedergewinnen werde, und ohne Säumen setzte er sich mit seinen Begleitern zu Rosse und ritt gen Garden.

„Siehe da! Herr Dietleib von Steierland! Willkommen in Garden!" rief der ruhmreiche Meister freudig aus und führte den jungen Helden in seine gastliche Halle. Während der Mahlzeit brachte Dietleib sein Anliegen vor, und sogleich erklärte Hildebrand sich bereit, ihn in das Reich des Zwerg-

königs zu begleiten. „Aber," fügte er hinzu, „der Weg dorthin ist weit und gefahrvoll, mein junger Freund; auch steht uns ein harter Kampf mit dem zauberkundigen Zwergvolke bevor; drum rate ich: laß uns reiten gen Bern zu König Dietrich, auf daß er uns mit seinen Gesellen Wittich und Wolfhart begleite. Deine Gefährten aber entsende zur Heimat; denn nur auserlesene Degen sind berufen, dieses Abenteuer zu bestehen."

Sie ritten gen Bern, stiegen in der Königsburg ab und wurden von dem großen Dietrich huldreich und herzlich empfangen. Als er vernahm, was sie zu ihm geführt hatte, rief er frohgemut: „Die Botschaft höre ich gern! Schon lange trage ich Begehr, den berühmten Rosengarten und die fabelhaften Schätze des Zwergkönigs zu sehen; nun wird sich's erfüllen. Auf, Wittich und Wolfhart, ihr wackern Jungen, rüstet euch zur Bergfahrt, ihr sollt uns begleiten!"

Jauchzend fuhren die beiden Recken von den Sitzen empor und stürmten hinaus. Auch König Dietrich legte sein treffliches Rüstzeug an, und stolz und herrlich wie Ziu der Kriegsgott schritt er aus der Waffenhalle und trat zu den staunenden Gefährten.

Ehe sie nun zu Rosse stiegen, sprach zu ihnen der besonnene Hildebrand: „Es heißt in dem alten Hawamal:

„Der Ausgänge halber, bevor du eingehst,
Stelle dich sicher,
Denn ungewiß ist, wo Widersacher
Im Hause halten."

So wird auf dieser Fahrt auch uns kluge Vorsicht ersprießlicher sein als Reckenkraft und wilde Kampfbegier; denn an der Zaubermacht des arglistigen Zwergvolks zerschellt auch das beste Schwert. Drum bitte ich euch, der Rosen in König Laurins Garten zu schonen; sie sind seine Lust und Freude, und wer sie vernichtet, der muß als Bußopfer die rechte Hand und den linken Fuß bezahlen."

Die Bergfahrt und Dietrichs Kampf mit Laurin

Die Helden versprachen, der Rosen zu schonen, und bald saßen sie zu Rosse und ritten von dannen. Anfangs deuchte ihnen die Fahrt eine rechte Lust, und sie lachten und jauchzten, daß es fröhlich von den Bergen widerhallte; als sie aber ins unwirtliche Hochgebirge kamen und die Frost- und Sturmriesen in wildem Grimme auf sie einstürmten; als die breiten Wege sich zu schmalen Saumpfaden verengten und die Rosse mit Zittern und Zagen an schwindelnden Abgründen hintasteten; als vor ihren Augen die schreckliche Riesin Lawine mit Donnerkrachen ihre Todesfahrt machte und beutelüsterne Geier ihre Häupter enger und enger umkreisten: da verstummte

das Lachen; Rosse und Reiter ließen die Köpfe hängen und zogen mürrisch und schweigsam hinter ihrem getreuen Führer her; Rosse und Reiter zitterten vor Frost und schwebten in beständiger Gefahr, in die gähnende Tiefe zu stürzen oder von niederdonnernden Blöcken zerschmettert zu werden.

Vor einem wildzerklüfteten Felsenmeer machte Meister Hildebrand Halt, wandte sich zu seinen Genossen und sprach: „Wir stehen vor dem Tore des Zwergenreiches. Diese wunderlich geformten Bergkuppen sind die Wächter des Rosengartens. Nun folget mir dicht auf den Fersen, und keiner weiche nach rechts oder links, denn hier bedürft ihr am meisten des kundigen Führers!"

Sie gehorchten seinem Rate und hielten sich dicht bei einander. Wohl eine Stunde lang zogen sie auf schmalen Irrgängen durch dämmerige Schluchten und wüste Felsentrümmer dahin; wilde Bergströme stürzten rechts und links von ihrem Pfade in bodenlose Tiefen, und alle Schrecken der Hochgebirgsnatur traten ihnen noch einmal entgegen. Da ward es auf einmal still und friedlich; verhallt war der Donner stürzender Ströme, gebrochen des Winters grause Gewalt; milde Frühlingslüfte wehten ihnen erquickend entgegen, und der Jubelchor liederfroher Nachtigallen erfüllte mit Entzücken ihr lauschendes Ohr, — sie waren am Ziel: vor ihnen lag der Rosengarten im Glanz der Sonne, und in sprachlosem Staunen betrachteten sie die wunderbare Farbenpracht der Blumen und Schmetterlinge und das glänzende Gefieder der jauchzenden Vögel.

„Hinein in das Paradies!" rief plötzlich der ungestüme Wolfhart, riß sein Roß empor und sprengte, ungeachtet der strengen Mahnworte und Drohungen Meister Hildebrands, mit Dietleib und Wittich über die Goldborte. Und die übermütigen Recken verwüsteten die Blumen und zerhieben mit ihren Schwertern die Kronen der Büsche und Bäume, so daß mit lautem Angstgeschrei die Vögel von dannen flogen.

„Ein schmachvolles Beginnen!" rief voll Unwillens der verständige Meister Hildebrand. „Wird man nicht spottend sagen: Sie sind gegen Laurin in den Streit gezogen und haben wehrlosen Blumen die Köpfe abgeschlagen gleich streitbaren Knaben, die gegen Disteln zu Felde ziehen?"

„Die Rasenden!" zürnte auch König Dietrich.

„Kommt es zum Kampfe mit dem Zwerge," sprach Meister Hildebrand zu dem Könige, „so vertraue nicht auf deine Kraft noch auf die Schärfe deines Schwertes, sondern trachte, deinem Gegner Ring, Gürtel und Hehlkappe zu entreißen, sonst ist er mit nichten zu bewältigen. Siehe da! schon haben die Vögel ihm die Kunde von dem Einfall gebracht; er naht!"

Ein Reiter in strahlender Rüstung kam eilig herangesprengt. Sein Schild glänzte wie ein Spiegel, und wie Sterne funkelten die Edelsteine seines Helmes.

„Meine Rosen! o weh, meine Rosen!" rief er jammernd, und sein Angesicht färbte sich dunkelrot vor Schmerz und Zorn. „Pfui! ihr plumpes

König Laurin

Menschenvolk, ihr feigen Memmen, die statt mit Helden mit Rosen kämpfen! Was haben euch die lieblichen Blumen getan, daß ihr sie so schändlich zerschlagen. Fluch über euch und Rache! Rache! — Her zu mir! Jeder verliert die rechte Hand und den linken Fuß, und so möget ihr als Krüppel von hinnen hinken und an den Zäunen betteln, wie solchen Frevlern gebührt! Was zaudert ihr noch? Heran!"

Lautes Gelächter war die Antwort auf diese Herausforderung; der Zwerg aber legte die Lanze ein, wandte sich gegen Wolfhart und versetzte ihm einen so wuchtigen Stoß wider die Brust, daß der Recke kopfüber in den Sand stürzte. Dasselbe widerfuhr seinem Genossen Wittich, und beide wären des Todes gewesen, wenn nicht König Dietrich sich dem mächtigen Kämpfer entgegengestellt hätte. Gewaltige Hiebe führte er nach dem Haupte des Kleinen, auch trafen die Schläge mit schwerer Wucht; aber an dem trefflichen Rüstzeug Laurins prallte die Klinge machtlos ab, während Herr Dietrich bald aus mehreren Wunden blutete.

„Gedenke meines Rates!" rief Meister Hildebrand. Und die Mahnung verhallte nicht achtlos im Winde: der Streiche nicht achtend, warf Herr Dietrich sich plötzlich mit Ungestüm auf seinen Gegner und entriß ihm nach hartnäckigem Kampfe Gürtel und Ring.

Darob erhob der Zwerg ein klägliches Zetergeschrei; doch gab er sich noch nicht verloren: rasch hüllte er sein Haupt mit der Hehlkappe, sprang blitzschnell hierhin und dorthin und versetzte durch wohlgezielte Hiebe den ratlosen Widersacher in nicht geringe Not.

Da warf Herr Dietrich seine Waffe aus der Hand und suchte durch rasche Sprünge den Kleinen zu erhaschen. Lange mühte er sich vergebens, doch gelang es ihm endlich; er riß dem Ertappten die Hehlkappe herunter und sah ihn nun wehrlos vor sich stehen.

„Elender Wicht!" schrie er mit zornsprühenden Augen und ballte die Faust, um den Zwerg zu Boden zu schlagen. Doch da fielen Hildebrand und Dietleib ihm in den Arm und retteten dem Kleinen das Leben. Schwer ward es ihnen, den furchtbaren Zorn Dietrichs zu dämpfen; endlich aber ließ der König sich doch besänftigen und bot dem Zwerge die Hand zum Frieden.

Wunder und Gefahren in der Unterwelt

Stundenlang zogen nun die Recken durch den herrlichen Rosenhag. Voran ritt in düsterem Trotze der besiegte Laurin; finstere Rachegedanken bewegten seine Seele: keiner der Helden sollte je wieder das Licht der Sonne schauen.

Am jenseitigen Ende des Rosengartens stand im Panzer von Eis ein ragender Berg. Auf ein Wort des Zwergkönigs öffnete sich vor den Augen der Recken das Felsentor, und mit geheimem Grauen zogen sie ein in das

Reich der arglistigen Zwerge. Mit Donnerkrachen schloß sich hinter ihnen die Pforte, und ein triumphierendes Lächeln glitt über das Antlitz ihres unheilbrütenden kleinen Führers.

Dämmerung herrschte in der Unterwelt; es war dort weder Tag noch Nacht, kein blauer Himmel droben, nicht Sonne noch Mond und Sterne. Rötlicher Schimmer ging von den Bergen aus; Goldglanz strahlte von der Decke und aus dem tönenden Boden; wie von Feuer durchglüht leuchteten die Säulen, und hie und da sandte ein Karfunkel seine blendenden Lichtblitze aus und erhellte die dämmernden Tiefen. Ströme stürzten von den Bergen; Straßen durchkreuzten das Land, mannigfaltig von geschäftigem Zwergvolk belebt; auch erblickte man Riesen, die wie wandernde Türme von Hügel zu Hügel schritten; Schlote dampften, und in den Schmieden erklang lustiges Hämmern und fröhliches Singen der Gesellen; es fehlten auch nicht Wälder und Gärten; doch zeigten die Bäume kein erquickendes Grün, sondern schillerten wie Silberpappeln, und man vernahm kein Rauschen der Kronen, kein Wispern und Flüstern der Blätter, wie es das Ohr der Menschen in den grünen Wäldern der Erde mit Lust und frohem Behagen vernimmt.

Auf einem mäßigen Hügel stand das Schloß des Königs. Es war aus köstlichem Gestein erbaut und ganz und gar mit blassen Rosen berankt. Weite Lustgehege zogen sich an den Hängen empor, und Lachen und Singen vornehmer Zwergritter und Edelfräulein klang aus den Lauben.

Die Helden stiegen von den Rossen und schritten auf glattem Marmorboden durch die prächtige Pforte. In sprachlosem Staunen durchwandelten sie eine Reihe goldstrotzender Hallen und kamen endlich in einen Saal, der alles, was ihre Augen bisher gesehen, an Pracht und Herrlichkeit noch weit übertraf. Mit Goldtäfelchen war der Fußboden gebohnt; die Decke glich dem gestirnten Himmel, hie und da mit smaragdgrünem Gewölk bedeckt; die Wände waren von weißem Marmor, reich geschmückt mit Bildwerk und köstlichen Kleinoden aller Art; ganz von Gold waren die schlanken Säulen, die das Himmelsgewölbe trugen; auch die Geräte des Saales: Tische und Stühle, Bänke und Schränke, waren aus gediegenem Golde. Auf einer Seite war der Saal offen, und man blickte in einen hell erleuchteten Hof, der, mit prächtigen Pflanzengruppen und Blumen geschmückt, eine liebliche Ausschau gewährte.

Kaum hatten die staunenden Recken an einem der goldenen Tische Platz genommen, da sahen sie, wie in dem lichtdurchstrahlten Blumenhofe aus einer rotblühenden Laube eine Jungfrau hervortrat, die von einer Schar zierlicher Zwergfräulein begleitet wurde.

„Kühnhild!“ rief Dietleib aufspringend und eilte seiner Schwester entgegen. Hui! wie stoben bei seinem Anblick die niedlichen Zwergmägdlein entsetzt auseinander! Auch Kühnhild erbebte in jähem Schrecken; als sie aber ihren Bruder erkannte, ward ihr Herz über die Maßen froh, und sie warf sich in sprachloser Freude glückstrahlend an seine treue Brust. Lange hielten

sich die Geschwister umschlungen, und aus ihrem sichern Versteck äugten angstbleich die Zwergfräulein. Da sie aber sahen, daß der schreckliche Fremde ihrer Herrin kein Leid zufügte, sondern sie zärtlich herzte und küßte, faßten sie sich ein Herz und kamen zaudernd hervor, eins nach dem andern, und begafften mit neugieriger Scheu das seltsame Riesengebild.

„Wer sind die Männer, die dort im Saale sitzen?" fragte Kühnhild, da sie die Recken gewahrte.

„Du kennst sie alle; es sind König Dietrich und Meister Hildebrand, Wittich und Wolfhart; sie sind mit mir gezogen, um dich aus der Gefangenschaft zu befreien."

Nun traten auch die Recken herzu und begrüßten mit freundlichen Worten die Schwester ihres Gefährten. Laurin allein blieb sitzen und blickte ihnen voll Haß und Rachegedanken nach. Er sann auf eine List, wie er sie alle verderben könnte, und da schien es ihm ratsam, sich freundlich gegen sie zu stellen, sie gastlich zu bewirten und vor allem heut des Weines nicht zu schonen.

Er ließ also ein köstliches Mahl bereiten; Kühnhild kredenzte in goldenen Bechern den Wein, und die Gäste fanden Wohlgefallen an den Speisen und Getränken und langten wacker zu. Auch für gute Unterhaltung war aufs beste gesorgt: liebliche Musik erklang, und unter den blühenden Bäumen im hell erleuchteten Hofe wurden von rosenbekränzten Zwergmägdlein allerlei Spiele und wunderhübsche Reigentänze aufgeführt, was die Helden höchlichst ergötzte.

Während des Zechgelages forderte Laurin Dietleib auf, ihm zu folgen; er habe mit ihm im Vertrauen zu reden. Arglos ließ der Recke sich von ihm führen und sah sich bald in einem spärlich erleuchteten Raume, der ganz aus Eisen war und kein Fenster hatte.

„So," sagte der Zwerg tückisch grinsend, „hier bist du wohlgeborgen, lieber Schwager; deine Gefährten aber sind alle des Todes!"

Mit Macht warf er die schwere eiserne Tür hinter sich ins Schloß, und Dietleib war gefangen. Da flammte jäher Zorn in dem Recken auf; er rüttelte unbändig an der Pforte und trat mit Füßen dagegen, — vergebens; zähneknirschend ließ er davon ab und rannte wie ein gefangener Löwe in seinem Eisenkäfig auf und nieder.

Indessen war Laurin in den Weinkeller geeilt und hatte dem Kellermeister befohlen, nunmehr den Wein zu zapfen, der mit dem Safte von mitternächtig blühenden Zauberkräutern gemischt war. Wer davon genoß, verlor sogleich die Besinnung und fiel in tiefen Schlaf.

Ahnungslos langten die Helden zum Becher; kaum aber hatten sie ihn zur Hälfte geleert, da wurden ihnen die Augenlider schwer wie Blei; die Köpfe sanken auf den Tisch, und sie entschliefen.

Triumphierend stand Laurin vor ihnen und sprach: „Da liegen nun die Rosenfrevler und schnarchen wie die wilden Bären des Gebirges! Helden

werden sie von den Menschen genannt, und doch sind ein paar Tropfen stark genug, sie völlig zu besiegen. Berühmt ist auf Erden die Weisheit des alten Hildebrand, und siehe: an meiner Arglist ist sie schier zuschanden geworden! Sogleich sollen sie die Buße für ihren Frevel zahlen: die rechte Hand und den linken Fuß, und für die Schmach, die sie mir angetan, fordere ich nun auch das Haupt. Den Dietleib aber halte ich so lange gefangen, bis er sich willig erweiset, mir die schöne Kühnhild zur Gemahlin zu geben."

Und er langte ein Horn von der Wand und stieß mit Macht hinein. Der Ton scholl bis an die Grenzen seines Reiches und weckte tausendstimmigen Widerhall in den Höhlen und Schluchten der Unterwelt. Auf den Ruf kamen fünf gewaltige Riesen herbei und fragten nach den Befehlen ihres Königs.

„Seht da!" sagte er und zeigte auf die schlafenden Recken. „Schleppt sie in die Richtkammer und nehmt von ihnen die schuldige Buße für begangenen Rosenfrevel!"

In dem Augenblick trat Kühnhild herein, die auch von dem Schall des Hornes aus dem Schlafe geschreckt war. Da sie sah und hörte, was da geschehen sollte, stürzte sie Laurin zu Füßen, hob flehend die Hände zu ihm empor und bat mit herzbewegenden Worten für ihre Freunde um Gnade.

Da erbarmte der Zwerg sich ihrer Not und sprach: „Du jammerst mich, Kühnhild, und ich möchte dir wohl den Schmerz ersparen. Freigeben kann ich die Frevler zwar nicht, doch verspreche ich dir, daß ihnen bis morgen kein Leid geschehen soll, außer, daß ich sie in ein sicheres Gewahrsam bringen lassen will. Geh nun in dein Gemach und sorge nicht, ich halte Wort!"

Kühnhild ging, und Laurin wandte sich an die Riesen und sprach: „Bindet ihnen Hände und Füße und werfet sie in das feste Verließ der Burg! Morgen früh will ich euch sagen, was weiter mit ihnen geschehen soll."

Die Riesen banden die schlafenden Recken mit ehernen Stricken und schleppten sie hinaus. Auch Laurin begab sich zur Ruhe, und bald war es still in der Burg. Alles schlief, nur nicht Kühnhild. Voll Sorge wandelte sie in ihrem Gemache auf und nieder und sann und sann, wie sie ihren Bruder finden und die gefesselten Recken aus der Gefahr befreien möge. Und es kam ihr ein rettender Gedanke. Einst hatte Laurin ihr einen Ring geschenkt, mit welchem sie jede Tür, mochte sie auch durch Schloß und Riegel aufs beste bewahrt sein, ohne Mühe öffnen konnte.

Diesen zauberkräftigen Ring holte sie nun hervor, ging auf leisen Sohlen in den Teil der Burg, wo Laurin die Gefangenen einzukerkern pflegte, und öffnete eine Tür nach der andern, ohne jedoch den Bruder zu finden. Da wurde ihre Angst groß, und immer schneller eilte sie von Tür zu Tür.

„Dietleib! Dietleib!" rief sie leise in die halbdunkeln Gemächer hinein.

„Wer ruft?" gab endlich die Stimme ihres Bruders zurück.

„Ich bin's, Kühnhild! O wie freue ich mich, daß ich dich endlich gefunden!" rief sie und eilte auf ihren Bruder zu.

„Wie ergeht es meinen Genossen? Leben sie noch?“ fragte Dietleib in dringender Hast.

„Sie leben noch,“ erwiderte Kühnhild und erzählte, was mit ihnen geschehen war.

„Wir müssen sie retten, Schwester, noch ehe der Tag anbricht!“ rief Dietleib.

Nach langem Umherirren fanden sie endlich den Kerker und befreiten die Recken aus ihrer verzweifelten Lage.

Nun war die Freude groß; der Zwerg aber sollte für seine Arglist gezüchtigt werden. Ohne Verzug rüsteten sich die Recken zum Streite und riefen alsdann mit lauter Stimme: „Holla! Holla! Wache auf, Laurin! Verräter! wach auf!“

Als Antwort scholl der Klang des Heerhorns durch die Nacht, und wie auf Zauberschlag wurde es überall lebendig. Auf Wegen und Stegen, über Berg und Tal kam das Kriegsvolk herbei, und der Streiter waren so viel wie Sand am Meere.

König Laurin musterte mit stolzem Blick die Scharen seiner Getreuen und verkündigte ihnen, daß er sie zum Streite gerufen gegen fünf Ungeheuer in Menschengestalt, die ihm den Rosengarten verheert hatten.

„Seht! da treten sie heraus aus dem Tore meiner Burg! Sie sind wahrhaftig nicht feige und wagen den Kampf auf freiem Plane: fünf gegen ein Heer von Tausenden! Die Vermessenheit soll blutig bezahlt werden! Auf! auf! ihr Pfeilschützen und Lanzenschwinger! ihr Speerschleuderer und Schwertkämpfer! zum Sturm, zum Sturm!“

So rief König Laurin, und im Nu waren die Recken von dichten Scharen umringt. Ein Hagel von Speeren und Pfeilen prasselte auf ihre Schilde und Brünnen, und die verwegenen Zwergritter rückten ihnen hart auf den Leib.

Da schlugen sie um sich mit Schild und Schwert, und jeder Schlag streckte Dutzende zu Boden. Bald erkannte König Laurin, daß sein Heer unterliegen müsse, und er stieß ins Horn, um Hilfstruppen zu rufen.

Im Sturmschritt kamen da die fünf Riesen herbei und schwangen mit lautem Gebrüll baumlange Speere. Ein schrecklicher Kampf entbrannte; es erbebten die Tiefen der Erde, und angstbleich verkroch sich in Busch und Geklüft das Heer der Zwerge. Mann stand gegen Mann, keiner wich, und es schien, als würden sich die gewaltigen Kämpfer in Stücke hauen; denn aus den Eisenschilden wurden große Splitter geschlagen, und Helme und Panzer wurden zerhackt und zerschroten.

Endlich stürzte der stärkste der Riesen, von König Dietrichs wuchtigen Hieben getroffen, in schwerem Falle zu Boden. Ein Wehegeheul entrang sich seiner Kehle, und unter den scharfen Schwertstreichen des siegreichen Gegners entfloh ihm das Leben.

Nun sprang König Dietrich seinen Gesellen zu Hilfe. Zuerst sank Hildebrands Gegner in den Tod, und ihm folgten nach heißem Kampfe auch die

drei letzten: die Schlacht hatte ein Ende. Wie Meereswogen an trotzigen Felsen zerschellen, so war König Laurins Macht an der Urkraft der streitbaren Recken ohnmächtig zusammengebrochen. Widerstandslos gab er sich gefangen. An seiner Statt wurde einer seiner Lehnsmannen zum Statthalter des Reiches eingesetzt, der dem Könige Dietrich tributpflichtig war und ihm alljährlich einen bedeutenden Zins in Gold und Silber und edlem Gestein zu entrichten hatte.

Heimkehr, letzter Kampf und Versöhnung

Die Helden rüsteten zur Heimfahrt: Kühnhild war frei und ihr Entführer gefangen. Finster saß Laurin auf seinem Rößlein und ritt vor den andern her, um sie an das Licht des Tages zu führen. Sein Los war kläglich und schmachvoll diese Fahrt in das Land der Menschen.

In ohnmächtiger Wut knirschte er mit den Zähnen, da sie an die Pforte zur Unterwelt kamen, und doch mußte er sie öffnen; denn ihm auf den Fersen folgten die starken Helden, die er im Riesenkampfe fürchten gelernt hatte.

Die Felsenpforte tat sich auf. Sonnenlicht und Rosenduft und süßes Vogelgezwitscher begrüßte sie droben, und alle atmeten freudig auf, nur nicht Laurin. Ihm klang's aus dem Locken und Singen der Vögel: „Die Krone zerbrochen, verblüht die Luft, und die Freiheit verspielt! Fahr wohl nun, mein Stolz, mein Glück, du Rosenhag! Ich reite ins Elend, ein gefangener Mann, ein entthronter König: Fahr wohl nun, du mein verlorenes Paradies!"

Sie kamen nach Bern; Straßen, Bäume und Dächer waren mit Gaffern dicht besetzt; jeder wollte den gefangenen Zwergkönig schauen.

König Dietrich gab ein großes Fest in seiner Burg, und er zeigte sich freundlich gegen Laurin und ließ ihn an seinem Tische essen, wo nur auserwählte Helden und königliche Frauen zu sitzen pflegten. Das konnte aber den Unglücklichen nicht versöhnen; teilnahmlos und schweigsam saß er im Kreise der Zecher und sann auf Mittel und Wege, sich aus schmachvoller Knechtschaft zu befreien.

Er hatte einen mächtigen Oheim, mit Namen Walberan, der beherrschte als König alles Zwerg- und Riesenvolk vom Kaukasus bis zum Sinai. An diesen wußte er auf geheime Weise Botschaft zu senden, und Walberan ließ ihm melden: er werde mit großer Heeresmacht kommen, seine Feinde schlagen und ihm Thron und Reich wiedergewinnen.

Nun war Laurin froh, und die Hoffnung ließ ihn sein Unglück mit Gleichmut ertragen. Nur um Kühnhild sorgte er. Allen gönnte er den Untergang, nur ihr nicht; denn er hatte sie lieb und hätte sie gern vor dem Verderben bewahrt.

Und er sprach eines Tages zu ihr: „Du blickst mich freundlich an, Kühnhild, verachtest du nicht in deinem Herzen den armen gefangenen Laurin?"

„Wie sollte ich nur, da du mir nichts Böses getan, mich vielmehr mit Ehren überschüttet hast, da ich noch in deinem Schlosse wohnte," erwiderte Kühnhild.

„Und dafür sitze ich nun hier als gefangener Mann, ein Gespött der Menschen! Doch währt es nicht lange, schon nahet der Rächer; nur dich möcht' ich retten; denn du bist mir teurer als alle meine Schätze!"

„Schon nahet der Rächer — was bedeutet das, Laurin?" fragte Kühnhild.

„Unheil bedeutet das für deine ganze Sippe! Es bedeutet, daß König Walberan, mein Oheim, heranzieht, mich zu rächen an meinen Feinden! Bald seid ihr alle des Todes!"

Kühnhild entsetzte sich, da sie solches hörte.

„Dich allein möchte ich verschonen, und so du willig bist, mir zu folgen, will ich dich schon in Sicherheit bringen, wenn das Verderben hereinbricht."

„Aber mein Bruder und König Dietrich und Meister Hildebrand mit all den andern: was haben sie getan, daß du ihnen so schrecklich lohnen willst?"

„Sie haben meinen Rosengarten verheert; sie haben mein Volk erschlagen; sie haben meine Krone zerbrochen und meinen Thron gestürzt; sie haben mir meinen teuersten Schatz geraubt und mich zum Gefangenen, zum Gespött der Menschen gemacht, und du fragst: was haben sie dir getan?"

Sinnlos griff er mit beiden Händen in seine langen Haare und gebärdete sich wie ein Rasender.

Noch ehe Kühnhild ihrem Bruder die Kunde von der heraufziehenden Wetterwolke mitgeteilt hatte, stand schon der Feind vor den Mauern der Stadt und klopfte, Einlaß begehrend, an die Tore. Durch Nebelkappen vor den Augen der Menschen verborgen, hatte Walberan seine Heere herangeführt, und plötzlich standen nun sechzigtausend Riesen und Zwerge in glänzendem Rüstzeuge kampfbereit auf dem Plane.

In aller Eile ließ König Dietrich die Mauern und Tore der Stadt besetzen, und dann wurde mit Macht zur Gegenwehr gerüstet.

Und Walberan sandte Herolde mit folgender Botschaft an König Dietrich: „Solches läßt dem Könige von Bern der Beherrscher des großen unterirdischen Reiches, dessen Grenzen sich dehnen vom Kaukasus bis zum Sinai, der mächtige Walberan, vermelden: Dieweil du meinem Vetter Laurin des königlichen Thrones entsetzt hast und ihn in schmählicher Gefangenschaft hältst, fordere ich als Buße alle Schätze, welche diese Stadt hegt, und von dir und deinen Schergen bei dem fluchwürdigen Werke die rechte Hand und den linken Fuß! Gefällt es dir nicht, in meine Forderung zu willigen, so möge das Schwert entscheiden!"

König Dietrich lachte ob so übermütiger Botschaft und sprach: „Meldet

eurem Herrn, daß es mir und meinen Recken eine Luft sein wird, seine Scharen zusammenzuhauen."

„Solche Antwort hat König Walberan erwartet," entgegneten die Herolde, „und er erbietet sich, zwölf Streiter für den Vorkampf zu erlesen, wofern du ihm zwölf Gegner zu stellen willfährig bist."

„Mit Freuden!" rief Herr Dietrich, und bald trabte er selbst an der Spitze von elf wackern Gesellen, darunter Meister Hildebrand, Dietleib, Wolfhart und Wittich, zum Tore hinaus.

Da nahten sich ihnen zwölf feindliche Ritter in so prächtigen Rüstungen, daß ihnen der Glanz schier die Augen blendete.

Den Waffentanz eröffneten Wolfhart und Schildung. Wolfhart wurde geworfen und gefangen genommen. Nun sprengten die beiden Könige Dietrich und Walberan auf den Plan, und es begann ein gewaltiges Ringen. Zuerst maßen sie sich im Speerkampfe, und Walberan gewann den Sieg. Da zog Dietrich das Schwert, und nun zuckten die Klingen wie Blitzstrahlen aufeinander und erfüllten die Luft mit schrillem Getön. Schlag folgte auf Schlag; Flammen sprühten um die Häupter der Streiter; zerklüftet wurden die trefflichen Schilde, zerhauen Helme und Brünnen; beide bluteten schon aus mehreren Wunden, und die zuschauenden Freunde fürchteten für das Leben der beiden Könige, wagten aber nicht, den schrecklichen Kampf zu hemmen, und folgten mit atemloser Spannung dem Fortgange des gewaltigen Streites.

Da kam noch zur rechten Zeit ein Reiter in sausender Eile herangesprengt und warf sich, ungeachtet der klirrenden Klingen, mitten zwischen die furchtbar erbitterten Recken.

„Halt ein! Walberan! halt ein!" rief Laurin — denn er war der schnelle Reiter — „König Dietrich ist mein Freund, und du darfst nicht weiter wider ihn streiten!"

Die Kämpfer stutzten; es stockte der Kampf; da sprang auch Meister Hildebrand dazwischen und fiel seinem zornig aufbrausenden Herrn in den Arm. Walberan ließ zuerst sein heißes Schwert sinken und trat zurück; endlich ließ sich auch Herr Dietrich beruhigen und nahm die dargebotene Friedenshand an.

Nun wurden die Tore der Stadt geöffnet, und die versöhnten Streiter zogen nach der königlichen Burg, wo Kühnhild im bräutlichen Schmucke bereits ihrer harrte.

Sie reichte Laurin die Hand und sprach zu den staunenden Helden: „Ihr seht mich verwundert an und scheint zu fragen: ‚Was soll der bräutliche Schmuck?' So höret: Ich bin entschlossen, den treuen Laurin als Gemahlin in sein Reich zu begleiten, wofern mein Bruder Dietleib es mir nicht wehrt. Im Rosengarten wird Laurin ein Schloß für mich bauen; dort will ich gern wohnen, und ihr, meine Freunde, wißt ja die Wege und werdet kommen, uns zu besuchen. Gewährst du es, Bruder Dietleib?"

„Ich muß wohl, Schwesterchen, weil du es so willst," erwiderte lächelnd der Recke und legte die Hände der Verlobten ineinander. Laute Heilrufe erschollen; König Dietrich schenkte Laurin die Freiheit und sein früheres Besitztum, und die Hochzeit wurde im Königshofe zu Bern in großer Pracht gefeiert.

Dietleib und seine Freunde gaben dem vermählten Paar das Geleit bis tief in das Tirolergebirg; dann nahm der Recke Abschied von seiner Schwester und ritt gen Steierland.

Im Rosengarten aber erhob sich ein Palast von unvergleichlicher Schönheit und Pracht. Dort wohnte fortan die schöne Kühnhild an der Seite ihres königlichen Gemahls. Glückliche Menschenkinder haben die beiden unter den Rosen wandeln sehen; doch ist das nur wenigen vergönnt gewesen; wohl aber kann man, wenn die Gipfel der Berge morgens und abends im Sonnenfeuer erglühen, die goldenen Zinnen der Rosenburg weit in die Lande leuchten sehen. —

Kaiser Ermenrichs Greueltat und Sibichs Rache

Es geschah zu der Zeit, als die Berner Recken mit Dietleib gegen Laurin heerfahrteten, daß Kaiser Ermenrich Hochzeit feierte mit der schönen Schwanhild, einer Königstochter aus Nordland. Die junge Kaiserin war so hold und gut, daß jedermann sie liebgewann, am meisten aber der Knabe Randwer, des Kaisers jüngster Sohn.

Und beim Zechgelage mit den Vornehmsten seines Reiches fragte einmal der Herrscher, welches wohl die schönste Frau in seinem Lande sei. Da riefen fast alle Recken: „Das ist Schwanhild, unsere junge Herrin!" Einer aber, ein stolzer Graf vom Rheine, erklärte, die Kaiserin sei zwar sehr schön, aber schöner noch sei die junge Gemahlin Sibichs. Das Wort kränkte den stolzen Sinn des Kaisers, und als man nun auch die Tugenden der Edelfrau mit lauter Stimme pries, faßte sein empörtes Herz den bösen Entschluß, Sibichs Gemahlin zur Untreue wider ihren Eheherrn zu zwingen. Das geschah, und als Sibich von weiter Reise zurückkehrte, klagte sein edles Weib ihm mit heißen Tränen die ihr widerfahrene Schmach.

Starr wie ein Steinbild stand Sibich bei der unerhörten Kunde; dann verzerrte sich sein Angesicht, tödlicher Haß flammte in seinen Augen, und mit keuchendem Atem preßte er die Worte hervor: „Ich werde mich schrecklich rächen! Sibich der Getreue hieß ich bisher, nun aber wird die Zeit kommen, daß man mich den ungetreuen Sibich nennen wird, denn alle meine künftigen Ratschläge sollen auf das Verderben meines Herrn gerichtet sein!"

Und nun sann der tiefverletzte Mann Tag und Nacht auf Rache.

„Er hat drei Söhne, an denen sein Herz hängt," sprach Sibich bei sich; „die sollen nacheinander ausgetilgt werden, auf daß er dastehe wie ein

Baum ohne Zweige. Und auch der grüne Epheu, der den Stamm so anmutig ziert, die junge Schwanhild, muß unter der Axt meiner Rache fallen. Nicht eine Seele, die ihn liebt, soll ihm bleiben. Fliehen werden ihn dann alle Edeln, und der Fluch seiner Missetaten wird ihn quälen Tag und Nacht, bis der Jammer seinem Leben ein Ende macht und er dahinfährt zur Hel, gen Nastrand, von welchem Schreckensorte das alte Lied meldet:

„Einen Saal seh' ich, der Sonne fern,
In Nastrand. Die Türen sind nordwärts gekehrt.
Gifttropfen fallen durch die Fenster nieder;
Aus Schlangen ist der Saal gewunden.
Da stehen in starrendem Strom die Bösen,
Und das Gift zerfrißt ihnen die Leiber."

Friedrich und Reginbald, die beiden ältesten Söhne des Kaisers, sollten zuerst ins Verderben gestürzt werden. Und Sibich schrieb falsche Briefe im Namen der kaiserlichen Jünglinge an die vornehmsten Fürsten und Herren des Reiches, worin diese aufgerufen wurden, mit ihren bewaffneten Mannen gen Romaburg zu kommen, um den Kaiser vom Throne zu stürzen und an seiner Statt Friedrich und Reginbald zu Herrschern zu erheben.

Und eines Tages, als der Kaiser in sehr übler Laune umherging, nahm Sibich die gefälschten Briefe zu sich und trat damit bei seinem Herrn ein.

„Was hast du zu melden?" fuhr der Herrscher ihn barsch an.

„Keine gute Zeitung," antwortete Sibich mit kläglicher Miene.

„So wäre es mir lieber, du schwiegest!" versetzte der Kaiser finster.

„Es hat Eile, denn Gefahr ist im Verzuge," antwortete der falsche Mann.

„So beginne!" gebot der Kaiser und ließ sich auf dem Hochsitz nieder.

Und Sibich nahm das Wort und sprach: „Allvaters Raben Hugin und Munin fliegen alltäglich vom Aufgang bis zum Niedergang, um alles zu schauen, was sich ereignet zwischen Himmel und Erde. Und wenn sie nun zurückkehren von ihrem Weltenfluge und ihrem Herrn in die Ohren raunen, was heuer in Romaburg Schreckliches gesonnen wird, wie mag da Walvater wohl zürnend sein göttliches Haupt schütteln und ausrufen: ‚Bricht denn die Götterdämmerung schon herein? Unerhörtes ereignet sich auf der Männererde: die Söhne sinnen dem Vater Verderben und trachten nach seinem Throne — erwache Ermenrich! Die Schwerter der Meuterer lechzen nach deinem Blute!'"

Mit Entsetzen blickte der Kaiser den Marschalk an, und dieser fuhr fort: „Schlangen winden sich um deines Thrones Stufen — wache auf, Kaiser Ermenrich!"

„Schlangen?" rief der Herrscher und fuhr jäh von seinem Sitze empor. „Ha! wo sind denn die Nattern? Zeige sie mir, damit ich sie zertrete!"

„Deine eigenen Söhne Friedrich und Reginbald sind die Schlangen, welche dein Leben bedrohen," antwortete Sibich.

„Du lügst!“ rief der Kaiser und ballte drohend die Faust wider den Marschalk.

Da zog Sibich die Briefe hervor, entfaltete sie auf dem Tische und sprach: „Hier sind die Beweise! Überzeugt Euch selbst, ob ich die Wahrheit geredet!“

Ermenrich warf einen Blick in die Blätter, sah die Wappensiegel seiner Söhne und sprach: „Lies! und ich werde hören und richten.“

Sibich las einen Brief nach dem andern; dann faltete er die Blätter zusammen und blickte mit geheimer Freude in das blasse, schmerz- und wutverzerrte Angesicht seines Herrn.

„Das ist unerhört!“ preßte der Kaiser keuchend hervor. „Loki, der Vater der Lüge, hat nimmer solche Greuel wider die Asen ersonnen, wie meine Söhne gegen mich. Sie sollen sterben und noch heute zur Hel fahren!“

Mit erheuchelter Trauer sagte Sibich dagegen: „Ihre Missetat ist groß, doch sind es die Söhne des Kaisers — —“

„Mordgierige Wölfe sind es!“ schrie der zornwütige Herrscher. „Und den Wölfen zum Fraße seien ihre Leiber gegeben! Ich gebiete dir, Sibich: Gehe hin und laß auf dem Hügel vor dem Tore einen Galgen bauen, der alle Türme der Stadt überrage; daran sollen die Buben, allem Volke zur Schau, gehenkt werden!“

Der Marschalk schüttelte das Haupt und sprach: „Wohl haben sie das Leben verwirkt, und sie mögen sterben, doch nicht am Galgen, dem Pöbel zum Spott. Nicht einmal erfahren darf das Volk, was sie verbrochen; drum rate ich — — —“

„Nun, was rätst du?“ unterbrach der Kaiser ihn heftig.

„Ich rate, sie als Eure Abgesandten an fremde Höfe zu senden; und so Ihr mir Vollmacht gebt, will ich sorgen, daß sie nicht wiederkehren.“

Der Kaiser ging eine Weile nachsinnend auf und nieder, dann blieb er vor Sibich stehen und fragte: „Wohin soll Friedrich gesandt werden?“

„Ich rate, in das nordische Gotland, den Tribut einzufordern, den der Gotenkönig uns verweigert,“ antwortete der Marschalk.

„Und Reginbald?“

„Der mag zu Schiffe nach Angelland fahren. Und das Meer ist tief, ein großes, verschwiegenes Grab!“

„So eile und sende sie von hinnen! Denn nicht eher finde ich Ruhe, als bis sie weit von diesem Orte sind, die zucht- und ehrvergessenen Buben!“

Mit trübseliger Miene verbeugte sich der falsche Sibich und ging hinaus. Kaum aber hatte er seinem Herrn den Rücken gewandt, so triumphierte er und sprach bei sich: „Das Werk der Rache nimmt einen guten Anfang; erst die beiden, darauf der dritte und die schöne Schwanhild; dann die Harlungen und Dietrich von Bern, und endlich er selbst, der grausame Zerstörer meines Lebensglückes!“ —

Und Sibich schrieb einen Brief an einen ihm befreundeten Grafen im

Wilzenlande; er schrieb aber also: „Sorge, daß der Jüngling, der Dir diesen Brief bringt, nicht lebend aus Deinen Toren komme!“

Diesen Brief übergab er im Namen des Kaisers dem ahnungslosen kaiserlichen Sohne Friedrich, da dieser schon zu Rosse saß, um nach dem nordischen Gotland zu reiten. Der Jüngling nahm den Brief und versprach, ihn mit eigener Hand dem Grafen im Wilzenlande zu überreichen. Und so ritt er fröhlich aus den Toren Romaburgs, ohne zu ahnen, daß er in der Tasche sein Todesurteil mit sich führte.

Den zweiten Sohn, Reginbald, geleitete Sibich selbst an den Hafen, wo das gebrechlichste Fahrzeug der kaiserlichen Flotte schon zur Abfahrt bereit lag.

Reginbald erkannte sogleich die Mängel des Schiffes und fragte, warum man nicht ein besseres Fahrzeug gerüstet habe.

„Die andern sind auf hoher See,“ versetzte Sibich. „So du dich aber fürchtest — — —“

„Von Furcht ist hier nicht die Rede!“ unterbrach der wackere Jüngling ihn barsch. „Ich wage die Fahrt; die Verantwortung aber fällt auf dein Haupt!“

Und er begab sich mit seiner kleinen Folgschar an Bord und fuhr — in den Tod.

Nicht lange, so kam Botschaft von dem Untergang der Jünglinge an Sibich, und er trat vor seinen Herrn und meldete ihm den Tod seiner Söhne.

Der Kaiser erwiderte darauf kein Wort; aber sein Angesicht war bleich, und in seinen Augen spiegelten sich die Qualen seiner Seele. Und von diesem Tage an ging er finstern Angesichts umher wie einer, dessen Herz kein Sonnenstrahl der Liebe erhellt; Sibich aber frohlockte.

Das nächste Opfer seiner Rache sollte der junge Randwer sein. Mit ihm verkehrte die schöne Schwanhild besonders vertraulich. Sie waren in gleichem Alter und erfreuten sich oft miteinander auf der Jagd und an Saitenspiel und Gesang. Bisher hatte der Kaiser freundlich zu ihrem Verkehr gesehen; jetzt aber regte sich, so oft er sie beisammen sah, schlimmer Argwohn in seiner Seele, und Sibich, der die geheimsten Gedanken seines Herrn erriet, wußte die glimmenden Funken dieses Argwohns bald zur hellen Flamme anzublasen.

„Randwer ist gewiß nicht besser als seine Brüder,“ sagte der Kaiser einmal zu seinem falschen Berater. „Und Schwanhild — ach, sie ist jung und blühend wie er, und mich hat sie nie geliebt!“

Dazu nickte der Marschalk mit tiefbekümmertem Angesicht und murmelte dumpf: „So ist es; ja wahrlich, die beiden wandeln auf verbotenen Wegen!“

„Auf dem Wege des Verderbens!“ schrie der Kaiser wutentbrannt. „Noch heute sollen sie zur Hel fahren! Die Hufe wilder Rosse sollen sie zerstampfen, auf daß keine Spur ihrer blühenden Jugend übrig bleibe! Gehe hin und laß sie gefesselt auf die Rennbahn führen und von Rossen zertreten!“

Sibich zögerte.

„Warum eilst du nicht, Sklave?“ fuhr der zornige Herrscher mit drohend erhobener Faust ihn an.

„Ich gehorche,“ erwiderte Sibich und ging hinaus, um den schrecklichen Befehl auszuführen.

Randwer und Schwanhild beteuerten laut ihre Unschuld, fanden aber kein Gehör bei dem grausamen Marschalk. Rohe Kriegsknechte schleppten sie auf die Rennbahn, fesselten ihnen Hände und Füße und trieben mit Peitschenhieben die Rosse an, über sie hinzusprengen.

Bald lag Randwer in seinem Blute, die Kaiserin aber blieb unversehrt, denn ihre wunderschönen Augen bannten die Rosse; scheu wichen die edeln Tiere ihr aus, und keine Macht konnte sie zwingen, auf die Unglückliche zu treten. Da gab Sibich Befehl, ihr das Haupt mit einem Tuche zu verhüllen, und nun ward sie wie der arme Randwer von den Hufen der Rosse zermalmt.

Das Gerücht von dieser unerhörten Greueltat verbreitete im ganzen Reiche Entsetzen und Zorn wider den Kaiser und seinen Berater. Das Volk murrte, und die wackern Recken fluchten dem Marschalk und hießen ihn den ungetreuen, falschen Sibich, denn sie ahnten wohl, daß er der Urheber so unerhörter Missetaten sei. Auch Dietrich von Bern vernahm die Schreckenskunde, und er sandte Wittich gen Romaburg, um sichere Botschaft einzuholen.

Wittichs Untreue. Vernichtung der Harlungen

Der falsche Sibich empfing Wittich in Romaburg und fragte nach seiner Botschaft.

„Mich sendet mein Herr, der König Dietrich von Bern, um wahrhaftige Kundschaft über das Schicksal seiner Vettern, der kaiserlichen Söhne, und der jungen Königin Schwanhild zu holen," antwortete Wielands Sohn.

Sibich sann eine Weile nach; dann hob er sein Haupt, blickte dem stolzen Recken freundlich ins Auge und sprach: „Ich gedenke heute unserer Heerfahrt gegen Rimstein, Wittich, und stehe beschämt vor dir; denn du erschlugst den widerspenstigen Jarl, und wir haben es dir nicht gedankt. Nun ist der Tag der Vergeltung gekommen: Du sollst an Rimsteins Statt Herzog von Germersheim werden; ich eile, die kaiserliche Einwilligung zu holen!"

Regungslos wie ein Steinbild stand der erstaunte Wittich da und fragte sich, ob er wache oder träume. Herzog von Germersheim — ein völkergebietender Fürst — wie oft hatte sein hochfahrendes Herz von solcher Höhe geträumt — und nun sollte sich's erfüllen? Aber durfte er seinem Herrn Dietrich den Bund brechen? —

Sibich kam wieder und geleitete ihn in den Hochsaal, wo der Kaiser seiner harrte. Wittich erschrak über das finstere Aussehen des Herrschers; wie anders schaute doch Herr Dietrich von Bern aus den Augen! Hell und heiter wie der sonnige Tag, während hier der finstere Geist der kalten Nacht auf dem Throne saß.

„Sei gegrüßt, Wittich, Wielands Sohn!" sagte der Kaiser kalt. „Wir haben beschlossen, dich mit dem Erbe Rimsteins, den deine Hand erschlug, zu belohnen. Heute noch sollst du gen Germersheim fahren und die Herr-

schaft antreten, — so beuge denn dein Knie zu den Stufen meines Hochsitzes und schwöre mir den Treueid!"

Wittich zögerte.

„Was zauderst du, Sohn Wielands?" fragte der Kaiser mit düster glühendem Blick.

„Ich bin König Dietrichs Geselle," erwiderte Wittich schwankend.

„Und ich bin sein Herr, und meinem Willen hat er sich zu fügen!" sagte der Kaiser strenge.

Wittich blickte zweifelnd drein.

„Glaubst du das nicht, mein junger Held?" fragte Ermenrich. „Mir, dem Kaiser von Romaburg, sind meine Neffen: die Harlungen und Dietrich von Bern, untertan; denn ich bin das Haupt der Amelungen, und wehe, wenn sie es wagten, mir zu trotzen! Zerbrechen würde ich sie, wie man ein Rohr zerbricht, und ihre Namen auslöschen von der Herrschertafel unseres Geschlechts. Ich entbinde dich deines Treueides gegen Dietrich von Bern, — schwöre mir Gehorsam und Treue, Wittich, Wielands Sohn, und du erhebst dich von den Knieen als Herzog von Germersheim!"

Da vergaß Wittich der Treue gegen Dietrich von Bern und ward des Kaisers Mann und ein williges Werkzeug in der Hand Sibichs, wie Heime, des Studas' Sohn. —

„Nun hat Herr Dietrich seinen stärksten Recken verloren!" triumphierte der falsche Sibich. „Kommt es zum Streite mit ihm, so sollen Wittich und Heime ihm schwere Wunden schlagen. Zuvörderst aber mögen sie ihre Treue im Kampfe wider die Harlungen erweisen!" —

Zu Breisach am Rheine saßen Kaiser Ermenrichs Neffen Frittel und Emmerich auf dem Throne ihres verstorbenen Vaters Diether oder Harlung, behütet von den wachsamen Augen ihres Pflegers, des getreuen Eckart. Sie waren noch jung an Jahren, aber von ritterlichem Mute beseelt und beliebt bei allem Volke. Auf ihr Verderben sann nun der falsche Sibich Tag und Nacht, und er fand einen treuen Helfer in dem Ritter Ribstein, der als Burghauptmann im Dienste der jungen Könige stand und über die Feste Breisach zu wachen hatte. Dieser Verräter sandte eines Tages die Botschaft an Sibich: „Der getreue Eckart ist außer Landes, nun ist es Zeit zu handeln!"

Lange schon hatte Sibich die jungen Könige vom Rhein bei seinem Herrn zu verdächtigen gesucht, indem er sie feindseliger Umtriebe wider den Kaiser bezichtigte; jetzt trat er mit gefälschten Schriften vor das Angesicht seines Herrn und sprach: „Mein Argwohn wider Frittel und Emmerich war leider begründet. Die Harlungen haben sich mit vielen mächtigen Recken wider Euer Leben verschworen und rufen laut: Kaiser Ermenrich, der Mörder der schuldlosen Schwanhild, müsse am Galgen sterben! Hier steht's geschrieben!"

Der Kaiser glaubte den Worten des argen Mannes; ein Zittern durchlief seine Riesengestalt, und voll Ingrimm und mit unerbittlichem Entschlusse

sprach er: „Gehe hin, Sibich, und sorge, daß meine Recken und Mannen sogleich zur Heerfahrt rüsten! Berufe auch Wittich und Heime, die starken Recken! Die Grünschnäbel am Rheine sollen samt ihrem Lehrmeister Eckart den Frevel mit dem Leben bezahlen!"

In Eile wurde das Heer zum Streite gerüstet; auch Wittich und Heime erschienen; der Kaiser selbst setzte sich an die Spitze, und fort ging's über die Alpen in das schöne, friedliche Land der Harlungen.

Mit Bestürzung vernahmen Frittel und Emmerich die Kunde von der Heerfahrt des Kaisers in ihr Land. Sie waren sich keiner Schuld bewußt und wollten ihrem Oheim entgegenreiten, um sich mit ihm zu verständigen und die Not des Krieges von ihrem Volke abzuhalten. Aber der Verräter Ibstein mahnte ab, indem er auf das Schicksal der Söhne des Kaisers hinwies. So wurden denn die Tore Breisachs verschlossen und Mauern und Türme wohl verwahrt, um die drohenden Stürme abzuschlagen. Das Heer des Kaisers rückte heran und belagerte die Feste.

„O, wäre nun Eckart hier!" sagte Frittel mit Seufzen.

„Wir wollen uns wehren bis zum letzten Atemzuge!" entgegnete Emmerich; „und die Götter werden uns nicht verlassen, denn unsere Sache ist gerecht."

Und mit Heldenmut schlugen sie den Ansturm am ersten Tage zurück und lüpften erst Helme und Brünnen, als das kaiserliche Heer den Kampf abbrach und sich in das Lager zurückzog. Dem verräterischen Ibstein wurde die Nachtwache anvertraut, denn die Königssöhne hielten ihn für einen treuen Mann. —

Am Abend trafen außerhalb des Lagers Wittich und Heime aufeinander. Beide stutzten, und Wittich blickte verdrossen zur Seite. Da ritt Heime an ihn heran und sprach: „Kannst du vergessen, Wittich, Wielands Sohn? Mich reuet unser Hader!"

Wittich blickte auf und erwiderte zögernd: „Was willst du von mir, Heime?"

„Verzeihung und deine Freundschaft!" sagte Heime mit bittendem Tone.

„Ist es ehrlich gemeint?" fragte Wittich zweifelnd.

„Beim Donner! ich meine es treu!" rief Heime fast zornig.

Da reichte Wittich ihm die Hand, und Heime drückte die tapfere Rechte seines ehemaligen Gesellen und sprach: „Wittich, wir treiben hier ein schnödes Werk, denn schuldlos sind Harlungs wackere Söhne — wie mögen wir sie vor dem Verderben retten?"

„Das liegt nicht in unserer Macht," antwortete Wittich trübe. „Wir haben dem Kaiser geschworen und müssen gehorchen. Wehe! daß wir es müssen!"

„Bleibe hier und schirme das Leben der edeln Jünglinge!" sagte Heime, „ich aber will den Rispe spornen und dem getreuen Eckart Kunde bringen."

„Ja, reite! reite!“ rief Wittich dringend. „Ich hoffe, die Feste wird sich halten, bis Eckart mit tapfern Recken zum Entsatze heranrückt!“

„Lebe wohl!“ rief Heime und stürmte wie Wodan, der wilde Jäger, in die Nacht hinaus.

Wittich kehrte in das Lager zurück, ging in sein Zelt und begab sich zur Ruhe. Als die Sterne am Himmel erglänzten, schliefen im Lager Recken und Mannen. Der falsche Sibich aber wachte und mit ihm eine Schar verwegener Gesellen. Er ging in das Zelt seines Herrn, nahm den Becher, welchen der Kaiser ihm reichte, und sprach: „Ich trinke auf glückliche Ausführung meines Planes: Bald naht die Mitternacht, dann kammt Ribstein mit den rebellischen Königen aus den Toren der Burg, um unser Lager auszuspähen. Wir fangen die Jünglinge und bringen sie gefesselt vor Euer Angesicht!“

„Nicht also,“ erwiderte der Kaiser. „Ich mag die Verräter nicht sehen. Siehst du den Baum dort im Felde ragen? Er werde den frechen Knaben zum Galgen!“

Sibich verneigte sich und sprach: „Euer Wille geschehe! Morgen früh ist die Feste in Euern Händen.“

„Und mit ihr das Reich und der große Harlungenschatz,“ versetzte der goldbursstige Herrscher eifrig. —

Drei Reiter kamen zum Tore heraus und ritten langsam über das Blachfeld dem Lager zu. Nur einer kehrte wieder zurück, und als die Sonne aufging, flatterten über der Eiche im Felde mit lautem Geschrei die Raben. Zwei junge Recken hingen an den Zweigen, und das waren Frittel und Emmerich, die unglücklichen Herren des schönen Harlungenreiches.

Alle Edeln, auch die des kaiserlichen Heeres, beklagten das Schicksal der jungen Fürsten; Wittich, Wielands Sohn, aber gab seinem Hengste die Sporen und jagte, wie von üblen Disen verfolgt, von dannen.

In der Nähe des Rheines stieß er auf einen Trupp gewappneter Reiter. Heime war unter ihnen, und an seiner Seite ritt ein Mann mit langem weißen Barte — das war der getreue Eckart.

Wittich erschrak; denn wie mochte er dem getreuen Mann nur die Kunde melden? Er lenkte den Schimming vom Wege und wollte von dannen jagen; aber Eckart und Heime kamen ihm zuvor, und der alte Recke rief ihn an: „Sei gegrüßt, Wittich, Wielands Sohn! Wie steht's um die Feste Breisach und um meine lieben jungen Herren?“ —

„Sie sitzen in Walhalla bei Odins Mahl; auf den Zinnen ihrer Burg aber weht Ermenrichs Fahne.“

„Sie sind tot?“

„Tot!“ antwortete Wittich dumpf und jagte wie der Sturmwind von dannen. —

Dietrichs Kampf wider Ermenrich

Meister Hildebrand stand vor dem Tore von Bern. Da sah er auf eilendem Rosse einen Reiter herantraben, dessen langer, schneeweißer Bart wild im Winde flatterte. Er kniff die Augen ein und spähte forschend dem Reiter entgegen. Plötzlich rief er aus: „Beim Hammer! das ist der getreue Eckart, der Harlungen Trost!"

Mit freundlich lächelndem Angesicht ging er seinem alten Freunde entgegen, um ihn mit Gruß und Kuß zu empfangen; Eckart aber streckte wie beschwörend beide Arme aus und rief: „O, Meister Hildebrand, wie magst du doch nur lachen! Weißt du denn nicht, was sich bei uns Schreckliches zugetragen hat?"

„Nichts weiß ich," antwortete der Meister in plötzlichem Ernst. „Hat der Rheinstrom eure Lande überschwemmt und die Saaten verheert?"

„O, wenn es nur das wäre, wie wollte ich den Göttern danken! Die Söhne Harlungs, meine geliebten jungen Herren, wandeln nicht mehr auf der Männererde. In stiller Nacht holte ich die schmählich Gehenkten vom Baume herunter und übergab ihre blühenden Leiber der alten Erde."

Darob entsetzte sich Meister Hildebrand und fragte mit dumpf aufgrollender Stimme: „Wer ist der Mörder deiner edeln Pfleglinge?"

„Kaiser Ermenrich hat's befohlen, Sibich hat's vollbracht!"

„Wehe! wehe ihnen!" rief der alte Meister in furchtbarem Grimm. „Komm zu meinem Herrn, Eckart! Ich denke, wir werden die Schwerter zum Kampfe wetzen!"

Herr Dietrich umarmte den getreuen Eckart und sprach: „Was Meister Hildebrand mir gewesen und noch heute ist, das bist du den Söhnen Harlungs, edler Held! Wie ergeht es meinen lieben Vettern Frittel und Emmerich?"

Mit tränenschwerer Stimme verkündigte der getreue Eckart ihm das Schicksal seiner Pfleglinge.

Da schossen Flammen aus Dietrichs Augen; es schwollen die Zornesadern auf seiner Stirn, und mit geballten Fäusten rief er: „Bei den ewigen Göttern, das Verbrechen soll blutig gerochen werden!"

Und er riß sein Heerhorn vom Haken, legte sich zum Fenster hinaus, hob das Horn an den Mund und blies, daß der Schall mit Geschmetter von den Mauern und Türmen widerhallte.

Da eilten von allen Seiten die Recken herbei und fragten mit blitzenden Augen: „Geht's zum Streite, Herr Dietrich?"

„Auf die Rosse!" rief der König. „Alle wehrhaften Ritter und Mannen meines Landes sollen kriegsgerüstet hierhereilen! Wir fahren zum Streite wider Ermenrich, den Kaiser von Romaburg, der Frittel und Emmerich gemordet hat!" —

Bald strömten auf Wegen und Stegen gewappnete Recken und Mannen gen Bern, und Herr Dietrich mit Meister Hildebrand und dem getreuen Eckart musterten die Scharen und ordneten sie zur Heerfahrt.

„Siehst du den Reiter dort wie auf Windesflügeln heranjagen?" fragte Meister Hildebrand seinen Herrn.

Der König blickte auf, spähte scharf in die Ferne und rief freudig: „Das ist Heime, Studas' Sohn! Gewiß kommt er, um mit uns wider Ermenrich zu streiten!"

Und Herr Dietrich begrüßte seinen ehemaligen Gesellen freundlich und sprach: „Nun du wiedergekehrt bist, Heime, sei aller Zwist vergessen! Hier meine Hand! Ich nehme dich wieder als meinen Gesellen an!"

„Nicht also, Herr Dietrich!" entgegnete Heime, sich abwendend. „Wie gern stritte ich wieder unter deiner Fahne, aber das kann doch nimmer geschehen! Ich bin des Kaisers Lehnsmann und muß ihm die gelobte Treue halten. Gekommen bin ich, um dir zu melden, daß auf Sibichs Rat Ermenrich mit einem großen Heere wider die Grenzen deines Reiches zieht. Nun die Harlungen ausgetilgt sind, sollst auch du deines Erbes beraubt werden; so will es Sibich, der wohl selbst nach der Herrschaft über das große Amelungenreich trachtet. Lebe wohl, Herr Dietrich!"

„Und du willst wider mich streiten, Heime?" fragte Herr Dietrich.

„Ich muß!" rief Heime trübe. „Auch Wittich steht unter deinen Feinden!"

„Ha! Wittich! der treulose Wittich!" rief Herr Dietrich bitterböse. „Er stand nach Meister Hildebrand meinem Herzen am nächsten, darum glüht ihm auch jetzt mein grimmigster Haß! Wehe, wenn Eckesachs und Mimung aufeinander prallen!"

Ein lautes Wutgeschrei folgte den Worten des Königs, und siehe: Wildeber, Wittichs Retter im Wilkinenkriege, gebärdete sich wie rasend ob der Schmach seines ehemaligen Freundes.

Heime jagte von dannen, und bald folgte ihm das Berner Heer, bis es nahe der Landesgrenze das feindliche Lager erblickte. Gleich einer Schar weißer Riesenvögel standen die Zelte im Tale zerstreut, und vor dem Lager, an dem Laufe eines Flüßchens entlang, sah man einen Reiter in silberglänzender Rüstung mit zwei andern langsam hinreiten, als ob sie die Walstatt des bevorstehenden Kampfes durchforschen wollten.

Herr Dietrich, Meister Hildebrand und der getreue Eckart hielten am Waldesrande und betrachteten das feindliche Lager.

„Da reitet Wittich mit Ermenrich und Sibich," sagte Meister Hildebrand. „Sie ahnen wohl nicht, daß wir ihnen so nahe sind, und das ist unser Heil. Denn stürmen wir morgen in der Frühe des Tages zum Streite heran, so wird der Schrecken ob dem unerwarteten Angriff sie verwirren, und ehe die kühle Besonnenheit ihren Kampfesmut stählt, werfen wir sie über den Haufen und schlagen sie nieder mit der Schärfe des Schwertes."

„Wodan walte es!“ sagte Herr Dietrich. „Mit Tagesanbruch blase ich das Heerhorn, und wir brechen aus dem Walde hervor. Indessen haben sie Frist, sich zu wappnen; uns aber bleibt der Vorteil des vorbereiteten Angriffs.“

Da sprach der getreue Eckart: „Ich gehe nachts auf die Spähe, damit ich im Kampfe Sibich und Ribstein, der elenden Verräter, nicht fehle; o, fielen die Schurken doch in meine Hände!“

Seine blauen Heldenaugen blitzten, und der weiße Bart zitterte wie im Wehen der Luft, so groß war die zornige Erregung seines Herzens. —

In der Frühe des andern Tages scholl wie der Donner Heerhorngeschmetter den kaiserlichen Recken in die Ohren. Jäh fuhren die Mannen vom Lager empor und griffen zu den Waffen. Da wallte die lampartische Fahne kühnen Schwunges in den Lüften; Waffen blitzten, und unter den Hufen der stürmenden Hengste erbebte der Boden.

Herbrand, der Wölfing, führte die Fahne; rechts und links von ihm ritten König Dietrich und Meister Hildebrand, und ihnen reihten sich Wolfhart und Siegstab, Wildeber und Dietleib, der getreue Eckart und viele andere ruhmreiche Helden an.

Derweil hatten Ermenrichs Streiter sich eilig gewappnet, und eine Mauer von Schilden und Speeren empfing die Berner. Unter lautem Kriegsgeschrei trafen die Waffen aufeinander. So gewaltig war der Anprall, daß die besten Recken des Kaisers, die im Vordertreffen standen, samt ihren Rossen über den Haufen stürzten und im Falle auch ihre Hintermannen zu Boden rissen. Nur Wittich und Heime hielten den Ansturm aus, und furchtbar wüteten Mimung und Nagelring im Heere Dietrichs. Umsonst suchte der König Wittich zu fassen; so oft der Sohn Wielands den Hildegrim im Kampfgetümmel erblickte, spornte er Schimming und sprengte eilig von dannen. Hei! wie pfiff verderbenbringend der Eckesachs durch die Lüfte! Wie tapfer stritt der alte Hildebrand an der Seite seines Herrn! Wie furchtbar wütete der gewaltige Wildeber in den Reihen der Feinde! Wie fuhr, gleich einem zornigen Löwen, der ungestüme Wolfhart mit männermordenden Schlägen daher! Wie jauchzte kampfesfreudig Herr Dietleib von Steierland! Wie wild flatterte der blutbespritzte weiße Bart des getreuen Eckart! Wie schrie der alte Held plötzlich laut auf und sprengte, ungeachtet der feindlichen Speere, tief in das wildeste Getümmel hinein! Er hatte seinen Todfeind, den Verräter Ribstein, erblickt; ihm galt der wilde Schrei, ihm der todeskühne Sprung in die feindlichen Speere.

Der heilige Zorn verlieh dem Alten Riesenstärke; mit gewaltigen Hieben schuf er sich eine Gasse durch die Haufen der Feinde, hieb den erbleichenden Ribstein zu Boden, fesselte ihm die Hände und führte ihn als Gefangenen aus dem Getümmel.

„Wo ist der Schurke Sibich?“ herrschte er den zitternden Verräter an.

„Dort auf dem Hügel hält er mit seinem Herrn, dem Kaiser," antwortete Ribstein.

„Ha! fern von den Speeren der Feinde — die Feigen!" rief Eckart mit tiefer Verachtung. „Und nun wenden sie ihre Rosse und fliehen der Stadt zu. Sie sehen, daß die Schlacht für sie verloren ist. Wie herrlich die Berner streiten! Hoch über die Häupter der Feinde erhebt sich der Hildegrim! Und dort Meister Hildebrand — wie lichtet er mit dem Schwerte

Eckart mit dem gefangenen Ribstein dem Heere nachreitend

die Reihen! Überall weichen die Feinde. Sieh, du Nichtswürdiger, wie deine Freunde fliehen! Nur Wittich und Heime stehen noch gleich Felsen im Wogengetümmel. Nun wendet auch Wielands Sohn sein Roß; er hat den Feueratem Dietrichs verspürt, und mit Entsetzen jagt er von dannen! Heime folgt. Als letzter sprengt er den schützenden Mauern der Stadt zu. Der Sieg ist unser; geschlagen der grausame Ermenrich — aber ach! der Schurke Sibich ist mir entkommen! Du aber, elender Verräter, sollst morgen auf dem Markte Milanos, allem Volke zur Schau, am Galgen ächzen!"

So sprach der alte Eckart und trabte mit seinem Gefangenen dem siegreichen Heere nach. —

Wie Herr Dietrich sein Land verlassen mußte

Als das siegreiche Heer der Berner gen Milano (Mailand) heranrückte, verließ Kaiser Ermenrich die Stadt und zog sich auf Romaburg zurück, um in Eile die Lücken seines Heeres durch neue Truppen auszufüllen. Durch Versprechungen reichen Soldes gewann er in kurzer Frist so zahlreiche Recken und Mannen, daß er mit einem doppelt so starken Heer wie zuvor ins Feld rücken konnte.

Schlimmer ging es Herrn Dietrich. Seine Schatzkammern waren leer; denn er achtete des Goldes wenig und hatte gegen seine Gesellen und die Notleidenden in seinem Volke allzeit eine freigebige Hand gehabt. Nun stand er selbst in Not. Der großen Macht des Kaisers gegenüber mußte er sein Heer verstärken, fand aber ohne reichen Lohn keine bewaffneten Hände.

Da sprach der reiche Herzog Berchtung von Pole: „Gib mir, Herr Dietrich, deine stärksten Helden zur Bedeckung, so hole ich von Pole Gold in Fülle."

Mit Dank nahm der König das Anerbieten des edeln Herzogs an, und er fragte seine Gesellen, wer zur Hut des Hortes mit gen Pole ziehen möge.

Da stellten sich Meister Hildebrand, Dietleib von Steierland, Wildeber und Wolfhart, Siegstab und Helferich, Herbrand und Amelolt nebst drei andern Degen, so daß mit Herzog Berchtung der Recken zwölf waren, die gen Pole zogen. Glücklich erreichten sie die Burg, beluden zwölf Säumer mit Gold und Silber und traten die Rückfahrt gen Milano an. —

Nun war zwar der niederträchtige Ribstein am Galgen gestorben; aber es gab außer ihm noch viele Verräter im Solde Sibichs, und so geschah es, daß der schlaue Marschalk von allem, was Herr Dietrich unternahm, genaue Kunde erhielt.

„Der Hort darf nimmer in seine Hände gelangen!" rief er aus. „Ich selbst will mit einer Schar der stärksten Recken hinziehen und die Helden samt ihrem Goldschatze erbeuten."

„Gehe hin und tue also!" versetzte Kaiser Ermenrich. „Dann ist Dietrich in unserer Gewalt; denn ohne seine besten Recken vermag er uns mit nichten zu trotzen."

„Und ist der Berner wehrlos, so kommt die Reihe an dich selbst, du Verblendeter!" murmelte Sibich, da er hinausging, um sich zur Fahrt wider die Führer des Hortes zu rüsten.

Hundert auserlesene Recken saßen mit ihm zu Pferde und sprengten auf verborgenen Pfaden in das Lampartenland. Dietrichs Gesellen waren wohlbehalten bis in das Land Meister Hildebrands gekommen, und da es Abend wurde, entluden sie die Säumer und bereiteten sich am Ufer des Sees ein Nachtlager; denn hier, meinte Hildebrand, seien sie auf sicherem Boden, kein feindlicher Überfall sei zu besorgen.

Da atmeten alle frohgemut auf; denn nach den vielen Nachtwachen auf der Fahrt waren die Recken müde und sehnten sich nach einem ruhigen, erquickenden Schlafe.

Sie legten die Waffen nieder, lüpften Helme und Brünnen und lagerten sich um den Schatz unter den Zweigen eines Baumes; nur Dietleib von Steierland wählte entfernt von den Genossen seine Lagerstatt an einem mächtigen Dornbusch, der einsam auf einem Hügel stand.

Es war so friedlich stille ringsumher; leise plätscherten am Ufer die blauen Wellen; im Grase pfiffen die Grillen, und süßer Nachtigallenschlag tönte aus den Gebüschen herüber, — sorglos entschliefen die wegemüden Recken.

Aber wie schrecklich sollten sie erwachen!

Als der Morgen dämmerte, schlich Sibich mit seinen Schergen geräuschlos herbei, und sie umzingelten das Lager und stürzten sich plötzlich auf die schlafenden Helden. Ohne Schwertstreich wurden alle gefesselt, nur Dietleib nicht; der warf sich auf sein Roß und stürmte herbei, um seine Genossen herauszuhauen. Mit gewaltigen Streichen streckte er mehrere Recken Sibichs zu Boden, dann warf er sein Roß herum und jagte von dannen.

Sibich führte seine Gefangenen samt dem Horte nach Romaburg, und mit Frohlocken rief Kaiser Ermenrich: „Ha! da sind ja die berühmten Helden von Bern! Willkommen in Romaburg, ihr unbezwinglichen Degen! Siehe da, Meister Hildebrand, was wird nun Frau Ute sagen? Und mit deinem Herrn ist es nun für immer vorbei! Wollen doch hören, aus welchem Tone nun der Vogel pfeifen wird."

Und er wandte sich an seine Schergen und befahl: „Führet die Recken in den Turm!" —

Groß war die Bestürzung in Milano, als Dietleib die schlimme Botschaft meldete. Zunächst dachte Herr Dietrich daran, gen Romaburg zu ziehen, um mit Gewalt die Recken zu befreien; aber der Kaiser ließ ihm sagen: „Höre ich, daß du die Waffen wider mich erhebst, so sind deine gefangenen Gesellen alle des Todes!"

„Und welches ist denn der Preis, um welchen der Kaiser meinen Gesellen die Freiheit geben will?" fragte Herr Dietrich den Boten Ermenrichs.

„Der Preis ist die Königskrone von Bern."

„Nichts weiter?" rief Herr Dietrich mit ingrimmigem Lachen.

„Barhaupt und im Bettlergewande sollst du mit allen deinen Recken das Land verlassen," fuhr der Gesandte fort.

Da fuhr der König zornig auf und rief schrecklich drohend: „Schweige, Mann! oder ich schließe dir für immer den Mund!"

„Ich stehe im Schutze des Kaisers!" stotterte der Recke angstbleich.

„So kehre zu deinem Herrn zurück und melde ihm, daß Dietrich von Bern sich nimmer wie ein Bube aus dem Lande seiner Väter vertreiben lassen wird!"

Der Gesandte ließ die Rosse satteln und ritt mit seinen Genossen von dannen.

Als der Kaiser die Botschaft Dietrichs hörte, ward er furchtbar zornig und drohte, die Berner Recken sogleich zum Galgen führen zu lassen; Sibich aber redete ihm gütlich zu und riet, er möge dem Berner und seinen Recken ritterlichen Abzug aus seinem Lande gewähren. —

Noch einmal kamen die Boten des Kaisers zu Herrn Dietrich und meldeten ihm, aus besonderer Gnade wolle der Kaiser ihm und seinen Recken ritterlichen Abzug gewähren; doch müsse Herr Dietrich allsogleich und für immer der Krone entsagen.

Es galt das Leben seiner teuersten Gesellen, und das mußte um jeden Preis gerettet werden. Mit Zähneknirschen unterschrieb Herr Dietrich den unheilvollen Vertrag und zog mit seinen Getreuen gen Bern, wo er die Ankunft Meister Hildebrands und seiner Genossen erwartete. Das war ein jammervolles Wiedersehen! Wetterharte Helden vergossen Tränen; ein lautes Wehklagen ging durch das ganze Land; schwere Verwünschungen und heilige Racheschwüre wider den Kaiser und seinen bösen Ratgeber stiegen gen Walhall empor; den scheidenden König und seine treuen Gesellen aber begleiteten die Heilwünsche des ganzen Volkes.

Ins Hunnenland fuhr Herr Dietrich mit seinen Getreuen. Markgraf Rüdeger, der Edle, Gute, öffnete weit die Tore seiner Burg zu Bechlaren und hieß die Berner herzlich willkommen. Ebenso freudig wurden sie von Frau Gotelind und ihrem Sohne Rudung begrüßt.

„Trauere nicht, Herr Dietrich!“ tröstete der edle Markgraf den König. „Nicht für immer hast du deine Krone verloren; wir werden sie wiedergewinnen, und ich sehe die Zeit kommen, da du mit einer holden Gemahlin, die wohl heute noch als liebliche Mädchenknospe in der Etzelburg blüht, auf dem Throne von Romaburg sitzen und als Kaiser das ganze, weite Amelungenland beherrschen wirst.“

Herr Dietrich schüttelte zu diesen Worten sein Haupt, aber sie taten seinem Herzen doch wohl, und gehobenen Mutes brach er unter Rüdegers Geleit nach der Etzelburg auf.

„Willkommen, ihr Helden von Bern!“ rief Herr Etzel ihnen entgegen. „Willkommen, Herr Rüdeger! Euch senden mir gute Götter; denn zum Streite muß ich rüsten wider den Reußenkönig, — wollt ihr mit mir ziehen, ihr wackern Degen?“

„Wir ziehen mit!“ riefen alle und schlugen freudig auf die Schilde.

Nun erst vernahm Etzel das Schicksal Dietrichs, und er sprach zu dem unglücklichen Könige: „Du hast mir geholfen wider Oserich, du hilfst mir nun wider seinen Bruder Waldemar, der mit der vereinigten Macht der Reußen und Wilkinenmänner heranzieht, mich zu zerschmettern. Kehren wir siegreich zurück, so rüsten wir drinnen eine fröhliche Hochzeit. Komm, Herr Dietrich, dein harret voll Sehnsucht die liebliche Herrat!“ —

Und er nahm den Arm des Königs und führte ihn in die Burg, wo Frau Helche und ihr Niftel Herrat ihn herzlich begrüßten. In herrlicher Schönheit stand nun vor seinen staunenden Augen die Jungfrau, und er sagte ihr, wie er ihr liebliches Bild jahrelang im Herzen gehegt, und warb als König ohne Land um ihre Minne.

„O, Herr Dietrich," erwiderte sie hocherglühend, „wie hoch erhebst du mich doch über alle Frauen des Erdkreises! Dich preisen die Sänger als den stärksten der Helden, und ich bin nur eine arme Maid und habe nichts, als mein Herz."

„Und das Herz ist mein, Herrat?" fragte Herr Dietrich.

„Dein eigen," antwortete sie und lehnte ihr liebliches Haupt an seine starke Heldenbrust. —

Sie zogen aus zum Streite, schlugen die Reußen und kehrten mit siegreichen Fahnen zur Etzelburg zurück. Nun ward die Hochzeit König Dietrichs und der schönen Herrat mit großer Pracht gefeiert, und in seinem Glück unterließ es Herr Dietrich, Etzel an die gelobte Heerfahrt wider Ermenrich zu mahnen. Jahre vergingen; Meister Hildebrand pochte, der getreue Eckart flehte, und laut murrte der ungestüme Wolfhart ob der trägen Rast; bis endlich Herr Dietrich sich aufraffte und rief: „Nun sei das große Werk begonnen! Rüstet euch, meine treuen Freunde! Ich gehe zu Etzel, auf daß er die Hunnen zum Streite rufe!"

Heerfahrt wider Kaiser Ermenrich

Aus allen Gauen trabten die Hunnenfürsten mit ihren Mannen zur Burg ihres Königs, um mit Herrn Dietrich wider den Kaiser Ermenrich zu ziehen. Große Helden sammelten sich unter des Berners Fahne, so Markgraf Rüdeger von Bechlaren mit seinem Sohne Rudung, der tapfere Dietleib von Steierland, Frau Herrats Bruder Tibald von Siebenbürgen, Hermann von Franken, der kühne Sintram, Helferich von Lunders und viele andere ruhmreiche Recken.

Frau Herrat sollte bei ihrer mütterlichen Freundin Helche bleiben, bis der Krieg zu Ende geführt sein würde; aber der junge Diether, Herrn Dietrichs einziger Bruder, durfte mit dem Heere in die Heimat zurückkehren.

Voller Freude eilte der Jüngling zu seinen Freunden Scharf und Ort, den beiden Söhnen Etzels, und verkündigte ihnen die gute Botschaft.

„O, wie gern führen wir mit dir!" riefen die Jünglinge in hellem Eifer.

„Ach ja, das sähe ich gern!" entgegnete Diether.

„Mit den Recken durch die Lande reiten — welche Lust!" rief Scharf.

„Komm zur Mutter! Sie gönnt uns wohl die Freude!" meinte Ort, und beide eilten in die Burg.

Frau Helche empfing die geliebten Knaben freundlich, küßte sie und

sprach: „Wie frisch und fröhlich eure Wangen glühen, ihr lieben Söhne! Und mir träumte in der Nacht, ein Greif sei gekommen und habe euch von dannen getragen auf Nimmerwiederkehr. O, wie hab' ich um euch geweint!"

Und sie umfing beide mit den Armen und küßte einen nach dem andern.

„O, Mutter," begann Scharf, „Diether reitet mit den Recken gen Bern!"

„Das weiß ich," antwortete sie.

„Und — und —," stotterte Ort, „wir möchten so gern mitreiten!"

Da erschrak Frau Helche und umfing sie nur noch fester, als wollte sie sie nimmer lassen.

Herr Etzel und Dietrich traten herein, und beide nickten freundlich zu dem schönen Bilde.

„Sie wollen mir entfliehen, die wilden Adler, und mit Herrn Dietrich gen Bern fahren," sagte Frau Helche; „ich aber halte sie fest und lasse sie nimmer von hinnen!"

Königin Helche mit ihren beiden Knaben

„Wir kommen ja wieder; ach, laßt uns mitreiten!" baten die beiden und blickten flehentlich zu den Eltern auf.

Herr Etzel aber schüttelte ablehnend das Haupt und sprach: „Ihr seid

noch zu jung; denn nicht zum fröhlichen Feste fahren die Recken, sondern zum heißen Streite."

„Wir bleiben dem Streite fern, bleiben mit Diether in der Burg zurück, wenn es zum Kampfe geht," wendete Ort ein, und Scharf rief: „Herr Dietrich wird uns wohl beschirmen — o, laß uns ziehen, Vater!"

Da trat König Dietrich für sie ein und gelobte, sie vor jeder Fährlichkeit sicher behüten zu wollen.

Etzel aber sprach: „Ich schätze deinen guten Willen, mein Freund, fürchte aber Ermenrichs Macht und List; denn erfährt er, daß meine Söhne im Lande sind, so wird er alles aufbieten, um sie in seine Gewalt zu bekommen."

„Sichere Festen weiß ich in meinem Lande, wo sie vor jeder List und Gewalt wohl geborgen sind; laß sie mit mir ziehen!" erwiderte Herr Dietrich.

„Schwöre bei deinem Haupte, bei deiner Ritterehre, daß du sie treu beschirmen und wohlbehalten wieder hierher zurückführen willst, so mögen sie ziehen," entschied endlich Etzel.

Herr Dietrich schwur den Eid, und die Jünglinge küßten ihn und ihre Eltern vor Freude und eilten hinaus, um ihre schnellen Hengste, zwei feurige Rappen, zur Fahrt zu rüsten.

Wie stolz sie mit Diether zu Rosse saßen, als die Hörner zur Abfahrt bliesen! Aus den Fenstern der Burg winkte die Mutter den Scheidegruß; Herr Etzel aber gab dem Heere das Geleit bis zur Feste Saders; darauf küßte er seine Söhne, schüttelte Herrn Dietrich die Hand und kehrte wieder heim. —

Freudiges Jauchzen ging durch das Lampartenland, als Herr Dietrich mit dem streitbaren Heere seinen Einzug hielt. Überall erhoben sich die tapfern Mannen und vertrieben mit Drohungen und scharfen Schwerthieben die Amtleute und bewaffneten Söldner Ermenrichs. Zu Garden am See empfing Frau Ute den König und ihren Ehegemahl, den Meister Hildebrand, und verkündigte freudestrahlend, wie alles Volk treu zu seinem rechtmäßigen Herrn stehe. Meister Hildebrand aber konnte nicht lange in seiner Burg verweilen; er küßte Frau Ute und seinen Knaben Hadubrand und zog mit seinem Herrn von dannen.

Da kam Herr Reinher von Milano ihnen entgegen und brachte die gute Botschaft, daß seine Stadt nebst Padau und Bern das Joch Ermenrichs abgeworfen habe und voll freudiger Ungeduld des Königs harre.

„Und wie steht es um meine gute Stadt Raben (Ravenna)?" fragte Herr Dietrich.

„Schlecht!" antwortete Reinher trübe. „Dort gebietet der starke Wittich, Wielands Sohn, den der Kaiser zum Herzoge von Raben gemacht hat, und unter seinem Befehle steht eine starke Kriegsmacht. Auch hörte ich, daß auf die Kunde von deiner Rückkehr der Kaiser und Sibich mit einem großen Heere von Romaburg nach Raben ziehen."

„So wird dort wohl der heiße Kampf ausgefochten werden," erwiderte Herr Dietrich. „Doch nun gen Bern, gen Bern, wo treue Herzen für mich schlagen!"

Mit unermeßlichem Jubel empfingen die Berner ihren geliebten König. Zelte standen da, mit grünen Zweigen und Fahnen geschmückt, und die wegemüden Streiter fanden darin gute Rast und Erquickung. Nun saß Herr Dietrich wieder in der Burg seiner Väter und um ihn seine treuen Gesellen. Da ward ihm gemeldet, daß ein Bote des Herzogs Saben vor dem Tore harre.

„Führet ihn herein!" befahl der König.

Der Recke trat in den Hochsaal und empfing mit Dank den Willkommentrunk.

„Du kommst von Raben?" fragte Herr Dietrich.

„Geradeswegs; bin Tag und Nacht geritten," antwortete der Mann.

„Und deine Botschaft?"

„Kaiser Ermenrich und Sibich sind mit einem großen Heere in Raben angekommen; sie führen neunhundert Fahnen und errichten auf der Ebene vor dem Nordtore der Stadt das Lager. Auch läßt dir mein Herr melden, daß dem Kaiser Kunde geworden, die Söhne Etzels zögen mit deinem Heere. Einen hohen Preis hat er auf ihre Häupter gesetzt, drum bringe die Jünglinge in sichere Hut!"

„Er soll das Edelwild nimmer erjagen!" versetzte der König. „Nun ratet, ihr Recken, wo finden die Jünglinge sicherste Hut?"

Da antwortete Dietleib von Steierland: „Diese Burg ist fest und treu die Stadt; hier wären sie wohl am besten behütet."

Alle stimmten ihm zu, und der König rief den alten, treuen Recken Elsan heran und sprach zu ihm: „Wir brechen noch heute auf gen Raben, mein alter Freund! Dir übergebe ich die Söhne Etzels und meinen Bruder Diether nebst den Schlüsseln dieser meiner Burg und der Stadt. Ehre und Leben habe ich um die Königssöhne verpfändet — weißt du, was das bedeutet? Drum hüte sie und meinen Bruder, wie man kleine Kindlein hütet, und laß sie nimmer aus dem Tore der Burg! Mögen sie bitten und flehen, zürnen oder klagen — du bleibst ungerührt und hältst die Schlüssel wohl verwahrt. Das schwöre mir bei deinem Leben, Elsan!"

Der alte Recke schwur den Eid, und der König ließ die Jünglinge hereinrufen und sprach zu ihnen: „Ich ziehe mit dem Heere gen Raben zum heißen Streite. Du, mein Bruder Diether, bleibst mit Scharf und Ort unter der Obhut Herrn Elsans in dieser Burg, bis ich zu euch zurückkehre. Jedem Winke eures Pflegers sollt ihr gehorsam sein, denn er steht hier an meiner Statt."

Da baten die Jünglinge inständig, sie mit dem Heere gen Raben ziehen zu lassen; aber Herr Dietrich blieb unbewegt, übergab sie in Elsans Schutz

und verließ mit seinen Gesellen die Burg, deren Tore hinter ihm sogleich verschlossen wurden.

„Auf, gen Raben!" rief der König mit Donnerstimme in das Heer hinein, und tausendstimmig wiederholte sich der Ruf: „Gen Raben! Gen Raben!"

Die Rabenschlacht. Alpharts Tod

Ein gewaltiges Heer lagerte vor den Toren von Raben, als die Berner mit den Hunnen heranrückten. In der Mitte erhob sich ein Purpurzelt, über welchem stolz das kaiserliche Banner wehte. Dort saß Kaiser Ermenrich mit Sibich, seinem bösen Ratgeber. Zur Rechten des Kaisers standen mit ihren stahlgekleideten Recken Walther von Wasgenstein und Heime, links der gewaltige Wittich mit seinem Neffen Reinhold.

Meister Hildebrand erbaute nun auch König Dietrichs Zelt und entfaltete über demselben die lampartische Fahne mit dem goldenen Löwen. Er selbst und der getreue Eckart nahmen ihr Lager rechts und links von ihrem Herrn; Wildeber ward dem Wasgensteiner, Markgraf Rüdeger mit seinem Sohne Rudung Heime gegenübergestellt, während zur Linken, dem starken Wittich gegenüber, die beiden Neffen Meister Hildebrands: Wolfhart und Alphart, der tapfere Dietleib von Steierland und Helferich von Lunders ihre Fahnen aufpflanzten.

Gegen Abend berief Herr Dietrich seine Recken und fragte, wer von ihnen freiwillig auf die Warte ziehen wolle. Sogleich meldete sich der junge Alphart, Wolfharts Bruder; der König aber wies ihn zurück und sprach: „Mich freut dein Heldenmut, Alphart! Der Geist der Wölfinge lebt in dir; doch für die Warte brauche ich einen starken, kampferprobten Recken."

„Mein Arm ist stark, Herr Dietrich, und — so jung ich bin — in jeder Waffe bin ich ein Meister — laß mich auf die Warte ziehen!" bat Alphart.

Ihm antwortete der ungestüme Wolfhart: „Mit nichten, mein Bruder! Du bist ein Kind an Jahren; heut aber muß ein auserwählter Degen der Warte pflegen."

„Schweig mir, Bruder Wolfhart!" fuhr der junge Recke zornig auf. „Du gönnst mir nur die Ehre nicht, weil du selber Wartmann sein möchtest Ich bitte, Herr Dietrich, laß mich reiten!"

„Nun wohl, so reite!" erwiderte der König mit frohem Lachen.

Da jauchzte Alphart vor Freude, gab seinem Renner die Sporen und sprengte über den Plan der Warte zu.

Geschwind warf Meister Hildebrand ein fremdes Sturmgewand über, bestieg seinen Hengst und ritt so jach dahin, daß er den jungen Recken noch vor der Warte überholte.

„Ich will ihn niederwerfen und den Bezwungenen ins Lager zurück-

führen, damit sein junges Leben gerettet werde," sprach bei sich der alte Waffenmeister und sprengte mit ausgelegtem Speere dem jungen Recken entgegen.

„Heißa!" rief Alphart, „du sollst als erster den Boden küssen!"

Und er stürmte mit solcher Wucht wider seines Oheims Schild, daß der streitbare Waffenmeister kopfüber aus dem Sattel stürzte. Schnell wie der Blitz sprang nun auch Alphart zur Erde und warf sich mit gezücktem Schwert auf den Meister.

„Halt ein, Alphart! Ich bin ja dein Oheim Hildebrand!" rief der Held in seiner Not.

Da lachte der junge Recke und sprach: „Mein Oheim Hildebrand hält drüben vor dem Zelte des Königs; stirb, lügnerischer Schurke!"

Rasch stieß nun der Meister den Helmsturz empor; die niedersausende Klinge hielt, und bestürzt rief Alphart: „Beim Hammer, es ist mein Oheim Hildebrand! Beinahe hätte ich ihn erschlagen."

Der Meister erhob sich, reichte seinem tapfern Neffen die Rechte und sprach: „Du bist kein Knabe mehr, sondern wahrhaftig ein Held. Ziehe nur getrost auf die Warte und wehre den feindlichen Spähern; ich aber kehre zurück, um deinen Ruhm zu verkündigen."

Bald stieß Alphart auf den Herzog Wölfing, der mit achtzig Mannen der Warte pflog.

„Ein Abtrünniger unseres Stammes!" rief der junge Recke. „Wer den Wolf im Wappen führt, der steht heut auf dieser Seite, nur einer nicht, und das ist dieser Mann. Wehre dich, Wölfing!"

Die Speere trafen auf die Schilde; Wölfing wankte im Sattel; da sauste Alpharts Schwert auf sein Haupt, und er stürzte todwund in den Sand. Mit Wutgeschrei stürmten seine Mannen wider den siegreichen Recken an, aber es sank einer nach dem andern aus dem Sattel, und nur wenige entflohen dem schwarzen Verhängnis. —

Allein stand Alphart auf der Warte und blickte unverwandt nach dem feindlichen Lager hinüber. Da sah er neue Feinde kommen und rüstete sich zum Angriff. Ein heißer Streit entbrannte; bald aber lagen die Recken blutend auf der Heide, und nur zwei entrannen, dem Kaiser die Botschaft zu bringen.

„Ein einziger Mann erschlägt mir hundert Recken! Wehe! wenn die Schlacht diesem Vorspiele gleicht!" rief der Kaiser voll Sorge und Zorn.

Da kam Wittich geritten, und als er hörte, was geschehen war, sprach er: „Ich will doch sehen, wer der gewaltige Recke ist. Vielleicht, daß Mimung ihn bezwingt."

Damit gab er dem Schimming die Sporen und sprengte der Warte zu. Ihm folgte Heime, halb aus Neugier, halb aus Sorge um Wittich, mit dem er nun völlig ausgesöhnt war.

Die Rabenschlacht

„Dort naht der treulose Wittich!“ sprach in auflodernd em Zorn der edle Alphart bei sich. „Nun möge es Wodan fügen, daß ich den Verräter zur Hel sende, so will ich gern gen Walhalla fahren.“

„Wer bist du, junger Recke aus der Wölfinge Geschlecht?“ rief Wittich ihn an.

„Alphart heiße ich, Amelots Sohn und Wolfharts Bruder,“ antwortete der edle Jüngling. „Mich schändet kein Meineid, wie den treulosen Sohn Wielands, den die Hel gen Nastrand hinunterstoßen möge! Komm an, du falscher Mann!“

Da schnoben die Rosse, die Schilde krachten und Feuerfunken stoben aus dem Eisen. Wittich hatte seinen Meister gefunden; er sank vom Rosse und wäre nimmer wieder aufgestanden, hätte nicht Heime sein Leben geschirmt.

„Es ist eine Schande, daß zwei wider einen streiten,“ knirschte des Studas heldenmütiger Sohn; „schließet die Augen, ihr Götter und Helden Walhallas!“

Mimung und Nagelring hieben auf Alphart ein; todesmutig kämpfte der herrliche Jüngling und wich keinen Schritt zurück. Wunde auf Wunde schlug ihm der Mimung; er fühlte, wie mit dem rinnenden Blute seine Kräfte schwanden. „O, ihr ehrlosen Zwei!“ rief er mit seinem letzten Atem und stürzte leblos zu Boden. —

Da standen Wittich und Heime wie erstarrt vor des Helden Leiche und sprachen lange kein Wort. Endlich schüttelte sich Heime wie vor Frost und murmelte ingrimmig: „Ein Edler fiel unter den Streichen zweier Ehrlosen. Fahre wohl, Alphart! Dich werden die Götter ehren! Wir aber — o Wittich, wie tief sind wir gesunken!“

„Unser Weg führt ins Verderben,“ erwiderte Wittich dumpf. „Und eines weiß ich, das nimmer vergeht: Das Urteil über die Toten! O mein Vater! mein Vater!“ —

Und er verhüllte sein Angesicht und weinte laut. —

Die Schlacht

„Als nun im Ost erglänzte
Das lichte Morgenrot,
Da klangen laut die Hörner
Auf beider Herrn Gebot.
Da strahlten im Gefilde
Vor Rabens Toren Helme, Speer' und Schilde.“

Widereinander sprengten beide Heere, daß von den Hufen der Rosse der Erde Grund erbebte.

„Hie Bern!“ „Hie Romaburg!“ „Hie Dietrich!“ „Hie Kaiser Ermenrich!“ scholl das Feldgeschrei hüben und drüben. Heime und Markgraf Rüdeger eröffneten die Schlacht. Die Fahne der Hunnen führte Rudung,

Rüdegers Sohn, und bald sah man sie mitten über dem wildesten Kampfgetümmel in den Lüften schweben. Hei! wie klang das gute Schwert Eckesachs in König Dietrichs starker Hand! Nicht Helm noch Brünne schützte vor der scharfen Klinge; weite Gassen hieb der König durch die Reihen der Feinde; wen sein Arm erreichte, der sank in den Tod; mit Entsetzen sahen die Feinde den Feueratem seines Mundes und den Blitz in seiner Hand. „Asathor streitet wider uns!" riefen sie und suchten im Gedränge Schutz. Dem Könige zu beiden Seiten stritten Meister Hildebrand und der getreue Eckart! Unter den Hufen ihrer Rosse ächzten die todwunden Feinde, und unter ihren Schwertstreichen sanken die Recken wie die Halme unter der Sichel. „Wo ist Sibich, der Schurke?" scholl Eckarts Stimme durch das Getümmel.

Der falsche Sibich hatte den Ruf vernommen, und ein Grauen ging durch seine Seele.

Da stürmte aus Ermenrichs Reihen der gewaltige Starkher vor, richtete seinen Speer wider Meister Hildebrand und warf den alten Recken mit mächtigem Stoße aus dem Sattel. Das sah Herr Dietrich und sprengte, den Eckesachs schwingend, heran und traf Starkhers Haupt mit solcher Wucht, daß Helm und Haupt wie weiches Wachs zerbarsten und der Recke tot vom Rosse stürzte.

„Habe Dank, Herr Dietrich!" rief Meister Hildebrand und schwang sich wieder in den Sattel.

Gleich einem grimmigen Wolfe wütete der ungestüme Wolfhart in den Reihen der Feinde. Nicht einer konnte vor ihm bestehen, und wenn unter seinen Schwerthieben ein Recke aus dem Sattel stürzte, so rief er mit lauter Stimme: „Alphart! ich grüße dich!" und richtete seine Augen gen Walhall empor.

Nicht fern von ihm kämpfte Dietleib von Steierland, der kühne Rufer im Streite. Wie ein Adler flog er auf seinem Streithengste über Leichen dahin und rief: „Seht! wie die Geier und Raben in Scharen heranfliegen! Sie wittern reiche Atzung; drauf! meine wackern Steierer! Laßt uns für ihre Mahlzeit sorgen!"

Wie pfiffen die Klingen! Wie klangen unter den Schlägen die Eisenschilde!

„O, Iffung, mein wackerer Spielmann, hörte doch dein Ohr diese Wonnemusik!" rief der furchtbare Wildeber und trieb die Feinde in Haufen vor sich her.

Schon vor Tagesanbruch hatte Helferich mit zwanzigtausend Recken das Lager geräumt und stand nun, da der Kampf lichterloh brannte, plötzlich hinter Wittichs Heerschar. Ein Schrei des Schreckens durchhallte die Lüfte; aber der gewaltige Sohn Wielands verzagte nicht. Mit der Hälfte seiner Mannen warf er sich Helferich entgegen und drängte ihn zurück, wandte sich dann rasch wieder gegen Dietleib und Wolfhart und befeuerte mit lautem Zuruf den Mut seiner Recken.

So wütete auf dem weiten Gefilde stundenlang die schreckliche Schlacht.

Viele tausend Recken und Mannen lagen tot in der Heide und ringsumher auf dem weiten Gefilde verstreut Helme und Schilde, Speere und Schwerter und — von Raben und Geiern umschwärmt — tote Rosse, abgehauene Gliedmaßen — ein Bild voll Schrecken und Grauen. —

Überall drangen die Berner siegreich vor; die Hunnen aber vermochten gegen Heime nichts auszurichten. Ja, der verwegene Sohn des Studas spornte den Rispe und sprengte, alles niederschlagend, mitten in die Feinde hinein, hieb dem edeln Nudung die Fahnenstange aus den Händen und spaltete mit einem zweiten Schlage dem tapfern Recken das Haupt.

Da ging ein Geschrei durch das Hunnenheer, und als der edle Markgraf Rüdeger den Tod seines Sohnes erfuhr, überwältigte ihn der Schmerz, und sein Haupt sank wie betäubt auf den Hals seines Rosses. Rasch aber raffte er sich wieder auf, hob das Schwert und rief: „Rache für Nudung! Nun wehe dir, Heime, du wütender Würger!"

Hinter ihrem Feldherrn drangen die Hunnen tapfer vorwärts, und Heime mußte weichen. Zu Ermenrich sprengte er heran und rief: „Wir sind besiegt! Mit Markgraf Rüdeger und den Bernern streiten die hohen Asen. Rettet Euch in das Lager!" —

„Wie steht's um Wittich, den Herzog von Raben?" fragte der Kaiser.

Da antwortete ein blutbespritzter Recke: „Wittich treibt das Heer Helferichs, das ihn im Rücken angriff, weit in das offene Gefilde; von ihm ist jetzund keine Hilfe zu erwarten."

Da wandte der Kaiser sein Roß dem Lager zu. In dem Augenblick aber rief Heime: „Seht da! Der alte Ägir sendet uns rettende Wolken!"

Aller Augen wandten sich nach der Richtung, und siehe: aus dem Meere stieg ein dichter Nebel; der schwebte gleich einem dunkeln Gewölk heran und hüllte alles in seine bergenden Schleier. Da verstummte das Kampfgetümmel; Recken und Mannen lagerten sich, ein jeder dort, wo er gerade hielt — so wurde das Heer des Kaisers vor der Vernichtung bewahrt.

Jung Diethers und der Söhne Etzels Tod

Allgemach verzog sich der Nebel, und Wittich stieg zu Roß und ritt langsam über die Heide, um nach den Feinden auszuspähen. Da erblickte er in geringer Entfernung drei blutjunge Ritter in schimmernden Streitgewändern. Zwei ritten auf herrlichen Rappen, der dritte auf einem edeln Goldfuchs, und auf dem Schilde des letztern erblickte Wittich als Wappenzeichen den lampartischen Löwen.

Die jungen Recken stutzten bei seinem Anblick und hielten ihre Rosse an, — so standen sie, scharf ausspähend, einander gegenüber.

Und wer waren die drei jungen Recken? Elsans Pfleglinge Diether, Scharf und Ort waren es. Sie hatten den alten Helden so lange mit Bitten

bestürmt, bis er einwilligte, mit ihnen vor das Tor zu reiten. Da waren sie ihm entronnen und nach langer, banger Irrfahrt endlich auf die blutgetränkte Heide von Raben gekommen.

„Nun seht doch den grimmen Recken — wie finster er dasteht!" sagte Ort.

„Er sieht recht aus, als wollte er streiten," versetzte Scharf. „Wer mag es nur sein?"

Diether sagte nichts; er atmete beklommen; seine Rechte umklammerte zitternd den Schwertgriff, und Blitze schossen aus seinen Augen.

„Kennst du den Mann unter dem Schilde?" fragte Ort den zornbebenden Genossen.

„Wohl kenne ich ihn und hasse ihn bis in den Tod, denn es ist der treulose Wittich, Wielands Sohn!" versetzte Diether.

„Wittich, der gewaltige, der falsche Mann!" riefen Etzels Söhne staunend.

Da öffnete auch der grimme Recke den Mund und rief: „Sagt mir, junge Adler, gehört ihr zu Herrn Dietrichs Heer?"

„Ha, du kennst mich wohl, verräterischer Wittich!" antwortete Diether. „Hast mich wohl einst im Waffenspiel unterwiesen und zur Übung mit mir gestritten, — des schäme ich mich nun, denn du hast Ehre und Tugend um schnöden Gewinn verkauft! In die Erde solltest du kriechen vor Schimpf und Scham und Schuld!"

„Laß uns ihn angreifen!" rief Scharf, und mit Feuereifer spornten sie ihre Rosse und sprengten auf den ruhig haltenden Recken zu. Scharf begann den Kampf mit dem Schwerte; doch Wittich gedachte des Jünglings zu schonen und brauchte den Mimung nur zur Abwehr. Als Scharf ihm aber eine Wunde schlug, da faßte ihn der Zorn; er richtete sich empor und spaltete mit einem Streiche dem Sohne Etzels das Haupt. Lautlos stürzte der Jüngling aus dem Sattel und färbte mit seinem Blute die Blumen der Heide. Seine beiden Genossen schrieen laut auf vor Schmerz und Zorn und fielen mit Schwerthieben über den grimmen Recken her.

Wittich deckte sich mit dem Schilde und rief den verwegenen Jünglingen zu: „So euch das Leben lieb ist — lasset ab von mir und ziehet eures Weges, mich dauert eure blühende Jugend! Auch möchte ich den Vogt von Bern, in dessen Schutz ihr steht, nicht gern betrüben; drum weichet von hinnen, ihr wackern Knaben!"

„Wir sind keine Knaben mehr! Wehre dich, verruchter Mörder!" riefen die beiden und bedrängten ihn so hart, daß Wittich sich wohl oder übel wehren mußte. Ort fiel zuerst unter Mimungs Streichen, und als Diether ihn stürzen sah, sprang ihm vor Schreck und Schmerz Blut aus Mund und Augen. Aber er raffte sich auf, und der glühende Rachedurst verlieh ihm doppelte Kraft. Wittich merkte nun, daß ein tapferer junger Held ihm gegenüberstand, und er nahm den Kampf ernst und hieb mit voller Reckenstärke auf den Jüngling ein. Was half dem heldenmütigen Amelungensproß nun seine tapfere Gegenwehr! Der Mimung sauste herab und durchschnitt

ihm Achsel und Leib. „O, Dietrich! mein Bruder!“ rief Diether mit lauter Stimme, und dann verstummte sein Mund auf immerdar. —

Wittich kniete neben ihm nieder, küßte ihn und beklagte unter Tränen seinen Tod.

„O, hätten die Nornen es doch gefügt, daß ich an deiner Statt daläge, wie wohl wäre es mir, wie wohl!“ rief er aus Herzensgrund und mischte seine Tränen mit dem Blute des Jünglings.

Auf einmal vernahm er Hörnerklang, und er fuhr empor und rief: „Die Schlacht beginnt; nun gilt es kämpfen! Ruhet in Frieden, ihr armen Königskinder!“ —

Sibichs und Wittichs Ende

Über die Heide jagte Wittich dem Heere zu. Schon aus der Ferne sah er, daß die Schlacht verloren ging; denn schon hatten die Berner das kaiserliche Lager gewonnen, und die geschlagenen Haufen Ermenrichs jagten in wilder Flucht der Stadt zu, um hinter den Mauern Schutz zu suchen.

Ein Reitertrupp kam vom Schlachtfelde über die Heide daher. Wittich spähte scharf aus und erkannte den getreuen Eckart, der mit seinen Recken einen quer über das Roß gebundenen Mann vor sich hertrieb.

„Beim Hammer! das ist Sibich!“ rief Wittich zusammenschreckend. „Soll ich ihn aus den Händen seiner Peiniger befreien? — Nein! er hat tausendfachen Tod verdient, so möge er denn zur Hel fahren!“

„Hilfe! Wittich! Hilfe!“ schrie der arme Sibich mit lauter Stimme; aber ihm ward keine Antwort; mit gewaltigen Sätzen sprengte Schimming von dannen, und Eckart führte den Mörder der Harlungen zum Galgen. —

Hart vor den Toren von Raben erreichte Wittich die letzten seines Heeres. Dort kämpften Morung und Tuskan und Heime einen verzweifelten Kampf mit den siegreich vordringenden Feinden. Es galt, den Siegeslauf der Berner so lange zu bannen, bis der letzte Mann Ermenrichs die Stadt gewonnen. Das gelang; denn Mimung und Nagelring schlugen tiefe Todeswunden. Schritt für Schritt wichen die drei Recken zurück, und als das Tor frei geworden, jagten sie hindurch, und mit Donnergepolter schloß sich hinter ihnen die Pforte.

Da erscholl mit schmetterndem Schalle König Dietrichs Heerhorn, und der wilde Wolfhart, der an der Spitze gekämpft hatte, warf sein Roß herum und ritt mit seinen tapfern Mannen dem Schalle nach.

Über dem Purpurzelte des Kaisers flatterte nun Herrn Dietrichs Fahne; die Sieger bezogen das feindliche Lager und fanden allda reichen Vorrat an Speisen, Wein und Met. Das war allen willkommene Beute, und sie aßen und tranken und priesen die Götter für die Hilfe im Streite.

Auch König Dietrich labte sich mit seinen Recken an dem Wein des Kaisers. Doch fehlte es an der rechten Siegesfreude; denn teure Genossen

lagen tot auf der Walstatt. Wildeber und der heldenmütige Dietleib von Steierland waren gefallen, und um seinen Sohn Nudung trauerte der edle Markgraf Rüdeger.

Plötzlich rief eine Stimme: „Seht, da kommt der Recke Elsan! Er bringt wohl gute Kunde von Bern!"

Herr Dietrich fuhr empor; ihm ahnte Unheil.

„Wo sind deine Pfleglinge, die jungen Könige?" fragte er den ängstlich dreinschauenden alten Recken.

„Ich hoffte, sie hier zu finden, drum bin ich eilig hergeritten," antwortete Elsan mit klägslichem Tone.

„Unglückseliger!" rief Herr Dietrich flammenden Auges und zog sein Schwert. Da traten Meister Hildebrand und der edle Rüdeger zwischen die beiden, suchten den König zu beschwichtigen und befragten Elsan um die Knaben.

Der Recke erzählte, wie er auf ihre Bitten eingewilligt, mit ihnen vor das Tor zu reiten, und wie er sie dann nimmer wieder gesehen habe.

Und als er noch redete, kam auf schaumbedecktem Renner Helferich herangesaust und meldete: „Draußen auf der Heide liegen drei junge Recken erschlagen — nun senket die Siegesfahnen tief zur Erde, denn es sind die Königskinder!" —

Da ging ein Schrei des Schreckens durch die Schar; Herr Dietrich aber saß schon auf seinem Hengste und gebot Helferich, ihn zu den Erschlagenen zu führen. Alle Recken folgten, und da sich die Kunde weiter verbreitete, war bald das ganze Heer in Bewegung; der Siegesjubel hatte ein Ende.

Da lagen die Königssöhne voll Blut und Wunden in der Heide, und der König sprang vom Rosse, warf sich zu ihnen, küßte sie und beklagte laut ihren Tod. Schmerz und Ingrimm seiner Heldenseele waren so ohne Maßen groß, daß er gleich einem Rasenden sein Haar ausraufte, sich in die Augen schlug und ein Glied von einem Finger abbiß.

Meister Hildebrand und der edle Rüdeger suchten ihn zu beruhigen; aber da er die Wunden der toten Jünglinge untersuchte, rief er aus: „Die hat kein anderes Schwert geschlagen als Mimung — nun wehe dir, du unseliger Sohn des Schmiedes! Und säßest du droben in Walhall an Wodans Tisch, ich holte dich herunter! Und wenn du bis in die tiefste Tiefe der Hel flüchtetest, so wollte ich dich doch finden! Wehe dir, Wittich!"

„Wehe! Wehe dem Wittich!" riefen alle Recken und schlugen ingrimmig auf ihre Schilde.

„Da naht er — seht! da kommt Wittich! Die Nornen haben seinen Tod beschlossen!" rief schaudernd Meister Hildebrand.

Noch war das Wort nicht ausgesprochen, da saß schon Herr Dietrich im Sattel und sprengte mit hoch erhobenem Schwerte seinem Todfeinde entgegen. Wittich hielt regungslos auf dem Hügel und erwartete kampfbereit den König. Kein Wort sprachen die Recken; das Blut stockte ihnen in den Adern, und sie hielten den Atem an vor fieberhafter Erwartung.

Wittichs Ende

Auf zehn Schritte war Herr Dietrich an seinen Gegner herangekommen; da sah Wittich den Feueratem des Königs, und es übermannten ihn Schrecken und Furcht; er warf seinen Hengst herum und jagte wie ein gehetzter Hirsch über die Heide.

„Halt! Wittich! Halt!" schrie Herr Dietrich mit schrecklicher Stimme. „Bist du ein Held, so stehe mir!"

Aber Wittich hörte nicht auf den Ruf. Zu immer schnellerem Laufe trieb er den Schimming an, indem er ihm zurief: „Lauf, mein Schimming! rette mich! Duftendes Heu und Hafer und Linsen sollst du haben; drum eile! eile!" Und mit Windesschnelle flog der Hengst über die Heide, über den Sand; mit gleicher Schnelle aber folgte der Falke, denn Dietrich spornte das edle Tier bis aufs Blut. Wittich hörte ihn dicht hinter sich keuchen; hörte das Rauschen des Meeres und sah keinen Ausweg, — nun ging's über die Sandhügel — da wogte in der Tiefe das Meer, hinter ihm pfiff der Eckesachs — „vorwärts Schimming!" rief Wittich, und der Hengst setzte mit einem gewaltigen Sprunge in die Wogen; Roß und Reiter sanken in die hochaufrauschende Flut, und in wirbelnden Kreisen tanzte über ihnen die schäumende Woge. Bald aber tauchte Wittichs Haupt wieder empor, und Wachhilde, die Meerfrau, schwamm ihm entgegen, faßte seine Hand und zog den Sohn Wielands in grundlose Tiefen, — hinter ihnen sauste Dietrichs Speer, den zischend die Flut verschlang. —

Rückkehr zu Etzel

Langsam und gesenkten Hauptes kehrte Herr Dietrich von der Verfolgung Wittichs zurück.

„Schichtet die Scheiterhaufen!" befahl er.

Und als die Flammen emporloderten, sprengten die Hunnen mit kriegerischem Geheul um die brennenden Holzstöße, worauf die Leichen der jungen Königssöhne lagen, und schlugen sich Wunden, daß Blut ihre Gesichter bedeckte.

„Nun gen Bern!" rief der König, „und dann zurück ins Hunnenland! Dem Könige Etzel hab' ich mein Haupt verpfändet."

Meister Hildebrand mahnte seinen Herrn, den Kampf fortzusetzen und Ermenrichs Macht vollends zu vernichten; aber Herr Dietrich dachte nicht mehr an den Streit; seine Seele war müde, und er sehnte sich nach dem Tode. Das Heer verließ das ruhmreiche Schlachtfeld von Raben und zog nach Bern, wo der König seine Gäste bewirtete und dann beurlaubte. Darauf fuhr er an Rüdegers Seite mit seinen getreuen Gesellen in das Hunnenland zurück, um dem Könige Etzel sein Haupt zu Füßen zu legen. Als sie aber zur Königsburg kamen, eilte Markgraf Rüdeger zuerst zu seinem Herrn und brachte ihm die trauervolle Botschaft von dem Tode seiner Söhne. Mit

einem lauten Aufschrei sank Frau Helche zu Boden, und auch Etzel war so schwer getroffen, daß er lange kein Wort hervorbringen konnte.

„Man hole den Vogt von Bern, er muß sterben!" befahl der zürnende Herrscher.

Nun schilderte Rüdeger, wie alles gekommen, schilderte Dietrichs Schmerz, der auch seinen Bruder verloren und sein ganzes Land preisgegeben habe, um sein verpfändetes Haupt zum Opfer zu bringen, schilderte, wie er selbst in der Schlacht den einzigen Sohn verloren habe, und bat um Gnade für den Berner.

„Dein Sohn Nudung ist gefallen?" fragte die in Tränen aufgelöste Königin. „Armer Rüdeger! Arme Gotelind!" Und sie reichte dem Markgrafen die Hand und sprach: „Herr Dietrich ist unschuldig, die Nornen haben es also gefügt; ich verzeihe ihm von Herzen. Schenke ihm das Leben, Etzel, und laß ihn den Frieden unseres Hauses genießen!"

Da trat Herr Dietrich mit Frau Herrat herein, und ihnen folgte Meister Hildebrand. Frau Herrat kniete zu Füßen Helches nieder und küßte weinend ihre Hände, indes der Berner sich tief vor Etzel neigte und sprach: „Ich bringe dir mein Leben — so nimm es hin!"

Etzel sah ihn eine Weile an; dann aber reichte er ihm die Hand und sprach: „Ohnmächtig ist der Mensch wider den Willen der Götter. Ich biete dir den Frieden meines Hauses; bleibe bei mir, Herr Dietrich, und streite mit mir wider meine Feinde, die wieder frech ihre Häupter erheben!"

Dankbar nahm Dietrich das Gastgebot an und wohnte nun mit seinen Recken an Etzels Hofe. Bald darauf starb Frau Helche; der Schmerz um den Tod ihrer Söhne hatte ihr das Herz gebrochen.

Über Jahr und Tag hielt Kriemhild, Siegfrieds Wittib, ihren Einzug in die Etzelburg, und wir wissen, wie in dem Rachekampfe wider die Nibelungen Herr Dietrich alle seine Gesellen, bis auf Meister Hildebrand, verlor.

Heimkehr. Hildebrand und Hadubrand. Dietrichs Herrschaft und Ausgang

Es kam die Kunde ins Hunnenland, daß Kaiser Ermenrich nach qualvollen Leiden gestorben sei. Da machte sich Herr Dietrich mit seinem Weibe Herrat und mit Meister Hildebrand nebst einem Häuflein getreuer Recken auf den Weg ins Lampartenland.

In der Nähe von Garden ritt Meister Hildebrand voraus, um sein Weib und Kind zu begrüßen. Da kam ihm ein junger Recke auf schneeweißem Rosse entgegengesprengt, und an dem Wappenschilde mit den Wölfen erkannte der Meister in dem Recken seinen Sohn Hadubrand.

„Nun sei mir gegrüßt, mein Sohn Hadubrand!" rief er ihm freudig zu.

Aber der junge Recke antwortete: „Hadubrand heiße ich, doch dein Sohn bin ich mit nichten; der berühmte Meister Hildebrand ist mein Vater."

„Das ist wahrhaftig wahr, und ich bin der Meister Hildebrand; nimm diese Ringe zum Pfande!"

Er streifte die Ringe von seinen Armen; mit der Speerspitze nahm Hadubrand sie entgegen und sprach: „Nun zum Streite! An der Waffenführung will ich deine Worte prüfen!"

Mit ausgelegtem Speere griff er den Alten an und warf ihn aus dem Sattel. Darauf hieben sie mit den Schwertern aufeinander, und obgleich der Meister in große Not geriet, freute er sich doch der Kraft und Tüchtigkeit seines Sohnes. Nach heißem Kampfe lag er wehrlos am Boden, und Hadubrand rief: „Erhebe dich, Alter! einen wehrlosen Mann erschlage ich nicht! Komm in mein Haus, damit du Pflege deiner Wunden findest!"

So führte er seinen Vater in die Burg und geleitete ihn auf den Ehrenplatz im Saale. Frau Ute reichte dem Gaste den Wein; er trank und ließ einen Ring in den Becher fallen. Nun ward er erkannt, und Frau Ute hing an seinem Halse; Hadubrand aber klagte sich bitter an, daß er seinen eigenen Vater geschlagen.

„O, schweig mir doch, mein Sohn!" rief der alte Meister. „Dein Heldentum ist die höchste Lust meines Herzens!" —

Im Triumphe zog Herr Dietrich mit Frau Herrat durch sein Land. In Rom ließ er sich zum Kaiser krönen; denn nun war er Herr des ganzen Amelungenreiches. Seinen Wohnsitz nahm er zu Raben und herrschte viele, viele Jahre mit Ruhm und Weisheit und wahrhaft väterlicher Milde und Güte. In hohem Alter starb Meister Hildebrand, und ihm folgte bald die edle Königin Herrat, beide tiefbetrauert von Dietrich und seinem ganzen Volke.

Von all den trauten Gesellen aus goldenen Jugendtagen war keiner mehr übrig geblieben als — Heime. Als unbekannter Greis lebte er lange zu Raben, bis endlich der König seinen alten Waffenbruder erkannte und ihm die Hand zur Versöhnung reichte. Nun ritten die beiden alten Helden oft auf Rispe und Falke in den Wald und sprachen von alten Zeiten und den geliebten heimgegangenen Gesellen. Im Kampfe mit einem Riesen fand Heime ruhmvollen Tod, und Herr Dietrich rächte ihn und erschlug den Riesen. Das war seine letzte Waffentat. Einstmals badete er im Flusse, als plötzlich ein prächtiger Hirsch aus dem Walde kam, um am Strome seinen Durst zu stillen. Da sprang der alte König ans Ufer, warf sein Gewand über und rief nach seinem Rosse. Und siehe: ein rabenschwarzer Hengst kam herangesprengt; Herr Dietrich schwang sich auf des Tieres Rücken und jagte gleich dem Sturmwinde hinter dem Hirsche her. Die Knappen vermochten nicht, ihm zu folgen, und kein Menschenauge hat ihn je wieder gesehen; doch rühmen und preisen große Sänger seinen Ruhm bis auf den heutigen Tag, und das Volk erzählt, daß er als Hakelbärend mit Wodans wildem Heere in grausen Nächten speerschwingend durch die Lüfte jage. —

Beowulf

1. Pracht und Schrecken der Hirschburg

In uralten Zeiten geschah es, daß an einem Sommertage, da Wind und Wellen schliefen und die See spiegelblank war, ein schlummerndes Knäblein in einem glänzenden Schilde über das Meer gefahren kam und von dem Dänenvolke, an dessen Küste es landete, als ein Geschenk der Götter aufgenommen wurde. Der Knabe war Odins Sohn, und man nannte ihn Skiöld. In göttlicher Schönheit wuchs er auf; das Volk erwählte ihn zum Könige, und er ward ein Hort des Ruhmes und der Macht des Landes. Nach langer, ruhmvoller Herrschaft starb Skiöld, alt und lebenssatt, und sein Leichnam, prächtig gerüstet mit Helm und Brünne, Schild und Schwert, ward auf das beste Schiff des Landes gebracht und neben dem Mast auf weiche Teppiche gebettet. Dann ward das Schiff unter lauter Klage des Volkes vom Lande gestoßen, und steuerlos trieb es dahin auf den wilden Wogen des Meeres. Wo es gelandet, hat niemand erfahren bis auf den heutigen Tag.

Ein edler Sproß aus dem Geschlechte des göttlichen Skiöld war König Rudigar, ein tapferer Held, der auf kühnen Wikingerfahrten mit seinen schnellen Drachen die Meere durchkreuzt und Ruhm und Schätze ohne Maß erworben hatte. Auf einem Hügel unweit des Meeres erhob sich die Hirschburg, des Königs Palast, strahlend im Glanz des Goldes und weithin sichtbar den Schiffern auf pfadlosen Wellen. Darin saßen auf goldenem Throne König Rudigar und seine Gemahlin Waldiwa und teilten mit vollen Händen Gaben unter die Edeln des Volkes aus.

Groß und prächtig war der Metsaal in dem Palaste. An den getäfelten Wänden hing das glänzende Kriegsgewaffen der Männer, und die Helden saßen an vergoldeten Tischen und tranken aus kostbaren Bechern und Hörnern den Met, während ein sangeskundiger Spielmann die Saiten der Harfe erklingen ließ und in begeisterten Liedern König Rudigars und seiner Helden Waffentaten feierte. Kein Tag verging ohne ritterlich Turnier und

Zechgelage, und von nah und fern kam in Scharen das Volk, um den Glanz der Hirschburg mit Augen zu sehen.

Eines Morgens erscholl statt des gewohnten Gesanges lautes Jammergeschrei im Königspalaste. Überall sah man verstörte Gesichter, und auch aus dem Antlitz des Königs blickte banges Entsetzen. Unerhörtes hatte sich zugetragen: dreißig edle Männer waren nachts in der Burg erschlagen und fortgeschleppt worden. Wer die Untat begangen, wußte man nicht; doch führte die Spur in einen übel berufenen, wilden Bergwald, nahe am Meere. Mitten im dichten Gehölz, von wild zerrissenen Felsen und zackigen Klippen umgeben, lag dort in schwindelnder Tiefe ein unheimliches Gewässer. Mit Brausen und Tosen stürzten die wilden Waldströme in dasselbe hernieder. Wasserdrachen und allerlei greuliche Nixe tummelten sich in der Flut, klommen empor an den Felswänden, hockten auf den besonnten Klippennasen, rissen den Rachen weit auf und schnappten nacheinander, sprangen ins Wasser und wälzten sich darin herum in zornigem Kampfe.

Die Bewohner des Waldes flohen dieses Gewässer, und eher ließ sich der Hirsch am Uferrande von den Zähnen des Wolfes zerreißen, als daß er den Sprung in jene Tiefe wagte. Auch der Mensch fürchtete sich, diesen Wald zu betreten; denn es lebte die Sage im Volke, daß in der Tiefe des Wassers der furchtbare Riese Grendel wohne, der vorzeiten das Land durch gräßliche Mordtaten zu einem Wohnplatze des Jammers gemacht hatte. Lange hatte man nichts mehr von dem Unhold gehört, und fast war sein Name verschollen; nun aber ward es auf einmal schrecklich kund: Grendel lebte und begann von neuem sein Unwesen: er und kein anderer hatte die Helden in der Hirschburg erschlagen und in seine Wohnung geschleppt, die auf dem Grunde des Bergwassers stehen sollte. Schnell wie auf Flügeln des Windes verbreitete sich die Kunde von Grendels Mordwerk durch das Land, und alles Volk ward von Furcht und Entsetzen ergriffen.

In einer der folgenden Nächte kam er wieder. Die Wachen im Königspalaste waren verdoppelt worden, und unerschrockene Helden erwarteten ihn mit Schwert und Spieß und Schild. Die Tore der Burg öffneten sich vor seiner Berührung von selbst, und er trat ein und spähte nach Beute. Da stürzten die wackeren Mannen hervor und griffen ihn an mit scharfen Waffen. Allein der Unhold achtete weder Hieb noch Stich. Mit seinen Eisenkrallen schlug er die Feinde zu Boden und steckte sie in seine mächtige Tasche, die er weit geöffnet am Gürtel trug. Nicht einer kam mit dem Leben davon. Grendel schleppte sie alle in seine unterirdische Behausung. Allnächtlich verschwanden mehr von den Mannen des Königs; ganz machtlos war König Rudigar diesem schrecklichen Feinde gegenüber, und lange seufzte sein Land unter dem Banne des furchtbaren Grendel.

2. Beowulf

Um diese Zeit lebte im Lande der Goten Beowulf, ein Anverwandter des Königs Hugeleich, noch jung an Jahren, aber dessenungeachtet schon ein ruhmreicher Held, der Wunderwerke der Tapferkeit vor dem staunenden Volke vollbrachte. Einstmals unternahm er mit dem kühnen Breka eine Schwimmfahrt ins offene Meer; dem Sieger hatte der König eine goldene Kette gelobt. In voller Rüstung, das Schwert in der Faust, sprangen beide in den wilden Schwall der Wogen und schwammen in die schäumende See. Lange hielten sie sich beisammen; endlich aber wurden sie durch die stürmende Flut getrennt und hierhin und dorthin geschleudert. Breka kam in ruhiges Wasser, wo er die Nacht ohne Gefahr verbringen konnte; Beowulf aber war unter gräßliche Seeungetüme und Drachen geraten und mußte mit dem Schwerte um sein Leben kämpfen. Und ein Wunder war es, daß er dem Tode entrann; denn in Scharen fielen die Ungetüme über ihn her. Einige Mißgestalten streckten lange Fangarme aus, um ihn zu fassen und in die Tiefe zu ziehen, andere rissen den Rachen auf und schnappten nach ihm, und wieder andere suchten ihre spitzen Krallen in seinen Leib zu schlagen; aber wider jeden Angriff schützten ihn sein treffliches Panzerkleid und das Schwert, mit dem er die Ungeheuer erschlug und in bodenlose Tiefen versenkte. Die ganze Nacht hatte er im Kampfe verbracht, und als endlich der Tag graute, faßte er den größten der erschlagenen Seedrachen an der Flosse und schwamm mit ihm dem Strande zu. Heller und heller wurde es, und da die Sonne aus den Fluten stieg und mit goldenem Glanz Meer und Land überstrahlte, erblickte der kühne Schwimmer eine weite Strecke vor sich seinen Widerpart Breka und am Gestade, im Lichte der Morgensonne, den König Hugeleich und seine Genossen. Mit Macht streckte er die Glieder, um den andern zu überholen; aber ihn hinderte die Last des Seetieres, die er zu schleppen hatte, und Breka erreichte vor ihm das Ufer. Beowulf schleuderte seine Beute auf den Strand und rief: „Ich habe die Wette verloren; der da hat mich gehindert!“

Staunend betrachteten die Recken das tote Ungetüm, und König Hugeleich sprach: „Die Goldkette hat Breka gewonnen, und er soll sie erhalten; du aber, mein wackerer Beowulf, hast Größeres vollbracht; so nimm denn Nägling, mein bestes Schwert, und führe es in siegreichem Streite deinen Freunden zur Lust und deinen Feinden zum Leid!“

Schiffer brachten die Kunde von Grendels Untaten ins Land der Goten, und — als Beowulf davon hörte, beschloß er sogleich, übers Meer zu fahren und den Unhold im Kampfe zu bestehen. Mit vierzehn wackern Gesellen ging er zu Schiffe und steuerte über die wogende Salzflut gen Dänenland. Glücklich erreichten sie die Hafenbucht unfern der prächtig schimmernden Hirschburg, verankerten mit sicheren Ketten das Drachenschiff und stiegen ans

Land. Da kam ihnen auf hurtigem Rosse der Strandwart entgegen und fragte: woher und wohin? — Ihm antwortete Beowulf: „Wir sind Leute aus dem Lande der Goten und kommen als Freunde. Sage mir, ist jene glänzende Halle die Hirschburg, die sich dein König herrlich erbaut hat?"

„Ja; doch drinnen auf goldenem Throne sitzt seit Jahren die Sorge, ein unfroher Gast, und der Spielmann in der Burg heißt Kummer und sein Lied — Klage."

„Garstige Namen; ich aber bringe das Glück und die Freude. Auf, meine treuen Genossen, nun lasset uns eilen zur Königsburg!"

Stolz schritten sie den Hügel hinan, lehnten die Schilde an die Außenwand der Burg und ließen sich vor den König führen. Auf dem strahlenden Hochsitz thronte Rudigar mit seiner Gemahlin Waldiwa. Erstaunt schaute er auf die stolz hereintretenden gotischen Männer und befragte sie nach Namen und Herkunft.

Da trat einer vor und sprach: „Ich bin Beowulf, des Egdio Sohn und Vetter des Königs Hugeleich von Gotland, und diese hier sind meine treuen Waffengefährten."

„Beowulf!" rief der alte König freudig überrascht; „Beowulf, der ruhmreiche Sohn meines Freundes Egdio! Gesegnet der Tag, da meine Augen dich schauen! Und nun heiße ich dich samt deinen Gesellen willkommen in meiner Burg! Siehe, Waldiwa, meine Gemahlin, das ist der Held, dessen Ruhm die Skalden singen auf weitem Erdenrund! Auf! laß rüsten das Mahl! Stellet die Tische! Holet den Met, den besten! Die lieben Gäste sollen mir gastlich bewirtet werden!"

Da sprach Beowulf: „Nicht sind wir gefahren über die weite Salzflut, um bei reichen Gastgelagen zu schwelgen in König Rudigars Burg. Von meerbefahrenden Schiffern haben wir gehört, wie ein nächtlich schweifender Unhold dich schädigt an Gut und Blut schon Jahre hindurch; das trieb uns über die See; denn ich gedenke, den Riesen im Kampfe zu überwinden."

Solcher kühnen Rede freute sich König Rudigar, und bald saß er mit seinen Gästen und seinen besten Recken im festlich geschmückten Metsaal und schlürfte mit ihnen aus blinkenden Hörnern den schäumenden Trank. Und der Spielmann schlug die Saiten der Harfe und hub an den Sang von Beowulfs ruhmreichen Taten zu Wasser und zu Lande: wie er die feindlichen Heere geschlagen im Schwedenkampfe, die Drachen und Nixe des Meeres getilgt und nun erschienen sei, um aller Unholde Meister, den völkerverderbenden Grendel, zu bezwingen.

Das sang der Spielmann, und Dänen und Goten stimmten mit ein in das Lob; nur Hunfried nicht, ein stolzer dänischer Ritter; der blickte finster drein, und als das Lied geendet hatte, sprach er unmutig: „Mir ist kund geworden, daß einer den Beowulf im Schwimmen besiegt hat; ich glaube, der Mann hieß Breka, und wahrlich! auch unter uns sind Streiter, die nicht geringer sind an Mut und Heldenkraft wie der Gote."

„Wenn du so tapfer bist, warum hast du den Grendel nicht erschlagen, edler Hunfried?" fragte Beowulf.

„Auch du sollst ihn erst bestehen; drum rate ich dir, prahle nicht zu früh! Noch weißt du nicht, was es heißt, mit Grendel zu streiten."

„Morgen, hoffe ich, wird deine Zunge sich schämen, solche Worte gesprochen zu haben; denn heute nacht schon gedenke ich den Unhold zu erschlagen."

„Du gedachtest auch, den Breka zu besiegen; doch wer bekam die Goldkette aus König Hugeleichs Hand?"

„Schweig, Hunfried!" rief nun der König erzürnt. „Es gibt nur einen unter der Sonne, der stark genug ist, Grendel zu bestehen, und dieser heißt nicht Hunfried, sondern Beowulf."

Spät in der Nacht hatte das Gelage ein Ende, und die Helden begaben sich zur Ruhe. Beowulf legte Helm, Panzer und Schwert ab und sprach: „Der Riese erscheint unbewehrt, so geziemt es auch mir nicht, das Schwert zu gebrauchen und unter der Eisenhaube zu kämpfen. Mann gegen Mann und Kraft gegen Kraft! Im Ringkampf hoffe ich ihn zu bezwingen."

Das war wacker gesprochen; doch staunten die Goten nicht über die Heldenkühnheit ihres Führers: so und nicht anders mußte Beowulf handeln.

Bald war es still geworden in den weiten Hallen der Hirschburg; alles schlief, selbst die Torwächter hatten das Haupt auf die Brust geneigt und waren in Schlaf gesunken; gar reichlich war heut für jedermann der Met geflossen.

3. Grendel

Um Mitternacht kam vom Walde her eine riesige, schattenhafte Gestalt im nebelgrauen Mantel; es war Grendel, der Riese. Aus seinen Augen sprühten Feuerfunken. Das Wild des Waldes stob entsetzt aus der Äsung dem bergenden Dickicht zu, und die Hunde erhoben ein winselndes Geheul. Nach der Hirschburg nahm der Unhold seinen Weg. Noch schliefen die Wächter; die Eisenpforten taten sich auf, und er schritt in die Halle, wo die gotischen Recken schliefen. Da sah er reiche Beute, und nicht einen der ruhenden Mannen wollte er verschonen. Mit seinen langen Eisenkrallen packte er einen, erwürgte und verschlang ihn. Im Nu war es geschehen, und er trottete weiter und langte mit den Fängen nach Beowulf. Der Held fuhr auf und faßte die tastende Riesenhand mit so festem Griff, daß der Unhold einen Schmerzensschrei ausstieß und wider die Wand taumelte mit solcher Wucht, daß die Halle erbebte und Helme, Panzer und Schwerter, blanke Schilder und goldener Zierat mit tönendem Geklirr auf den Estrich niederstürzten. Beowulfs Gesellen sprangen empor und griffen zu den Waffen. Von allen Seiten fielen scharfe Hiebe; doch siehe! die Klingen bissen nicht an; Grendels Haut war durch Zauber vor jeder Verwundung gefeit. Immer

fester umklammerte Beowulf des Riesen Hand, und fürchterlich raste Grendel, um sich zu befreien. Aber der gewaltige Held gab nicht nach; er gebrauchte seine ganze Kraft, und — der Unhold entwich mit entsetzlichem Geheul; den Arm samt der Achsel aber ließ er in Beowulfs Hand zurück.

In der Burg war's lebendig geworden. Die dänischen Recken eilten herbei; König Rudigar nahte mit seiner Folgeschar, und alle schauten mit Grauen Beowulfs Siegesbeute: Hand, Arm und Achsel des furchtbaren Grendel.

Auf allen Wegen strömten die Scharen des Volks nach der Hirschburg, um die Siegesbeute anzustaunen, die für jedermann sichtbar über dem Tore aufgehängt war; auch wollte jeder den Helden schauen, der Grendel, den furchtbaren Unhold besiegt hatte. Beowulf zu Ehren wurden von den ritterlichen Dänen prächtige Kampfspiele aufgeführt, und König Rudigar warf mit vollen Händen Goldmünzen unter die froh bewegte Menge. Vor allem Volke umarmte der König den gewaltigen Helden und nannte ihn seinen lieben Sohn und Hort und Schirmer des Dänenreiches, und selbst Hunfried, der ihm gestern noch das Lob neidete und ihn mit kaltem Spott zu kränken gesucht hatte, trat herzu, überreichte ihm sein Schwert und sprach: „Nimm es hin, Beowulf! Es heißt Rausching und ist wohl wert, von deiner Heldenhand geführt zu werden."

Bald rief das Horn zum Mahle. König Rudigar begab sich mit den Helden in den festlich geschmückten Metsaal, wo köstliche Speisen und Getränke von hurtigen Mägdlein aufgetragen wurden, derweil in den Höfen und Vorhallen der Burg das Volk reichlich bewirtet wurde; heute war jedermann des Königs Gast, gleichviel, ob reich oder arm, und auch der Sänger fehlte nicht; er ließ die Saiten der Harfe erklingen und sang Beowulfs Ruhm und Preis, und alles Volk jauchzte dem Helden zu: es war ein Jubel, wie ihn noch kein Ohr vernommen im Lande der Dänen.

4. Das Meerweib

In der folgenden Nacht stieg aus den Sumpfgewässern im Grendelwald ein Weib, schrecklich anzuschauen. Ihre Haare waren wie gleißende Schlangen, und aus ihren Augen schossen Feuerflammen. Es war Grendels Mutter; sie nahm ihren Weg nach der Hirschburg, um ihren Sohn an seinen Feinden zu rächen. Ungehindert gelangte sie durch das Tor und trat in den Saal, wo die dänischen Helden schliefen.

Einer derselben erblickte sie und rief mit lauter Stimme die schlafenden Gefährten an. Da sprangen sie alle empor und griffen nach den Waffen. Von allen Seiten bedrängt, verlor das Riesenweib den Mut; sie ergriff den trefflichen Aschher, König Rudigars liebsten Kampfgenossen, stürzte zum Saale hinaus, haschte vom Tore den Arm ihres Sohnes und floh mit raschen Schritten dem Walde zu.

Jedermann war entsetzt ob diesem neuen Frevel, und der König wehklagte mit lauter Stimme über den Tod seines treuen, klugen Ratgebers und Streitgesellen Aschher.

Da sprach Beowulf: „Besser steht es einem Helden an, im Kampfe zu fallen, als seine Tage in Not und Jammer hinzubringen. Klage nicht, König Rudigar! Laß mein Roß satteln; ich will den Feind in seiner eigenen Behausung aufsuchen und mit ihm streiten."

„Deiner Kühnheit, mein Sohn Beowulf, kommt nichts gleich auf diesem Erdenrund!" rief der König bewundernd aus. „Auf, meine Edeln! wir alle wollen den Helden begleiten nach den schaurigen Sümpfen des Grendelwaldes!"

Bald saßen Goten und Dänen zu Rosse, und aus den Toren der Hirschburg sprengte der Troß dem fernen Walde zu. Schon aus der Ferne vernahmen sie dumpfes Brausen und Rauschen. Das waren die wilden Waldwasser, die sich mit Tosen in die schaurigen Moorsümpfe stürzten, in denen Grendel mit seiner Sippe hauste. Der Weg dorthin führte an jähen Abgründen vorüber, und als sie endlich ans Ziel gelangt waren, sahen sie mit Entsetzen Aschhers Haupt auf einer hochragenden Felsenklippe, und ob solchem Anblick entsank manchem der Mut. Brausen und Tosen ringsumher, und in den schäumenden Fluten tummelten sich greuliche Nixe, und Drachen kauerten auf den Felsenzacken und starrten mit funkelnden Augen den Reitern entgegen. Die Rosse bäumten sich und zitterten vor Furcht, und die Helden zauderten, dem gefährlichen Orte näher zu reiten. Beowulf allein empfand keine Furcht; er faßte seinen Speer, trat dicht an den Rand des Wassers, schlug und stach nach den wütigen Ungetümen, und es gelang ihm, eines davon zu erlegen und an das Ufer zu ziehen. Es war von ungeheurer Länge und hatte fußlange, spitze Krallen an den Füßen.

„Ich gedenke nun in die Tiefe zu fahren," sprach Beowulf. „Sollte ich nicht wiederkehren, so wirst du, König Rudigar, dich meiner Gesellen annehmen und sie, wenn es ihr Wille ist, heimsenden in unser Vaterland. Auch wirst du ihnen die Schätze, die ich von deiner und deiner Edlen Huld empfangen, mitgeben für Hugeleich, meinen Herrn und König, auf daß er erfahre, wie hoch ich geehrt worden bin von dir und deinem Volke und endlich im Kampfe mit Unholden einen nicht unrühmlichen Tod gefunden habe. Lebet wohl!"

Sprach's und sprang in voller Rüstung in die gähnende Tiefe, daß die Nixe erschreckt auseinander fuhren und das Wasser hoch aufrauschte und über ihm zusammenschlug.

„Verloren!" murmelten die nachschauenden Helden, „verloren, Held Beowulf!"

Doch den wackern Recken schützte seine treffliche Wehr. Mit dem Schwerte schlug er nach den langnasigen Ungeheuern und sank unversehrt bis auf den Grund des Wassers hinab. Da trat ihm die Riesin, Grendels Mutter,

Beowulfs Sieg über Grendel

entgegen, schüttelte zornig ihre Schlangenhaare, packte ihn an mit scharfen Krallen und zog ihn in eine prächtige Halle.

Beowulf hatte nicht Zeit, sich lange darin umzusehen, denn alsbald begann das Weib mit ihm den Kampf auf Leben und Tod. Der Held gedachte, sie mit dem Schwerte niederzuhauen, und führte gewaltige Schläge auf ihr Haupt; allein der Stahl biß nicht an; sie blieb unverletzt, packte den Gegner mit den Eisenkrallen und rang ihn mit übermenschlicher Kraft zu Boden; nun setzte sie ihm mit schwerer Wucht das Knie auf die Brust, drückte mit der Linken seinen Kopf auf den Boden und langte nach einem der Riesenschwerter. Mit hellem Zischen sauste die Waffe nieder auf seinen Hals; aber an dem eisernen Flechtwerk seiner Rüstung brach die Schärfe des Stahls; der Held blieb unversehrt; er raffte sich empor, entriß ihr das Schwert und streckte sie mit einem einzigen Hiebe tot zu Boden nieder. In dem Augenblick flackerte das Feuer auf dem Herde der Halle hell auf, und Beowulf erblickte Grendel, der da auf einer Matte ausgestreckt lag und ihn mit großen Augen anzustarren schien. Der Held trat herzu und schlug dem Unhold mit einem Schwertstreich den Kopf ab; doch die Gestalt blieb ohne Bewegung, und Beowulf erkannte nun, daß Grendel schon tot gewesen war, und er wunderte sich nicht wenig, als er sah, daß aus der Wunde, die er ihm geschlagen, viel Blut strömte, und das war von so großer Zauberkraft, daß sein Schwert davon bis auf das Heft zerschmolz, also daß er nur noch den Griff in der Hand behielt. Diesen und Grendels Haupt wollte er als Zeichen seines siegreichen Kampfes mitnehmen; die unermeßlichen Schätze, welche die Halle barg, würdigte er kaum eines Blickes.

5. Beowulfs Triumph und Heimfahrt

Stundenlang hatten seine treuen Gesellen seiner Wiederkehr geharrt. Schon war ihre Hoffnung, den geliebten Herrn noch einmal lebend wiederzusehen, schier geschwunden; schon erhob sich in den Reihen laute Klage um den Hingang des unvergleichlichen Helden; schon wollten sie die Rosse besteigen, um den Ort so furchtbarer Schrecken zu verlassen: da sahen sie, wie das blutgefärbte Wasser von unten her heftig bewegt ward und das Drachengetier unruhig hin und her schoß; auftauchte da zu aller Entsetzen Grendels schrecklich entstelltes Haupt, und schon wandten sich die minder Beherzten zur Flucht, als Beowulfs Helm sichtbar ward und seine Rechte mit dem Schwertgriff nach den Ungetümen schlug, die ihn verderbendrohend umringten. Unversehrt gewann der Held das rettende Ufer, und mit lautem Jubelgeschrei umringten ihn seine Gefährten. Groß und gewaltig stand er da und atmete mit Wohlbehagen die frischen Lüfte der Erde, legte dann Helm und Brünne ab und reinigte Haupt und Leib vom Schlamm der dunklen Gewässer.

Bald machte sich der Zug auf den Weg nach der Hirschburg. Auf einer hohen Stange ward Grendels Kopf von vier der Stärksten vorangetragen, und wohin sie kamen, da verbreiteten sie Schrecken und hinterher unermeßliche Freude. In dichten Scharen strömte das Volk dem Zuge nach, und die weiten Höfe und Räume der Königsburg hatten nicht Raum, die Überzahl der Menge zu fassen.

Beowulf ward wie ein Gott geehrt, und von allen Seiten wurden ihm die kostbarsten Geschenke dargebracht. König Rudigar verlieh ihm außer andern Kleinoden ein prachtvolles goldenes Banner, Helm, Brünne und Schwert und acht edle Rosse seines Stalles, darunter mit kostbarem Gezäume und Sattelzeug sein eigenes Schlachtroß, den schnellsten und herrlichsten Renner des Dänenlandes. Die Königin überreichte ihm zwei goldene Armspangen, ein golddurchwirktes Festgewand und einen aus lauter funkelnden Edelsteinen gefügten Halsreifen von unschätzbarem Werte. Auch seine Gefährten wurden reich beschenkt, und die rauschenden Festgelage in der Hirschburg wollten schier kein Ende nehmen.

Nach vielen Tagen der Lust und Freude rüsteten die Goten endlich zur Heimfahrt. Die reichen Geschenke wurden zu Schiff gebracht und dort sorglich geborgen. Schwer wurde dem Könige Rudigar der Abschied von Beowulf. Tränen rannen dem Alten in den Bart, und er sprach: „Mein Sohn Beowulf, es tut meinem Herzen leid, daß du mich nun verlassen willst für alle Zeiten. Meine alten, schlachtgewohnten Augen haben sich an deiner Heldengröße geweidet, und an den weisheitsvollen Worten deines Mundes hat sich mein gramgebeugter Geist wieder aufgerichtet wie die glutversengte Ähre nach einem erquickenden Regen. Ich vermag nicht, dich länger zu halten, da es dein fester Wille ist, von hinnen zu ziehen. Das bitte ich aber: bleibe mir in Freundschaft gewogen auch im fernen Lande und laß uns einander von Zeit zu Zeit durch Sendboten begrüßen. Zwar bin ich alt und darf nicht hoffen, noch lange auf der Männererde zu wandeln: bewahre, wenn ich nicht mehr bin, auch meinem Erben die Treue und sorge, daß Goten und Dänen in Treue verbunden bleiben bis in die fernsten Zeiten. Fahre wohl!“

Durch die dichtgescharte Volksmenge ritt Beowulf mit seinen Recken an den Hafen und ging zu Schiffe. Die Anker wurden gelichtet, der Drache erhob sein Haupt, und unter des Volkes lautem Zuruf schwamm das Schiff aufs offene Meer hinaus.

Die See war ruhig; freundlich lachte die Sonne vom blauen Himmel; ein mäßiger Fahrwind blies in die Segel, und so erreichten die Helden ohne Unfall den heimischen Strand. Wie staunten die Goten, als das Schiff anlegte und die prächtigen Dänenrosse ans Land geführt wurden! Und als nun gar all die goldenen und silbernen Kleinode entladen wurden und sich die Kunde von Beowulfs gewaltigen Taten verbreitete, war der Name des Helden bald in aller Mund, und sein Ruhm erscholl bis an die äußersten

Grenzen des Landes. König Hugeleich war stolz auf seinen herrlichen Vetter und bereitete ihm einen festlichen Empfang in seinem Palaste. Des freute sich Beowulf, und er überreichte der Königin das kostbare Halsband von Edelsteinen und eine Busenspange und sprach: „Aus dem Juwelenschrein der Dänenkönigin Waldiwa stammt der Schmuck, und er ist wohl wert, von dir, meine edle Herrin, getragen zu werden."

Dem Könige schenkte er vier der trefflichen Dänenrosse und ein Schlachtschwert, das er von Rudigar erhalten hatte, und Hugeleich war von der Herzensgüte und Heldengröße seines Vetters so beglückt, daß er ihm eine königliche Burg samt einem Teil seines Reiches als Eigentum übergab.

6. Beowulf als Schirmvogt und König

Nicht lange darauf fielen friesische Seefahrer in das Gotenland ein, raubten und plünderten und fuhren mit reicher Beute von dannen. König Hugeleich war so erbittert darüber, daß er dem Friesenkönige den Krieg ankündigte. Aber sein Heer war schlecht gerüstet; die Friesen dagegen waren ein gar tapferes, streitbares Volk, und als es zur Schlacht kam, wurden die Goten trotz Beowulfs gewaltigen Taten überwunden, und König Hugeleich selbst fiel in der Schlacht.

Nun wollte das Gotenvolk Beowulf zum Könige erheben, und Hugeleichs Gemahlin selbst bot ihm Thron und Reich an; er aber sprach: „Das sei fern von mir, mein Haupt mit der Gotenkrone zu schmücken, solange noch ein Sproß des edlen Hugeleich auf Erden wandelt! Dem Knaben Hartrat gebührt die Herrschaft, und weil sein Arm noch nicht stark genug ist, Schwert und Speer zu führen, so will ich seine rechte Hand sein und an seiner Statt die Marken des Landes schützen wider alle Feinde. Komm her zu mir, mein Sohn!"

Der Knabe trat herzu, und Beowulf hob ihn auf den Schild und rief: „Seht! ihr gotischen Völker! das ist euer König!"

Alles Volk jauchzte dem Knaben zu, und so war nun Hartrat König der Goten; der eigentliche Herrscher des Landes aber hieß Beowulf, und vor seinem Namen zitterten alle Feinde des Reiches. Wagte es einmal ein beutelüsterner Nachbar, über die Grenze zu dringen, so kam Beowulf mit einer Schar auserlesener Krieger wie der Sturmwind über ihn hergefahren, und vor ihm stoben die feindlichen Reihen auseinander wie die Lämmerherde vor dem grimmigen Wolfe. Bald herrschte Ruhe und Frieden in allen Grenzen des Reiches, und unter Beowulfs mächtigem Schutze konnte das Volk sicher wohnen und seine Habe mehren, ohne Furcht, daß die Frucht seiner Arbeit eine Beute des Feindes werden könnte.

Hartrat wuchs heran und ward ein schöner, kräftiger Jüngling, der sein Volk liebte und auch den Fremdling an seinem Hofe gastlich bewirtete. Einst

weilten schwedische Recken als Gäste in seiner Burg, und obwohl er milden, versöhnlichen Sinnes war, geriet er doch eines Tages mit ihnen in Streit; es kam zum Schwertkampf, und der junge König wurde in seinem eignen Hause erschlagen. Zwar mußte auch der Mörder die Bluttat mit dem Leben büßen; sein Bruder aber entfloh nach Schweden und ward nach seines Vaters Tode König dieses Landes.

Nun war Beowulf der nächste Erbe des gotischen Thrones, und er folgte dem Rufe des Volkes und setzte sich die Herrscherkrone auf das Heldenhaupt. Und wie er dastand im königlichen Schmucke, den Herrscherstab in der Hand, alle andern Recken weit überragend, da beugte sich jedermann in Bewunderung und Ehrfurcht vor dem gewaltigen Manne und gelobte ihm Gehorsam und Treue bis in den Tod. Er aber hob die Rechte zum Schwur empor und sprach: „Dir, mein Gotenvolk, gehört von dieser Stunde an mein Herz und meine Hand, mein ganzes Sinnen und Sorgen früh und spät, und solange mir die ewigen Götter das Leben schenken, will ich mit besten Kräften meines königlichen Amtes walten, meinem Volke zum Segen und unsern Feinden zum Leid!“

Und der Held hat sein Wort treu gehalten bis an den Tag seines Todes. Er war ein sorgender Vater und milder, doch gerechter Richter seines Landes, und nachdem der junge Schwedenkönig, der den Tod seines Bruders an dem Gotenvolke rächen wollte, mit dem größten Teil seiner Kriegsmacht von Beowulf vernichtet war, befiel Furcht und Schrecken die Völker an seinen Grenzen, und kein Feind wagte es fürderhin, wider die Goten das Schwert zu erheben, solange Beowulf lebte.

7. Beowulfs Kampf mit dem Drachen und Tod

Fünfzig Jahre hatte Beowulf das Herrscherzepter geführt, und fast ebensolange hatten des Krieges Werkzeuge unbenutzt in den Waffenkammern geruht. Schon war der König alt geworden und dachte nicht mehr an Kampf und Streit: da wurde zum Unheil des Landes ein Feind aus vierhundertjährigem Schlafe erweckt, der an Furchtbarkeit den schrecklichen Grendel noch übertraf; dieser Feind war ein geflügelter, feuriger Drache, der auf einem hohen Berge nahe am Meeresstrande in einer Höhle seine unermeßlichen Schätze hütete. In mehr als hundert Jahren hatte keines Menschen Fuß den Berg erstiegen; denn schroff und steil fiel er nach allen Seiten ab, und der einzige Pfad, welcher auf den Gipfel führte, war mit dornigem Gestrüpp aller Art überwachsen und schwer zu finden.

Da geschah es, daß ein ungetreuer Knecht, der von seinem Herrn aus dem Dienste verwiesen war, obdachlos im Lande umherirrte und auch an den Fuß des Drachenberges kam. Er bemerkte den Pfad und klomm mühsam darauf empor, bis er den Gipfel erreicht hatte. Da sah er zu seiner Ver-

wunderung eine offene Höhle, die von einem milden, rötlichen Lichte erleuchtet war. Das reizte seine Neugierde, und obwohl er vor Furcht zitterte, schlich er doch langsam und geräuschlos bis an den Eingang und stand starr vor Entsetzen: denn vor ihm auf allerlei goldenen und silbernen Geräten und strahlenden Kronen und Diademen lag ein ungeheurer Drache, aus dessen Nüstern Rauch wirbelte und Feuerflammen sprühten. Das Ungetüm schien fest zu schlafen, denn es regte sich nicht, und die Augen waren geschlossen. Da faßte der Knecht sich ein Herz, streckte die Hand aus, hob eine goldene Kanne vom Boden auf und schlich geräuschlos, wie er gekommen, von der gefährlichen Höhle wieder fort. Glücklich gelangte er bis an den Fuß des Berges, und da erst wagte er, seinen Raub näher zu betrachten. Es war gewiß ein köstliches Kleinod, denn in allen Farben des Regenbogens brachen sich die Sonnenstrahlen in dem Edelgestein des Deckels. Frohlockend ging er zu seinem Herrn und zeigte ihm den Schatz. Der erkannte sogleich den Wert desselben, und um diesen Preis vergab er dem Knechte seine Missetat und nahm ihn wieder in Dienst.

Als der Drache aus dem Schlafe erwachte, witterte er sogleich die Spur des Menschen, musterte seinen Hort und merkte den Verlust der Kanne. Da fuhr er zornig aus der Höhle, streckte sich hoch in die Luft empor, riß den Rachen auf, stieß gewaltige Feuergarben aus seinem Schlunde und erhob ein Donnergebrüll, daß Menschen und Tiere in weitem Umkreise erschraken und ein schützendes Obdach suchten. Aber da half kein Dach und Fach; der Drache kam von seinem Berge in das Land herniedergeflogen, entzündete mit seinem Feueratem Höfe und Dörfer und tötete jedes lebende Wesen, das er auf seinem Fluge traf. Weite Strecken des fruchtbaren Gotenlandes wurden so in kurzer Zeit verwüstet, und alltäglich fielen Menschen und Tiere dem Ungetüm zur Beute.

König Beowulf hörte seines geliebten Volkes Jammergeschrei, und trotz seines hohen Alters beschloß der unverzagte Held, sich dem Drachen zum Zweikampf zu stellen. Er ließ sich einen Schild von Eisen schmieden, groß genug, seine ganze Gestalt zu decken, legte seine beste Rüstung an und begab sich unter Führung des räuberischen Knechts, der alles Unheil über das Land gebracht hatte, mit elf seiner besten Streiter auf den Berg des Drachen. Als sie den Gipfel erstiegen hatten, rasteten sie ein wenig in einem Gebüsch und sahen in kurzer Entfernung die Höhle, aus deren Spalt ein Strom siedenden Wassers qualmend und zischend hervorschoß.

„Haltet euch hier im Versteck; ich will hingehen und das Ungetüm zum Kampfe aufrufen," sprach Beowulf. „Gelingt es mir nicht, es allein zu überwinden, so möget ihr mir zu Hilfe eilen. Und sollte ich fallen, so lebt alle wohl und grüßet mein Volk!"

Nach diesen Worten trat der herrliche Held, bewehrt mit Schwert und Schild, kühnen Mutes auf den freien Platz hinaus und rief mit lauter Stimme den schlafenden Feind an. Der Drache erhob sich, brüllte, peitschte

mit dem Schweife die Wände seiner Höhle und näherte sich, Rauch und Flammen aus den Nüstern blasend, mit offenem Rachen seinem Widersacher. Es war ein entsetzlicher Anblick, und den zuschauenden Recken sträubte sich das Haar vor Grauen. Als nun aber der gräßliche Lindwurm sich hoch aufrichtete und unter Feuerflammen und Donnergebrüll sich auf Beowulf stürzte, da befiel die Ritter so maßlose Furcht, daß ihrer zehn die Flucht ergriffen und nur einer, der edle Wigleif, seinem bedrängten Herrn zu Hilfe eilte. Als der Drache ihn erblickte, ließ er von dem Könige ab und wandte sich gegen Wigleif. Dieser erschrak und suchte sich mit seinem Schilde zu decken. Der Schild aber war von Holz; er entzündete sich und brannte hell auf. Mit Entsetzen schleuderte der Held ihn aus der Hand und flüchtete sich hinter den Schild seines Herrn, der bessere Deckung wider die heiße Lohe versprach.

Einen Augenblick ruhte der Kampf, und die Gegner maßen sich mit feindseligen Blicken. Beowulf war noch unversehrt, und er trachtete danach, dem Wurm das Schwert in die Weichen des Leibes stoßen zu können; denn auf dem Rücken war der Unhold ganz unverwundbar; kein noch so gewaltiger Schwerthieb drang durch den Schuppenpanzer.

Wiederum stürzte sich der Drache mit Gebrüll auf den König, packte mit den Zähnen die Erzringe an seinem Halse und zermalmte sie wie dürre Holzstäbe, und nun wäre der Held verloren gewesen, wenn nicht Wigleif geholfen hätte. Dieser hatte sich auf ein Knie niedergelassen und stieß nun mit aller Macht sein Schwert bis ans Heft dem Wurm in den Leib. Hoch auf schoß der wunde Drache und stieß ein betäubendes Schmerzgebrüll aus; aber er war noch nicht tödlich getroffen und wandte sich in rasender Wut noch einmal gegen Beowulf. Ein kräftiger Schwertstoß des Königs durchbohrte ihm von innen den Hals, so daß die Spitze am Nacken hervordrang; das Ungetüm brüllte noch einmal laut auf und stürzte dann leblos in den Sand.

Aber auch Beowulf hatte die Todeswunde empfangen. Der Zahn des Drachen war ihm in die Adern des Halses gedrungen und hatte sein Blut vergiftet. Er fühlte seine Kräfte schwinden, setzte sich auf den Körper des Drachen, stützte sich schwer auf den Schild und ließ sein Haupt auf die Brust sinken.

Wigleif erschrak, eilte nach der Quelle und holte im Helm frisches Wasser für seinen Herrn. Damit netzte er ihm Stirn und Lippen, und der todwunde König schlug die Augen auf und sprach: „Es geht zu Ende, mein treuer Wigleif; nur wenige Augenblicke noch habe ich zu leben. Doch ich sterbe gern, nun mein Land von der schrecklichen Plage befreit ist. Deiner Hilfe danke ich den Sieg über den Unhold. Du bist der Erbe meines Thrones, und ich scheide mit ruhigem Herzen, da ich weiß, daß du meinem Volke ein Vater und treuer Hort sein wirst. Auf! hole die Schätze des

Drachen aus der Höhle, auf daß meine Augen die letzte Siegesbeute schauen, die ich meinem Volke gewonnen!"

Wigleif eilte in die Höhle und trug eine unschätzbare Menge an Kleinoden herbei: herrliche Kronen und Diademe aus Gold und Edelgestein, Becher, Kannen, Spangen und Ringe, Helme, Schwerter und Brünnen, alles aus purem Golde. Mit Lächeln überblickte der König den Hort, und er reichte dem treuen Gesellen die Hand und sprach mit schwacher Stimme: „Alles für mein Volk, Wig-

Beowulfs Tod

leif, für mein Volk! Und nun noch eins, mein Sohn! Sieh — drüben jenes ragende Vorgebirge! Es ist der Walfischberg, und an seinem Fuße rauscht das Meer. Laß mir dort den Todeshügel schichten und pflanze auf mein Grab das goldene Königsbanner als einziges Denkmal. Lebe wohl!"

Das waren die letzten Worte des gewaltigen Beowulf; er war tot, und Wigleif bettete ihn auf den Schild, barg sein Haupt an des Helden Brust und weinte um ihn, wie ein Sohn um seinen Vater. Nun kamen auch die

ungetreuen Genossen zagend herbei und wollten den Toten beklagen. Da ergrimmte Wigleif im Zorne, und er sprang auf, zog sein Schwert und sprach: „Wage es einer von euch, diese heilige Stätte zu entweihen, und es ist der letzte Augenblick seines Lebens! Feiglinge seid ihr und nicht wert, meines erhabenen Königs Heldenantlitz zu schauen! Ich, der Erbe des großen Beowulf, verbanne euch aus dem Vaterlande, verbanne euch von Herd und Heimat und gebiete euch bei eurem Leben, noch in dieser Stunde den heiligen Boden zu verlassen! Für Verräter hat das Land des großen Beowulf keinen Raum. Weichet von hinnen, ehrlose Buben!"

Das war harte, aber gerechte Strafe für die feigen Gesellen, und sie zogen von dannen ohne Scheidegruß, ohne Trostwort aus Freundesmund, und ihre Namen nannte niemand mehr im Gotenlande.

Lautes Wehklagen erscholl im ganzen Lande um Beowulf, den edelsten und größten König, der je auf einem Hochsitz gethront. Von nah und fern begab sich das Volk auf die Wallfahrt, um den geliebten Herrn noch einmal von Angesicht zu sehen. Wigleif ließ den Hort des Drachen zur Schau ausstellen und fragte das versammelte Volk, ob die Schätze verteilt werden sollten.

„Das sei fern!" erwiderten einstimmig die edeln Goten. „Was unser König mit seinem Leben bezahlt hat, daran soll niemand eitle Freude haben. Der Hort, durch den so großes Leid über uns gekommen, werde versenkt im dunklen Schoße der Erde."

Solcher Rat gefiel dem edeln Wigleif, und er tat nach dem Willen des Volkes.

Auf dem Gipfel des Walfischberges stand, mit blanken Schilden und Brünnen herrlich geschmückt, der Scheiterhaufen, auf den die Leiche des toten Herrschers gehoben ward.

Edle Gotenfürsten traten mit brennenden Fackeln heran und entfachten die Flamme. Die Lohe schlug auf, Rauch wirbelte empor, und das Knistern und Zischen der Flamme wurde übertönt von der lauten Klage des Volkes. Beowulf war nicht mehr. Seine Asche wurde in einer goldenen Urne in die Erde gesenkt, und als das goldene Banner über der Gruft flatterte, ritten zwölf der edelsten gotischen Helden um den Hügel und sangen dem großen Könige das Totenlied. Sein dankbares Volk vergaß ihn nimmer, und wenn vorüberfahrende Schiffer das goldene Banner erblickten, so deuteten sie darauf hin und sprachen mit Ehrfurcht: „Dort ist Beowulfs Burg; unter dem Banner schläft der große Gotenkönig."

Mehr als tausend Jahre sind vergangen, seit Kaiser Karl der Große der Welt Gesetze gab. Er war der Christenheit oberster Schirmherr; seine starke Hand hatte die heidnischen Opferaltäre in Deutschland und den umliegenden Ländern zertrümmert, und in den fernsten Grenzen zitterten bei dem Klange seines Namens die heidnischen Priester und Fürsten vor Furcht. Kreuz und Schwert waren die Sinnbilder seines Herrschertums. Dem Kreuze überall zum Siege zu helfen, war jederzeit sein Schwert zum Kampfe wider die Ungläubigen bereit.

Und Großes gelang ihm in seinem tatenreichen Leben. In seinem ungeheuren Reiche herrschte nur ein Glaube: der christliche, und selbst über die Grenzen seines Reiches hinaus gewann das Christentum immer mehr Boden. Nur an der Südmark, im fernen, sonnigen Spanien, drohte ihm ernste Gefahr. Dort stand der mohammedanische Halbmond dem Kreuze feindselig gegenüber, und wenn der große Karl seine Augen dorthin richtete, senkten die Schatten der Trauer und Sorge sich auf sein Angesicht.

Da saß zu Saragossa der mohammedanische Häuptling Marsilio, dessen wilde Horden die benachbarten Christen unausgesetzt beunruhigten, ihre Gotteshäuser zerstörten und sie an Leib und Leben schädigten. —

Eines Tages kam die Kunde gen Aachen, wo Kaiser Karl hofhielt,

daß der Mohrenhäuptling Eigoland mit seinen schwarzen Scharen nach Spanien herübergekommen sei und im Bunde mit Marsilio wider die Christen wüte.

„Das soll blutig gerochen werden!" fuhr der Kaiser zornig empor und berief alsbald seine zwölf Paladine in den Palast, um Rats mit ihnen zu pflegen.

Es erschienen erprobte Helden, der streitbare Erzbischof Turpin an ihrer Spitze, und mit ihnen kamen auch die heldenmütigen Jünglinge Roland und Oliver. Roland war des Kaisers Schwestersohn und sein besonderer Liebling. Keiner tat es dem jungen Recken an Heldenmut zuvor, und sein Name war gefürchtet bei allen Feinden des Kaisers. Er führte ein Schwert, mit Namen Durendart, das in jedem Kampfe gesiegt hatte, und sein Horn Olifant hatte eine Stimme wie der Donner des Himmels — meilenweit konnte man den Ton vernehmen, wenn Roland mit Macht hineinblies. Sein teuerster Schatz aber war Auda, Olivers liebliche Schwester; nach kurzer Frist gedachte der Held das Mägdlein als sein Ehegemahl heimzuführen.

Aber die Nornen hatten es anders beschlossen. Der Mund des Kaisers verkündigte den Krieg wider die räuberischen Horden der Ungläubigen, und alle Paladine stimmten ihrem Herrn freudig zu, am lautesten Roland und Oliver, die blühenden Heldenjünglinge.

An der Spitze eines großen Heeres zog Kaiser Karl gen Süden. Schon war Eigoland mit seinen wilden Horden ins Frankenland eingefallen; als er aber in der Ferne die kaiserlichen Banner erblickte, sank ihm der Mut, und er wich über das Gebirge nach Spanien zurück und lagerte sich mit seinen Streitern am jenseitigen Ufer des Flusses Gerunde.

Dort wähnte er sich sicher; aber Kaiser Karl entdeckte eine Furt in dem Flusse, setzte mit seinem Heere über und rückte gegen das feindliche Lager vor. Im Nu verschwanden die Zelte der Mohren, und Eigoland entwich bis zu der Stadt Tortolose, hinter deren Mauern er die Feinde erwartete. Nicht lange brauchte er zu harren; Karl rückte heran, und die Feinde sahen mit Staunen den großen Kaiser, den Herrn des Abendlandes, wie er so stolz zu Rosse saß und sein langer weißer Bart im Winde wehte. Neben ihm ritt ein junger Recke, über dessen Haupt die fränkische Fahne flatterte. Und da sich das Heer der Stadt näherte, setzte der junge Recke sein Heerhorn an den Mund und blies einen Ton, davon die Mauern der Stadt schier erbebten.

„Das war Olifants Stimme!" riefen voll Entsetzen die heidnischen Krieger, und manchem entsank der Mut.

Ohne Verzug begannen die kühnen Franken den Sturm auf die Feste. Wohl kämpfte Eigoland mit seinen Mannen wie ein Held; aber die Übermacht der Franken war zu groß; sie sprengten die Tore, erklommen die Mauern und schlugen alles zu Boden, was sich ihnen feindselig entgegenstellte.

Mit einem Schlage war die Macht Eigolands gebrochen; er selbst entfloh mit einem Häuflein seiner Getreuen und kehrte nach Afrika zurück. Viele seiner gefangenen Krieger ließen sich taufen, die andern gingen in den Tod; denn den Ungläubigen gegenüber kannte der große Karl leider kein Erbarmen. —

2. König Marsilio

Nach kurzem Feldzuge lag der größte Teil Spaniens überwunden zu Karls Füßen. Nur einer der heidnischen Häuptlinge trotzte noch dem Kaiser, und das war der König Marsilio, der in der festen Stadt Saragossa saß. Einst mit Karl befreundet, hatte er sich später treulos erwiesen und sogar die Gesandten des Kaisers töten lassen. Nun zitterte er vor Karls Rache und berief die Weisen seiner Krone zur Beratung an seinen Hof.

Sie erschienen, hörten die Befürchtungen ihres Gebieters schweigend an und strichen sorgenvoll ihre langen weißen Bärte.

Endlich tat der schlaue Blancandrin seinen Mund auf und sprach: „Eigoland, der große Held, ist vor dem Zorne des Frankenkönigs über Land und Meer geflohen — wie wollten wir denn wider ihn bestehen? Ich höre, vor den Mauern Cordovas liegt er mit seinem Heere — wie lange wird's dauern, so steht er vor unsern Toren und wird so lange mit dem Schwerte daran schlagen, bis sie aufspringen; dann wehe uns allen!"

„Wehe uns!" murmelten auch die andern und zerrten an ihren Bärten.

„Und was ist dein Rat, Blancandrin?" fragte Marsilio trübe.

„Mein Rat ist: versöhne dich mit dem Franken und suche Frieden zu gewinnen!" antwortete der listenreiche Mann.

„Wird er mit einem Manne Frieden schließen, der seine Boten erschlagen ließ?" zweifelte Marsilio.

„Fluch der unseligen Tat!" rief Blancandrin wütend. „Nun wird das freventlich vergossene Blut jener Franken von uns gefordert!"

Da raufte König Marsilio verzweifelt seinen Bart und schlug sich vor die Stirne wie ein Rasender.

„Verzweifle nicht!" mahnte Blancandrin. „Noch sind wir nicht verloren. Das Herz dieser Franken ist leicht betört; denn bei aller ihrer Macht und Heldengröße sind sie arglos und leichtgläubig wie Kinder. Auch der große Karl wird sich durch feierliche Gelübde, Schmeicheleien und Geschenke täuschen lassen, des bin ich sicher."

„Ich nicht," versetzte trübselig der Häuptling.

„Versuchen wir es!" rief Blancandrin. „Wähle aus deinen Schatzkammern köstliche Kleinode und sende sie mit untertänigem Gruße dem König Karl gen Cordova. Biete ihm als Unterpfänder deiner Treue Geiseln aus den ersten Geschlechtern deines Landes und räume ihm das Recht ein,

deine Gauen so lange besetzt zu halten, bis alles, was er als Entgelt für den Frieden fordert, geleistet sein wird . . . ."

„Das ist zu viel! O, das ist zu viel!" rief Marsilio abwehrend, und die Räte stimmten ihm zu.

Mit feurigem Eifer aber erwiderte Blancandrin: „Zu viel ist das? Nun, so laßt uns die Maultiere satteln und in aller Stille Herd und Heimat verlassen, so haben wir doch das Leben gerettet! Denn auch das wird der Franke uns nehmen, wenn wir die kurze Gnadenfrist ungenützt verstreichen lassen."

Nach diesen Worten beugte Marsilio sein Haupt tief auf die Brust herab und versank in Sinnen. Regungslos wie Steinbilder saßen um ihn die Räte; kein Atemzug störte die Stille, bis endlich der König sich aufrichtete und sprach: „Blancandrin hat wahrlich recht; es muß nach seinem Rate geschehen. Sogleich schreibe ich an den Frankenkaiser, und ihr sollt meine Boten sein. Auf! rüstet euch zur Fahrt nach Cordova!"

Mit reichen Geschenken aus des Königs Schatzkammern zog Blancandrin mit seinen Genossen aus den Toren Saragossas. Sie sahen die Zinnen Cordovas im Sonnenlichte glänzen, und die Fahnen, die darüber wehten, verkündigten ihnen, daß Karl die Stadt bereits erobert habe. Darob seufzte Blancandrin tief und schwer, und seinen Begleitern entsank der Mut.

Kaiser Karl empfing die Boten Marsilios mit königlicher Würde und strenger Gebärde. Sie warfen sich vor ihm zu Boden und küßten den Staub zu seinen Füßen.

„Erhebt euch!" sagte er gebieterisch. „Es geziemet sich mit nichten, vor einem Menschen im Staube zu liegen, und wäre es der größte Herrscher dieses Erdenrundes. Solche Ehrerbietung gebührt Gott allein."

Sie standen auf, legten die Hand aufs Herz und neigten sich tief.

„Und nun eure Botschaft!" sagte der Kaiser kurz und blickte sie mit seinen großen blauen Augen strenge an.

„Herr," nahm Blancandrin mit Zittern und Zagen das Wort, „mein Gebieter, der König Marsilio von Saragossa, sendet dir freundschaftlichen Gruß und diese Gaben als Zeichen seiner liebevollen Gesinnung."

Auf einen Wink Blancandrins trugen Diener die Geschenke herbei und legten sie dem Kaiser zu Füßen.

Während die Paladine, insbesondere der goldlüsterne Ganelon, mit Bewunderung die köstlichen Schätze betrachteten, würdigte der Kaiser sie kaum eines Blickes; „weiter! weiter!" rief er dem Sprecher der Botschaft mahnend zu.

„Alles andere steht in diesem Briefe, den mein Gebieter dir sendet," sagte Blancandrin und überreichte dem Kaiser das Schreiben Marsilios.

Karl zerbrach das Siegel, entfaltete das Pergament und las ruhig und bedächtig den Brief. Darauf hob er die Augen und sprach zu Blancandrin:

„Morgen sollst du meine Antwort erhalten; nun verlaß mich mit deinen Gefährten!"

„Der Krieg ist zu Ende," wandte Karl sich darauf an seine Paladine. „Marsilio bietet mir Frieden und alles, was ich begehren mag. Da, mein Herr Erzbischof Turpin: lies das Schreiben des Häuptlings vor!"

Mit lauter Stimme las der Erzbischof den Brief des Häuptlings, und als er schwieg, fragte der Kaiser lächelnd: „Nun, was dünket euch, meine Freunde?"

„Traue nicht dem falschen Manne! gewiß sinnt er auf Betrug," erwiderte Jung Roland mit Eifer. Oliver stimmte ihm lebhaft zu, und auch Graf Walther und Erzbischof Turpin nickten Beifall. Nicht also Ganelon mit seinen Getreuen. Er sagte die dreisten Worte: „Held Roland ist rasch mit der Zunge — — — —"

„Und wahrlich auch rasch mit der Tat!" — rief Jung Roland zornig aufbrausend.

„Auch das," gab Ganelon zu, „wer wollte das bestreiten! Im Rate aber wiegt besonnene Prüfung schwerer, als das Flittergold rascher Rede, und Alter und Erfahrung sind die Träger der Weisheit."

Roland wollte stürmisch wider den klugen Mann auffahren; aber der Kaiser winkte ihm Schweigen, und Ganelon fuhr fort: „Mein Herr sende einen Boten an Marsilio, der ihm Herz und Nieren prüfe. Wird der Häuptling treu befunden, so möge er und sein Volk Frieden haben; denn mehr, als er bietet, könnten wir auch mit dem Schwerte kaum gewinnen."

Der Kaiser nickte schweigend.

„Ich bin derselben Meinung," sagte Herzog Naimes von Bayern.

Einer nach dem andern schloß sich dem Rate Ganelons an, und am Ende standen ihm nur noch Roland und Oliver entgegen.

„Nun wohl," entgegnete der Kaiser, „es geschehe nach eurem Rate! Auf, rüste dich, Ganelon, mit den Boten Marsilios gen Saragossa zu ziehen!" —

---

3. Wie Ganelon zum Verräter wird

Mit hohen Ehren ward Ganelon von Marsilio empfangen. Allein die Ehrenbezeugungen waren nur gleißender Schein; sie sollten dem Boten des Kaisers Auge und Herz blenden; denn der verschlagene Häuptling sagte sich: „Entweder läßt der Franke sich betrügen und hält mich für einen ehrlichen Mann, oder er wird selbst ein Betrüger seines Herrn, indem er mit mir gemeinsame Sache macht."

Auf den Rat Blancandrins führte Marsilio Ganelon durch seine Schatzkammern und zeigte ihm alles, was er an Kostbarkeiten besaß. Da sah er, wie die Augen des Franken begehrlich funkelten, und er warf die schlauen Worte hin: „Du siehst, es mangelt mir nicht an Schätzen, und ich sage

dir: wer willfährig ist, mir zu dienen, der findet hier, was sein Herz begehrt."

„Womit könnte ich dir dienen?" fragte der goldlüsterne Ganelon eifrig.

„Hm — hm," brummte Marsilio und schritt weiter. „Das Schönste und Kostbarste würde ich dir geben, wenn — — — —"

Er brach ab und betrachtete aufmerksam einen großen Edelstein, der herrlich im Sonnenschein blitzte.

„Wenn?" forschte Ganelon gespannt.

Der Häuptling aber antwortete nicht, sondern nahm ein Schwert vom Haken und hielt es dem Franken vor die Augen.

„Sahst du je eine solche Klinge?" fragte er. „Schau diesen Griff, dies Gehänge! Arabisches Gold! Indische Edelsteine!"

„Eine herrliche Waffe!" rief Ganelon und streckte die Hand danach aus.

Marsilio aber hielt sie fest und sprach: „Für Gold ist sie nicht feil, Herr, aber — — —"

„Aber?" forschte Ganelon mit glühenden Augen.

Da scholl Rossegewieher vom Hofe herein. Marsilio trat ans Fenster, schaute hinaus und rief: „Ha! meine edeln Andalusier! Sieh doch, Ganelon, die prächtigen Tiere!"

Vier schlanke andalusische Hengste jagten auf dem Hofe umher, einer prachtvoller und feuriger als der andere.

„Das sind wahrlich die herrlichsten Tiere, die ich je gesehen habe!" rief Ganelon bewundernd.

„Und sie gehören dir, wenn — — — —"

„Wenn?" drängte der Franke schier atemlos. „So künde mir doch endlich: was müßte ich tun, um diese Schätze zu gewinnen?"

„Nichts weiter, als mein Freund sein," erwiderte lächelnd der Häuptling.

„Mit Freuden, Marsilio! Hier, meine Hand!" rief Ganelon eifrig.

Der Heide zauderte.

„Mein Freund — weißt du auch, was das bedeutet?" fragte Marsilio, und seine schwarzen Augen funkelten den Franken an wie glühende Kohlen.

Bestürzt blickte Ganelon drein und sagte kein Wort.

„Weißt du, was das bedeutet?" fragte der Häuptling abermals.

„Ich glaube, es zu wissen," antwortete kleinlaut der Franke.

„So reiche mir deine Hand, und geschlossen sei der Bund! Von allen meinen Schätzen darfst du wählen, was dir gefällt, wenn du mich rettest aus der Hand meines Feindes. Ja, noch mehr: Du vereinigst dich mit mir, meine Widersacher ins Verderben zu stürzen — willst du das, edler Ganelon?"

„Ich will!" antwortete der Franke, und die beiden Verbündeten schüttelten sich die Hand.

Nun ward beschlossen: Marsilio sollte zum Schein alle Wünsche des

Kaisers erfüllen, und Ganelon wollte seinen Herrn bewegen, mit dem Hauptteil des Heeres in die Heimat zurückzukehren, wogegen Roland mit einem Häuflein Krieger in Spanien zurückbleiben und vernichtet werden sollte. „Denn Roland," so sprach der verräterische Ganelon, „ist die rechte Hand des Kaisers; fällt er, so kannst du ruhig und in Frieden walten."

Sie besiegelten den Bund, und reich beschenkt zog Ganelon von dannen.

---

4. Roncevall

Im Tale Roncevall verabschiedete sich Kaiser Karl von Roland und den Paladinen und zog mit dem größten Teil des Heeres der Heimat entgegen.

Aber die besten Helden waren bei Roland zurückgeblieben, und der junge Held sprach zu ihnen: „Lasset uns rasten in diesem Tale, meine Freunde, und abwarten, wie Marsilio seine Versprechungen erfüllen wird. Ist er falsch und sinnt auf unser Verderben, so mag unser Schicksal sich hier entscheiden; denn die steilen Felsen, die das Tal einhegen, sind gute Schutzmauern wider feindliche Überfälle."

Sie stiegen von den Rossen und errichteten Zelte, wurden aber jäh in der friedlichen Arbeit gestört; denn Graf Walther sprengte von der Warte herbei und rief: „Reißet die Zeltstangen nieder und rüstet euch zum Streite! Marsilio naht mit großer Heeresmacht!"

„Das ist Ganelons Werk!" rief Oliver. „Pfui! über den Verräter!"

Da kam ein anderer von der Spähe und meldete: „Zahllos, wie der Sand am Meere, ist das Heer des Feindes! Blase dein Horn, Roland, auf daß der Kaiser umkehre und uns zu Hilfe herbeieile!"

„Nur in der höchsten Not erhebt Olifant seine Stimme!" antwortete Jung Roland. „Auf, zu Rosse, ihr tapfern Degen! Wir wollen die Heiden würdig empfangen!"

„Ehe wir aufsitzen," nahm der streitbare Erzbischof Turpin das Wort, „lasset uns dem Herrn Ehre und Anbetung zollen, so werden unsere Waffen gesegnet sein!"

Da knieten die Paladine und alle Mannen zur Erde nieder und beteten, und der Erzbischof sprach über sie den Segen.

Mit heiligem Heldenmute sprangen sie darauf auf die Rosse und sprengten kampfesfreudig dem Feinde entgegen.

Da blitzten am Eingange des Tales die heidnischen Waffen im Sonnenglanze, und Margaris, der Feldherr, ordnete seine Scharen zum Streite.

Allen voran sprengte auf weißem Rosse Adalrot, ein Neffe des Königs Marsilio. Er hatte seinem Oheim das Haupt Rolands als Siegesbeute verheißen und brannte nun vor Begierde, mit dem ruhmreichsten Helden der Franken zu kämpfen.

„Machmet! Allah il Allah!" schrieen die Streiter Marsilios, und die Christen antworteten mit dem fränkischen Schlachtrufe: „Monjoie! Monjoie!" So stürmten die Heere wildgrimmig widereinander.

„Siehst du die Raben über deinem Haupte kreisen?" rief Adalrot Roland zu. „Sie wittern Atzung, und ich werde sie füttern mit deinem Fleische!"

„Wehe dir, Verwegener!" antwortete Roland zähneknirschend, und sein Schwert Durendart zuckte wie ein Blitz herab und traf des Jünglings Haupt, daß er lautlos in den Sand stürzte und nimmer wieder aufstand. Ihm folgte, von Olivers Speer durchrannt, sein tapferer Oheim Falsaron und diesem der Häuptling Corsablis, dem der gewaltige Erzbischof Turpin das Haupt spaltete.

Waffengetöse, wildes Geschrei und Rossegewieher erfüllte das ganze Tal; es war ein furchtbarer Kampf. Der Heiden waren zehn gegen einen, aber sie wurden geschlagen; Margaris selbst ward von Oliver schwer verwundet. Nur mit Mühe rettete er sein Leben, und mit dem Reste seiner Schar floh er aus dem Tale des Schreckens zu Marsilio, dem mit einer Heerschar frischer Streiter herangezogen kam.

„Was ist geschehen? Wo sind die andern — mein Neffe Adalrot und Corsablis und Falsaron und all die Tausende?" fragte Marsilio.

„Alle erschlagen!" antwortete der Feldherr und wischte sich das Blut aus dem Angesicht.

„Du lügst!" schrie Marsilio.

„Beim Barte des Propheten, ich sprach Wahrheit!" beteuerte Margaris.

„So ist alles verloren?" fragte der Häuptling düster.

„Vergönne uns nur ein wenig Rast, die Wunden zu kühlen, so kehren wir zum Kampfe zurück! Horch! schallt nicht Horngeschmetter von dort herüber? Gelobt sei Allah! das sind unsere Streiter! Ich sandte sie über das Gebirge, dem Feinde in den Rücken zu fallen, und nun sind sie zur Stelle."

„Vorwärts!" rief Marsilio; „wir wollen ihnen helfen, so ist kein Entrinnen für Roland!" —

Und „vorwärts!" rief im selben Augenblick auch Roland und sprengte mit seinem Häuflein todesmutig dem neuen Feinde entgegen. Abermals entbrannte der schreckliche Kampf. Es fielen die Paladine Eckerich und Herzog Sampson nebst vielen fränkischen Rittern und Mannen. Da schürte wildes Rachegefühl die Flammen des Zornes in den Herzen der Franken. Wie der heiße Wüstenwind Afrikas alles vor sich niederwirft und Tod und Schrecken um sich verbreitet, so wüteten Roland, Oliver, Turpin, Graf Walther und ihre tapfern Genossen. Die Feinde erlagen; nur wenige retteten sich durch die Flucht! —

Roland

5. Wie die Helden starben

Kaum war das Waffengetöse verklungen, kaum waren die todmüden Streiter von den Rossen gestiegen, um ein wenig zu rasten, als Marsilio und Margaris mit einer frischen Streitmacht in das Tal hereingesprengt kamen.

„Siehst du sie dort, Roland?" fragte Oliver den Freund. „Nun ist es aus mit uns! Wehe! wie wird meine Schwester um mich klagen!"

„Wir sterben den Heldentod, des wird sie stolz sein, denn auch sie ist vom Heldenstamme! Hervor nun, Olifant! Nun laß deine stärksten Töne erschallen!"

Er blies, daß die Berge wie vom Donner des Himmels widerhallten und die Heiden mit Grausen und Entsetzen erfüllt wurden.

„Monjoie! Monjoie!" riefen die Franken und stürmten todesmutig in den letzten Kampf. Ihnen entgegen sprengte die hundertfache Übermacht der Heiden, geführt von Marsilio selbst, an dessen Seite sein Sohn Jurfalu ritt.

„Sieh, Knabe, das ist Roland, der größte Held der Franken!" rief der Häuptling seinem Sohne zu.

„Ich will ihn erschlagen, auf daß ich herrlichen Ruhm gewinne!" erwiderte der Jüngling, und ehe sein Vater ihn zurückhalten konnte, jagte er davon, richtete seinen Speer auf Rolands Haupt und rief: „Ha! dich sendet mir Allah! gelobt sei er! Fahre dahin, du grimmiger Christenhund!"

Er schleuderte den Speer; aber an Rolands Schild prallte das Geschoß machtlos ab; mit einem gewaltigen Sprunge seines Hengstes stand Roland plötzlich vor dem verwegenen Jünglinge; Durendart pfiff durch die Luft, und wie vom Blitz getroffen sank Jurfalu tot aus dem Sattel.

Als Marsilio solches sah, schrie er laut auf und stürmte herbei, um seinen Sohn zu rächen. Zwischen den beiden Gewaltigen entbrannte ein heißes Ringen. Der Häuptling kannte die Kampfesweise der Franken und wußte sich lange vor Durendarts Streichen zu schirmen. Auch er teilte scharfe Hiebe aus; aber Roland schüttelte sie wie Hagelkörner ab und erwiderte sie mit doppelter Wucht. Plötzlich stieß Marsilio einen wilden Schmerzensschrei aus: seine rechte Hand war abgehauen und fiel mit dem Schwerte zu Boden.

„Das war die Hand, welche Ganelon mit Gold bestach, die Hand, welche meinem Herrn falsche Eide schwur! Sie ist dahin, und nun empfange das falsche Herz seinen Lohn!" rief Roland mit furchtbarem Zorne.

Der Häuptling aber wartete den Todesschlag nicht ab; mit der Linken riß er sein Roß herum und spornte es blutig, so daß es wie ein Pfeil dahin schoß. Roland jagte ihm nach, jagte mitten in die Scharen der Feinde hinein und schlug alles, was ihm die Bahn sperrte, zu Boden: den König aber erwischte er nicht. Mit unwiderstehlichem Heldenmute schlug er

sich aus den Feinden heraus, um zu den Seinen, die in großer Bedrängnis waren, zurückzukehren. Da sah er, wie Graf Walther, der alle seine Mannen verloren hatte, von zehn Speeren zugleich durchbohrt, zusammenbrach, und schmerzbewegt rief er aus: „O wehe! wehe! Der besten einer ist nun gefallen! Fahre wohl, mein treuer Kampfgenoß!"

Im heißesten Kampfe sah er seinen geliebten Oliver stehen. Auch er hatte seine Mannen verloren, und die Feinde umringten ihn wie bissige Hunde den verwundeten Bären. Der feindliche Feldherr Margaris hob seinen Speer und schleuderte ihn hinterrücks auf Oliver. Er traf; in dem Augenblick aber erhielt Margaris einen Schwerthieb über den Kopf, daß er vom Rosse stürzte und zertreten wurde.

„Das für den Meuchelmord, Elender!" schrie Roland, und bei dem Klange seiner Stimme erschraken die Feinde, ließen ab von Oliver und wandten sich zur Flucht.

Roland führte den todwunden Freund aus dem Getümmel des Kampfes, und mit matter Stimme keuchte Oliver: „Mit mir ist's aus, mein Bruder! Hilf mir vom Rosse und laß mich unter dem Baume dort ein wenig ruhen; ich bin todmüde."

Roland bettete den geliebten Freund auf das weiche Moos, küßte seine schlummermüden Augen und sprach zu ihm: „Schlaf' eine Weile! Ich aber muß eilen, denn Held Turpin ist in großer Not!"

Wildgrimmig jagte er über das leichenbesäte Feld und suchte mit dem Schwerte sich Bahn zu brechen durch die Scharen der Feinde, um den Erzbischof Turpin zu retten, der — ganz mit Blut und Wunden bedeckt, mitten unter den Feinden stand und mit hehrem Heldenmute um sein Leben kämpfte.

Aber Roland vermochte nicht, bis zu ihm hindurchzudringen; ein Wald von Speeren umstarrte ihn; von allen Seiten schlugen und stachen die grimmen Feinde auf ihn ein. Da — in der höchsten Not, riß er das Horn Olifant empor und stieß mit voller Kraft hinein. Da stockte der Kampf; das Waffengetöse schwieg; starr vor Grauen und Entsetzen standen die Feinde und atmeten erst wieder auf, als der Donner des Tones in der Ferne verhallte.

Die Stimme Olifants weckte Olivers Heldenseele aus der Betäubung. Verstört fuhr der todwunde Mann empor, stieg mit Mühe auf sein Schlachtroß und sprengte dem Kampfplatze zu. Dort hatte der Streit wieder begonnen, und Oliver, dessen Augen schon der Schatten des Todes verschleierte, hieb um sich, ohne zu sehen, auf wessen Haupt er traf. Bei seinem Anblick entsetzten sich die Feinde und wichen weit vor ihm zurück. So gelangte er zu Roland und versetzte dem Freunde einen wuchtigen Schlag auf das Haupt.

„Halt, Oliver, du erschlägst deinen besten Freund!" rief Roland ihm zu.

„Du bist es, Roland?" sprach der Held erschrocken und fuhr sich mit der Hand über die Augen. „Wehe! was hab' ich getan! Vergib mir, ich

kann nicht mehr sehen! Das sind die Schatten des Todes! Fahre wohl, Roland! und bringe dem Kaiser und meiner Schwester Auda Grüße!"

Und als er das gesagt hatte, stürzte er tot vom Rosse in den Sand.

„Fahre wohl! Oliver! fahr wohl!" sprach Roland, in tiefster Seele bewegt, und starrte mit feuchten Augen auf den toten Freund nieder. Dann aber fuhr er mit wildem Grimme empor, stürmte auf die Feinde und rief mit seiner Löwenstimme: „Rache! Rache für Oliver!"

„Rache für Oliver!" antwortete mitten aus dem Getümmel eine mächtige Stimme.

„Das war der Erzbischof Turpin," sagte Roland, und siehe: dort kämpfte, blutbedeckt, der gewaltige Held gegen tausend Feinde. Roland wollte ihm zu Hilfe eilen; aber von vielen Speeren getroffen, stürzte sein Roß; er selbst ward schwer verwundet und seine Kraft erlahmte. Da stieß er noch einmal ins Horn mit solcher Kraft, daß die Adern seines Halses zersprangen.

Und horch! von Norden her antworteten fränkische Heerhörner, — die Heiden standen schreckerstarrt.

„Kaiser Karl naht!" schrieen sie angstbleich und ergriffen die Flucht. Bald standen Roland und Turpin allein auf dem Schlachtfelde wie Adler unter Leichen. Mit schwankenden Schritten nahten sie einander und reichten sich die Hände.

„Wir sind allein übrig geblieben," sagte Roland mit trübem Lächeln. „Siehe, dort ruht Oliver, der edle, treue Geselle! Wehe! daß er so früh dahinfahren mußte!"

„Heil ihm!" erwiderte der Erzbischof. „Wen Gott lieb hat, den ruft er frühe von hinnen. Auch wir folgen bald; ich fühle, wie es mit mir zu Ende geht. Gott segne unsern geliebten Kaiser Karl!"

Nach diesen Worten sank der gewaltige Mann neben Olivers Leiche zu Boden und hauchte seine Heldenseele aus.

Tief erschüttert blickte der todwunde Roland auf die beiden nieder. „O, ihr Großen!" rief er aus, „wie seid ihr doch nun so still und stumm! Droben begrüßt ihr euch wohl wieder mit unserm alten Schlachtruf ‚Monjoie!', und alle Not und Qual ist vergessen! Ich folge bald; wir sehen uns wieder! Schlafet in Frieden!"

Mit schweren Füßen wankte er dem Ausgange des Tales zu, um nach den Fahnen des Kaisers auszuspähen. An einem Felsen sank er nieder und stützte das müde Haupt auf den Stein. Da kam ein verwundeter Heide heran, um ihm den Dolch ins Herz zu bohren. Schon zuckte er die Waffe zum Stoße, als der Held die Augen aufschlug und ihn erblickte. Verstört schaute er ihm einen Augenblick ins Angesicht; dann hob er sein Heerhorn und traf den Schleicher so wuchtig auf den Schädel, daß Horn und Haupt zerschmettert wurden.

„Das war deine letzte Tat, mein teurer Olifant!" sagte Roland mit

Seufzen und blickte trübe auf die Goldscherben und Edelsteine herab. „Fahre wohl, mein guter Olifant! Und nun du, mein Durendart, und dann ich, so sind wir alle dahin! Siehe, wie die weißen Sommerwolken so still gen Norden ziehen! Sie fahren nach unserer Heimat und werden auch wohl von den Augen unserer Lieben gesehen, — o, ihr lichten Himmelsschiffer, grüßet mir Auda, die geliebte Maid, und beschirmt ihr süßes Antlitz vor den heißen Strahlen der Sonne! — Karl kommt noch nicht; vielleicht ist er noch meilenfern, und mit der Nacht nahen die gierigen Wölfe des Schlachtfeldes, diese schwarzäugigen Tiere Afrikas, um uns zu berauben und unsere Leiber zu schänden! Du, mein gutes Schwert, aber sollst nicht von einer schmutzigen Heidenfaust besudelt werden; du stirbst mit mir, wie du mir treu gedient hast im Leben. Habe Dank dafür, mein Durendart!" sagte er und küßte die Klinge. Dann spannte er seine Kräfte und schlug mit der Klinge auf den Marmorfelsen, um sie zu zerschmettern. Das Schwert gab einen hellen Klang; Funken schlug es aus dem Stein, aber es zersprang nicht.

„Hei! wie bist du noch so stark, mein gutes Schwert!" rief der Held schier freudig und blickte zärtlich auf die blanke Klinge. „Wäre ich so frisch wie du, mein Durendart — dann über Berg und Tal in die Heimat, in das Glück! — Es kann nicht sein — drum sollst du werden wie ich!"

Und abermals schlug er auf den Felsen, daß Stücke aus dem Stein sprangen, — Durendart aber blieb unversehrt.

„Nun erweisest du dich zum erstenmal treulos, mein gutes Schwert," klagte der Held, umklammerte mit beiden Händen den Griff und schlug mit seiner letzten Kraft auf den Marmor, daß er mittendurch zersprang, — das Schwert aber war heil wie zuvor.

Mit erlöschendem Blick weilte Rolands Auge auf der edeln Klinge; schwer und tief senkte sich sein Haupt. „Mein Kaiser!" murmelten seine bleichen Lippen; dann erklang ein Schrei aus seinem Munde, wie der Todesschrei des sterbenden Adlers, und seine Heldenseele war entflohen.

---

6. Die Rache

Kaiser Karl, obwohl noch weit von dem Tale Roncevall entfernt, hatte die Stimme Olifants vernommen, und so schnell die Rosse laufen konnten, kehrte er mit dem ganzen Heere zurück. Welch ein schrecklicher Anblick bot sich seinen Augen, als er in das Tal des Todes einritt! Verstümmelte Leichen überall; Franken und Araber, Mannen und Rosse in wüstem Durcheinander, und über den Leichen flogen krächzend die Raben.

Mit Grausen standen die Franken vor dem gräßlichen Bilde, bis endlich der Kaiser aus der Erstarrung emporfuhr und befahl, unter den Toten seine

Paladine zu suchen. Die Mannen zerstreuten sich über das ganze Tal, und bald hörte man die Rufe:

„Hier liegt Graf Walther!“

„Hier Oliver!“

„Hier der Erzbischof Turpin!“

Und zuletzt kündete eine Stimme: „Roland liegt hier! Er ist tot!“

Da erhoben die Franken ein lautes Wehklagen, und Kaiser Karl stieg neben Rolands Leiche vom Pferde, kniete zur Erde nieder, nahm das blasse Haupt des geliebten Neffen in seine Arme und weinte bitterlich. Um ihn stand trauernd das ganze Heer; einer aber krümmte sich in den Folterqualen heißer Gewissensangst, und das war Ganelon der Verräter.

„Legt ihn in Ketten!“ befahl der Kaiser mit furchtbarer Stimme. „Zu Aachen soll er gerichtet werden.“

Die Grafen Otto und Gebwin samt tausend Mannen wurden zu Hütern des Totentales gesetzt, während der Kaiser mit dem größten Teil des Heeres gen Saragossa zog, um Marsilio zu züchtigen. Am Ebro stieß er unerwartet auf eine feindliche Streitmacht. Der Kalif von Babylon, der berühmte Baligant, war auf Marsilios Ruf gekommen, wider die Christen zu streiten. Zwei Tage währte die heiße Schlacht: Baligants Heer wurde fast ganz vernichtet; er selbst fiel, und auch Marsilio fand auf der Flucht seinen Tod.

Nun lag ganz Spanien dem Kaiser wehrlos zu Füßen. Viel Volks ließ sich taufen; die Häuptlinge schwuren dem Kaiser den Lehnseid und gaben dem heimkehrenden Frankenheere das Geleite bis an die Landesgrenze; dann kehrten sie wieder um. Der Kaiser ließ die Leichen der im Tale Roncevall gefallenen Helden mitführen: in der heiligen Erde der Heimat sollten sie ihre Ruhestätte finden.

Nach kurzer Rast zu Paris zog Karl nach seiner geliebten Stadt Aachen; dort sollte über den Verräter Ganelon Gericht gehalten werden. Da dieser hartnäckig seine Schuld leugnete, sollte das Gottesurteil entscheiden. Ganelon selbst war so schwach geworden, daß er das Schwert nicht zu führen vermochte. Für ihn trat sein Freund Pinabel, ein riesenstarker Recke, in die Schranken, und diesem stellte sich der kleine, aber tapfere Gottfried von Anjou entgegen. Pinabel unterlag, und nun galt die Schuld Ganelons für erwiesen. Er selbst gab das Spiel verloren und bekannte alles.

„Der Verräter Ganelon soll von Pferden zerrissen werden!“ lautete der Spruch des Gerichts, und also geschah es. —

Die schöne Auda, Olivers Schwester und Rolands Braut, starb bald darauf vor Gram und Herzeleid. Das Gedächtnis der Helden aber ist im deutschen Volke erhalten geblieben bis auf den heutigen Tag.

Parzival

1. Parzivals Jugend

Gamuret hieß ein Prinz von Anjou. Der hatte von seinen Vätern keine Krone geerbt, drum machte er sich auf und zog in die weite Welt, um mit seinem guten Schwerte ein Königreich zu gewinnen. Nach manchen Abenteuern kam er gen Bagdad, kämpfte ruhmvoll unter den Fahnen des Kalifen wider dessen Feinde und gewann die junge Mohrenkönigin Belakane zum Weibe. Sie schenkte ihm ein Söhnlein, das weiß und schwarz von Angesicht war und deshalb Feirefiz, d. h. „bunter Sohn", genannt wurde. —

Wohl liebte Gamuret Weib und Kind; aber stärker noch als diese Liebe war seine Sehnsucht nach der Heimat; er fand nicht Ruhe Tag und Nacht, und eines Tages bestieg er sein Roß und ritt ohne Vorwissen seines Weibes von dannen.

Kaum war er in der Burg seiner Väter angekommen, als er die Kunde vernahm, daß die wunderschöne junge Königin Herzeleide von Waleis und Norgals die Ritter des Frankenlandes zum Turnier an ihren Hof berief: der Sieger sollte ihr Gemahl werden und als König in ihren Landen herrschen.

„Fürwahr! ein hoher Preis!" rief Gamuret. „Ich will hin und mit den Rittern streiten; sei es auch nur, um Ruhm zu gewinnen, denn eines Weibes bedarf ich nicht mehr."

In glänzender Waffenrüstung erschien er auf dem Turniere und gewann in allen Kampfspielen den Preis. Die junge Königin selbst reichte ihm den Kranz, und, von ihrer Schönheit bezaubert, nahm er an ihrer Seite die Huldigungen der Ritter entgegen und tauschte mit Herzeleide den Vermählungskuß.

Groß war das Glück der beiden; doch sollte es nur von kurzer Dauer sein. Der Kalif von Bagdad sandte Boten an Gamuret und ließ ihn um Hilfe bitten im Kampfe wider seine Feinde. Da rüstete der junge König sich zur weiten Fahrt in das Morgenland, vertraute der weinenden Herzeleide sein Geheimnis von Belakane und Feirefiz und zog mit einem Fähnlein tapferer Ritter von dannen.

Er sollte nimmer wiederkehren. Nach einigen Monden erhielt Herzeleide die Trauerbotschaft, daß Gamuret im Kampfe gefallen sei, und der Schmerz brachte sie schier dem Tode nahe. Doch hatte der Himmel ihr einen süßen Trost beschieden: sie gebar ein Knäblein, das schön und lieblich von Angesicht war und dermaleinst ganz das Ebenbild des geliebten Vaters zu werden versprach.

Parzival nannte sie das Kind, auf dessen unschuldiges Haupt sie viele heiße Tränen weinte.

„O!" rief sie schluchzend und drückte den schönen Knaben voll Zärtlichkeit ans Herz, „o, sähen dich, du liebes Kind, die Augen deines Vaters — wie würden sie sonnig lachen ob deiner Schönheit! Wehe! wehe uns beiden, daß er dahinfahren mußte! Dich aber will ich behüten vor solchen Fährlichkeiten. Du sollst nicht ein Ritter werden; fern von der Welt sollst du aufwachsen und später als friedlicher Landmann den Acker bauen."

Und die Königin verließ ihren Palast und zog mit dem kleinen Parzival und einigen Jungfrauen in den großen Wald Soltane, wo sie fortan in völliger Abgeschiedenheit lebte.

Unter den wachsamen Augen seiner Mutter wuchs Parzival mitten im grünen Walde zu einem wunderschönen Jünglinge heran. Lichtblau wie der Himmel an Sommertagen waren seine Augen, die Haare golden schimmernd und fein und frisch die Wangen wie der Schmelz von Lilien und Rosen. Er tummelte sich frank und frei im Walde umher, kletterte auf die höchsten Bäume, sprang über Bäche und Hecken, badete sich in den kühlen Waldwassern und ward stark und gewandt wie ein junger Hirsch. Mit Bogen und Pfeilen und dem eschenen Jagdspieß, welchen er Gabilot nannte, lernte er meisterlich hantieren: mitten im Sprunge traf er mit dem Gabilot den Hirsch, und seine Pfeile holten den Adler hoch aus den Lüften herab. Von Jagdlust gereizt, schoß er einmal einen singenden Vogel vom Zweige herab; als aber der liebliche Sänger stumm und regungslos vor ihm im Grase lag, da ward er von dem Anblick so ergriffen, daß er bittere Tränen vergoß, sich laut anklagte und feierlich gelobte, nie wieder einen Singvogel zu schießen.

Er nahm den toten Vogel, brachte ihn zu seiner Mutter, bekannte sein Vergehen und rief bewegt: „Ich sehe mit Lust die muntern Waldvöglein und horche auf ihre süßen Stimmen — und doch konnte ich so grausam sein, diesen lieben Sänger zu töten — o, wie leid mir das tut!"

Da regte sich Eifersucht auf die Vögel, die, wie sie meinte, ihr die Liebe ihres Kindes stahlen, in dem Herzen der Mutter, und sie beschloß, die lieben, unschuldigen Sänger aus dem Bereiche ihrer Waldhütte zu verbannen. In aller Heimlichkeit ließ sie Vogelsteller kommen, welche die Sänger wegfingen und vertrieben. Zum Glück aber sind den Vögeln Flügel gewachsen; sie spotteten der List ihrer Häscher und ließen nach wie vor ihre süßen Stimmen erklingen.

Frau Herzeleide erkannte bald die sträfliche Torheit ihres Beginnens; sie schickte die Vogelsteller fort, erzählte ihrem Sohne, was sie getan, und sprach: „Nun möge mir Gott verzeihen, daß ich mich vermessen konnte, wider seine weise Ordnung zu freveln!“

Parzival stand vor der tief bekümmerten Mutter, nahm jedes Wort ihres Mundes auf und fragte begierig: „Wer ist Gott, liebe Mutter? Gehören ihm denn die Vögel im Walde?“

„Ja, mein liebes Kind! Er ist der Schöpfer aller Dinge, die deine Augen schauen. Auch dich und mich hat er geschaffen und uns zur Lust die lieben Vögel, deren Gesang unser Herz erquickt.“

Staunend sagte Parzival: „Gott muß ein mächtiger Mann sein, wenn er das alles schaffen konnte. Wie sieht er denn aus, liebe Mutter?“

„Licht und schön wie der Tag; es läßt sich gar nicht beschreiben, wie erhaben und herrlich er ist.“

„Wo wohnt er denn?“

„Droben im Himmel; doch schauen seine Sonnenaugen durch die ganze weite Welt, und auch die Erde ist sein Haus; ja, in dieser Hütte wohnt er und sieht alles, was wir beginnen. Alles Gute, das uns erfreut, kommt aus seiner Hand; vor aller Fährlichkeit beschirmt er uns; drum müssen wir ihn loben und preisen und ihn anrufen in der Not, damit uns der Teufel nicht ins Verderben stürze.“

„Der Teufel — wer ist denn das?“ fragte Parzival.

„Das ist des lieben Gottes Widersacher, ein Bösewicht, finster wie die Nacht, der nur darauf sinnt, Unheil zu stiften und die Menschen zu verderben.“ —

Parzival behielt alle diese Worte in seinem Herzen; und wenn er nun mit Bogen und Pfeilen und seinem Gabilot durch den Wald strich, um Hirsche und Hasen, Wölfe und Füchse zu schießen, so dachte er an Gott und den Teufel, und sprach bei sich: „Käme mir nur der liebe Gott entgegen, ich wollte ihm für seine Güte herzlich danken; aber wenn der Teufel sich hier blicken ließe — fürwahr! ich schösse ihm den Gabilot mitten in sein schwarzes Herz hinein!“

Eines Tages vernahm er Pferdegetrappel und Schellenklingen im Walde, und hoch aufhorchend sprach er: „Ich glaube, das ist der Teufel. Der soll keinem Menschen mehr schaden; ich schieße ihn durch und durch!“

Mit raschen Schritten eilte er durchs Gebüsch nach der Richtung, woher das Getöse kam. Da erblickte er vier Ritter in glänzenden Rüstungen auf prächtig geschirrten Rossen; nimmer hatte er dergleichen gesehen; mit offenem Munde stand er mitten auf dem Wege, starrte ihnen entgegen und sprach: „Nein, das ist nicht der Teufel; das ist gewiß der liebe Gott mit seinen Dienern! Ich will mich in den Staub zu seinen Füßen niederwerfen und ihn anbeten, daß er mich segne.“

Parzival begegnet den Rittern im Walde

Und als die Reiter nahe herankamen, warf sich der Knabe vor ihnen in den Sand des Weges, hob die gefalteten Hände empor, blickte mit strahlenden Augen in das Antlitz des Führers und rief: „O Gott, lieber schöner Gott, segne mich und meine liebe Mutter!“

Der Ritter wollte den närrischen Burschen hart anfahren; als er aber seine wunderbare Schönheit sah, überwand er seinen Unwillen und erwiderte freundlich: „Was begehrst du von mir, mein lieber Sohn?“

„Segne mich, mein Gott; mich und meine Mutter!“ bat Parzival.

Da lächelte der Ritter und sprach: „Ich bin nicht Gott, wie du wähnst, sondern ein Mann im Eisenkleide, ein Ritter.“

„Nicht Gott? — ein Ritter?“ staunte Parzival und stand auf. Mit großen Augen betrachtete er die glänzende Rüstung und sprach: „Es gleißt wie eitel Gold und Silber, und die Sonne spiegelt sich darin. Und alle diese glänzenden Ringe auf der Brust! Unsere Jungfrauen tragen sie an den Fingern und nicht so dicht beieinander wie du.“

Der Ritter und seine Begleiter lachten über die Einfalt des Jünglings, Parzival aber achtete es nicht; er betrachtete Speer, Schwert und Schild und ließ sich über ihren Gebrauch belehren.

Hei! wie blitzten seine Augen! „O, wäre ich ein Ritter hoch zu Roß und führte solche Waffen!“ rief er mit strahlenden Augen.

„Gehe hin zum Könige Artus, der wird dich zum Ritter schlagen,“ sagte der stolze Reitersmann und sprengte mit seinen Genossen von dannen.

Parzival blickte ihnen so lange staunend nach, bis sie in der Ferne verschwunden waren; dann eilte er zu seiner Mutter und berichtete ihr mit glühenden Wangen, was ihm begegnet war.

„O! ich will auch ein Ritter werden!“ rief er aus. „Gib mir, liebe Mutter, Gewand und Roß und laß mich zum Könige Artus reiten, der wird mich zum Ritter schlagen!“

Wie erschrak Frau Herzeleide bei diesen Worten! Sie mußte sich stützen, um nicht zu Boden zu stürzen.

„Erschreckt dich das, liebe Mutter? Du bist so blaß,“ sprach Parzival besorgt.

Nun bat sie ihn inständig, den Gedanken, ein Ritter zu werden, aus seinem Herzen zu bannen, und erzählte ihm von seinem Vater Gamuret und seinem Bruder Feirefiz und allen ihren Leiden und Sorgen, deren Quelle allein das Rittertum sei.

Parzival hatte seine Mutter sehr lieb; allein die Sehnsucht nach Ritterehren und kühnen Waffentaten vermochte er nicht zu bemeistern, und so willfahrte denn endlich Frau Herzeleide seinen Bitten und sprach: „Nun wohl, du sollst reiten, ich rüste dir ein ritterlich Gewand!“

Aus bunten Lappen machte sie ihm ein Kleid, wie es die Narren trugen, dazu auch eine Schellenkappe für sein Haupt, denn sie dachte: „Zieht er als Narr in die Welt, so wird man ihn überall verspotten, und dann

kehrt er wohl wieder zu mir zurück, und ihn verlangt nicht mehr nach der Welt da draußen."

Als Streitroß wählte Frau Herzeleide einen alten, elenden Gaul, der schier über die eigenen Hufe stolperte.

„Bricht der Klepper unter ihm zusammen, so kommt er gewiß wieder zurück, und ich lasse ihn dann nicht wieder fort," sprach sie bei sich.

Parzival legte das Narrenkleid an, setzte die Schellenkappe auf das Haupt, hängte Köcher und Bogen über seine Schultern, nahm den Gabilot zur Hand und bestieg mit glückstrahlendem Angesicht den jammervollen Gaul.

„Nun lebe wohl, geliebte Mutter! Und weine doch nicht, ich bin so glücklich, so glücklich!" sprach er und reichte ihr zum Abschiede die Hand.

Frau Herzeleide hielt seine Hand fest und sprach: „Nichts Besseres kann ich dir mitgeben, mein Sohn, als einige Lehren der Weisheit. So höre: Niemals reite durch ein dunkles Wasser, sondern bleibe am Ufer, bis du eine klare Furt gefunden — da reite hindurch! — Jedem, der dir auf deinem Wege begegnet, biete freundlichen Gruß! — Beachte wohl die Ratschläge, welche ein alter Mann dir gibt; denn unter greisen Locken wohnt Erfahrung und Weisheit. — Sei ehrerbietig gegen edle Frauen, und kannst du von ihnen Gruß und Ringe gewinnen, so versäume es nicht! — Und nun fahre wohl, mein geliebter Sohn! Gott möge dich leiten auf allen deinen Wegen!"

Jedes Wort der Mutter nahm Parzival in sein Herz auf, küßte zum letztenmal den geliebten Mund und ritt glücklich von dannen.

Frau Herzeleide blickte ihm mit unsagbarem Weh nach, und als er ihren Augen entschwunden war, brach ihr das Herz, und sie stürzte tot zur Erde nieder. —

2. Wie Parzival seine ersten Abenteuer bestand

Nicht ahnend, daß seine Mutter gestorben, ritt Parzival fröhlich durch den Wald Soltane und harrte nur auf eine Gelegenheit, um die Lehren seiner Mutter zu betätigen.

Da kam er an ein Bächlein, so schmal, daß ein Huhn es wohl hätte überspringen können, weil aber das Wasser dunkel erschien, so ritt er, eingedenk des Rates seiner Mutter, den ganzen Tag am Ufer entlang, bis er eine klare Furt fand, durch die sein elender Gaul gemächlich hinübertrottete.

„So," sprach er vergnügt bei sich, „die erste Lehre meiner Mutter habe ich nun schon ausgeführt, vielleicht findet sich bald Gelegenheit, auch die andern in Taten umzusetzen. Heißa! da sehe ich rote Zelte durch die Zweige schimmern. Das mag am Ende König Artus' Lager sein."

Er setzte seinen Klepper in Trab und kam auf eine Wiese, wo mehrere prächtige Zelte standen. In einem derselben erblickte er auf weichen Decken

eine schöne schlafende Frau, an deren weißen Armen und Fingern kostbare Spangen und Ringe glitzerten.

„Wie glücklich sich mir doch alles fügt!" sprach er lächelnd. „Hier kann ich Ring und Gruß gewinnen und vielleicht gar etwas zu essen, denn — bei Artus' Tafelrunde! mich hungert sehr!"

Er stieg von seinem Streitroß, trat in das Zelt, kniete neben der Schlafenden nieder, zog ihr Spange und Ring ab und küßte ihren Mund.

Da schlug sie die Augen auf, und bei seinem Anblick entfuhr ein Schrei des Schreckens ihren Lippen.

„Fürchte dich nicht, schöne Frau!" sagte er beschwichtigend. „Ich habe dir nur Ring und Spange genommen, wie meine liebe Mutter mir's riet. Grüße mich freundlich und gib mir zu essen, mich hungert sehr."

Die schöne Frau mußte lächeln über diese kindischen Worte. Sie zeigte auf ein Tischchen im Hintergrunde und sprach: „Dort findest du Wildbret und Brot; eile dich, du darfst hier nicht lange verweilen!"

Er verzehrte geschwind die leckern Speisen, dankte freundlich und wollte von dannen gehen. Sie aber rief ihm Halt zu und bat um ihre Ringe.

„Den Fingerreif," sprach sie, „hat mir mein Gemahl, der Herzog Orilus von Lalander, an unserm Hochzeitstage geschenkt; vermißt er ihn an meinem Finger, so wird er mich verstoßen und dich erschlagen mit der Schärfe des Schwertes."

„O, ich fürchte sein Schwert nicht," versetzte Parzival. „Lebe wohl, schöne Frau, und laß dir meinen Dank wohlgefallen!"

Er schwang sich auf seinen Klepper und ritt in holperigem Schaukeltrabe von dannen. Nicht lange, so erblickte er nahe am Wege ein Bild, davon sein Herz ergriffen wurde: ein anscheinend toter Ritter lag auf einer Felsenbank, und neben ihm kniete weinend eine schöne Frau. Sogleich sprang Parzival vom Gaul, eilte hinzu und sprach: „Ich biete dir freundlichen Gruß, schöne Frau; so hat meine Mutter mir geraten."

Beim Klange der wohllautenden Stimme wandte die Frau das Haupt, sah überrascht das feine, edle Antlitz des Jünglings und dankte für seinen Gruß.

„Wer seid Ihr, edler Junker?" fragte sie. „Euer Angesicht scheint mir bekannt, und doch haben meine Augen Euch wohl noch nie gesehen."

„Meine Mutter hieß mich immer ‚lieber, guter, schöner Sohn'," antwortete er in seiner Einfalt.

„So seid Ihr Parzival, Herzeleidens Sohn?" staunte die schöne Frau.

„Ja, der bin ich, und Herzeleide heißt meine Mutter."

„Und dein Vater war Gamuret von Anjou, König von Waleis und Norgals. In seinem Dienste ward mein lieber Gemahl Schionatulander, den du hier liegen siehst, erschlagen, — wehe mir, daß er so früh sterben mußte!"

„Im Dienste meines Vaters?" fragte Parzival erstaunt. „O sage mir, wer ihn erschlug, damit ich dich räche!"

„Das tat der Herzog Orilus von Lalander."

„Wo finde ich den Böſewicht?" fragte Parzival mit glühenden Wangen.

Sigune, ſo hieß die Frau, eine nahe Verwandte Parzivals — blickte auf ſeine jämmerliche Ausrüſtung und ſchüttelte wehmütig lächelnd das Haupt.

„Lieber Vetter," ſagte ſie, „der Herzog Orilus iſt ein gewaltiger Kriegsmann und wird Euch erſchlagen, wie er meinen geliebten Gemahl erſchlug."

„Das wird er mit nichten!" erwiderte Parzival. „Weiſet mir nur den Weg zu ihm, und Ihr ſollt bald von ſeinem Tode hören."

Sigune freute ſich ſeines edeln Herzens und wollte ſein junges Leben nicht in Gefahr bringen, drum wies ſie ihm einen andern Weg, auf dem er ſich weit von Orilus entfernte.

Dieſer war inzwiſchen zu ſeinen Zelten zurückgekehrt und hatte ſogleich den Ring am Finger ſeiner Gemahlin vermißt.

„Wo haſt du den Brautring?" fragte er mit finſtern Blicken.

„Ein Knabe kam in mein Zelt, da ich ſchlief, und raubte mir Ring und Spange," antwortete ſie erbleichend.

„Das lügſt du!" fuhr er ſie hart an.

Und ein volles Jahr mußte die ſchöne Herzogin für Parzivals Vergehen im Elend büßen. —

Parzival ahnte nichts von dem Unheil, welches er in ſeiner Einfalt über das Haupt der ſchönen Frau heraufbeſchworen hatte. Den ganzen Tag ritt er dahin, um den Übeltäter Orilus zu faſſen. Als die Nacht hereinbrach, kam er an eine Fiſcherhütte und ſuchte dort Herberge für ſich und ſeinen Gaul.

Der Fiſcher warf einen forſchenden Blick auf ſeine Ausrüſtung und wies ihn mit barſchen Worten von ſeiner Schwelle.

Da zog Parzival die geraubte Spange hervor und ſprach: „Das zum Lohne, wenn Ihr mich und mein Streitroß beherbergt und morgen früh zum Könige Artus führet."

„Tauſendmal willkommen, großmächtiger Herr Ritter!" rief nun der habſüchtige Mann und neigte ſich geſchmeidig vor Parzival. „In der nahen Stadt Nantes hält König Artus Hof; morgen früh geleite ich Euch bis vor die Tore der Stadt."

Parzival ſtieg vom Gaul und verweilte die Nacht in der Fiſcherhütte. —

3. Parzival beim Könige Artus

In der Frühe des andern Tages geleitete der Fiſcher ſeinen Gaſt nach der Stadt Nantes. Parzival hielt vor dem Tore und betrachtete mit Staunen die vielgetürmte Stadt, das Ziel der langen, heißen Sehnſucht ſeines Herzens.

Da ſprengte vor ſeinen Augen ein Ritter aus dem Tore, der trug eine rote Rüſtung, und auch ſein Roß war von roter Farbe.

„Grüß Gott! ſo riet mir's meine Mutter," ſagte Parzival höflich und neigte ſich vor dem roten Ritter.

„Habt Dank, lieber Junker!“ erwiderte der Rote. „Wollt Ihr in die Stadt zum Könige Artus?“

„Das ist mein Vorhaben.“

„So sollt Ihr mein Bote sein. Seht diesen goldenen Becher! Von des Königs Tisch nahm ich ihn, und der König mochte mir's nicht wehren. Ihr staunt? So hört: Ich bin Ither von Gaheviez, genannt der rote Ritter, und erhebe Anspruch auf die Krone, welche Artus auf seinem Haupte trägt. Den Becher nahm ich von seinem Tische — so werde ich auch die Krone von seinem Haupte nehmen, die mir mit Recht gebührt. Nun gehet hin und meldet dem Könige Artus: Draußen vor dem Tore hält Ither von Gaheviez und harrt des Streites um Becher und Krone.“

Parzival reitet in Nantes ein

„Ich bringe dem Könige die Botschaft,“ sagte Parzival und ritt in die Stadt hinein. Alsbald scharten sich um ihn die losen Gassenbuben und geleiteten ihn mit Geschrei bis vor die Tore der königlichen Burg. Dort nahm der Knappe Iwanet sich seiner an, und bald stand Parzival in der glänzenden Halle, wo der König mit seinen auserwählten Rittern zu Tische saß. Mit grenzenlosem Staunen starrte der Jüngling die Pracht an und

sprach zu seinem Führer Iwanet: „Viele Artuse sehe ich dort sitzen, wie soll ich den rechten herausfinden?“

„Tritt nur hinzu, du wirst ihn schon erkennen,“ ermunterte ihn der Knappe.

Mit festen Schritten trat Parzival an die königliche Tafel heran, ließ seine hellen Augen über die Runde schweifen und sprach mit seiner wohllautenden Stimme: „Wo ist König Artus? Ich bringe eine Botschaft an ihn.“

Beim Klange der hellen Stimme blickten die Ritter überrascht auf und sahen staunend den Jüngling im Narrengewande. Und einer von ihnen nahm das Wort und sprach: „Ich bin's, den du suchst. Was bringst du mir, mein Sohn?“

Parzival verneigte sich mit edlem Anstande und sprach: „Vor dem Tore der Stadt hält auf rotem Rosse ein roter Ritter, Ither von Gaheviess; der läßt dich bitten, einen Streiter zu senden, der mit ihm um den Becher, welchen er von deinem Tische genommen, und um die Krone, die dein Haupt schmückt, kämpfe. O Herr!“ rief der Jüngling mit erhobener Stimme, „laß mich dein Streiter sein, damit ich die rote Rüstung und mit ihr Ritterschaft gewinne!“

Lächelnd erwiderte der König: „Du kannst mit dem roten Ritter nicht streiten, mein Sohn; denn du bist noch ein Knabe, jener aber ist ein gewaltiger Kriegsmann.“

„Nein! o nein! ich bin kein Knabe mehr!“ rief Parzival feurig. „O schenket mir die rote Rüstung Ithers, Herr König!“

Da lächelten die Ritter; der boshafte Seneschall Key aber sprach: „Gebt doch dem Narren seinen Willen, mein hoher Herr! Es wird ihm nicht ans Leben gehen; denn Ither von Gaheviess ist viel zu stolz, einen harmlosen Knaben zu erschlagen.“

König Artus nickte und sagte zu Parzival: „So gehe hin und fordere den roten Ritter zum Streite, mein Sohn! Besiegst du ihn, so ist seine Rüstung dein eigen und du bist fortan ein Ritter wie er.“

Da glänzten Parzivals Augen in heller Freude; er dankte dem Könige und schritt hinaus, um ohne Verzug zum Kampfe zu reiten.

Die Ritter und schönen Frauen traten an die offenen Fenster, um den närrisch gekleideten Jüngling durch die Straßen reiten zu sehen.

Unter den Frauen war auch die schöne Schwester des Herzogs Orilus, die edle Jungfrau Kunneware. Diese hatte einmal das Gelübde getan, nicht eher zu lachen, als bis ihre Augen den Ritter sähen, der den höchsten Preis der Ritterschaft verdiene.

Lange hatte sie Wort gehalten; als sie nun aber Parzival auf seinem elenden Klepper so stolz und siegesbewußt aus dem Tore sprengen sah, lachte sie laut auf, und viele Stimmen riefen: „Kunneware hat gelacht! Dem Junker im Narrenkleide gebührt also der höchste Preis der Ritterschaft!“

Darob erzürnte der Seneschall Key, der am Hofe über Zucht und Sitte zu wachen hatte, und er schwang seinen Stab und schlug damit die Jungfrau.

Solches alles hatte Parzival, dessen Augen auf den Altan gerichtet waren, gesehen. Scham und Zorn über die Tat des Seneschalls färbte sein Angesicht mit dunkler Glut, und er sprach: „Wahrlich! es kommt die Stunde, da ich den Flegel lehren werde, wie man edle Frauen behandeln soll! Deine Schmach soll gerochen werden, edle Jungfrau!"

Der Knappe Iwanet geleitete Parzival bis vor das Stadttor; dort blieb er stehen, um dem Kampfe zuzuschauen.

Keck und kühn ritt Parzival an den roten Ritter heran und sprach: „König Artus hat mir Eure Rüstung verliehen, Herr Ither von Gaheviess; drum legt sie nur gutwillig ab und zieht in Frieden von hinnen; die Krone erhaltet Ihr doch nimmermehr."

Staunend blickte Ither den Knaben an und sprach: „Man hat dich zum besten gehabt, mein Junge. Die Rüstung, die du trägst, ist gut für dich; meine könntest du noch nicht brauchen."

„Ich muß sie haben!" versetzte Parzival eifrig und griff dem roten Rosse in die Zügel.

Da versetzte Ither ihm mit dem Speerschaft einen solchen Stoß, daß er samt seinem Klepper kopfüber zu Boden stürzte. Blitzschnell aber raffte Parzival sich wieder auf, schwang seinen Gabilot, zielte und schleuderte ihn mit all seiner Kraft auf den Gegner. Ither stieß einen Schrei aus und sank tot vom Rosse: der Wurfspieß des Knaben hatte sein Haupt durchbohrt.

Parzival trat an ihn heran und sprach: „Nun mußt du mir doch deine Rüstung überlassen, Herr Ither von Gaheviess, und König Artus behält seine Krone."

Er versuchte, dem Toten die Rüstung auszuziehen, doch wollte ihm das nicht gelingen, und ratlos blickte er umher. Da kam der Knappe Iwanet heran und rief: „Heil dir, mein Freund, du hast hohen Ruhm gewonnen! Um den tapfern Herrn Ither aber muß ich Tränen vergießen; er war aus königlichem Stamme und ein großer Held."

„Ich aber bin größer als er; denn ich habe ihn besiegt, und mir gehört seine Rüstung," versetzte Parzival.

„Die gehört dir nach Ritterrecht," entgegnete Iwanet und belehrte Parzival, wie eine solche Rüstung an- und abzulegen sei.

„Zieh das Narrenkleid aus, so will ich dich rüsten mit Ithers herrlichem Streitgewand," sagte der Knappe.

„Was — dieses Kleid?" fuhr Parzival zurück. „Nimmermehr kommt das von meinem Leibe, denn meine liebe Mutter hat es mir angelegt!"

„Wohl, so behalte es an!" sagte Iwanet und rüstete ihn mit Helm, Panzer und Beinschienen Ithers, gürtete ihn mit dessen Schwert, reichte ihm Schild und Speer, half ihm auf den schnaubenden roten Hengst und sprach:

„Nun fürwahr: ein echter Ritter! Fahre wohl und führe Ithers Waffen mit Ehren!"

„Das werde ich, mein Freund!" erwiderte Parzival. „Bald wirst du von mir hören. Den Becher bring' dem Könige zurück und entbiete ihm meinen Dank für diese schöne Rüstung. Und noch eines: Als ich aus dem Tore der Burg ritt, sah ich, wie der Seneschall mit seinem Stabe eine schöne Jungfrau schlug, weil sie um meinetwillen lachte. Melde ihm: die Missetat soll ihm nicht vergessen werden. Und nun lebe wohl, Iwanet!"

Er ließ dem Rosse die Zügel frei, und wie ein Vogel flog das edle Tier mit ihm dahin. Das war ein anderes Reiten als auf seinem elenden Klepper.

Iwanet bestreute den Leichnam des Ritters mit Blumen, stieß den Gabilot in die Erde und befestigte oben daran ein Querholz, daß es ein Kreuz bildete; darauf wandte er sich mit Seufzen von der Stätte und eilte in die Stadt, um dem Könige die schier unglaubliche Mär zu bringen.

„Die Hand eines Knaben hat den großen Ither erschlagen?" rief König Artus starr vor Staunen. „Mir ist es leid, daß der Held so unrühmlich dahinfahren mußte."

Mit dem Könige beklagten die ganze Tafelrunde und viele edle Frauen den Tod des roten Ritters, und mit großen Ehren ward er zu Grabe geleitet.

Parzivals Name blieb im Gedächtnis der Ritter, insbesondere bewahrte der Seneschall Key dem gefürchteten Namen ein treues Gedenken. —

---

4. Parzival bei Gurnemanz

Ohne ein bestimmtes Ziel ritt Parzival, der nunmehr der „rote Ritter" genannt werden konnte, auf seinem feurigen Renner den ganzen Tag fort. Die ungewohnte, schwere Eisenrüstung drückte ihn zwar sehr, doch verbiß er den Schmerz und blickte seelenvergnügt in die schöne, fremde Welt hinein.

Die Schatten der Bäume wurden länger und länger; tief im Westen stand die Sonne; der Tag ging allmählich zu Rüste, und Parzival spähte nach einer menschlichen Wohnung aus, wo er Obdach für die Nacht fände.

Da erblickte er Türme und Zinnen im Abendsonnenschimmer. Anfangs glaubte er in seiner Einfalt, die seien aus der Saat emporgewachsen, welche König Artus in die Erde gestreut; als er aber näher herankam, erkannte er eine prächtige Ritterburg und beschloß sogleich, dort Einkehr zu halten. Der Burgherr, Gurnemanz von Graharß, ein ehrwürdiger Greis, saß unter der Linde am Tore und blickte forschend dem Ankömmling entgegen. Parzival ritt an ihn heran, grüßte nach seiner Gewohnheit freundlich und setzte hinzu: „Meine Mutter sagte mir, daß unter grauen Locken Weis-

heit wohne — nicht wahr: hier finde ich Nachtherberge und Belehrung in der Weisheit?"

Der Greis nickte freundlich und sprach: „Seid mir willkommen, junger Herr! Mit Freuden gewähre ich Euch Nachtherberge; auch möget Ihr wohl manches von mir lernen, was Euch im Leben nützen kann."

Nach diesen Worten warf er einen Sperber, der auf seiner Hand saß und ein Glöcklein trug, in die Luft, und bei dem Klange des Glöckleins eilten alsbald Knappen herbei und fragten nach ihres Herrn Befehl.

„Der junge Ritter hier ist mein Gast," sagte Gurnemanz.

Da führten die Knappen Parzival in den Burghof und baten ihn, vom Rosse herabzusteigen. Des weigerte sich Parzival und sprach: „Gewiß ziemt es einem Ritter schlecht, sein Roß zu verlassen. König Artus hat mir diesen Hengst verliehen, und ich bleibe im Sattel sitzen Tag und Nacht."

Über diese Worte verwunderten sich die Knappen; der eine glaubte, der Ritter treibe seinen Scherz mit ihnen, der andere: er sei nicht recht bei Sinnen, und sie versprachen, sein schönes Streitroß solle aufs beste gepflegt werden, und redeten ihm so lange freundlich zu, bis er endlich aus dem Sattel sprang.

Diener geleiteten ihn in die Burg, lösten ihm die Panzerringe und Beinschienen, um ihm die schwere Rüstung abzunehmen, wie es ritterlichen Gästen gegenüber Brauch war; er aber wies ihre Dienste entschieden zurück und sprach: „Wie — diese Rüstung, welche König Artus mir verliehen, soll ich ablegen? Das sei ferne!"

Da gingen sie ratlos zu ihrem Herrn, meldeten ihm des Gastes Weigerung und berichteten ihm, daß der Ritter unter dem Streitgewande ein Narrenkleid trage.

„Er mag wohl ein Gelübde getan haben," erwiderte der mildherzige Gurnemanz und begab sich zu Parzival.

Den freundlichen Weisungen des edeln Greises folgte dieser ohne Widerstand, und bald saß er im weichen, bequemen Hauskleide mit seinem Gastfreunde zu Tische. Hunger und Durst waren groß, und ohne Rücksicht auf die gute Sitte, die dem Gaste bei Tafel Mäßigkeit gebot, aß und trank Parzival wie ein hungriger Wolf.

Gurnemanz sah ihm lächelnd zu, fragte nach der Mahlzeit auch nicht viel, denn er sah wohl, daß sein Gast müde sei; er geleitete ihn in das Schlafgemach, und Parzival streckte sich in dem weichen Bette aus und sank alsbald in Schlummer.

Am andern Morgen hatten fürsorgliche Hände ihm ein Bad bereitet und Rosen in das Wasser gestreut. Mit wohligem Behagen kühlte er seine von dem Druck der Eisenrüstung schmerzenden Glieder in dem lauen Wasser, legte darauf die prächtigen, weichen Kleider an, welche ein Diener ihm reichte, und begab sich, frisch und schön wie der Frühlingstag draußen, zu

seinem hohen Gastfreunde. Alle, die ihn sahen, bewunderten seine Schönheit und sprachen zueinander: „Der Junker ist gewiß ein Königssohn."

Auch der edle Gurnemanz staunte über die Schönheit seines jungen Gastes, und da er mit ihm beim Morgenimbiß saß, befragte er ihn nach Stand, Herkommen und Abenteuern auf der Fahrt.

Parzival erzählte treuherzig von seiner Mutter Herzeleide im Walde Soltane, von seinem Vater Gamuret und Feirefiz, seinem bunten Bruder im fernen Morgenlande, von der schönen Frau des Herzogs Orilus, welcher er Spange und Ring genommen, von Artus' Tafelrunde und Ither von Gahevieß, dem er Roß und Rüstung und Leben geraubt.

Freundlich lächelnd lauschte Gurnemanz seinen Worten; dann sagte er in väterlichem Tone: „Mein junger Freund, Ihr tragt wohl schon die Rüstung eines Ritters, allein Euch fehlt noch viel, um auch ein wahrhafter Ritter zu sein. Wie ein Kind redet Ihr und zeigt in allem das Gehaben eines unerfahrenen Kindes; das muß anders werden, wollt Ihr einmal sein, wonach Ihr strebt: ein Ritter, ein Fürst, ein König."

„Ach ja, Herr!" pflichtete Parzival ihm bei; „lehret mich Weisheit, edler Vater, denn meine Mutter — — —"

„Vor allem," unterbrach ihn der Ritter, „rate ich Euch: führet nicht immer die Mutter im Munde! Das erscheint manchem kindisch und fordert den Spott der Menschen heraus. Gedenket Eurer Mutter in Liebe und Verehrung und handelt nach ihren Lehren; aber erwähnt ihrer nicht so oft vor Fremden, denen sie gleichgültig ist. Hell und klar blickt Euer Auge in die Welt — so rein ist auch noch Euer Herz — o, haltet es so rein, damit Gott und edle Menschen Wohlgefallen an Euch finden! Die Unschuld des Herzens ist das kostbarste Kleinod eines Menschen; sie verleiht Anmut, Schönheit, Glück, Frieden, Kraft und alles bezwingenden Heldenmut. Wie wohl steht Sittsamkeit und Scham dem Menschen an! Sie ist sein allerschönster Schmuck, und wehe dem, der ihrer sich entblößt! Wie dem mausernden Vogel die Federn entfallen, so verliert er der Ehre Stück für Stück und wird Gott und den Menschen ein Greuel. Drum merke, mein Sohn: die höchste Tugend des Rittertums ist Keuschheit und Sittsamkeit; sie schmücken das Antlitz des Menschen mit Licht und Glanz, wie die Sonne unsre Erde — des bleibe stets eingedenk und fliehe das Laster wie die Pest! Erwirbst du Geld und Gut, so vergeude es nicht leichtfertig, aber scharre es auch nicht ängstlich zuhauf, wie die Geizigen tun! Reiche freundlich dem Bedürftigen! Rette den Elenden! Erbarme dich des Armen und Schwachen, und wo die Not groß ist, da gib reichlich und laß deine linke Hand nicht wissen, was die rechte tut! — Den wehrlosen Feind schone und schenke ihm großmütig das Leben; denn Milde ziert den Starken wie der Ring die Hand. — Fest und stät sei dein Sinn; der Wankelmütige findet keinen Ankergrund in den Herzen der Menschen. — Halte stets dein Wort, und stünde selbst das Leben auf dem Spiele! Dem echten Ritter steht die Ehre

höher als das Leben. — Und trägt dein Haupt einmal die Königskrone, so laß Gerechtigkeit und Milde dein höchster Ruhm sein! — Zum Schluß endlich rate ich dir: Frage nicht so viel!"

Parzival nahm jedes Wort seines Lehrers zu Herzen; insbesondere merkte er sich den letzten Rat: Frage nicht so viel! und daraus sollte ihm bald großes Unheil erwachsen.

Der edle Gurnemanz unterwies seinen Gast, den er sehr lieb gewonnen hatte, in allen ritterlichen Übungen und Tugenden. Im Kampfe mit den Knappen lernte Parzival die Waffen führen und ward bald aller Meister. Auch lernte er mit edlen Frauen in ritterlicher Art umgehen, denn Gurnemanz hatte eine schöne Tochter, mit Namen Liaßa, die nahm sich der Unwissenheit des edlen Gastes freundlich an, lehrte ihn höfische Zucht und Sitte und ging so vertraulich mit ihm um, daß die Knappen einander zuflüsterten: „Nun wird unser Herr sich wohl bald über den Verlust seiner Söhne trösten; dieser fremde Junker bezaubert alle Herzen, und bald werden wir Hochzeit feiern."

Und in der Tat: die schöne Liaßa liebte Parzival; doch merkte er in seiner Einfalt nicht die Neigung des holden Mägdleins, und eines Tages erklärte er seinen Gastfreunden, daß er von dannen zu reiten beschlossen habe.

Des Mägdleins Angesicht erblich bei diesen Worten, und auch Gurnemanz ward betrübt; doch erhob er keinen Einspruch und rüstete sich, seinem jungen Freunde das Geleit zu geben.

So ritten die beiden aus den Toren der Burg; das Mägdlein Liaßa lehnte oben im Fenster, und ihre Augen standen voll Tränen.

Wie die beiden nebeneinander dahinritten, sagte Gurnemanz: „Es ist mir zumute, als zöge mein eigener Sohn von hinnen; denn so habe ich einst meine drei Söhne hinausgeleitet; einen nach dem andern, und keiner ist wieder zurückgekehrt ins Vaterhaus: im Kampfe haben alle den Tod gefunden. Vor kurzem erst fiel der jüngste im Streite mit dem Könige Klamide, der mein Niftel Kondwiramur zur Gemahlin begehrt und heute noch mit Heeresmacht vor den Mauern ihrer Stadt Belrigar liegt; denn sie verweigert dem Könige ihre Minne. Ach! ich fürchte, bald wird die Stadt fallen, und die junge Königin muß sich dem Willen des Siegers fügen."

„Das soll mit nichten geschehen!" rief Parzival mit flammenden Augen. „Habet Dank für die Kunde, mein edler Gastfreund! Sogleich reite ich gen Belrigar, um für die schöne Kondwiramur zu streiten."

„Gott segne dein Beginnen, mein Sohn!" sagte der Ritter und nahm mit väterlichem Kusse Abschied von seinem jungen Freunde.

5. Parzival wird König von Brobarß.

Das Königreich der schönen Kondwiramur hieß Brobarß; die Hauptstadt Belrigar lag an einem Flusse, über den eine Brücke führte. Als Hüter der Brücke standen jenseits dreißig Recken der Königin, die drohend ihre Speere erhoben, als sie sahen, daß drüben ein Ritter in roter Rüstung seinen Hengst auf die Brücke lenkte. Aber das Roß scheute sich, die schwankenden Bretter zu betreten. Da stieg Parzival — denn er war der rote Ritter — aus dem Sattel und führte sein Pferd am Zaum über die Brücke. So ruhig und sorglos kam er heran, daß die Hüter sich verwunderten und nicht wagten, ihm den Durchgang zu wehren. Er ritt an das Stadttor und schlug mit dem Speerkolben daran. Alsbald ward oben in der Mauer ein Fenster geöffnet; ein Mägdlein guckte heraus und fragte den roten Ritter, ob er als Freund oder Feind Einlaß heische.

„Als Freund und Befreier der schönen Kondwiramur," antwortete er.

Da eilte das Mägdlein zu ihrer Herrin, der Königin, und meldete ihr die frohe Mär. Alsbald ward das Tor aufgetan, und Parzival ritt in die Stadt hinein. Was er in den Straßen erblickte, das erfüllte sein edles Herz mit Jammer: kraftlos schlichen die Bürger unter der Last der Waffen einher, und Frauen und Kinder sahen bleich und abgehärmt aus, — vielen blickte sogar der Hunger aus den glanzlosen Augen.

Seufzend bewegte Parzival sein Haupt und ritt in tiefen Gedanken nach der Königsburg. Edelknaben begrüßten ihn im Hofe und geleiteten ihn vor das Angesicht ihrer jungen Herrin. Wie staunte Parzival beim Anblick der königlichen Jungfrau! Sie war noch weit schöner als Gurnemanz' liebliche Tochter, und unwillkürlich beugte er vor ihr das Knie.

Auch sie war betroffen von seiner Schönheit, und hold erglühend sprach sie: „Seid mir willkommen, Herr Ritter! — Wie ist Euer Name und von wannen kommt Ihr?"

„Ich heiße Parzival und komme von meinem edlen Gastfreunde Gurnemanz von Graharß!"

„Von meinem Oheim?" rief die Jungfrau freudig überrascht. „Nun seid Ihr mir doppelt willkommen."

Sie reichte ihm ihre Hand und blickte ihm in die hellen, klaren Augen, — da erglühte ihr das Herz in reiner Minne, und verwirrt und zitternd schlug sie die Augen nieder.

Zwei edle Ritter, ihre Oheime, traten herzu und boten Parzival freundlichen Gruß. Aus ihrem Munde erfuhr er, wie groß die Not in der Stadt sei.

„Doch unser Gast soll nicht darben," sagte lächelnd einer der Ritter. „In den Kellern und Kammern meiner Burg drüben im Gebirge ist noch kein Mangel an Brot und Wein, und der Weg dorthin ist zum Glück noch frei."

„Ja, eile! eile! lieber Oheim Kiot! und schaffe uns Brot! Meine Speisekammern sind leer," sagte die Königin traurig.

Parzival schaute sich in der Halle um und fand sie prächtig geschmückt; er sah und hörte manches, was er nicht verstand; aber er dachte an Gurnemanz' Wort: „Frage nicht so viel!" und schwieg. Der Königin, welche ihm mit Tränen ihre Not klagte, versprach er Hilfe und Befreiung von ihren Feinden, und sie glaubte ihm, denn er sah aus wie einer, der vollbringen kann, was er will.

Die ganze Nacht träumte der Held von seiner schönen Herrin, und als die Sonne aufging, sprang er von seinem Lager empor und legte seine rote Rüstung an; denn keine Stunde wollte er säumen, den Kampf auszufechten.

In Wehr und Waffen bestieg er sein mutiges Streitroß und ritt nach der Stadtmauer, wo er Ausschau hielt nach dem Heerlager des Feindes.

Da kam auf feurigem Renner ein feindlicher Ritter über das Blachfeld gesprengt, hielt dicht vor dem Stadttor und forderte die Königin Kondwiramur auf, ihm einen Gegner zum Zweikampfe zu stellen.

„Das ist Kingrun, der Seneschall des Königs Klamide," ließ Parzival sich sagen.

„Öffnet das Tor!" gebot er und sprengte mit gesenktem Speere dem Feinde entgegen. Die Wucht des Zusammenstoßes warf beide Rosse auf die Kniee, und die Recken sprangen aus den Sätteln und griffen zu den Schwertern. Da begann ein heißes Streiten. Wie Blitze zuckten die Klingen durch die Luft, und aus Helmen und Brünnen sprangen Feuerfunken. Bald blutete Kingrun aus mehreren Wunden; Schritt für Schritt wich er zurück; sein Arm ward matter, unsicher und trübe sein Blick, und mit einem gewaltigen Schwerthieb streckte der rote Ritter ihn zu Boden. Da erhoben die Zuschauer auf der Stadtmauer ein Jauchzen, das wie Donnergetön durch die Lüfte brauste.

Parzival setzte dem Gegner das Knie auf den Brustpanzer, zückte drohend das Schwert und sprach gebieterisch: „Versprich, meinem Geheiß zu folgen, oder du bist des Todes!"

„Gebiete! und ich werde gehorchen!" antwortete Kingrun mit keuchendem Atem.

„So wirst du dich unverweilt an das Hoflager des Königs Artus begeben und in den Dienst der Jungfrau treten, die vom Seneschall gezüchtigt wurde, weil sie um meinetwillen lachte."

Kingrun gelobte es und erhielt Leben und Freiheit. —

Mit Jubelgeschrei wurde Parzival in der Stadt empfangen und nach der königlichen Burg geleitet. An der Pforte empfing ihn die schöne Kondwiramur, und da sie sich dankend vor ihm neigte, rief alles Volk: „Heil unserer Herrin Kondwiramur! Heil unserm Könige Parzival!"

„Hörst du, was jene rufen?" fragte die königliche Jungfrau mit tiefer Glut im Angesicht.

Parzival nickte und sprach: „Ich hörte sagen: Volkes Stimme ist Gottes Stimme."

„So liebst du mich?" fragte sie mit verhaltenem Jauchzen.

„Ich liebe dich," flüsterte er und neigte sich tief vor ihr.

Sie faßte seine Hände, küßte ihn auf die Stirn und sprach mit strahlenden Augen: „Mit diesem Kusse weihe ich dich zum Könige dieses Landes, mein Herr und Gemahl!" —

Kaum waren diese Worte gesprochen, als vom Hafen her ein lautes Getümmel erscholl. Atemlos kamen Boten herbei und verkündigten, daß reichbeladene Handelsschiffe gekommen seien; nun habe alle Not ein Ende.

„Der rote Ritter hat uns das Glück gebracht!" rief eine mächtige Stimme, und alles Volk schrie: „Heil unserm Retter Parzival! Heil Kondwiramur, unserer schönen Herrin!"

Auf Befehl der Königin eilte der Marschalk an den Hafen und kaufte alles, was die Schiffe an Speise und Trank gebracht hatten, um es mit gerechtem Maße an die Bedürftigen auszuteilen. Nun war Jubel in Hütten und Häusern wie in der Königsburg, wo die Hochzeit Parzivals mit der schönen Kondwiramur herrlich gefeiert wurde. —

Die Tage der Lust und Freude gingen zu Ende, und Waffengetöse erhob sich wieder in Höfen und Hallen.

König Klamide war bei seinem Heere eingetroffen, und unter seiner Führung begann mit erneutem Eifer die Berennung der Stadt. Da gürtete Kondwiramur ihren heldenmütigen Gemahl mit dem Schwerte und überreichte ihm Schild und Speer. Er schwang sich auf sein Rotroß und sprengte mit seinen Tapfern nach dem bedrohten Tore. Mit blutigen Köpfen wurden die Angreifer zurückgeworfen und viele gefangen in die Stadt geführt; denn Parzival hatte verboten, die wehrlosen Feinde zu töten.

Als nun Klamide erkannte, daß er die Stadt nicht mit Gewalt bezwingen könne, beschloß er, sie durch Hunger zu Falle zu bringen. Er ließ sie mit einem Ring von drohenden Speeren umstellen, so daß jegliche Zufuhr von Nahrungsmitteln aufhören mußte. Nun säßen sie drinnen wie in einer Falle und müßten sich ergeben oder verhungern, meinte Klamide.

Eines Tages ward ein Stadttor geöffnet, und eine Schar Gefangener strömte aus dem Tore ins Freie.

„Aha!" rief der König triumphierend, „das Brot geht auf die Neige; sie entledigen sich schon der Miteſſer."

Und er ließ die befreiten Leute vor sein Angesicht kommen, sah sie kopfschüttelnd an und sprach: „Ihr seht wahrlich nicht aus, als kämet ihr aus einer hungernden Stadt; geht der Speisevorrat da drinnen noch nicht zu Ende?"

„Noch lange nicht, Herr," antworteten die Mannen. „König Parzivals Kornkammern sind reichlich gefüllt, und an Wein ist auch kein Mangel."

„König Parzival?" rief Klamide zornmütig. „So ist es denn wahr:

dieser fahrende Geselle hat im Vorübergehen die Rose gepflückt, um deren Besitz ich mit allen meinen Kräften vergeblich gerungen? Das soll gerochen werden! Er soll mir vor die Klinge und sein kurzes Glück mit dem Leben bezahlen! Auf, Herold! erhebe die Fahne und reite in die Stadt, um König Parzival zum Zweikampfe mit mir herauszufordern!"

Der Herold tat also. Zugleich rüstete Klamide sich mit seinem besten Streitgewande, schwang sich auf sein mutiges Roß, nahm Schild und Speer und sprengte aus dem Lager dem Stadttore zu. Nicht lange brauchte er zu harren: geöffnet ward das Tor, und mit gesenktem Speere jagte der rote Ritter ihm entgegen.

Die Schilde krachten, es splitterten die Speere, und die Klingen pfiffen durch die Luft. Hageldicht und wuchtig wie Tors Donnerkeile fielen Parzivals Schwerthiebe auf das Haupt des Gegners, und Klamide glaubte, man schleudere von der Stadtmauer Steine auf ihn herab.

„Es sind nicht Steine, sondern ritterliche Schwertschläge!" rief Parzival und führte mit beiden Händen einen solchen Streich auf des Gegners Haupt, daß Klamide betäubt in den Sand stürzte.

Mit gezücktem Schwert sprang Parzival neben ihm zu Boden, schlug aber nicht zu, sondern sprach: „Schone den wehrlosen Feind! so riet mir der weise Gurnemanz; möge er denn das Leben behalten!"

Da schlug Klamide die Augen auf, besann sich rasch und wollte emporspringen; Parzival aber drückte ihn zu Boden und sprach drohend: „Dein Leben steht in meiner Hand — willst du es behalten oder verlieren?"

„Fordere den Preis!" erwiderte zähneknirschend der König.

„Zuvörderst: du sendest dein Heer unverweilt nach Hause und gelobst, die Königin Kondwiramur, meine Gemahlin, nimmermehr zu beunruhigen! Dann begibst du dich an König Artus' Hof und stellst dich in den Dienst der Jungfrau, die von dem Seneschall um meinetwillen Schmach erduldet hat."

„Was soll ich ihr sagen?"

„Du sagst: der rote Ritter, welcher Ither von Gaheviez schlug, habe dich gesandt."

Da schwur Klamide den Eid und behielt das Leben.

Während Parzival unter dem Jubel des Volkes in die Stadt einzog, entließ Klamide sein Heer in die Heimat und begab sich dann auf den Weg nach Nantes, um sich in den Dienst der schönen Kunneware zu stellen. Dort traf er seinen Seneschall Kingrun, der ihn seiner Herrin zuführte. Wie erstaunte die Jungfrau, da nun gar ein König seine Kniee vor ihr beugte! Mit gerechtem Stolz gedachte sie des roten Ritters; alle bewunderten ihn, und König Artus rief: „Keiner ist würdiger, in unserer Tafelrunde zu sitzen, als Parzival — oder ist einer hier, der das bestreitet?"

Alle schwiegen still, im geheimen aber murmelte der Seneschall Key: „Ich wollte, dieser Parzival führe heute noch zur Hölle, ehe er mich dorthin sendet!" —

6. Parzivals Schuld

Um diese Zeit gab es ein Heiligtum auf Erden, das alle Schätze an Wert übertraf: das war der Gral. Diesen Namen führte jene köstliche Schale (Schüssel), die auf dem Tische unsers Heilandes gestanden, da er zum letztenmal mit seinen Jüngern das Opferlamm aß. Dann hatte sie auf Golgatha das Blut des Gekreuzigten aufgenommen und war in den Besitz des frommen Joseph von Arimathia gekommen, der sie als seinen kostbarsten Schatz hütete. Nach seinem Tode verschwand sie von der Erde und erschien erst wieder zur Zeit des guten, frommen Königs Titurel, dem sie samt dem Speere, mit welchem der Herr am Kreuze verwundet worden, zur Hut anvertraut wurde.

Titurel baute für das köstliche Kleinod auf dem Berge Montsalvasch eine Burg von unvergleichlicher Pracht und Herrlichkeit. Sechsunddreißig Türme umgaben den hochgewölbten, säulengetragenen Rundbau. Auf jedem Turm erhob sich ein kristallenes Kreuz, das einen goldenen Adler mit ausgebreiteten Schwingen trug. Türme und Dach der Burg schimmerten von Gold und edlem Gestein. Auf der Spitze des Hauptturmes, welcher das Ganze weit überragte, glänzte ein unschätzbarer Karfunkel, der gleich einer leuchtenden Sonne nachts über der Burg stand. —

Zur Zeit Parzivals lebte der alte Titurel noch; die Krone des Grals aber trug sein Enkel Amfortas. In seinem Dienste standen edle Ritter, die Templeisen, treue Hüter des Heiligtums und allzeit willfährig, auf Befehl des Gral auszuziehen, um die bedrängte Unschuld zu beschirmen. Name und Auftrag des erkorenen Ritters erschien, wie von unsichtbarer Hand geschrieben, an der Außenseite der heiligen Schale, nachdem eine Taube herabgeschwebt war und eine Oblate in den Gral gelegt hatte. Selig der Erwählte! Sein Herz war rein von Schuld und Sünde; denn Gott selbst hatte durch die Berufung sein Wohlgefallen an ihm bezeugt. —

Seit Jahren schon herrschte tiefe Trauer auf Montsalvasch, denn König Amfortas war ein siecher Mann und seufzte unter großen Schmerzen. Er litt an einer unheilbaren Wunde, die der heilige Speer ihm geschlagen, da er einst vom Wege der Tugend abgeirrt war. Wie oft wünschte er sich den Tod! Aber wer den Gral ansah, der konnte des Tages und die Woche nicht sterben, und wäre er, wie der alte Titurel, mehrere hundert Jahre alt. Es gab nur ein Mittel, den König von seinem Siechtum zu heilen: ein edler Ritter mit reinem Herzen mußte, unbewußt der Geheimnisse des Grals, in die Burg kommen und aus eigenem Antriebe an Amfortas die Frage richten, was ihm fehle und was die wunderbaren Erscheinungen ringsumher bedeuteten. Dazu war Parzival berufen. —

In sonnigem Glück und Frieden hatte er Monde lang an der Seite der

Parzival in der Gralsburg

schönen Kondwiramur gelebt. Nichts beschwerte sein Herz, als allein die Sehnsucht nach seiner geliebten Mutter, die er noch auf Erden wähnte.

Eines Tages faßte er die Hand der schönen Kondwiramur, blickte ihr liebevoll in die Augen und sprach: „Du weißt, mein geliebtes Weib, daß ich noch eine Mutter habe. Einsam und weltverlassen lebt sie in dem großen Walde Soltane und weiß nicht, wie es um mich steht, wie unsäglich glücklich mich Gott gemacht hat. Gib mir Urlaub, heimzufahren, auf daß auch sie, die mich so lieb hat, unser Glück teile!"

Betroffen blickte Kondwiramur ihn an; das hatte sie lange gefürchtet, und nun zitterte sie in der Ahnung, daß sie den geliebten Mann viele Jahre nicht wiedersehen werde. Aber die Bitte konnte sie ihm nicht abschlagen, und er bestieg sein Streitroß und ritt fröhlich von dannen, während aus ihren Augen bittere Tränen flossen.

Kaum aber hatte Parzival die Stadt aus den Augen verloren, so überkam auch ihn der heiße Trennungsschmerz; er überließ dem Hengste die Wahl des Weges und versank in ein schmerzlich süßes Träumen von ihr, die seine Seele liebte. Den ganzen langen Tag trabte das feurige Roß ungelenkt durch Wälder und Auen, und als der Abend hereinbrach, stand es am Ufer eines weiten Sees, und mit lautem Gewieher weckte es seinen Herrn aus dem Traume.

Parzival blickte empor und sah staunend den schimmernden Wasserspiegel, welchen die Abendsonne mit Rosenlichtern überstreute. Ein Fischer stand hochaufgerichtet im Kahne nahe am Ufer; seine Gestalt war wie von gleißendem Golde umflossen, und überirdischer Glanz umstrahlte sein Haupt.

Parzival ritt heran und merkte sogleich, daß der Mann im Kahne kein gewöhnlicher Fischer sei. Sein Antlitz war fein, aber krankhaft bleich, und aus den klugen Augen blickte ein tiefer Harm. Und — wo trug jemals ein Fischer so kostbare Kleidung wie dieser?

„Der Mann ist eher ein König, denn ein Fischer," sagte sich Parzival und fragte in edler Bescheidenheit nach einer Nachtherberge.

Da leuchtete es wunderbar auf in den kummermüden Augen des Mannes; fast zärtlich betrachtete er den Fremdling und sagte: „Auf dreißig Meilen im Umkreise findet Ihr keine Nachtherberge; doch könntet Ihr wohl vor Nacht noch eine Burg erreichen, die hinter dem Walde auf einem Berge liegt. Klopft an die Pforte und meldet dem Torwart: der Fischer habe Euch gesandt, so wird Euch aufgetan werden."

Parzival ritt durch den Wald und sah bald auf hohem Berge die vielgetürmte Burg prangen. Die letzten Strahlen der Abendsonne vergoldeten Türme und Zinnen; in freier Luft schienen die Adler über den kristallenen Kreuzen zu schweben, und über dem Ganzen stand gleich einer roten Sonne der Riesenkarfunkel, dessen Licht mit dem der Sonnenstrahlen wetteiferte.

Parzival hatte sein Roß angehalten; ein Bild von solcher Pracht und Herrlichkeit hatten seine Augen noch nimmer gesehen. — „Ist es Wirklichkeit?

Ist's ein Traumbild? Reite ich hier durch ein Märchenland?" fragte er staunend.

Langsam ritt er den Berg hinan; er fand das Tor verschlossen, und die Brücke war emporgezogen. Auf seinen Anruf steckte der Torwart den Kopf hervor und fragte, wer ihn hergesandt habe.

„Mich sendet der Fischer unten am See," antwortete er.

Sogleich rasselte die Zugbrücke hinab; das Tor öffnete sich, und Parzival sprengte in den Hof hinein. Ritter und Knappen eilten herbei, um ihm zu dienen. Er ward in die Burg geleitet, badete seinen Leib in köstlich duftendem Wasser und ließ sich von den Rittern in herrliche Gewänder kleiden. Und nun war er ein Bild so hoher Heldenschönheit, daß aller Augen mit Wohlgefallen auf ihm ruhten.

Staunend schritt er mit seinen freundlichen Führern durch die hallenden Gänge und kam in einen Saal von der höchsten Pracht. Die Marmorwände waren mit Teppichen behangen und geschmückt mit schönem Bildwerk; in den Kaminen brannte Aloeholz und verbreitete köstliche Düfte; viele hundert Kerzen standen auf goldenen Leuchtern; an den Wänden ringsumher erhoben sich schwellende Ruhepfühle, auf welchen die stolzen Ritter, die im Saale versammelt waren, Platz nahmen. Auf erhöhtem Sitze erblickte Parzival zu seiner Verwunderung den Fischer vom See; der saß da in königlichem Schmuck und winkte ihm mit der Hand.

„Setze dich an meine Seite!" sprach er zu ihm und versank dann in Schweigen.

Gern hätte Parzival gewußt, mit wem er es zu tun habe, wo er sei und warum alle in so feierlichem Schweigen verharrten; aber eingedenk der Mahnung seines Lehrers Gurnemanz: „Frage nicht so viel!" unterdrückte er seine Neugierde und blieb stumm.

Da ward eine Tür aufgetan und herein trat ein Knappe mit einer blutigen Lanze. Beim Anblick der Waffe ging ein schmerzliches Gemurmel von Mund zu Mund; der Fischer im Königsmantel stöhnte leise und blickte wie fragend auf Parzival, da dieser mit starrer Verwunderung die blutige Lanze betrachtete. Länger als vor den andern, verweilte der Knappe vor dem Gaste, und alle Augen waren bittend auf Parzival gerichtet — er aber blieb stumm, und mit schmerzlicher Enttäuschung im Angesicht entfernte sich endlich der Knappe mit der blutigen Waffe.

Gleich darauf traten zwei schöne Jungfrauen mit brennenden Kerzen auf Goldleuchtern in den Saal, und ihnen folgte paarweise ein ganzer Zug wunderschöner Jungfrauen in köstlichen Kleidern und reichem Schmuck. Alle trugen etwas in den Händen: zwei ein Gestell von Elfenbein, welches sie mitten im Saale aufstellten; zwei andere legten eine Marmorplatte darauf, und wieder andere trugen goldene Messer in den Händen und legten sie auf die Platte. Alle neigten sich darauf vor dem Fischer und seinem Gaste

und traten bescheiden zurück. Man schien etwas Besonderes zu erwarten, denn die Augen aller waren gespannt auf die offene Tür gerichtet.

Und siehe! da trat eine Jungfrau herein, die an Schönheit und Reichtum der Kleidung alle andern übertraf. Sie trug auf einem grünen Kissen eine Schale, welche einen Glanz ausstrahlte wie die aufgehende Sonne. Alle neigten tief das Haupt; die Jungfrau aber verweilte wie fragend einen Augenblick auf Parzival. Er starrte die Schale staunend an, blieb aber stumm; da ging sie traurig vorüber, setzte die Schale auf das Marmortischchen mitten im Saale und trat zu den andern.

Nun wurden hurtig die Tische gedeckt, und alsbald spendete die wunderbare Schale köstliche Speisen und Getränke in unerschöpflicher Fülle. Das alles sah Parzival mit grenzenlosem Staunen, ohne jedoch eine Frage zu tun. Er labte sich an den köstlichen Speisen und Getränken, und auch die leisen Seufzer seines rätselhaften Tischgenossen entlockten ihm nicht die von allen so heiß ersehnte Frage. —

Das Mahl war beendet; in feierlichem Zuge schritten die Jungfrauen mit ihren Schätzen wieder hinaus; im Flüstertone sprachen die Ritter miteinander, und die Blicke, welche sie dabei auf den Gast warfen, drückten tiefe Bekümmernis aus.

Parzival bemerkte das nicht; seine Augen folgten den Jungfrauen, und durch die geöffnete Tür erblickte er tief im Hintergrunde ein Bild, das ihn ganz bezauberte. Auf einem Ruhebette lehnte ein Greis, in dessen Zügen sich himmlischer Friede spiegelte; nie zuvor hatte Parzival ein so rührendes Menschenbild gesehen — wer — — — aber er sollte ja nicht fragen, hatte Gurnemanz geraten. Und er schwieg.

Da trat ein Knappe hervor und überreichte dem Fischer ein kostbares Schwert. Dieser ließ die Klinge im Lichte der Kerzen funkeln, reichte sie Parzival und sprach: „Nimm diese Waffe als Gastgeschenk aus meiner Hand! Sie möge dich schirmen in Gefahr und dich an den Fischer erinnern, der einst ein Held war wie du, nun aber das Schwert nicht mehr zu führen vermag."

Mit leuchtenden Augen betrachtete Parzival die kostbare Waffe, und von ihr fiel sein Blick auf den rätselhaften Spender, — wer mochte nur dieser Mann sein? Wie hieß das Königreich, welches er beherrschte? Welche Bewandtnis hatte es mit der wundertätigen Schale? Warum herrschte trotz allem Glanze, aller Fülle so tiefe Trauer in diesen Hallen? —

Ja, diese Fragen bewegten Parzivals Herz, aber sie kamen nicht über seine Lippen. Mit dem Ausdruck tiefen Kummers im Angesicht wünschte der Wirt ihm gute Nacht, und dienstfertige Knappen geleiteten ihn in seine Schlafkammer. —

Nach unruhigem Schlummer öffnete er am andern Morgen die Augen und erblickte an Stelle der reichen Kleider seine rote Rüstung auf den goldenen Haltern. Er sprang auf und rief nach den Knappen, die ihm am Tage

zuvor Handreichung getan; aber niemand erschien. Da legte er selber seine Rüstung an und schritt durch die hallenden Gänge; kein Mensch ließ sich sehen; die ganze Burg war wie ausgestorben, und mit geheimem Grauen eilte Parzival auf den Hof hinaus. Dort stand gezäumt und gesattelt sein Hengst und wieherte ihm freudig entgegen.

„He! Knappen! Troßknechte!" rief Parzival mit lauter Stimme und wartete eine Weile; aber kein Knappe erschien; in Hof und Hallen blieb alles totenstill.

Da schwang er sich auf Rosses Rücken, und siehe: das Tor tat sich weit auf; mit Getöse fuhr die Brücke hinab, und er ritt hinaus. Kaum aber war er hinaus, da schlug das Tor mit Donnergepolter ins Schloß zurück, und eine Stimme rief ihm nach: „O du Tor! du Tor!"

Überrascht blickte er sich um, und die Stimme sprach weiter: „Du bist nicht wert, daß du unter Gottes Sonne weilen darfst, denn statt eines fühlenden Herzens trägst du einen Stein in der Brust. Den höchsten Preis hast du verscherzt, und bitter wirst du es büßen!" —

7. Parzival kommt abermals zum Könige Artus

In tiefer Herzensbekümmernis ritt Parzival aus dem Zauberreiche des Grals. Ein Fluch lastete auf seinem Haupte, und ferner wohl, denn je, war er dem Walde Soltane, wo er seine Mutter noch wohnen glaubte, fern auch von Belrigar, wo sein geliebtes Weib sehnsuchtsvoll seiner Rückkehr harrte. Er gelangte in den Wald Plimizol, wo König Artus mit seiner Tafelrunde das liebliche Pfingstfest feiern wollte.

Frühling war's; die Bäume hatten sich mit jungem Laube geschmückt; nun aber war in der Nacht Schnee in die blühende Frühlingswelt gefallen; verstummt waren die süßen Vogelstimmen, und der Wald stand in so feierlichem Schweigen da, wie ein Friedhof mit seinen weißen Kreuzen und Grabsteinen.

Parzival bemerkte das alles nicht; tief in sich versunken ritt er dahin und sah nur das holdselige Angesicht seines geliebten Weibes.

Nun hatte sich aus dem Lager des Königs Artus ein Jagdfalke frei gemacht und war hinausgeflogen, Parzival entgegen. Mit lautem Geschrei zog eine Schar wilder Gänse durch die Luft. Da erwachte die Jagdlust des Falken; in raschem Fluge stieg er empor und stürzte sich mordlustig auf die seltene Beute. Mit seinem Schnabelspieß verwundete er eine Gans, und es fielen drei Blutstropfen hinab in den reinen Schnee.

Diese drei Blutstropfen auf dem Schnee erblickte Parzival, und sein Geist ward davon gefesselt wie von einem Zauber. Weiß wie Schnee und rot wie Blut waren die Wangen der geliebten Kondwiramur; ihr Antlitz

blickte ihm aus dem blutbetupften Schnee entgegen; kein Zug fehlte für sein Auge an dem geliebten Bilde, und wie ein Träumender hielt er im freien Felde und starrte, tief versunken in Minne, auf das Bildnis am Boden.

Ein Knappe des Königs Artus kam vorüber und sah den fremden Ritter mit Schild und Speer im freien Felde halten. „Der sinnt auf Kampf," sprach er bei sich, eilte in das Lager, trat vor seinen Herrn und meldete: „Mein Herr König, draußen hält ein Ritter in Wehr und Waffen und harrt des Streites."

Parzival vor den Blutstropfen im Schnee

Mit Jubelgeschrei sprangen mehrere Recken empor und griffen zu den Waffen. Da war aber einer, mit Namen Segramors, der war so kampfbegierig, daß er gebunden werden mußte, sollte er nicht dreinschlagen, wenn Waffen klirrten. Dieser kam allen andern zuvor, trat mit raschen Schritten vor den König und sprach: „O Herr, laß mich reiten und den Verwegenen züchtigen! Die Ehre der ganzen Tafelrunde steht auf dem Spiele."

Der König nickte, und Segramors stürmte von dannen.

Regungslos hielt Parzival auf seinem Rosse im Felde und blickte traumverloren auf die drei Blutstropfen im Schnee.

„Auf! zum Kampf!" rief Segramors ihn an. „Den König Artus nebst

seiner ganzen Tafelrunde hast du verhöhnt; das soll mit Blut gerochen werden, so wahr ich der wilde Segramors bin!"

Parzival sah und hörte nichts, so tief war er von dem Bildnis im Schnee gefesselt.

„Ha! du willst mich nun noch durch Mißachtung kränken?" rief Segramors und legte den Speer zum Kampfe aus.

Da wandte sich Parzivals Roß; das Bild im Schnee entschwand des Helden Augen; tief aufatmend blickte er empor, sah den kampfbereiten Recken, richtete seinen Speer und sprengte mit solcher Gewalt wider Segramors, daß dieser jählings in den Schnee stürzte.

Ohne den Besiegten weiter eines Blickes zu würdigen, wandte Parzival sich wieder den Blutstropfen zu; das Bild der geliebten Frau stand wieder vor seinen Augen, und wie bezaubert starrte er darauf nieder.

Mit Mühe erhob sich Segramors, faßte sein Roß beim Zaume und zog beschämt in das Lager zurück.

„Wie, du Ausbund aller Ritterschaft!" rief spöttisch Seneschall Key ihn an, „du führst den Feind nicht gefangen hierher? Liegt er erschlagen auf der Walstatt, Geiern und Raben zum Fraße?"

„Er harret weitern Kampfes," erwiderte Segramors kleinlaut. „Ziehe hin und versuche dein Heil; es ist der Probe wohl wert."

„Wahrlich, wer unsern Wildesten besiegte, der ist würdig, von mir in den Staub gestreckt zu werden," sagte der Seneschall vermessen und rief nach Roß und Waffen. Siegessicher ritt er aus dem Lager; als er aber die rote Rüstung erblickte, erschrak er; denn von Klamide und Kingrun, die noch immer im Dienste der mißhandelten Jungfrau Kunneware standen, hatte er vernommen, daß Parzival stets das rote Streitgewand Ithers von Gaheviez trage — mochte dieser Ritter dort wohl Parzival sein? Gleichviel, er mußte angegriffen werden!

Mit übermütigen Worten forderte der Seneschall den Träumer zum Streite heraus, und als dieser nichts darauf erwiderte, sondern regungslos in seiner Stellung verharrte, ergriff Key den Zaum des Rotrosses und zog es vom Platze.

Da erwachte Parzival aus dem Traume, starrte überrascht den drohenden Ritter an, legte seinen Speer aus, spornte sein Roß und sprengte gegen den Feind an. Ein furchtbarer Stoß — und der Seneschall wälzte sich unter seinem Rosse am Boden. Pferd und Mann vermochten nicht, sich wieder zu erheben; der Schwerverletzte schrie um Hilfe, und seine Knappen kamen herbei, zogen ihn unter dem Rosse hervor und trugen ihn in das Lager, wo zu dem Schaden, den er genommen, noch der Spott der Tafelrunde hinzukam. Er hatte den rechten Arm und das linke Bein gebrochen und war wohl für immer ein wehrloser Mann.

Gawan, nach dem Könige Artus der vornehmste und edelste Ritter der

Tafelrund, dachte bei sich: „Kein andrer kann der rote Ritter sein als Parzival, den wir suchen."

Und er ließ sich seine Waffen reichen, setzte sich zu Rosse und sprengte zum Lager hinaus.

Parzival hielt wieder regungslos auf dem Platze und starrte auf das Bildnis im Schnee nieder. Auf Gawans Gruß gab er keine Antwort; er hatte ihn wohl gar nicht gehört.

„Den hält Minne gefangen," sagte Gawan, da er die drei Blutstropfen im Schnee sah, und er zog ein Tuch hervor und bedeckte damit das Bild.

Sogleich erwachte Parzival aus seinem Traume und blickte verwundert auf.

„Bist du gekommen, mit mir zu streiten?" fragte er den fremden Ritter.

Gawan antwortete: „Nicht Streitbegier führte mich zu dir, obwohl es eine Lust sein müßte, mit einem so tapfern Helden zu kämpfen. Ich kannte einen, der wie du eine rote Rüstung trug: Ither von Gaheviez hieß der Mann. Ihn erschlug Parzival, und diesen suche ich, um ihn zu meinem Herrn, dem Könige Artus, zu geleiten; denn ihm ist der Sitz bereitet im Kreise der Tafelrunde."

„Fürwahr, eine hohe Ehre! und gern folge ich dir," erwiderte Parzival hochbeglückt.

„So bist du der, den man die Blüte der Ritterschaft nennt?"

„Ich bin Parzival, ein unglücklicher Ritter; denn, die ich liebe, sind fern von mir, und Unrast treibt mich von Ort zu Ort. Wer bist du, der dem Fremdlinge so freundlich begegnet?"

„Gawan heiße ich, gehöre zu der Tafelrunde und bitte dich, mit mir in das Hoflager des Königs zu reiten."

„Am Hofe des Königs lebt mir ein Feind, mit dem ich zuvor streiten muß; das ist der Seneschall Key," versetzte Parzival.

Da lachte Gawan und rief: „O wehe, der arme Seneschall! Arm und Bein hat er gebrochen, da du ihn vom Rosse warfst, und es wird wohl eine Weile dauern, bis er sich dir wieder wird stellen können."

„So mag er Frieden haben!" sagte Parzival und ließ sich von Gawan in das Hoflager geleiten.

Die Kunde, daß der rote Ritter der lange gesuchte Parzival sei, erregte große Bewegung im Lager. Alle nahten, ihn zu begrüßen, und König Artus selbst ging ihm entgegen und geleitete ihn auf seinen Sitz an der Tafelrunde.

Da saß nun Herzeleidens Sohn mitten im Kreise der auserwählten Ritter, und aller Augen waren voll Bewunderung auf ihn gerichtet; denn lichter Glanz strahlte aus seinem Angesicht, und nicht einer konnte sich an Schönheit mit ihm vergleichen. Die schöne Kunneware nahte sich ihm, und ihr folgten König Klamide und Kingrun, sein Seneschall. Die Jungfrau dankte ihrem Ritter mit schönen Worten und verkündigte ihm und der

ganzen Tafelrunde, daß sie sich dem Könige Klamide in Minne verbunden habe und bald Hochzeit mit ihm zu feiern gedenke. Darob erhob sich lauter Jubel im Lager, und Parzival, der das Glück der beiden gestiftet, ward von allen gepriesen, nur nicht vom Seneschall Key und seinem Unglücksgefährten, dem wilden Ritter Segramors.

Bald aber sollten Lust und Lachen ein jähes Ende nehmen. Dem Lager nahte eine Reiterin auf einem häßlichen Maultiere, und bei ihrem Anblick verstummte plötzlich das laute Freudengetümmel und ein Grauen ging durch die Reihen. Sie trug einen langen blauen Mantel, der hinter ihr im Winde wie eine Fahne flatterte. Da sie den Kragen, der das Haupt einhüllte, zurückschlug, kam ein Antlitz von so abschreckender Bildung zum Vorschein, daß jedermann sich entsetzte. Weit ragten die Zähne aus dem breiten Munde hervor; die Haare des Hauptes standen wie Borsten empor; tief hingen die buschigen Brauen über die Augen herab, und in diesen Augen glühten Blitze des Unheils.

Das schreckliche Weib schwang in der knochigen Rechten die Geißel und ritt dicht an die Tafelrunde heran.

„Kundry, die Zauberin! die Botin des Grals!" hörte Parzival mehrere Stimmen ängstlich flüstern.

Das Weib ließ ihre Augen über die Versammlung schweifen, zischte beim Anblick Parzivals wie eine giftige Natter und rief mit lauter Stimme: „Wehe! Wehe! Wehe über euch alle! Entehrt ist die Tafelrunde; denn ich sehe einen Mann in ihrem Kreise sitzen, auf dessen Haupt der Fluch des Himmels ruht. Das ist der Mann!"

Mit ausgestreckter Geißel zeigte sie auf Parzival, und aller Augen blickten mit Grauen auf ihn.

„Ja," fuhr das Weib fort, „du bist der Mann, Sohn des Gamuret und der armen Herzeleide! Zu hohen Ehren warst du berufen; dein Fuß durfte die heilige Schwelle des Grals überschreiten; gewürdigt war dein Auge, das höchste Heiligtum der Christenheit zu schauen; du sahst den jammerreichen König des Grals, sahst den Speer, welcher ihn verwundet, und empfingst aus seiner Hand das köstliche Schwert, das ich an deiner Seite glänzen sehe — und bliebst kalt und stumm und hattest keine Frage nach all den heiligen Geheimnissen! Drum wehe dir, du entarteter Sohn der armen Herzeleide, die um deinetwillen den Tod erlitt . . . ."

Mit einem Schrei fuhr Parzival empor, trat an das schreckliche Weib heran und fragte bebend: „Was sagst du, Weib — meine Mutter ist tot?"

„Da du sie verließest, brach ihr das Herz, und sie starb."

Da verhüllte Parzival sein Angesicht und weinte bitterlich.

„Armer Verblendeter!" sagte nun das Weib, wie von Mitleid bewegt. „Gehe hin und suche in Reue und Zerknirschung das verlorene Heil; mag sein, daß Gottes Gnade sich wieder zu dir wende!"

Da fuhr Parzival empor und sprach die frevelhaften Worte: „Gottes

Gnade — wodurch habe ich sie denn verscherzt? Fromm war mein Herz bis auf diese Stunde; nun aber ist es kalt und starr geworden und zweifelt an Gottes Güte! Ja, in Empörung wendet es sich von Gott, der es von sich stößt, nur, weil es irrte! Entsetzt ihr euch vor mir, ihr edeln Ritter und Frauen? Ja, fliehet mich! fliehet mich! denn ich bin verflucht!"

„Beuge in Demut dein Haupt, du Sohn der armen Herzeleide, und vermiß dich nicht, mit Gott zu rechten! Er ist barmherzig, und den Demütigen gibt er Gnade," sprach Kundry, wendete ihr Maultier, hieb mit der Geißel darauf und ritt von dannen.

Auch Parzival beurlaubte sich von der Tafelrunde — und mit ihm Gawan, der in das ferne Morgenland fuhr und dort wunderbare Abenteuer bestand.

Gleich einem Geächteten irrte Parzival jahrelang im Lande umher, und sein Herz haderte mit Gott und allen seinen Geschöpfen. Endlich aber bemächtigte sich tiefe Reue seiner Seele, und sie schrie zu Gott, wie ein Hirsch schreit nach frischem Wasser.

„Zum Gral! Zum Gral!" rief eine Stimme in seinem Herzen. „Bei ihm allein findest du den verlorenen Frieden wieder!"

Wie aber wollte er den Weg zum Grale finden? —

---

8. Parzival bei Trevrezent

Leichter Märzschnee deckte die Erde, als Parzival durch einen weiten Wald ritt, den er schon vor langen Jahren einmal gesehen zu haben vermeinte. Himmel und Erde erschienen ihm so heilig und hehr, wie einst an hohen Feiertagen, wenn Glockengeläute die stillen Lüfte durchklungen. War es Festtag heute? Er wußte es nicht, hatte er doch in den Jahren der Irrungen nicht mehr mit den Menschen gelebt und kein Gotteshaus besucht.

Das fiel ihm nun schwer aufs Herz, und im Gefühle seiner Verworfenheit seufzte er aus tiefster Seele. Da plötzlich sah er ein Häuflein frommer Pilger herankommen. Vorn im Zuge ging ein Ritter im Bußgewande, mit einem Kreuz in der Hand, und ihm folgten eine Frau und zwei Mädchen. Alle vier schritten barfuß durch den Schnee, und auf ihren Gesichtern spiegelte sich himmlischer Friede.

Aber mit strengem, strafendem Blicke schaute der fromme Ritter zu Parzival auf und sprach zu ihm: „Wie, Ihr fürchtet Euch nicht vor Gott, heute gewappnet durch die Lande zu reiten? O, steiget herab vom Rosse und beuget Eure Kniee zum Staube, denn heute ist der Tag des Herrn!"

„Wie heißt der Tag?" fragte Parzival kleinmütig und beschämt.

„Karfreitag ist's," erwiderte der Ritter milde; denn er war ein herzenskundiger Mann und erkannte wohl den Edelsinn des Fremden. „Hat sich," fuhr er fort, „Eure Seele nur verirrt, wie mir scheint, so weiß ich ihr hier

in der Nähe einen Wegweiser, einen Arzt, der sich ihrer freundlich annehmen wird. Seht ihr dort den Rauch durch die Zweige emporsteigen? Klopft an die Tür der Hütte des edlen Trevrezent, und es wird Euch aufgetan werden!"

Parzival nahm den Rat des ritterlichen Pilgers dankend an und lenkte sein Roß nach der Klause des Einsiedlers. An einer Quelle, die neben der Hütte aus dem Felsen sprudelte, stand ein ehrwürdiger Greis und ließ das perlende Naß in einen irdenen Krug rinnen.

Als er den Reitersmann erblickte, verfinsterte sich sein mildes Angesicht, und er rief bestürzt: „Wehe! wie mögt Ihr so vermessen sein, an diesem heiligen Tage zu reiten! O, steiget vom Rosse, leget die Waffen ab und verweilet in Stille und Andacht in meiner Hütte, wie es einem Christen ziemt!"

Ohne Widerrede folgte ihm Parzival, und bald saß er, mit Pelzwerk bekleidet, neben seinem Gastfreunde am knisternden Herdfeuer, stillte seinen Hunger mit Brot und Kräutern und trank aus einem hölzernen Becher den klaren Wein der Waldquelle.

Nach der Mahlzeit fragte Trevrezent seinen Gast, wer ihn nach seiner Hütte gewiesen habe.

Parzival schilderte ihm den ritterlichen Pilger und fügte hinzu: „Er hatte ein scharfes Auge, denn er erkannte das Siechtum meiner Seele und sagte mir, bei Euch würde ich Heilung finden; aber wie könnte das sein? Ihr seid ein frommer Klausner und wißt nichts von den Gefahren, welche den Ritter in der Welt da draußen umringen."

Der Greis bewegte leise das Haupt und erwiderte: „Ihr irrt, Herr Ritter, Ihr irrt! So stolz und edel Ihr zu sein scheint: Ihr werdet doch kaum die Höhen erfliegen, von welchen ich herabgestiegen bin, um in dieser stillen Hütte mein Leben zu beschließen. Von der vielgetürmten Burg auf dem heiligen Berge bis zu dieser Hütte — das ist wohl ein gewaltiger Abstand, mein junger Freund?"

„Sprecht Ihr von der heiligen Gralsburg?" fragte Parzival gespannt.

„Ja — von ihr," nickte der Greis. „Und diesen Wald müßt Ihr wieder verlassen; denn er gehört zum Gebiete des Grals, und kein Unberufener darf in ihm verweilen."

In freudigem Schrecken fuhr Parzival empor und rief: „Nun hat endlich meine Irrfahrt ein Ende! Ich werde den Gral wiedersehen und den verlorenen Frieden meiner Seele wiederfinden!"

„So bist du Parzival?" forschte der Greis.

„Ja, der unglücklichste aller Ritter."

„Bitter habe ich dich beklagt, mein armer Neffe!" erwiderte der Einsiedler und faßte beide Hände seines Gastes.

„Ja, sieh mich nur verwundert an!" sprach der Greis weiter. „Trevrezent,

deiner Mutter Bruder, ſteht vor dir. Droben in der Gralsburg leben unſere beiden andern Geſchwiſter: der kranke König Amfortas und Repanſe de Joie, die ſchöne königliche Jungfrau, welche von Gott gewürdigt iſt, den Gral auf ihren Händen zu tragen. Du haſt ſie geſehen, haſt das Leiden deines Oheims Amfortas geſehen und haſt keine Frage getan — du lieber, törichter, unſeliger Knabe! So ward dein Heil verſcherzt; denn zum Könige des Grals warſt du von Gott berufen; zum Erlöſer deines Oheims Amfortas, der nun durch deine Schuld in bittern Schmerzen ſeine Tage verbringen muß."

Parzival bei Trevrezent

„Ach, Oheim!“ versetzte Parzival, „ich beklage von Herzen meine Verblendung; aber war denn meine Schuld so groß?“

„Sie war groß, ja wahrlich! sie war groß! Denn wer sich gegen die Leiden seiner Mitmenschen verhärtet, der ist ein Bösewicht und ganz unwert der Gnade Gottes!“

Parzival neigte das Haupt und sprach: „Ich war töricht, doch nicht schlecht, nicht herzlos, und lange habe ich dafür gebüßt.“

„Noch nicht lange genug!“ erwiderte der Greis strenge. „Die Zeit der Prüfung ist noch nicht zu Ende; denn in sündhaftem Trotz hast du dich wider Gott aufgelehnt. Aber seine Barmherzigkeit ist groß, und wie die reine Flamme das Holz verzehrt, so tilgt Reue und Buße die Schuld aus der Seele des Menschen. Auch dir wird Gottes Gnadensonne wieder scheinen, und du wirst wieder gut machen, was du verschuldet, und die durch deine Schuld im Jammer seufzen, wirst du erlösen. Vieles habe ich dir noch zu sagen, mein Sohn, doch für heute sei es genug! Du verweilst eine Zeitlang in meiner Hütte und wirst, wie ich hoffe, bei mir den Frieden wieder finden, den du so lange vergeblich gesucht. Gute Nacht!“ —

---

9. Feirefiz

Als ein neuer, geläuterter Mensch schied Parzival von seinem Oheim Trevrezent. Er hatte das kindliche Vertrauen zu Gott wieder gefunden, und im Dienste Gottes und aller Guten führte er fortan seine Waffen. Sein Ruhm erscholl in allen Landen, und König Artus nahm ihn mit hohen Ehren wiederum in den Kreis der Tafelrunde auf.

Eines Tages verließ er das Lager und ritt dem Meere entgegen, das im Frühlicht silbern durch die Zweige der Bäume schimmerte. Da nahte vom Strande her, wo viele Schiffe ankerten, ein Ritter in so kostbarer Rüstung, daß selbst König Artus in seiner Herrlichkeit dagegen erblaßte. Gold und Edelsteine glänzten an seinem Helm und Panzer; auf seinem Schilde funkelte es wie Feuerflammen, und selbst Geschirr und Bedeckung seines Rosses waren mit Edelsteinen übersät.

Sobald der Fremde Parzival erblickte, legte er seine Lanze aus und spornte sein Roß zum Angriff. Sie stürmten widereinander mit solcher Wucht, daß beider Lanzen zersplitterten. Da pfiffen die Klingen durch die Luft, Blitz folgte auf Blitz und Schlag auf Schlag, daß der Wald erklang und Feuer aus dem Eisen sprang.

„Sekundille! Thabronit!“ rief der Fremde und „Kondwiramur! Belrigar!“ antwortete Parzival.

Bald waren die Rosse ermüdet, und die wilden Kämpen sprangen zu Boden und stritten zu Fuß weiter. Sie waren einander gleich an Kraft und Heldenmut; keiner wich einen Schritt; wie festgewurzelt standen sie auf

demselben Fleck und hieben grimmig aufeinander ein. Plötzlich sprang Parzivals Schwert in Stücke; dasselbe Schwert, welches er vom Könige Amfortas erhalten hatte; nun war er ein verlorener Mann, denn schon holte sein furchtbarer Gegner zum Todesstreiche aus. Er hob den Schild, um sich zu decken; der andere aber hielt inne und sprach: „Nein, einen wehrlosen Mann schlage ich nicht, zumal da es ein so tapferer Streiter ist!"

Er bat Parzival, mit ihm im Grase auszuruhen, und da sie friedlich beieinander saßen, sprach der Fremdling: „Ich komme aus dem fernen Morgenlande und bin erstaunt, sogleich auf einen so gewaltigen Ritter zu stoßen, wie Ihr seid."

„Solcher Ritter gibt es viele im Frankenlande," antwortete Parzival.

„Sie werden zu zählen sein," warf der andere ein; „ich glaube, Ihr seid einer der ersten Helden dieses Landes und möchte Euren Namen wissen."

„Weil ich der Überwundene bin, soll ich dir Rede und Antwort stehen?" brauste Parzival auf.

„So war es nicht gemeint," versetzte der andere freundlich. „Gern komme ich Euch zuvor: Ich bin Feirefiz von Anjou, König von Zazamank und Herr über fünfundzwanzig Völker des Morgenlandes."

Ungläubig blickte Parzival ihn an und sprach: „Daß ihr ein König aus dem Morgenlande seid, glaube ich gern, doch zweifle ich, daß Ihr den Namen Anjou, der mir allein gebührt, mit Recht führt."

„Auch Ihr seid ein Anjou?" staunte der Fremde. „So könnt Ihr kein anderer sein als mein Bruder, von dem ich freilich nie etwas gehört habe."

Parzival schüttelte zweifelnd den Kopf und sprach: „Man sagte mir, im fernen Morgenlande lebe noch ein zweiter Sohn meines Vaters, dessen Angesicht schwarz und weiß sei wie das Gefieder einer Elster."

Rasch stieß Feirefiz den Helmsturz empor und enthüllte sein Angesicht: es war schwarz und weiß gefleckt wie das Gefieder einer Elster.

„Du bist wahrhaftig mein bunter Bruder!" rief Parzival und reichte ihm die Hand.

Sie umarmten und küßten sich, und freudig rief Feirefiz: „Nun laß uns eilen und zu unserm Vater Gamuret gehen!"

„Zu unserm Vater?" entgegnete Parzival traurig. „So weißt du nicht, daß er lange tot ist?"

„Tot?" rief Feirefiz erschrocken.

„Meine Augen haben ihn nie gesehen," versetzte Parzival trübe. „Im fernen Morgenlande ist er gefallen; dort steht wohl sein Grabstein unter stolzen Palmen; denn er war ein Held."

„Und Helden wollen auch wir, seine Söhne, sein und bleiben!" rief Feirefiz, plötzlich aus seiner Trauer emporfahrend. Und sie legten Hand in Hand und gelobten einander, bis an ihr Lebensende ehrenfeste Ritter bleiben zu wollen.

Darauf ritten sie nach König Artus' Hoflager, wo das Erscheinen des

herrlich geschmückten Ritters großes Aufsehen erregte. Noch größer aber war die Überraschung, als man das bunte Gesicht des Fremdlings sah und Parzival ihn als seinen Bruder zu erkennen gab.

Er mußte an der Seite des Königs Artus an der Tafelrunde sitzen und ward von allen hochgeehrt. Selbst die Augen der schönen Frauen ruhten auf seiner Heldengestalt mit Wohlgefallen, und als er nun gar von seinen Schiffen reiche Schätze von Gold, Perlen, Edelsteinen, Waffen und köstlichen Geweben an das Land holen ließ und sie mit freigebigen Händen verteilte, da priesen ihn alle Zungen, und Jubel herrschte im ganzen Lager.

Plötzlich aber verstummten Lust und Lachen, und mit banger Sorge blickten aller Augen einer Reiterin entgegen, die sich auf einem fahlen Maultiere dem Lager näherte. Sie trug einen langen blauen Mantel und hatte ihr Angesicht mit einem Schleier verhüllt.

„Kundry, die Gralsbotin?" fragte einer den andern mit Zittern und Zagen, und manches Auge richtete sich sorgenvoll auf Parzival.

Die Reiterin sprengte in die Schranken, neigte sich ehrerbietig vor dem Könige, ritt zu Parzival, stieg vom Maultier herab, schlug den Schleier zurück, beugte die Kniee vor Parzival und sprach: „Heil dir, du edler Sohn Gamurets und der schönen Herzeleide! Der Fluch ist von deinem Haupte genommen; denn reumütig hast du gebüßt und ritterlich gestritten mit den Mächten der Finsternis, die da heißen Zweifel, Trotz, Herzenshärte, Ruhmsucht, Hoffart und eitle Lust an den Dingen dieser Welt. Im Feuer der Reue und Buße ist dein Herz geläutert, und alle Schuld ist nun gesühnt. Der Gral beruft dich nach dem heiligen Berge, beruft dich, deinen Oheim Amfortas von seinen Leiden zu erlösen und seine Krone auf dein Haupt zu setzen. Ja, edler Herr, du bist zu der höchsten Ehre in der Christenheit, zum Könige und Hüter des Grals, berufen."

Sie schwieg, und mit leiser Sorge fragte der hochbeglückte Held: „Wird Kondwiramur, meine edle Gemahlin, das Glück mit mir teilen?"

„Sie wird als Königin an deiner Seite walten," antwortete Kundry. „Und weißt du nicht, welch ein teures Geschenk sie dir mitbringen wird? Zwei liebliche Knaben, deine Söhne Kardeis und Lohengrin, die du noch nimmer gesehen hast."

Da strahlte Parzivals Angesicht vor Freude; er erhob sich, und herrlich wie ein Bote des Himmels stand er im Kreise der Ritter.

Alle sahen mit Bewunderung zu ihm auf; sein Bruder Feirefiz aber sprach: „So wirst du mich nun verlassen, mein Bruder?"

Da fiel Kundry freundlich tröstend ein: „Nein, Feirefiz; du darfst deinen Bruder nach dem Gral begleiten." —

10. Die Erfüllung

Unter Kundrys Führung ritten die beiden Brüder durch die heiligen Wälder. Eine Schar Templeisen kam ihnen entgegen, und sogleich legte Feirefiz seine Lanze aus und wollte gegen sie anstürmen. Aber Kundry griff ihm in die Zügel und sprach: „Jenes sind die Ritter des Heiligtums; sie suchen nicht Streit, sondern sind gekommen, uns zu begrüßen."

„So mögen sie Frieden haben," erwiderte Feirefiz besänftigt und nahm die Lanze wieder auf.

Mit Ehrerbietung begrüßten die Templeisen ihren künftigen Gebieter und geleiteten ihn und seinen Bruder nach der Burg. Köstliche Gewänder wurden ihnen angetan, und sie traten in den Hochsaal, wo der kranke Amfortas mit den Rittern sie begrüßte. Musik klang durch die hochgewölbte Halle; die Tür ward aufgetan, und herein schritten paarweise die schönen Jungfrauen mit Lichtern und goldenem Gerät. Plötzlich ergoß sich helles Licht durch den Saal; die schönste aller Jungfrauen, Repanse de Joie, trat herein und trug auf dem grünen Achmardikissen den Gral.

Parzival und alle Ritter sanken auf die Kniee nieder und beteten, nur Feirefiz blieb stehen und betrachtete mit leuchtenden Augen Repanse, deren Schönheit ihn bezauberte.

Nach dem Gebet richtete Parzival sich auf, trat vor Amfortas und fragte: „Oheim, was fehlt dir?"

Da erstrahlte die Halle in überirdischem Lichte, und der König Amfortas stand da in blühender Mannesschönheit. Er umfaßte Parzival, küßte ihn und sprach: „Habe Dank, mein geliebter Neffe! Deine Frage hat mich von allen Leiden befreit. Und nun begrüße ich dich als meinen Erben und Hüter des Grals an meiner Statt. Tretet heran, ihr edeln Jungfrauen und Ritter, eurem neuen Herrn zu huldigen!"

Alle beugten die Kniee vor Parzival und gelobten ihm Gehorsam und unverbrüchliche Treue.

Da trat ein Bote in den Saal und meldete, daß seine Gemahlin Kondwiramur an der Grenze des heiligen Gebietes seiner harre.

Das war eine Freudenbotschaft! Sogleich befahl Parzival, sein Roß zu satteln, und nach kurzer Frist ritt er mit dem Boten zum Tore hinaus.

In der Morgendämmerung erblickte er die Zelte des Lagers und war nicht wenig erstaunt, da er gewahr wurde, daß sie an dem Orte standen, wo er einst die drei Blutstropfen im Schnee gesehen hatte.

Ein Mann in Wehr und Waffen trat ihm vor dem Lager entgegen und rief ihm ein gebieterisches Halt zu.

„Mein treuer Herzog Kiot, kennst du deinen Herrn nicht mehr?" redete Parzival den grimmen Recken an.

Der erschrak der treue Mann und begrüßte mit Ehrfurcht seinen König.

Parzival ergriff seine Hand und sprach: „Gott segne dich für deine Treue, mein alter Freund! Und nun führe mich zu meiner Gemahlin, mich verlangt, sie endlich zu schauen."

„Herr, sie schläft noch und mit ihr Eure beiden Knäblein," wandte der Ritter ein.

„Nun, desto besser!" sagte Parzival und trat geräuschlos in das königliche Zelt.

Da sah er in den weißen Kissen drei rosige Gesichter nebeneinander ruhen, und lange stand er da und betrachtete sie mit unaussprechlicher Freude. Darauf beugte er sich nieder und küßte seine Gemahlin auf den Mund. Sie schlug die Augen auf und blickte schlaftrunken in sein Angesicht. Plötzlich aber erglänzte ihr Antlitz in heller Freude, und auffauchzend rief sie: „Mein Geliebter! mein Glück! mein einziger Freund! — bist du endlich gekommen?" Und mit den weißen Armen umfing ihn das edle Weib und schluchzte vor Lust an seinem Halse.

Die Kinder waren erwacht und staunten mit großen Augen den fremden Ritter an.

„Seht! liebe Kinder!" rief die glückliche Frau, „das ist euer Vater, von dem ich euch so oft erzählt."

Da streckten sie fröhlich die Händchen nach ihm aus, und er hob sie empor, sah sie glückstrahlend an und herzte und küßte sie.

„Also Zwillingsknaben seid ihr?" fragte er fröhlich lachend.

„Ich aber bin der ältere," sagte Kardeis mit großer Wichtigkeit.

„Und darum sollst du König von Brobarß, Waleis und Norgals werden; Lohengrin aber wird dereinst die Krone des Grals tragen," erklärte der glückliche Vater und konnte sich an seinen Lieblingen nicht satt sehen.

Als die Sonne aufgegangen war, trat Parzival mit seinem Söhnlein Kardeis an der Hand aus dem Zelte, berief Kiot und die andern Ritter zu sich und erklärte ihnen, daß er von Gott zum Hüter des Grals berufen sei und der Knabe Kardeis als König über Brobarß, Waleis und Norgals herrschen solle. Als Stellvertreter des Knaben setze er den Herzog Kiot ein, und seiner Hut übergebe er den kleinen König, bis dieser mit eigener Hand das Herrscherzepter führen könne. —

Nun wurden die Zelte abgebrochen, und durch den heiligen Wald zog Parzival mit seinen Lieben nach Montsalvasch. Am Tore der Burg begrüßte zuerst Feirefiz seinen Bruder und die schöne Kondwiramur. Auch den kleinen Lohengrin wollte er küssen; dieser aber erschrak vor seinem bunten Gesicht und wandte sich von ihm ab. Feirefiz lachte herzlich darüber, und alle andern stimmten mit ein.

Mit Jubelrufen begrüßten die Templeisen ihren König und sein Gemahl, und ehrfurchtsvoll nahten die schönen Jungfrauen ihrer Herrin Kondwiramur, um ihr zu dienen. Ein herrliches Fest ward in der Gralsburg

gefeiert, bei welchem die heilige Schale in unerschöpflicher Fülle die köstlichsten Speisen und Getränke spendete.

Feirefiz, der zwischen seinem Bruder und dem ehemaligen Könige Amfortas beim Mahle saß, konnte sich nicht erklären, woher all die Leckerbissen kamen, da sie doch nicht hereingetragen wurden, noch auch im Saale vorhanden waren. Er fragte Amfortas danach, und dieser entgegnete: „Seht Ihr dort die heilige Schale, lieber Herr?"

„Eine Schale?" fragte Feirefiz. „Nein, ich sehe auf der Elfenbeinplatte nur ein grünes Achmardikissen, dasselbe, welches Eure schöne Schwester Repanse, die ich liebe, hereingetragen hat."

„Feirefiz kann den Gral nicht sehen," ging es von Mund zu Mund, und jedermann verwunderte sich sehr darüber. Keiner wußte das Rätsel zu deuten, bis endlich der alte König Titurel folgende Aufklärung gab: „Feirefiz ist ein Heide, darum bleibt die heilige Schale seinen Augen verborgen."

„Und was muß ich tun, damit es auch mir vergönnt werde, das Kleinod zu schauen?" fragte der Heide.

„Du mußt deinen Götzen absagen und ein frommer Christ werden."

„Wird man ein Christ durch tapfere Rittertaten?" fragte er.

„Nein, durch den Glauben und die heilige Taufe," antwortete Parzival.

„Ist auch Repanse eine Christin?" forschte er weiter.

Lächelnd erwiderte Parzival: „Repanse ist die frömmste Christin unter der Sonne; darum wird sie gewürdigt, auf ihren Händen den Gral zu tragen."

„So will auch ich ein Christ werden," sagte er entschlossen, und von dem Tage an ließ er sich in der heiligen Lehre unterweisen. Wenn er des Priesters Worte nicht verstand, so suchte er die schöne Repanse auf und ließ sich die dunkeln Rätsel deuten. Und die edle Jungfrau fand Wohlgefallen an dem tapfern Ritter mit dem bunten Antlitz und wurde nicht müde, ihm die heiligen Geheimnisse ihres Glaubens auszulegen.

Es war ein hohes Fest, als Feirefiz durch die heilige Taufe in die Gemeinschaft der Christen aufgenommen werden sollte. Um den König Parzival und seine Gemahlin waren alle Ritter und Jungfrauen im Hochsaale versammelt; auch die schöne Repanse fehlte nicht, und auf sie waren die Augen des großen Täuflings in verklärtem Glanze gerichtet. Das Taufbecken bestand aus einem einzigen herrlich leuchtenden Rubin, und da der Priester es dem Grale näherte, füllte es sich kraft des Grales von selbst mit Wasser.

Feirefiz bekannte den Glauben an den dreieinigen Gott und ward getauft.

Da sah er plötzlich auf dem grünen Kissen die heilige Schale und rief verwundert: „Da steht der Gral, ein köstlicher Edelstein, wie ich noch keinen gesehen! Blind war ich bisher, nun aber bin ich sehend geworden, und das Schönste, was meinen Augen zu schauen vergönnt ist, steht dort neben meiner lieben Schwäherin Kondwiramur: es ist die edle Repanse von Joie. Als

mein Ehegemahl möchte ich sie in meine Heimat führen; denn mein Herz ist ihr in Minne verbunden."

Mit erglühendem Angesicht trat Repanse zu ihm, reichte ihm die Hand und sprach: „Ich will mit dir gehen, Feirefiz."

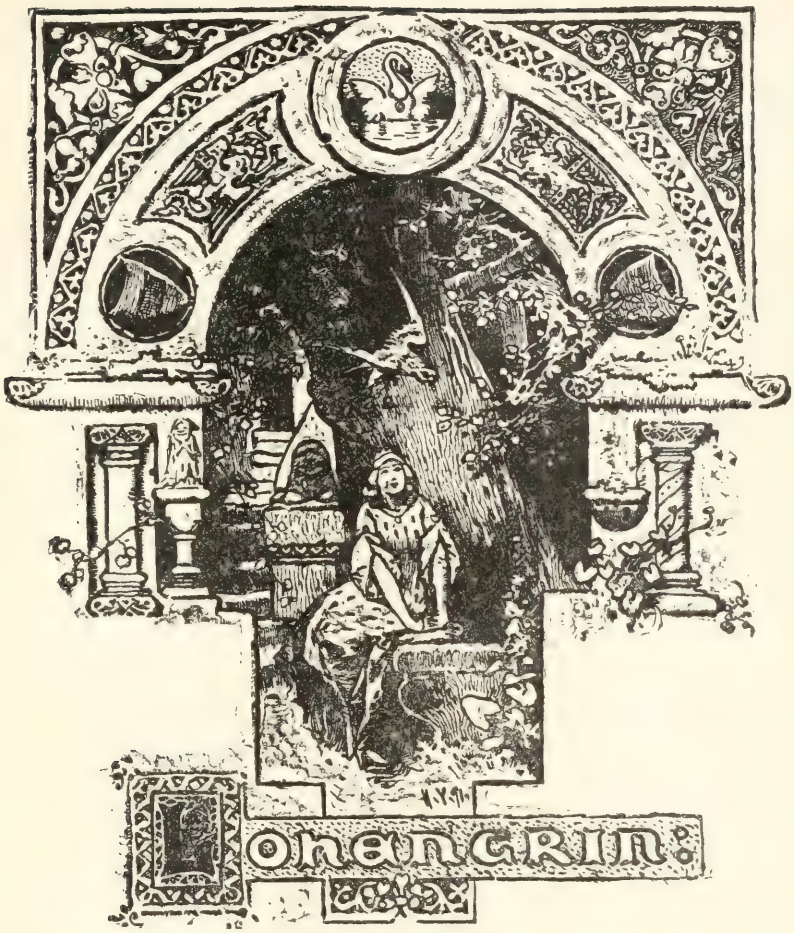
Da ward mit der Taufe das Hochzeitsfest verbunden, und eitel Fröhlichkeit herrschte in den Hallen, wo viele Jahre hindurch nur Schmerz und Gram geseufzt hatten. Bald nach der Hochzeit nahm Feirefiz mit seinem schönen Weibe Abschied und fuhr nach seiner sonnigen Heimat, wo er mit heiligem Eifer für die Ausbreitung des Christentums bestrebt gewesen ist.

An Repanses Statt trug nun Kondwiramur den Gral. Täglich mußte sie die heilige Schale dem alten Könige Titurel vor Augen stellen; denn ihr Anblick verlieh ihm frische Kraft und hielt den Tod von seinem Lager fern. Eines Tages aber sprach er zu Kondwiramur: „Nun bringe mir nicht mehr die heilige Schale, mein liebes Kind; ich habe Lust, von hinnen zu scheiden. Sende mir Parzival und den Knaben Lohengrin, auf daß ich sie segne vor meinem Tode!"

Den Knaben an der Hand trat Parzival vor das Angesicht des herrlichen Greises und sank an seinem Lager auf die Kniee nieder. Und Titurel legte seine Hände auf ihre Häupter und sprach: „Ihr beiden Hüter des Heiligtums: Gott schirme und segne euch für und für!"

Darauf sank sein Haupt in die Kissen zurück, die verklärten Augen blickten nach oben, und er starb.

In Glück und Frieden herrschte nun Parzival auf dem heiligen Berge. Unter seinen Augen erblühte Lohengrin zu einem herrlichen Heldenbilde, jederzeit bereit, im Dienste des Grals die bedrängte Unschuld zu schützen. Er hat am Niederrhein ein Herrschergeschlecht gegründet, das den Schwan im Wappen führt, und heute noch singen deutsche Skalden den Ruhm Lohengrins und seines Vaters Parzival.



1. Elsas Not

Im schönen Lande Brabant herrschte tiefe Trauer: der König lag auf dem Sterbebette. Und er berief seine einzige Tochter Elsa an sein Lager, reichte ihr die welke Hand, blickte ihr zärtlich in das blühende Angesicht und sprach: „Weine nicht, mein geliebtes Kind! Die Scheidestunde hat geschlagen."

Die Jungfrau sank schluchzend in die Kniee, küßte zärtlich des Vaters Rechte und benetzte sie mit ihren Tränen.

Er streichelte ihr liebkosend das goldig schimmernde, seidenweiche Haar und sprach: „Sei stark, mein geliebtes Kind! Dein junges Mädchenhaupt

wird nun die goldene Krone tragen, und die Edeln dieses Reiches werden kommen und dir huldigen. Unter ihnen ragt an Ruhm und Heldenehren besonders Friedrich, Graf von Telramund, hervor; ihn habe ich zu deinem Schutz und Schirm bestellt, solange du nicht einen Gemahl erkoren, der die Bürde der Herrscherkrone für dich trägt. Telramund hat mir Treue gelobt und wird sie an dir bewähren; denn obschon sein Sinn nicht frei ist von Hoffart und Herrschsucht, so wird er doch dir, seiner Königin, gegenüber der schuldigen Ehrfurcht und des Gehorsams nimmer vergessen und dir in Treue dienen. Sollten jedoch — was Gott verhüten möge! — ungeachtet der starken Hand des Grafen, Sorgen und Gefahren wider dich anstürmen, so wende dich vertrauensvoll an Heinrich, den erhabenen König der Deutschen und römischen Kaiser; er, der oberste Schirmvogt des Rechts und der Gerechtigkeit auf Erden, wird mit starkem Arm auch dich vor deinen Feinden und Widersachern beschützen. Nun lebe wohl, mein geliebtes Kind! Gottes Vaterhand möge dich leiten und stützen auf allen deinen Wegen! Lebe wohl!" —

Bald darauf starb der König, und mit seiner Tochter beweinte ihn das ganze Volk. Elsa mußte nun die Krone auf das junge Haupt setzen, denn die Edeln des Landes kamen, ihr als Herrin zu huldigen. Und als sie in königlichem Schmucke in den Hochsaal trat, da beugte sich vor ihrer herrlichen Erscheinung willig jedes Knie der stolzen Recken von Brabant; nur einer beugte sich nicht, und das war Friedrich, Graf von Telramund. Befremdet blickte Elsa den Ritter an, und als die Edeln den Saal verlassen hatten, trat der Graf vor die Stufen des Thrones und sprach: „Dein Auge, meine Königin, fragt mich: warum nicht auch ich, gleich den andern, meine Kniee vor dir beuge — ist's nicht also?"

Elsa nickte.

„So wisse denn: Ich selbst erhebe Anspruch auf die Krone, welche dein junges Haupt schmückt," sagte er.

Elsa erblich bei diesen Worten, richtete sich aber stolz auf und sprach: „Mit welchem Recht tust du das, Graf Telramund?"

„O, mein Recht ist wohl verbürgt," antwortete er keck. „Dein Vater selbst hat mich zu seinem Nachfolger erkoren, denn nach seinem Willen sollst du mein Weib werden, Elsa von Brabant."

„Du lügst!" zürnte die Jungfrau bebend. „Zu meinem Berater und Schirmer hat mein Vater dich bestellt, nicht aber zu meinem Herrn und Gemahl. Darum entschlage dich so vermessenen Strebens und beuge huldigend deine Kniee vor mir, deiner Königin und Herrin!"

Da schürzte stolzer Hohn die Lippen des Grafen, und finstern Blickes sprach er: „Das Niederknieen ziemt wohl dem Untertan, doch nicht dem Herrscher. Ich beharre auf meinem guten Recht und frage dich: Willst du

dem Willen deines Vaters gehorsam sein und mein Weib werden, Elsa von Brabant?"

„Den Willen meines Vaters ehre ich; dein Weib aber werde ich nimmer!" antwortete die Jungfrau fest und stolz.

„Nun wohl, so werde ich dich zu meinem Willen zwingen," sagte der Ritter mit drohendem Blick.

„Wie willst du solches nur anfangen, Verblendeter?" fragte Elsa.

„Heinrich, dem Könige der Deutschen, unterbreite ich meine gerechte Sache; er soll richten zwischen mir und dir," versetzte der Graf.

„So möge es geschehen!" rief Elsa freudig aufatmend. „Heinrichs Herz ist weise; er wird gerecht richten." — —

Empörung im Herzen, verließ der Graf die königliche Burg, um ohne Verzug ins Sachsenland zu fahren, wo König Heinrich Hof hielt.

Elsa aber legte die Krone ab, entkleidete sich des königlichen Prunkes und eilte in den Garten, um Atem zu schöpfen und die tiefe Erregung ihres Herzens zu beschwichtigen. Unter der blühenden Linde setzte sie sich nieder, stützte das heiße Haupt auf die Hand und verlor sich in Nachsinnen über ihr Schicksal. Gewiß hatte der Graf schnöde gelogen, dessen war sie sich wohl bewußt; aber sie verhehlte sich auch nicht, wie groß sein Ansehen im Reiche war, denn in manchem Kampfe hatte er die Fahnen des Königs zum Siege geführt — mußte nicht König Heinrich seinem Ritterworte Glauben schenken? Und was galt dem gegenüber ihr Zeugnis? Womit wollte sie es verfechten, wenn der Graf das Gottesurteil anrief und sich zum Zweikampfe stellte? Gab es in Brabant einen Ritter, der sein Leben für sie wagen würde? „O, Gott im Himmel, sende du mir den Retter in der Not!" flehte ihr Herz, und ein inbrünstiges Gebet stieg aus ihrer Seele zum Himmel empor. Da schwand die Angst und Sorge, und ein wundersamer Friede erfüllte ihre Brust. Sie versank in ein glückliches Träumen und sah im Geiste eine herrlich stolze Rittergestalt in einem Nachen, welchen ein Schwan zog, auf dem Rheine daherkommen. Aller Augen richteten sich auf ihn, und sie breitete die Arme aus und rief: „Willkommen, mein Retter! mein Geliebter! mein König! Du bist mir von Gott gesandt, und dein Schwert wird den Grafen erschlagen, daß sein falscher Mund für immer verstummt!"

Da stand sie mit glückstrahlendem Angesicht unter der Linde, und ihr Auge blickte leuchtend in weite Ferne.

Und horch! ein liebliches Geläute wie Silberglockenton klang aus den Lüften und kam näher und näher. Ein Falke schwebte hoch über ihrem Haupte, sank tiefer und tiefer und setzte sich endlich auf ihre Schulter. Liebkosend schmiegte er seinen weichen Hals an ihre Wange, und sie setzte ihn auf ihren Schoß und erblickte an seinem Fuße das Silberglöcklein, dessen Ton ihr Ohr vernommen.

„Du lieber Bote des Himmels!" sagte sie und streichelte zärtlich das glänzende Gefieder des Vogels; „nun weiß ich, daß mein Gebet Erhörung

gefunden. Habe Dank! habe Dank! und bringe deinem Herrn meines Herzens innigste Grüße!"

Da lüpfte der Falke seine Schwingen, stieg unter dem süßen Getön des Silberglöckleins zum blauen Himmel empor und flog gen Süden der Sonne entgegen. Mit freudeverklärtem Angesicht blickte die königliche Jungfrau ihm nach, bis er in der Ferne verschwand. —

2. Lohengrins Berufung

Auf Montsalvasch, der wunderbaren Burg des Grales, herrschte König Parzival als Hüter des Heiligtums. Viele herrliche Ritter standen unter seinem Zepter; der edelste und herrlichste aller aber war Lohengrin, Parzivals Sohn und Erbe seiner Krone. Er ward von allen geliebt; denn sein Herz war rein und gut, und an Kühnheit und Heldenmut konnte sich ihm nicht einer vergleichen.

Seine Mutter Kondwiramur sah sich unter den schönen Jungfrauen nach einer Gemahlin für ihn um; aber es fand sich keine, die seinen Augen wohlgefiel, keine, die an Schönheit und Tugend so hohen Preises würdig gewesen wäre. —

War es des Himmels Wille, daß ein Templeise ausziehen sollte, um die bedrängte Unschuld zu schützen, so erschien auf der Gral-Schale in Goldschrift Name und Auftrag des erkornen Ritters. Nun fügte es sich, daß um die Stunde, da Elsa von Brabant unter dem Lindenbaum im Gebete saß, die Templeisen in ihrem Heiligtume zum Gottesdienste versammelt waren. Unter den Klängen feierlicher Musik knieten die Ritter um den Gral und beteten. Da schwebte die weiße Taube mit der Oblate im Schnabel vom Himmel herab und legte die Oblate in die heilige Schale. Und siehe: wie von unsichtbarer Hand geschrieben, erschienen auf dem Gral in Goldbuchstaben die Worte:

„Jung Lohengrin, der reine Held,
Ist heut zum Hort der Unschuld bestellt;
Die holde Elsa von Brabant
Erzittert in des Bösen Hand.
Fahr hin nach Köln am grünen Rhein!
Du sollst der Unschuld Retter sein!"

Da erglühten Lohengrins Wangen in stolzer Lust, und die Templeisen scharten sich um ihn und priesen ihn glücklich. Sogleich legte er die goldschillernde Rüstung an, und sein Vater Parzival selbst gürtete ihn mit dem Schwerte. Auf dem Hofe stampfte schon das feurige Streitroß das Pflaster; Lohengrin schwang sich hinauf, winkte seinen Eltern und Freunden den letzten Gruß und sprengte von dannen.

Als er sich dem See Brumbane näherte, erblickte er am Ufer einen

Schwan, angeschirrt an einen goldenen Nachen. „Ha!“ rief er, „du bist gekommen, mich über die Gewässer nach Köln zu fahren. Sei mir gegrüßt, du lichter Bote des Himmels!“

Und er sprang aus dem Sattel, gab dem Hengst einen Schlag mit der Hand und sprach: „Kehre zurück, woher du gekommen! Dort harret mein ein anderes Roß.“

Der Hengst schien ihn zu verstehen; er wieherte laut und trabte denselben Weg zurück.

Und Lohengrin stieg in den Nachen und sprach: „Nach Köln am Rhein, du schöner Schwan! Den Weg wirst du wohl wissen.“

Da erhob der Vogel den schlanken Hals, öffnete den Schnabel und ließ einen jauchzenden Ton zum Himmel erklingen. Darauf schwamm er seewärts, schwamm auf das weite Meer und dann in den Rhein, und der Held lehnte im schwankenden Kahn und blickte glücklich träumend zum blauen Himmel empor.

---

3. Die Entscheidung

Derweilen hatte Graf Telramund den König Heinrich zum Richter in seiner Sache angerufen, und der König war nach Köln gekommen und berief dorthin die streitenden Parteien. Viele Fürsten und Edle begaben sich nach Köln und scharten sich um das Banner des Königs. Alle standen auf seiten des Grafen Telramund; denn durch glänzende Waffentaten und ritterliche Lebensführung hatte er sich die Achtung aller Edeln gewonnen.

Vor den Toren der Stadt Köln hart am Ufer des Rheines, entfaltete sich ein glanzvolles höfisches Gepränge. Um das Königsbanner flatterten im weiten Umkreise die Fahnen der Fürsten und Ritter; auch das Banner des Grafen Telramund wehte stolz in den Lüften.

Zuletzt erschien, begleitet von einem Häuflein brabantischer Edler, Elsa von Brabant. Und siehe: ihre Schönheit und die jungfräuliche Bescheidenheit ihres Wesens gewannen ihr sogleich aller Herzen. Huldreich begrüßte König Heinrich die sittsame Maid, und in seinem Herzen regten sich Zweifel an der Wahrhaftigkeit des Grafen Telramund.

„Dieser holdselige Mädchenmund kann nicht lügen,“ dachte der König, „und wem Falschheit im Herzen wohnt, der blickt nicht so ruhig und klar, so sonnenhell und treu aus den Augen.“

Er sprach der Jungfrau Mut zu, und da sie zurücktrat, winkte er den Grafen zu sich heran. Mit tiefem Ernst schaute er ihm ins Auge und sprach:

„Erwäge noch einmal, mein tapferer Graf, wie hoch und heilig die Sache ist, die hier auf dem Spiele steht! Edel und ganz herrlich erscheint mir Elsa von Brabant, und gewiß handelt sie im guten Glauben an die Gerechtigkeit ihrer Sache — beharrst du darauf, sie der Lüge zu zeihen?“

„Ich beharre darauf,“ antwortete der Graf mit festem Tone.

„Und womit willst du das bezeugen?“ fragte der König.

„Mit dem Schwerte. Das Gottesurteil möge entscheiden!“

„Auf Gott hast du dich berufen — wehe dir, wenn du lügst!“ sprach der König mit furchtbarem Blick und wandte sich wieder an Elsa.

„Mein Kind,“ sagte er freundlich, „du behauptest, dein Vater habe den Grafen Telramund zu deinem Schutz und Schirm, nicht aber zu deinem Ehegemahl erkoren — ist dem also?“

„So ist es!“ antwortete die Jungfrau.

„Und bist du willens, deine Sache durch das Gottesurteil entscheiden zu lassen?“

„Ja,“ erwiderte sie leise.

„Wer wird dein Streiter sein?“

„Ich weiß es nicht,“ antwortete sie mit einem Seufzer.

Mit Besorgnis blickte König Heinrich in das liebliche Mädchengesicht, und verhüllten Tones fragte er: „Ist keiner unter den Edlen Brabants, der für dich streiten würde?“

Elsa ließ ihre Blicke über die Ritterschaft schweifen, schüttelte das Haupt und sprach: „Mein Streiter ist noch nicht da, aber er wird gewiß kommen.“

„So soll der Herold den Beschluß verkünden und die Gegner zum Kampfe aufrufen,“ sagte der König.

Elsa nickte.

Alsbald trat der Herold hervor, verkündigte mit lauter Stimme, daß in dem Streite der jungen Königin Elsa von Brabant und des Grafen Telramund das Gottesurteil entscheiden solle; dann rief er die Streiter zum Kampfe auf.

Sogleich trat Graf Telramund in Wehr und Waffen auf den Plan; für Elsa aber erschien kein Ritter, und nach einer Weile lautlosen Harrens ging ein Murmeln und Flüstern durch die Reihen, das immer stärker anschwoll, bis endlich der König Ruhe winkte.

Zum zweitenmal rief der Herold Elsas Streiter zum Kampfe auf — — keiner trat für sie in die Schranken. —

Da vernahm man hier und dort ein höhnisches Lachen, und mit triumphierenden Blicken schaute Graf Telramund in die Runde.

Elsa stand da mit bleichen Wangen, und der König sprach zu ihr: „Du siehst, mein Kind, für dich findet sich kein Streiter, drum — — —“

„O Herr!“ unterbrach sie ihn zitternd, „ich bitte, harret nur noch eine kurze Frist; mein Ritter kommt gewiß, Gott wird mich nicht verlassen!“

Und sie blickte zum Himmel auf, und ihr Herz rief zu Gott, ihr den Ritter zu senden, welchen sie im Traume unter der Linde gesehen.

Da tönte ein liebliches Klingen wie Silberglockenläuten vom Rheine her, und siehe: den Strom hinauf kam ein Ritter in glänzender Rüstung mit einem Schwan gefahren. Staunend betrachteten alle das

wundervolle Bild, mit finstern Blicken Graf Telramund, glückstrahlenden Angesichts Elsa von Brabant.

Der Schwan lenkte ans Ufer und hielt dicht unter den Lagerzelten. Mit leichtem Sprunge gewann der fremde Ritter das Land, und er wandte

sich zu dem Schwan, legte seine Hand dem stolzen Vogel aufs Haupt und sprach:

„Nun sei bedankt, mein lieber Schwan!
Zieh durch die weite Flut zurück,
Dahin, woher mich trug dein Kahn,
Kehr wieder nur zu unserm Glück!"

Da lenkte der Vogel auf den Strom zurück und schwamm mit dem goldschimmernden Fahrzeuge den Rhein hinunter.

Festen Schrittes trat der Ritter mitten in die hehre Versammlung,

neigte sich ehrfurchtsvoll vor dem Könige Heinrich, streifte mit einem Blitz seiner feuersprühenden Augen den falschen Telramund und schritt zu Elsa, welche ihn staunend anschaute: Das war jenes hohe Heldenbild, das sie im Traum gesehen; kein Zweifel: Gott hatte ihr Gebet erhört und sandte ihr in diesem jugendlich schönen Ritter den Retter und Gemahl!

Nicht minder überrascht war Lohengrin bei dem Anblick der holdseligen Jungfrau. Er beugte das Knie vor ihr und sprach: „Ich grüße dich, Elsa von Brabant! und bitte um die hohe Gunst und Ehre, als dein Ritter für dich streiten zu dürfen."

„Habe Dank, daß du gekommen!" stammelte Elsas zuckender Mund. „Ja, du sollst mein Ritter sein, denn dich hat mir Gott gesandt!"

Lohengrin sprang empor, neigte sich dankend vor der edlen Maid und wandte sich dann an König Heinrich.

„Mich hat Elsa von Brabant zu ihrem Streiter erkoren," sprach er mit hellklingender Stimme; „so möge mir denn der König gestatten, mit dem Grafen Telramund zu kämpfen!"

„Bevor dir das gewährt werden kann, mußt du uns künden, von wannen du kommst und wer du bist," erwiderte der König.

„Ich heiße Lohengrin — das laßt Euch genug sein, denn mehr darf ich nach den Satzungen meines Ordens nicht verraten," antwortete der Ritter.

„Es sei genug! Niemand wird an deinem Rittertume zweifeln. Auf, ihr Herren! messet die Schranken! und so möge der Kampf beginnen!"

Die beiden Streiter traten in den Ring und maßen sich zuvörderst mit den Augen, ehe sie den Kampf begannen. Sie schienen einander ebenbürtig an Kraft und Kühnheit, und zweifelhaft deuchte den Zuschauern der Ausgang. Die Schwerter blitzten und klirrten aufeinander, daß die Funken stoben. Heldenmütig kämpfte Graf Telramund; aber er hatte seinen Meister gefunden; Lohengrin trieb ihn mit gewaltigen Schlägen im Kreise um und um und streckte ihn endlich zu Boden. Rasch wollte er wieder emporspringen; aber Lohengrin entriß ihm das Schwert, setzte das Knie auf seine Brust, zückte über ihm die blitzende Klinge und herrschte ihn schrecklich drohend an: „Nun künde die Wahrheit, oder du bist des Todes!"

„Gott hat gerichtet!" knirschte der Graf, „was soll ich's weiter leugnen! Elsa steht im Rechte; hinfällig waren meine Ansprüche — wehe mir, daß ich der Ehre vergessen konnte!"

„Mein gutes Schwert verschmäht das Blut eines Elenden," sagte Lohengrin emporspringend. Und er wandte sich an den König und sprach: „Gott hat gerichtet; nun strafet den Frevler nach Recht und Gerechtigkeit!"

Der König sprach die Acht über den Grafen aus; zerbrochen wurden sein Schwert und Wappenschild, und sein Banner ward zerrissen — so war er verbannt für alle Zeiten aus dem Kreise der Edeln. —

Elsa war auf Lohengrin zugeeilt, um ihm zu danken. Sie standen

einander gegenüber und blickten sich glückstrahlend in die Augen. Da trat der König zu ihnen, und die Ritter schlossen um sie den Ring.

„Heil dir, Elsa von Brabant! Deine Not hat nun ein Ende!" sagte der König. „Aus der Fremde kam dir der Befreier: Lohengrin, der ritterliche Held. Und ich hoffe, er wird nun der Unsrige sein; denn sehe ich recht, so ist schon die Blume der Liebe zwischen euch beiden erblüht, — ist's nicht also, mein junger Held?"

„Ja, ich liebe die Jungfrau," bekannte Lohengrin mit edlem Freimut.

„Und du, Elsa?" fragte lächelnd der König.

Die Jungfrau senkte tief erglühend die Augen, und ihre Lippen flüsterten: „Auch ich liebe ihn."

Lohengrin neigte sich, um sie zu küssen, fuhr aber jäh erschreckend auf und sprach mit heiligem Ernst: „Ehe ich mich dir verbinde, Elsa von Brabant, mußt du mir geloben, mich nie nach meiner Herkunft, meinen Eltern zu fragen, — so will es das Gesetz meines Ordens. In der Stunde, da du die verbotene Frage an mich richtetest, müßte ich dich verlassen, um wieder zurückzukehren, woher ich gekommen; unerbittlich sind die Gebote meines Ordens. Fühlst du dich stark genug, auch ohne Wissen mir anzugehören, so bin ich mit Freuden dein eigen für und für."

„Ich glaube an dich!" sagte sie ruhig.

„Bedenke es noch einmal, Elsa:

„Nie sollst du mich befragen,
Noch Wissens Sorge tragen:
Woher ich kam der Fahrt,
Noch wie mein Nam' und Art."

„Dein Geheimnis ist mir heilig; ich werde es nimmer zu entschleiern suchen," gelobte die Jungfrau feierlich ernst.

„Habe Dank!" rief Lohengrin und küßte die königliche Maid.

König Heinrich gab ihre Hände zusammen, und laute Heilrufe schollen über die Flut des Rheines.

„Nicht wahr, mein junger Held, du wirst künftig den Schwan im Wappen führen?" fragte der König.

„Ja, den Schwan, mein weißes Flutenroß, den Vogel der Freya," antwortete Lohengrin mit leuchtenden Augen.

„Wohl!" nickte König Heinrich. „Und so hoffe ich, daß der Schwan von Brabant oft meinem Heere voranfliegen wird gegen meine Feinde. Heldenschwerter, scharf und sicher treffend wie das deine, kann ich brauchen; denn wahrlich, meine Feinde sind zahllos wie der Sand an den Ufern dieses Stromes."

Lohengrin antwortete: „Ich bin dein Mann, König Heinrich. Wann immer Streit auflodert — rufe mich! und ich werde nicht säumen, zu folgen."

Sie fuhren gen Antwerpen, wo in Pracht und Herrlichkeit die Hochzeit des hohen Paares gefeiert wurde. —

4. Die Trennung

Viele glückliche Jahre verlebten Lohengrin und Elsa im schönen Lande Brabant. Zwei liebliche Kinder erblühten ihnen zur Lust, und die Liebe und Dankbarkeit des ganzen Volkes begleitete sie segnend auf allen ihren Wegen. Im ganzen deutschen Reiche und weit über dessen Grenzen hinaus hatte der Name „Lohengrin" einen hellen Klang; denn der weiße brabantische Schwan, welcher in so manchem Kampfe dem deutschen Heere siegreich voranflog, war zum Schrecken der Feinde geworden.

Seine letzten Waffentaten unter den Fahnen König Heinrichs verrichtete Lohengrin im Kampfe mit den wilden Sarazenen. Mit bekränzten Bannern kehrte das siegreiche Heer in die Heimat zurück; auf allen Lippen schwebte Lohengrins Name; jedermann wollte den großen Helden schauen; die Mütter hoben ihre Kinder empor, zeigten auf den großen Streiter und sprachen: „Seht! seht! der in der silberglänzenden Rüstung, das ist der Schwanenritter! Wie stolz er zu Rosse sitzt, und wie licht seine Augen blicken! Das ist Lohengrin von Brabant, den Gott segnen möge!"

Nach Köln am Rhein zog der König mit seinem tapfern Heere; dort sollte das Siegesfest gefeiert werden; dorthin kam auch Frau Elsa mit ihren Kindern, und Lohengrins Augen strahlten vor Lust, da er seine Geliebten gesund und glücklich vor sich sah. Er herzte und küßte die drei, führte sie vor das Angesicht des Königs und lächelte heiter, wie der hohe Herr Frau Elsas Schönheit pries und freundlich mit den Kindern scherzte.

In den Kampfspielen, welche nun folgten, tat Lohengrin es allen Rittern zuvor, und mit gerechtem Stolz folgten Frau Elsas Augen den kühnen Waffentaten des geliebten Mannes. Auf einmal vernahm ihr Ohr eine scharfe Stimme, die sprach: „Wohl ist Lohengrin ein kühner Ritter, und er mag wohl große Taten vollbracht haben, allein man kann nicht wissen, ob nicht finstere Mächte mit ihm im Bunde sind."

Die Worte gaben Elsa einen Stich ins Herz; sie zitterte und war sehr bleich geworden; doch blieb sie wie gebannt auf ihrem Platze und lauschte mit atemloser Spannung, was das hämische Weib, eine rheinische Herzogin, weiter sagen würde.

„Ich möchte die Frau des geheimnisvollen Ritters nicht sein," sprach dieselbe Stimme weiter. „Wer Ursache hat, seine Herkunft zu verheimlichen, dessen Rittertum ist gewiß nicht fleckenlos, oder sein Schicksal ist mit einem bösen Zauber verknüpft. Die armen, namenlosen Kinder! Wie werden sie später beschämt die Augen niederschlagen, fragt einer nach ihrer Abstammung, ihren väterlichen Ahnen!" —

Jedes Wort war wie ein Schwert durch Elsas Seele gefahren. Zitternd drückte sie die geliebten Kinder ans Herz, und ihre Augen standen voll Tränen.

Das sah Lohengrin, der mitten unter dem Jauchzen des Volkes ob seinem Siege im Schwertkampf die Augen zu Elsa erhob. Er erschrak und konnte das Ende des Turniers kaum erwarten. Endlich winkte der König; das Waffengetöse verstummte, aus den Schranken sprengten die Ritter, und die Zuschauer erhoben sich von ihren Sitzen und wogten in lautem Gespräch durcheinander.

Mit raschen Schritten nahte Lohengrin, nahm Elsa bei der Hand und führte sie aus dem Getümmel.

„Warum weinst du, geliebtes Weib? Was ist geschehen?" fragte er hastig und blickte ihr besorgt in das erregte Antlitz.

Da schmiegte sie ihr Haupt an seine Brust und schluchzte heftig.

„So sag' mir doch, was dich quält!" bat er und streichelte zärtlich ihr schönes Haupt.

Unter heißen Tränen offenbarte sie ihm nun, was sie aus dem Munde der Herzogin vernommen, und mit Zittern und Zagen rief sie aus: „O, wie entsetzlich ist doch das!"

„Glaubst du an mich, Elsa?" fragte Lohengrin mit tiefbewegter Stimme.

„Ja — ja! ich glaube an dich! und doch — und doch — — —"

„So beruhige dich und rühre nicht an unser Glück!"

„Ach! ach!" rief sie mit zuckendem Munde.

„Siehe! wie herrlich der Rhein im Sonnenscheine schimmert! Ein Bild unseres Lebens," sagte er aufmunternd und tröstend.

Sie schüttelte leise das Haupt und murmelte: „Nicht mehr! nun nicht mehr! Ach! ich kann die Schmach nicht verwinden! Wie giftige Schlangen umzischeln sie mich und unsere Kinder. Hast du mich lieb, Lohengrin?"

„Welche Frage, mein teures Weib!" rief er und schloß ihr mit Küssen den Mund.

„So sage mir: schließet Liebe nicht Vertrauen ein — volles, unbegrenztes Vertrauen?" fragte sie.

„Gewiß! volles, unbegrenztes Vertrauen."

„Nun so vertraue dich mir und sage mir — — —"

„Elsa!" rief er erschrocken.

Aber sie achtete es nicht und fuhr fort: „Sage mir, woher du kommst!"

„Elsa! Elsa!"

„Und wes Stammes du bist!"

Die unheilvolle Frage war getan; Lohengrin taumelte zurück und murmelte: „Zertrümmert ist unser Glück! Die Scheidestunde naht! Sieh dorthin!"

„Der Schwan! Der Schwan!" schrie sie auf und sank dem geliebten Manne zu Füßen.

Den Strom hinauf kam der Schwan gezogen, doch war er noch fern; die Menge hatte ihn noch nicht bemerkt. Lohengrin hob das jammernde Weib empor, sprach ihr Trost zu und führte sie vor das Angesicht des Königs.

Da verstummte das Getöse; aller Augen richteten sich auf das hohe Paar, und ahnungsvoll fragte König Heinrich: „Was ist geschehen, daß Frau Elsa so bitter weint?"

„Ich muß nun von hinnen scheiden," antwortete Lohengrin in tiefer Traurigkeit. „Elsa, mein armes Weib, hat ihr Gelübde gebrochen und die verhängnisvolle Frage nach meiner Herkunft getan — unser Glück ist für immer dahin, und ich muß zurückkehren, von wannen ich kam, denn mich bindet ein heiliges Gesetz. Und nun darf ich frei bekennen, wer ich bin; kein Makel haftet an meinem Namen, und mein Ritterschild ist fleckenrein wie der Glanz der Sonne. Ihr habt gehört die Kunde von dem Gral. Auf der erhabenen Königsburg Montsalvasch befindet sich dies höchste Heiligtum der Christenheit, und sein Hüter ist mein Vater, der König Parzival, dessen Ruhm begeisterte Sänger in allen Landen verkünden. Im Dienste des Grals stehen edle Ritter, die Templeisen, zu denen auch ich gehöre. Unser Beruf ist, Gott zu dienen und überall auf Erden die bedrängte Unschuld zu beschützen. Göttliche Fügung sandte mich aus, Elsa von Brabant aus den Händen des falschen Telramund zu befreien. Ich fand mit ihr der Erde höchstes Glück und segne sie dafür, obwohl sie es in beklagenswerter Schwäche für immer zerstört hat. Euch, mein König und Herr, befehle ich mein armes Weib und die geliebten Kinder! Seid ihnen, ich bitte! alles, was ich ihnen gewesen und nicht mehr sein kann: Hort und Vater in allen Fährnissen dieses Lebens!"

„Das gelobe ich!" sagte der König feierlich und mit lauter Stimme.

„Der Schwan! Der Schwan!" scholl es nun aus der Menge, und aller Augen richteten sich auf den Strom. Langsam kam der Schwan mit dem goldschimmernden Nachen ans Ufer gezogen, und er reckte den schlanken Hals empor und ließ einen hellen Ruf erschallen.

„Ich komme, mein lieber Schwan!" sagte Lohengrin, küßte zum letztenmal seine Geliebten, legte segnend die Hände auf die Häupter der Kinder, grüßte zum Abschied den König und alles Volk, stieg in den Nachen, winkte ein letztes Lebewohl und fuhr von dannen auf Nimmerwiederkehr. —

Tannhäuser

Zur Zeit, als die herrlichen Kaiser aus dem Hause Hohenstaufen über Deutschland herrschten, trieb auch der Baum der deutschen Dichtung eine reiche Fülle neuer Knospen und Blüten. Walther von der Vogelweide, Wolfram von Eschenbach, Gottfried von Straßburg, Hartmann von Aue, Heinrich von Ofterdingen und viele andere Sänger ließen ihre Lieder erschallen, und Fürst und Volk lauschten ihnen gern und ehrten in ihnen die Lieblinge des Himmels. Ja, der kunstsinnige Hermann, Landgraf von Thüringen, berief die vornehmsten Sänger zum Wettstreit auf die Wartburg bei Eisenach, und noch heutigestags kann man den Saal schauen, in welchem jene sagenberühmten Sangesfeste gefeiert worden sind. —

Zu den Wettstreitern auf der Wartburg gehörte der Sage nach auch Tannhäuser, ein Dichter aus ritterlichem Geschlecht, der aber von seinen Vätern wenig mehr geerbt hatte als den adligen Namen und einen frischen, fröhlichen Lebensmut. Als fahrender Sänger zog er mit seinem Saitenspiel von einem Fürstenhofe zum andern und fand überall gute Aufnahme, denn er war ein heiterer Geselle, und seine Lieder hatten einen Klang, der alle Herzen erfreute.

Unter seinen vielen fürstlichen Gönnern war Herzog Friedrich von Babenberg ihm am meisten gewogen. Oftmals rettete dieser hohe Herr den leichtfertigen Sänger aus den Händen grausamer Wucherer, füllte seine leeren Taschen mit klingendem Golde und schenkte ihm sogar einen kleinen Edelhof in der Nähe von Wien.

Dafür pries Tannhäuser die kriegerischen Taten des Herzogs in schönen Liedern; ja, er zog mit ihm in den Streit und kämpfte an seiner Seite mit ritterlichem Mute, folgte ihm in die Verbannung, welche Friedrich von Hohenstaufen über ihn verhängte, und kehrte mit ihm in die goldene Freiheit zurück. In der Schlacht an der Leitha fiel Friedrich von Babenberg, und mit ihm hatte Tannhäuser seinen Hort in der Not, seinen besten Freund und Vater verloren. Nun wanderte der Sänger ruhelos von Ort zu Ort und sang die Heldentaten und den Tod seines edeln Gönners.

Bei den Herzögen von Bayern fand er gastliche Aufnahme; doch war seines Bleibens dort nicht lange; Sehnsucht trieb ihn gen Süden; er stieg über die Alpen und wanderte mit seinem Saitenspiel heitern Sinnes durch

die sonnigen italischen Lande. In Pavia kehrte er in dem Hause eines vornehmen deutschen Edelmannes ein; der hatte eine schöne Tochter mit Namen Kunigunde. Vater und Tochter fanden Wohlgefallen an dem liederreichen Gaste und baten ihn, unter ihrem Dache zu verweilen.

Mit Freuden willfahrte ihnen Tannhäuser; denn die schönen Augen der liebreizenden Kunigunde hatten in seinem Herzen das Feuer der Minne entzündet. Er blieb und besang die Huld und Schönheit der Jungfrau in zärtlichen Weisen, und sie schenkte ihm ihr Herz. Das heimliche Minnespiel blieb den Augen des alten Ritters nicht lange verborgen; es wollte ihm bedenklich erscheinen, und eines Tages berief er den Gast vor sein Angesicht und forderte Rechenschaft von ihm.

Freimütig bekannte Tannhäuser seine Liebe und bat seinen Gastfreund, ihm Kunigunde zum Weibe zu geben.

Der Ritter lächelte und sprach: „Ganz nach echter Sängerart, mein junger Herr! Was euern Augen gefällt, das begehrt euer Herz, und die Hand streckt sich aus, um es zu pflücken. Allein ein Mägdlein ist keine Blume des Feldes, die sich vom Tau des Himmels nähren kann. Sie braucht ein Haus, darin zu wohnen, sie braucht Habe und Gut in reichem Maße, um in Ehren bestehen zu können. Du aber, was kannst du ihr bieten? Deine Taschen sind leer; drum rate ich: ziehe von hinnen und wirb mit Sang und Saitenspiel um blankes Gold, bis dein Säckel schwer gefüllt ist: dann magst du kommen und freien; ich gönne dir wohl das Mägdlein!"

„So geschehe es!" antwortete Tannhäuser entschlossen. „Ich ziehe heute noch von hinnen und fange mit meinem Zauberspiel die goldenen Füchse. Grüßet Euer Töchterlein und meldet ihr, daß ihr Liebster binnen Jahresfrist wiederzukehren gedenkt. Ist mir das Glück nicht hold, so sehen ihre Augen mich nimmer wieder, und der Himmel möge sie trösten! Lebet wohl!" —

2. Klingsor

Anfangs mit Betrübnis im Herzen, bald aber wieder fröhlich und guter Dinge — wanderte Tannhäuser von Pavia den Alpen entgegen. Wo er ein Schloß am Wege traf, da kehrte er ein, und überall hieß man ihn freundlich willkommen, denn dazumal wußten die Fürsten und Edeln Gesang und Saitenspiel wohl zu schätzen. Die Goldfüchse aber, die der Sänger in Fülle zu fangen erhofft, sprangen nur spärlich in seinen Säckel, und da er sie nicht zu hegen verstand, schlüpften sie ihm rascher, als sie gekommen, wieder durch die Finger, und sein Säckel war leicht wie zuvor.

Eines Tages vernahm er die Kunde, daß Konrad von Hohenstaufen wider seinen Nebenbuhler um die Kaiserkrone, Heinrich Raspe, zum Kampfe rüste, und rasch eilte er über die Alpen und stellte sich als Streiter unter Konrads

Fahne. Heldenmütig kämpfte er in der siegreichen Schlacht bei Ulm und ward von seinem dankbaren Kaiser reich belohnt. Nach beendigtem Kriege trat er in seine Dienste, vermittelte im Auftrage des Herrschers zwischen den hadernden Fürsten und Grafen, schlichtete manchen Streit und erntete Lob und Gold in Fülle. Allein was galt ihm Ehre und Gold, wo seine Dichterseele der goldenen Freiheit entbehren mußte! Wie den Zugvogel im Frühling unbezwingliche Sehnsucht in die Ferne treibt, so erging es auch dem Sänger. Er warf das Joch der Dienstbarkeit vom Nacken, nahm Wanderstab und Saitenspiel zur Hand und zog frohlockenden Herzens in die schöne, freie, weite Welt hinaus.

Wohl dachte er an Kunigunde; doch war seine Sehnsucht nach ihr nicht allzugroß; herrlicher doch, als ein Ritterschloß in Welschland, dünkte ihm das weite deutsche Vaterland mit seinen grünen Bergen und stromdurchrauschten Tälern, mit seinen prangenden Burgen und holdseligen Frauen und Mägdlein. So schlug er sich denn das Bild der fernen Geliebten aus dem Sinne und wanderte wieder wie einst mit seinem Saitenspiele von Ort zu Ort, von Burg zu Burg und sang und lachte und zechte mit den Rittern und tanzte mit den blühenden Edelfräulein den Reigen.

Einstmals traf er in einem Ritterschlosse mit einem Sangesbruder zusammen — das war ein finsterer, schier unheimlicher Geselle. Schwarz wie die Nacht war sein Gewand, schwarz sein Haar und seine wildfunkelnden Augen, und auch sein Lied war dunkel und geheimnisvoll schauerlich wie ein Sang der Hölle.

Das war der sagenberüchtigte Dichter Klingsor aus Ungarland; er wollte zum Sängerkriege nach der Wartburg ziehen und beredete den Tannhäuser zur Mitfahrt. Unterwegs ward in jeder Herberge Einkehr gehalten; nirgends fehlte es an lockern Gesellen; die Würfel rollten, lustig klangen die Becher — was wunder: daß Tannhäusers wohlgefüllter Säckel bald leer wurde! Mit kläglicher Miene zeigte er eines Tages dem schwarzen Genossen seinen leichten Beutel; Klingsor aber grinste dazu und sprach: „Gewonnen — zerronnen — das ist der natürliche Lauf der Dinge. Rollen, laufen, wandern muß alles auf dieser Welt, wenn es nicht rosten, nicht faulen soll. Wehe dem Geizigen! Seine Seele verschimmelt mit seinen Schätzen. Drum gräme dich nicht, mein Fahrgenoß! Die Welt ist rund, und jeder Schritt führt bergauf, näher dem Himmel, näher dem Glück. Blick empor! Siehst du aus dem Waldesdunkel dort drüben die Türme blinken? Das ist die Wartburg; sie wartet der deutschen Sänger und wird auch uns beiden ihre gastlichen Tore öffnen."

Tannhäuser schaute nach der stolzen Burg der Thüringer Fürsten empor, und seine Augen wurden wieder hell — wohnte da droben das Glück? —

Ein anmutiges Tal nahm die beiden Wanderer auf; liebliche Wiesengründe, von Quellengemurmel durchklungen und mit Blütenbüschen geschmückt,

bildeten den Grund, während ringsumher bewaldete Berge emporstiegen. Nur ein Bergrücken war baumlos, bloß mit fahlem Heidekraut bedeckt — wie der Kopf eines Greises mit verblichenem Haar. Ein wundersames Singen und Klingen tönte aus jedem Strauch, aus dem Grase, in der Luft, von den Bergen hernieder — und dazwischen ein Getöse wie von tausend und abertausend Menschenstimmen, wie Musik von Riesenharfen, wie Jauchzen und Frohlocken lustberauschter Menschen.

Klingsor warf auf seinen Begleiter einen scharf prüfenden Seitenblick aus seinen schwarzen Augen, und da er sah, wie Tannhäusers Angesicht vor Entzücken strahlte, lächelte er unheimlich und sprach: „Weißt du, wo wir jetzund einherwandeln?"

„Im Paradiese," antwortete Tannhäuser.

„Ganz recht, im Paradiese," versetzte der Schwarze, und zwar im paradiesischen Reiche der Göttin Freya, welche man nunmehr die Venus nennt. Ich sage dir, Tannhäuser: nachdem die Weltesche Yggdrasil im Weltbrande zusammengestürzt und die Paläste der seligen Götter Asgards ein Raub der Flammen geworden, hat Freya, die Göttin der Minne, die goldhaarige, holdanlächelnde Herrin der Walküren, ihr Heim in diesem Waldgebirge aufgeschlagen. Schau dort hin! Das ist der Hörselberg; da drinnen ist das neue Volkwang der holdseligsten Göttin Asgards, der Venusberg, ein Paradies der Lust und Wonne; wohl dem, der dort — — — —"

„Wehe! wehe dem! der dort eingeht!" ließ sich plötzlich eine tiefe und doch so herzwarme, milde Stimme vernehmen, so daß die beiden erschrocken zusammenfuhren.

Wie aus dem Erdboden emporgestiegen, stand vor ihnen ein Pilgersmann mit Stab und Tasche und blickte sie mit seinen lieben blauen Augen freundlich und doch so ernsthaft und warnend an.

Klingsor stieß ein höhnisches Gelächter aus und eilte ohne Gruß mit raschen Schritten von dannen; Tannhäuser aber blieb stehen, blickte dem ehrwürdigen Greise, dessen weißer Bart wie eine Flut von Silber tief auf die Brust herabfloß, forschend ins mildverklärte Angesicht und fragte: „Wer bist du, Vater, der mich mit ernstem Tone vor dem Eingange in den Venusberg warnt?"

„Ich bin der getreue Eckart," antwortete der Alte. „Gewiß hast du schon von mir gehört."

„Der getreue Eckart — der Harlungen Trost?" fragte mit Staunen der Ritter.

„Der Harlungen Trost, ja — ja, und nun schon seit manchem Jahrhundert ein Warner und Mahner verblendeter Menschenkinder, die vom rechten Wege abirren wollen. Auch dich warne ich, mein junger Freund! Verschließe dein Ohr dem lockenden Zaubergesange des Hörselberges und fliehe diesen Ort, er führt ins ewige Verderben!"

Tannhäuser wollte wohl fliehen, aber die zauberſüße Muſik erklang nun lauter, wonneſamer, ſüßer. Seine Schritte wurden zögernder, langſamer, und bald ſtand er wie feſtgebannt ſtill und lauſchte mit entzückten Sinnen der herzbetörenden Muſik, den lockenden Schmeichelſtimmen, dem wunderſamen Singen und Klingen und Rufen und Werben aus dem Hörſelberge; dem ernſten Mahner aber ſtreckte er abwehrend die Hand entgegen, und als ſich nun plötzlich der Berg weit auftat und alle Herrlichkeiten erträumter Paradieſe dem Auge des Sängers ſich entſchleierten; als er die Königin der Schönheit, Frau Venus, auf ihrem Roſenpfühle erblickte und den Reigentanz lieblich bekränzter Mädchen ſah: da vergaß er der Welt ringsumher, vergaß des Warners und des Himmels, vergaß ſeiner ſelbſt und eilte, wie von Schwingen getragen, mit leuchtenden Augen in das Reich der Luſt und Wonne. —

Mit Donnergepolter ſchloß ſich hinter ihm die Felſenpforte des Hörſelberges; traurigen Angeſichts verließ der getreue Eckart den unſeligen Ort und wandelte ſeines Weges weiter; aus der Ferne aber klang ein Hohngelächter widerhallend in das Tal hinab; Klingſor ſtand droben an der Wendung des Weges und ſpottete des greiſen Mahners und frohlockte über den Sieg der Hölle. —

3. Tannhäuſers Fahrt nach Rom und Rückkehr in den Venusberg

Wohl viele Monde genoß Tannhäuſer der Luſt und Freuden des unterirdiſchen Zauberreiches. Endlich aber überkam ihn Überdruß und Ekel an dem müßigen Lotterleben und dem Schwelgen im ſeelenverderbenden Sinnentaumel. Sein Geiſt ward matt und krank; die Reue fing an, wie ein Wurm an ſeinem Herzen zu nagen; gewaltſam verſchloß er Auge und Ohr vor den Lockungen der Schönheit und des zauberiſchen Wohlklanges ringsumher; ſtundenlang raſtete er an entlegenen, einſamen Orten und brütete über ſeine Verworfenheit, ſein verlorenes Leben. „Du biſt verflucht, biſt auf ewig verloren!“ ſprach da die göttliche Stimme in ſeinem Herzen. Mitleid mit ihm ſelber erſchütterte ſeine Seele, und er ward zu Tode traurig und elend.

„O, einmal nur noch, nur noch ein einzigmal möchte ich die reinen Himmelslüfte da droben atmen, möchte emporſchauen zu den Wolken, zur Sonne, zum funkelnden Sternenhimmel, möchte in freundliche Menſchenaugen blicken, helle Kinderſtimmen, Vogelſingen, Waldesrauſchen, Quellengemurmel und Glockenläuten vernehmen — nur einmal noch für eine kurze Zeit ein Menſch unter Menſchen ſein — bin ich deſſen nicht mehr wert? — O, es gibt eine allerbarmende Liebe! In dem heiligen Buche ſteht's geſchrieben, in dem Buche Gottes — ‚Kommt her zu mir alle, die ihr mühſelig

und beladen seid, ich will euch erquicken!' ‚Und wenn eure Sünden blutrot wären, so sollen sie doch schneeweiß werden.' O himmlische Botschaft! Auch mir winkt die göttliche Gnadenhand! Empor! empor! Büßen will ich mit den tiefsten Schmerzen, um wieder ein Mensch, ein Kind Gottes, ein Genosse der Guten zu werden. Da ist Seligkeit — hier die Hölle!"

So rang seine Seele in Zerknirschung und heiliger Sehnsucht nach dem Lichte, und er raffte sich auf, trat vor der Göttin Angesicht und bat um Urlaub.

Frau Venus erschrak; sie liebte den ritterlichen Sänger und suchte durch Schmeicheleien sein Herz zu beschwichtigen. Als er aber unerschütterlich auf seinem Entschlusse beharrte, fuhr sie zürnend empor und sprach: „Nun wohl, du bist frei! So ziehe denn hin unter die harten, kalten Menschen! Ziehe hin zu den grausamen Priestern und höre, wie sie mich verdammen; sie, die mich nicht kennen, wie sie auch die Liebe und das Erbarmen nicht kennen. Eines noch sage ich dir, und du bewahr es im Herzen: Stoßen sie dich da oben lieblos von ihrer Schwelle, so denke daran, daß du hier eine Heimat findest, ich werde dich allzeit willkommen heißen. Fahre wohl, du geliebter Tor!"

So schied Tannhäuser aus dem Zauberreiche der Minne und trat in die grüne, sonnenbeglänzte Welt hinaus. Da rauschten die Bäume, und die Vögel sangen wie einst — und er sank nieder in das Gras, drückte sein Antlitz in die Blumen, küßte die geliebte Menschenerde und benetzte sie mit heißen Tränen. —

Gleich einem Trunkenen wandelte er darauf durch den Wald, und wo ein Vogel seine Stimme erhob, da blieb er stehen und lauschte mit Andacht. Und horch! vom Dorfe herüber klang Glockengeläute. Da entblößte er sein Haupt, faltete die Hände und betete.

„Ein Priester wohnt dort," sprach er bei sich. „Zu ihm will ich pilgern und meine Schuld beichten; vielleicht, daß mir vergeben werde."

Da aber der Priester vernahm, daß Tannhäuser im Venusberg geweilt habe, bekreuzte er sich voll Entsetzen und schrie: „Weiche von hinnen! Deine Schuld ist zu groß, als daß ich sie dir vergeben könnte!"

Tannhäuser verließ die Kirche und lenkte seine Schritte nach dem nahen Kloster. Aber auch der Abt wies ihn von der heiligen Schwelle und sandte ihn zum Bischof. —

„Nur einer lebt auf Erden, der solchen Fluch von dir nehmen kann — das ist der heilige Vater in Rom. Als Pilgrim walle nach der Siebenhügelstadt und wirf dich dem Gesalbten des Herrn zu Füßen!" beschied ihn der Bischof. —

Gleich einem Geächteten, Verfluchten schlich Tannhäuser durch das deutsche Land den Alpen entgegen. Scheu mied er die Wohnstätten der Menschen, und wenn er auf seinem Wege einen Wanderer von fern erblickte,

ſo wich er aus und verbarg ſich; denn er glaubte in ſeiner Zerknirſchung: jedermann erkenne mit Grauen den Fluch, der auf ſeinem Haupte laſtete. Mit den rohen Früchten des Feldes und den Beeren im Walde ſtillte er ſeinen Hunger und letzte ſeinen verſchmachtenden Gaumen an den Quellen, die kühl aus der Erde ſprudelten. Barfuß pilgerte er durch den Schnee der Alpen wie durch den glühendheißen Sand Italiens; keine gaſtliche Herberge nahm ihn auf; eingehüllt in ſeinen härenen Pilgermantel ſchlief er unter dem hohen Sternenhimmel, und als er endlich in die heilige Stadt einzog, da ſah er aus wie einer, der lange im Grabe gelegen. Jedermann wich ihm aus; er aber bemerkte es nicht; ſein Blick war auf den Palaſt des einzigen Mannes gerichtet, der ihn von Schuld und Verderben löſen konnte. —

Tannhäuſer vor der Kloſterpforte

Luſtwandelnd in ſeinen herrlichen Gärten, erblickte der Papſt den fremden Pilger. Und Tannhäuſer eilte auf den Gottesmann zu, warf ſich ihm zu Füßen, bekannte ſeine Schuld und flehte um Vergebung und Gnade.

Lange ſchwieg der heilige Mann und blickte nieder auf den Sünder, der in ſeiner Seelenangſt kaum atmete. Endlich vernahm Tannhäuſer eine

harte Stimme, die gleich dem Donner des Weltgerichts an sein Ohr schlug. Und die Stimme sprach:

„Hast du die böse Lust geteilt,
Dich an der Hölle Glut entflammt,
Hast du im Venusberg geweilt,
So bist du ewig nun verdammt.
Wie dieser Stab in meiner Hand
Nie mehr sich schmückt mit frischem Grün,
Kann aus der Hölle heißem Brand
Erlösung nimmer dir erblüh'n."

Und damit stieß der heilige Vater seinen dürren Stab in die lockere Erde und schritt an dem Zerschmetterten strengen Angesichts vorüber.

Tannhäuser lag im Staube wie ein Toter. Die Diener des Papstes hoben ihn auf und führten ihn aus dem Garten, und er ging hinaus in die Nacht — finstere Nacht auch in seiner Seele. —

Am dritten Tage nach diesem Gericht wandelte der heilige Vater wiederum durch seine Gärten, und als er kam an die Stätte, wo Tannhäuser vor ihm im Staube gelegen — siehe: da stand der dürre Stecken, welchen er in die Erde gestoßen, mit Blättern und Blüten geschmückt vor ihm. Da ging ein Schrecken durch seine Seele; denn nun erkannte er, wie ungerecht sein Richterspruch gewesen war.

„Gott hat anders gerichtet!" murmelte er dumpf. „Er hat dem Sünder seine Schuld vergeben — wie unermeßlich ist die Fülle seiner Gnade! Ja, wahrlich: So hoch der Himmel über der Erde ist, so hoch sind seine Gedanken über Menschengedanken. ‚Richtet nicht! verdammet nicht!' mahnt sein erhabener Sohn. Und ich — o, schafft mir den Pilger wieder her!"

In der ganzen Stadt, im weiten Lande suchte man den fremden Pilger, — man fand ihn nirgend. Im Hörseltale aber erklang süße, herzbetörende Musik; Frau Venus stand in der Pforte und breitete ihre strahlenden Arme einem bleichen Pilgersmanne entgegen — und das war der Tannhäuser. —

Herzog Ernſt

1. Kurzes Glück, Verleumdung, Rache und Flucht

Waffengeklirr und fröhliches Lachen ſcholl auf dem Burghofe der Herzogin von Bayernland. Zwei erzgepanzerte Ritter übten ſich im Waffenhandwerk; der eine ſtark und männlich von Geſtalt und Anſehen und ruhig und ſicher bei Angriff und Abwehr, der andere rank und ſchlank wie ein junger Eichbaum und heftig und hitzig im Streite. So oft es dem jüngern gelang, den überlegenen Gegner in die Enge zu treiben, lachte er vor Luſt und ſchlug und ſtach ſo wild und verwegen, daß der Meiſter ſeine ganze Kraft aufwenden mußte, um den Brauſekopf in Schranken zu halten.

Vom Altan des Schloſſes ſchaute wohlgefällig lächelnd die Herzogin Adelheid dem Waffengange der beiden zu, und wenn der junge Held eine recht glänzende Probe ſeiner Geſchicklichkeit gab, erglühte ihr Angeſicht in mütterlichem Stolze; denn der wackere junge Degen war ihr Sohn Ernſt, das friſch aufblühende Ebenbild ſeines verſtorbenen Vaters und die Freude und Hoffnung ſeines getreuen Volkes.

Sein Widerpart war der tapfere Graf Wetzel, ein naher Anverwandter des herzoglichen Hauſes und dem jungen Fürſten ein väterlicher Freund und trefflicher Lehrmeiſter in allen ritterlichen Tugenden.

Das ſchmetternde Horn des Turmwarts unterbrach das Waffenſpiel der beiden. Sie ſprangen von den Roſſen, traten in die Burg und ſpähten von dem Außenſöller in das Tal hinunter. Majeſtätiſch ſtrömte tief unten die Donau durch blühendes Gelände dahin, und ſchimmernde Städte und Burgen ſpiegelten ſich in ihren Fluten. Die größte und ſchönſte Stadt in dem weiten Rahmen des Bildes war Regensburg, die Hauptſtadt des Bayernlandes.

„Siehe da!“ rief der junge Fürſt und zeigte auf einen Reitertrupp, der nahe der Burg auf dem Waldwege zum Vorſchein kam.

„Sie führen das kaiſerliche Banner, und wenn mich mein Auge nicht täuſcht, ſo iſt der vorderſte Ritter Pfalzgraf Heinrich, der Neffe und oberſte Ratgeber des Kaiſers,“ ſagte Graf Wetzel.

Die Zugbrücke raſſelte hinab; die kaiſerlichen Geſandten ritten in den Burghof und wurden von der Herzogin und ihrem Sohne mit hohen Ehren empfangen.

Als Freiwerber kam der Pfalzgraf: sein Herr, der Kaiser Otto, begehrte die Herzogin von Bayern zur Gemahlin.

Diese Botschaft setzte die fürstliche Frau in große Verwunderung, und sie berief ihre Räte und befragte sie um ihre Meinung.

Die weisen Herren sprachen sich zugunsten des kaiserlichen Antrages aus, und ihrem Rate folgte die Herzogin und gab dem Pfalzgrafen erwünschten Bescheid, bat ihn aber, noch etliche Tage die Gastfreundschaft ihres Hauses zu genießen, was er seiner künftigen Herrin nicht verweigern konnte. Da wurde nun zur Kurzweil fleißig turniert, und der junge Herzog Ernst legte Ehre ein bei den Gästen, nur nicht bei dem stolzen Pfalzgrafen, der sich in seinem Hochmut sogar so weit vermaß, daß er vor allen Rittern die Kampfesweise des jungen Fürsten bemängelte.

„So Ihr es denn besser versteht, Herr Pfalzgraf," rief der feurige Jüngling in gerechtem Unwillen, „wohlan! so beweiset es mit der Tat! Ich, der Herzog von Bayern, fordere Euch hiermit zum Zweikampf!"

Der Pfalzgraf nahm den Fehdehandschuh auf, und die beiden Degen ritten widereinander. Ein wunderkühnes Streiten begann, also daß den zuschauenden Rittern die Wangen vor Lust erglühten. Und es geschah, daß der Speer des jungen Fürsten den Gegner so gewaltig traf, daß der stolze Mann aus dem Sattel geschleudert wurde.

In diesem Augenblick faßte der Pfalzgraf einen Groll wider den Herzog und schwur ihm in seinem Herzen schlimme Rache.

Als der Kaiser die gute Botschaft der Bayernfürstin vernommen hatte, begab er sich in prachtvollem Aufzuge nach ihrer Burg, und die Herzogin und ihr Sohn, dazu Graf Wetzel und andere bayerische Ritter folgten ihm nach Mainz, wo die Hochzeit herrlich gefeiert wurde.

Den wackern Herzog Ernst gewann der Kaiser sehr lieb, nannte ihn vor den Großen des Reiches seinen lieben Sohn und übertrug ihm die Hut über die Ostgrenze seines Reiches, welche von den wilden Magyaren viel Unbill zu erdulden hatte.

Der junge Fürst freute sich der kaiserlichen Huld und bemühte sich mit dem besten Willen, sie durch Ritterdienste redlich zu verdienen. Mit Hilfe seines Freundes Graf Wetzel schuf er sich ein kleines Heer tapferer Streiter, und wenn nun die Magyaren die Grenze beunruhigten, kam er wie der Sturmwind über sie dahergefahren und schlug sie so gewaltig aufs Haupt, daß Furcht und Schrecken ihre Raubluft zügelte.

Ob so wackerer Taten stieg er immer höher in des Kaiser Gunst und wurde bei feierlichen Anlässen vor allen Fürsten des Reiches durch ganz besondere Auszeichnung von seinem kaiserlichen Stiefvater geehrt.

Das war dem Pfalzgrafen Heinrich ein Dorn im Auge, und der Haß wider den Herzog raubte ihm allen Frieden und zehrte wie ein geheimes Gift an seinem Leben.

Der Kaiser bemerkte die zunehmende Verschlossenheit, Unlust und das

Tannhäuser vor dem Venusberg

finstere Hinbrüten seines getreuen Ratgebers und fragte ihn eines Tages nach der Ursache der Verdüsterung seines Wesens.

Da sprach mit trefflich gespielter Verstellung der falsche Mann: „Wie sehr wünschte ich, daß ein anderer antwortete an meiner Statt! Meine Zunge sträubt sich, das Entsetzliche auszusprechen."

„Was ist das? Steht mein Reich an allen Enden in Kriegsflammen? Wanken die Grundfesten meines alten Hauses?" fragte der Kaiser erstaunt.

„Schlimmeres, gnädiger Herr, viel Schlimmeres: Euer teures, geheiligtes Leben schwebt in Gefahr," entgegnete dumpf und düster der Pfalzgraf.

„Mein Leben?" rief der Kaiser erbleichend. „Wie heißt der Bube, der sich nicht scheut, seine Hand wider das Haupt des Kaisers zu erheben?"

„Herzog Ernst von Bayern," antwortete mit tonloser Stimme der Verleumder.

„Du lügst!" rief der Kaiser furchtbar erregt.

„Leider habe ich die Wahrheit gesprochen," antwortete ruhig der falsche Mann.

„Woher hast du denn diese schreckliche Wahrheit erfahren?"

„Jugendliche Unbesonnenheit hat den Herzog, Euern Sohn, verleitet, sein finsteres Sinnen und Trachten selber zu verraten. Er buhlt um die Gunst der Fürsten und Völker, um Euch zu stürzen und die Kaiserkrone auf das eigene unwürdige Haupt zu setzen."

Der Kaiser glaubte dem Verleumder, und seine Seele ward mit Haß und glühendem Rachedurst wider seinen unschuldigen Stiefsohn erfüllt. Er rief sein Heer unter die Fahne, stellte es unter den Oberbefehl des tückischen Pfalzgrafen und gebot diesem, in das Bayernland einzufallen, die Marken zu verheeren und den Herzog Ernst tot oder lebend in die kaiserliche Gewalt zu liefern.

Der Pfalzgraf frohlockte in seinem Herzen und zog mit seinem Heere gen Bayern, um das Land den Greueln der Verwüstung preiszugeben. Als er sich der Stadt Bamberg näherte, schickten die Bürger Botschaft an ihren Herrn, den Herzog Ernst, und baten um Hilfe in der Not.

Der ahnungslose Fürst war bestürzt, da er die Schreckenskunde vernahm, und in seinem Schmerze rief er: „Was habe ich denn meinem kaiserlichen Vater getan, daß er so übel wider mich handelt? Bei Gott, dem die Herzen der Menschen offenbar sind, bezeuge ich, daß ich ihm bis auf diese Stunde in Treuen gedienet habe und nicht schuld bin an dem Unheil, das nun kommen wird."

Rasch berief er sein Heer unter die Fahne und eilte an der Spitze desselben gen Bamberg. Mit großer Übermacht zog ihm der Pfalzgraf entgegen; ein heißer Kampf entbrannte; das kaiserliche Heer wurde geschlagen und bis auf ein kleines Häuflein, das sich durch die Flucht rettete, von dem bayerischen Löwen vernichtet.

Der Kaiser war außer sich vor Zorn und Grimm, als Pfalzgraf Heinrich ihm den schlimmen Ausgang des Kampfes meldete. Er schwur, den rebellischen Herzog gleich einem gemeinen Verbrecher aus dem Lande zu treiben oder, falls er in seine Hände fiele, ihn zum abschreckenden Beispiel für alle Verräter an den Galgen hängen zu lassen.

Vergebens schickte der unglückliche junge Fürst seinen getreuen Grafen Wetzel an den Kaiser, um seine Unschuld bezeugen zu lassen, vergebens waren die Fürbitten seiner geängsteten Mutter: der Kaiser verharrte in seinem Zorn, und seine Ohren waren taub für die Stimmen der Wahrheit und Gerechtigkeit.

Da erfuhr der Herzog, daß kein anderer als Pfalzgraf Heinrich der Urheber all des Unheils sei, und ohne Verzug machte er sich mit seinem getreuen Freunde Wetzel und einem Knappen auf den Weg nach Speier, um Rache an dem Verleumder zu nehmen.

Viele Fürsten, Grafen, Ritter und Edle waren in Speier versammelt; denn der Kaiser hatte einen Reichstag dorthin berufen, um über seinen verräterischen Sohn das Urteil zu sprechen. Herzog Ernst ritt mit seinen Begleitern geradeswegs nach dem kaiserlichen Quartier, ging mit dem Grafen Wetzel in den Palast und traf den Kaiser in eifriger Beratung mit dem Pfalzgrafen.

Als der junge Fürst seinen Todfeind erblickte, vergaß er der schuldigen Ehrfurcht gegen den Kaiser, sprang auf den Pfalzgrafen zu und rief in wildem Grimme: „Habe ich dich endlich, du giftige Schlange, du tückischer Ohrenbläser und feiger Verleumder! Das Blut vieler Tausende meines Volkes schreiet um Rache! Deine Stunde ist gekommen, so fahre denn dahin!“

Sprach's und streckte den Pfalzgrafen mit einem gewaltigen Streiche tot zu Boden nieder.

Noch ehe der Kaiser sich des furchtbaren Vorganges klar bewußt geworden, saßen die beiden Freunde schon im Sattel und stürmten zum Tore der Burg hinaus.

Die ganze Stadt geriet in Aufruhr, als man die unerhörte Freveltat vernahm, und der furchtbar erzürnte Kaiser trat als Ankläger seines Sohnes vor den Reichstag, beschuldigte den Herzog von Bayern des Hochverrats, des Mordes und der Beschimpfung kaiserlicher Majestät, sprach mit Zustimmung des Reichstages die Acht und Aberacht über ihn aus und forderte in einem öffentlichen Aufruf alle seine getreuen Untertanen auf, den Verräter lebendig oder tot in seine Hände zu liefern.

So war denn Herzog Ernst im eigenen Lande seines Lebens nicht sicher, und um sein geliebtes Volk vor ferneren Züchtigungen des zornigen Kaisers zu bewahren, beschloß er, das Vaterland zu verlassen und eine Wallfahrt nach Jerusalem zu unternehmen.

Seine Mutter, die Kaiserin Adelheid, segnete sein Vorhaben und schickte ihm Gold und Silber und mancherlei Kleinode, prächtige Gewänder und

kostbares Pelzwerk zu Geschenken für die Könige und Fürsten, deren Gunst ihm auf der Reise von Nutzen sein konnte.

Mit dem getreuen Grafen Wetzel, der um seinetwillen Weib und Kind verließ, und fünfzig wohlausgerüsteten Mannen ritt er aus den Toren seiner Burg und sagte mit trauervollem Herzen dem geliebten Vaterlande Lebewohl.

---

2. Fahrt über Land und Meer. Abenteuer im Lande Agrippa

Nach mühseliger Fahrt durch Ungarn und das unwegsame Bulgarenland gelangten sie endlich nach Konstantinopel, der prächtigen Hauptstadt des oströmischen Reiches, und wurden am kaiserlichen Hofe mit großen Ehren empfangen. Der Kaiser fand Wohlgefallen an den wackern deutschen Recken und ließ eins seiner besten Schiffe für ihre Überfahrt nach dem heiligen Lande ausrüsten. Zwölf kleinere Fahrzeuge, welche dieselbe Reise machen wollten, sammelten sich um die herzogliche Galeere, und an einem heitern Tage lichteten die Schiffe die Anker und steuerten in das offene Meer hinaus.

Die Fahrt ließ sich glücklich an; ein frischer Westwind blies in die Segel, und wie beflügelt eilten die Schiffe über die Hügel und Täler der Flut. Nach einigen Tagen aber brach ein furchtbares Unwetter aus. Der Sturmvogel flog über das Meer und peitschte mit seinen Schwingen die Flut, also daß die Hügel zu Bergen emporwuchsen und die Täler sich in gähnende Abgründe verwandelten. Umsonst kämpfte die wackere Mannschaft mit den Sturmriesen einen verzweifelten Kampf. Bald waren ihre Kräfte erlahmt, die Flotte wurde ein Spielzeug von Wind und Wellen, und die zwölf kleinen Fahrzeuge sanken mit Mann und Maus in die Tiefe.

Die fürstliche Galeere allein bestand den Kampf, und der Herzog und seine Gesellen dankten dem Herrn für ihre Rettung aus der furchtbaren Gefahr. Nun aber hatte der Sturm das Schiff in ein unbekanntes Meer verschlagen; Kapitän und Steuermann wußten nicht aus noch ein und überließen dem Winde die Leitung des Schiffes. Wochenlang trieb die Galeere ziel- und steuerlos auf dem Meere umher; der Speisevorrat ging auf die Neige, und mit Sehnsucht spähten aller Augen nach grünen, nahrungsprossenden Küsten aus.

Endlich zeigte sich in der Ferne ein lichter Streifen. „Land! Land!“ rief jauchzend einer dem andern zu, und in Zweifel und Hoffnung hingen aller Augen an dem grünen Saume. Es war keine Täuschung, keine sinnbetörende Fata Morgana: die Türme einer Stadt hoben sich schimmernd vom dunkeln Hintergrunde ab. Bald konnte man auch Ringmauern und Tore unterscheiden; auch sah man eine Anzahl kleiner Fahrzeuge im Hafen liegen; nur erblickte niemand ein menschliches Wesen am Strande, und selbst, als das Schiff in den Hafen einlenkte und die Anker warf, ließ sich kein Neugieriger sehen, worüber sich jedermann verwunderte. Der Herzog sprang

als erster ans Land, und ihm folgte Graf Wetzel mit den andern gewappneten Mannen.

Der Kapitän des Schiffes, ein erfahrener Seemann, mahnte zur Vorsicht, da man nicht wissen könne, ob nicht rohe, ungastliche Horden das Land bewohnten.

„Wir haben gute Waffen und brauchen den Kampf nicht zu scheuen. Rühmlicher auch, in tapferem Streite als durch den elenden Hunger zu sterben. Verwahret das Schiff, indes wir in die Stadt gehen und Speise schaffen," sagte Herzog Ernst und schritt mit seinen Gesellen dem offenen Tore zu.

Die Stadt war wie ausgestorben, und mit Staunen wanderten die Helden durch die menschenleeren, hallenden Straßen. In einem Palaste, der sich vor den andern Häusern durch Größe und Pracht auszeichnete, kehrten sie ein und fanden in einem großen Saale gedeckte Tafeln mit den köstlichsten Speisen und Getränken in goldenen und silbernen Geschirren. Ohne Säumen langten sie zu und aßen und tranken, so viel es einen jeden gelüstete. Darauf befahl der Herzog seinen Mannen, Speisevorräte auf das Schiff zu tragen; er selbst und Graf Wetzel blieben in dem Palaste zurück, beide sehr begierig, das Geheimnis dieser Stadt zu erfahren.

Nicht lange, da hörten sie von der Straße her ein Rufen und Schnattern und Klappern und Pfeifen wie von einem Schwarme heranziehender Vögel. Sie spähten hinaus und erblickten ein krieggerüstetes Heer höchst wunderlich gebildeter Geschöpfe. Von den Achseln bis auf die Füße herab glichen sie europäischen Menschen, Köpfe und Hälse aber waren wie bei Kranichen gestaltet.

„Hab' mein Lebtag die Mär von den Kranichmenschen nicht glauben wollen, und nun sehe ich dieses närrische Volk mit eigenen Augen," sagte staunend Graf Wetzel.

„Wer sollte auch so etwas für möglich halten!" versetzte der Herzog. „Höre nur, sie trompeten wie die Kraniche, und dabei tragen sie Bogen und Pfeile und scheinen von einem Kriegszuge heimzukehren. Wie mag dieses seltsame Volk nur heißen?"

„Agrippa nennen sie ihr Land und sich selbst die Agrippen. Nach den Geschichten, welche ich von ihnen vernommen, sollen sie Fremden gegenüber sehr feindselig gesinnt sein," erwiderte Graf Wetzel.

„Mögen sie doch!" rief Herzog Ernst. „Ein einziges deutsches Schwert schlägt ja Tausende dieser Kranichköpfe herunter. Doch was sehe ich? Eine Jungfrau von natürlicher menschlicher Bildung führen die Reiter in ihrer Mitte; wahrscheinlich hat man sie gefangen, denn sie scheint sehr niedergeschlagen."

„Es ist wahr," bestätigte der Graf.

„Wir müssen sie retten aus den Händen dieser Langschnäbler!" rief entschlossen der Herzog.

„Die Reiter lenken diesem Palaste zu; was sollen wir beginnen, mein Fürst?"

„Dreinschlagen!" rief mit flammensprühenden Augen der Held.

Lachend erwiderte der verständige Graf: „Zwei gegen ein Heer von Tausenden, das wäre ein tollkühnes Beginnen, zumal, da diese Unholde vergiftete Pfeile im Köcher führen und treffliche Bogenschützen sein sollen. Ich rate, wir suchen ein Versteck und sehen erst, was sie hier beginnen werden."

Nur mit Widerstreben fügte sich der Herzog, und sie traten hinter eine angelehnte Tür und harrten der Dinge, die da kommen sollten.

Bald trat mit majestätischen Schritten der König von Agrippa in den Saal; ihm folgte, von zwei Rittern geführt, die Jungfrau, und hinter ihr kamen Hunderte höfischer Recken, also daß der Saal bis auf den letzten Platz gefüllt ward.

Auf einen Wink des Königs setzte man sich zu Tische, und die Mahlzeit sollte beginnen. Da bemerkte der König, daß schon von den Speisen gekostet war, und er warf den Kopf empor, riß den Schnabel auf und stieß einen gellenden Schrei hervor. Seinem Beispiele folgten wie auf Befehl alle Anwesenden, und es war närrisch zu schauen, wie sie die Köpfe drehten und sich verwunderten ob der unerhörten Entdeckung.

Herzog Ernst hatte Mühe, das Lachen zu verbeißen, und auch Graf Wetzel kicherte leise in den Bart.

Auf des zornigen Königs Befehl wurden die geleerten Schüsseln und Becher von neuem gefüllt, und nun fuhren die gefürsteten und hochadeligen Herren mit ihren langen Schnäbeln in die Speisen und Getränke und pickten und schlürften und klapperten und gurgelten mit so geräuschvollem Eifer, daß die beiden Lauscher unwillkürlich die Hände auf ihre Ohren preßten.

Die Jungfrau berührte nichts; stumm und in sich gekehrt saß sie zur Rechten des Königs, und trotz allen huldvollen Bemühungen gelang es dem Herrscher nicht, sie zum Essen zu bewegen, noch ihr ein freundliches Lächeln abzugewinnen.

Nach beendigter Mahlzeit ergötzte die Gesellschaft sich an Gesang und Saitenspiel, Gaukelei und Tanz, eines drolliger und närrischer als das andere.

Endlich beurlaubte der König seine Gäste, und nur der Hofmarschall und die Jungfrau blieben im Saale zurück.

„Jetzt ist's Zeit," sagte Herzog Ernst zu seinem Gefährten und stieß die Tür auf.

Der König entsetzte sich bei dem Anblick der gepanzerten Fremdlinge, ergriff die Jungfrau bei der Hand und suchte den Ausweg zu gewinnen. Herzog Ernst aber kam ihm zuvor, und da er sah, daß er nicht entweichen konnte, wandte er sich gegen die Jungfrau und stieß ihr seinen spitzen Schnabel tief in die Brust, also daß sie todwund zu Boden sank.

Der Herzog hieb dem Missetäter den Kopf ab, beugte sich auf die Jungfrau und suchte ihr strömendes Blut zu stillen. Sie aber sprach mit stockender

Stimme: „Es ist zu spät; ich fühle, daß mein Leben entflieht. Besser auch, den Tod zu erleiden, denn als Sklavin dieses Schnabelkönigs ein qualvolles Dasein zu führen."

Unterdes hatten die Diener des Palastes die Kunde von dem Königsmorde verbreitet. Auf den Straßen erhob sich lautes Getümmel, und um und in den Palast drängten sich Hunderte und Tausende racheschnaubender Kriegsmannen.

Nur mit Mühe vermochte Graf Wetzel die Andringenden zurückzuschlagen; als aber der Herzog der toten Jungfrau die Augen zugedrückt hatte, sprang er seinem Freunde zur Seite und rief: „Nun gilt's! Wir müssen hinaus und uns nach dem Hafen durchzuschlagen suchen."

Dicht aneinander geschlossen stürmten sie vorwärts, mitten in den wütenden Haufen hinein. Wie die Ähren unter dem Schnitt der Sichel, so fielen unter ihren Schwerthieben die Köpfe der Feinde; immer aber füllten sich die Lücken mit frischen Streitern, und erst nach langem, heißem Kampfe gelang es den beiden, das Stadttor zu erreichen. Zu ihrem Schrecken aber fanden sie es verschlossen, und nun schien ihre Niederlage gewiß; denn immer neue streitbare Haufen rückten heran, und hageldicht prasselten Pfeile und Steine auf sie herab.

In der höchsten Not vernahmen sie die Stimmen ihrer Genossen jenseits des Tores. Da schöpften sie frischen Mut und erwehrten sich mit Riesenkraft der hartnäckigen Feinde.

Unter wuchtigen Axtschlägen von außen sprangen die Riegel des Tores auf, und herein stürmten des Herzogs wackere Gesellen und hieben mit lautem Geschrei auf die mißgestalteten Streiter ein. Diese wichen zwar im ersten Schrecken, doch ermannten sie sich wieder und kämpften so tapfer, daß mehrere von des Herzogs Leuten eine Beute des Todes wurden, die andern aber erst nach heißem Kampfe den rettenden Hafen erreichten.

Auch dann standen die grimmigen Agrippen von der Verfolgung noch nicht ab, sondern sprangen in ihre kleinen Fahrzeuge und umschwärmten und beschossen die feindliche Galeere, und erst, als sie ihre Ohnmacht dem großen Schiffe gegenüber erkannten, ließen sie ab vom Streite und kehrten mit lautem Geschrei an den Strand zurück.

---

3. Der Magnetberg. Wunderbare Rettung

Tagelang segelte nun das Schiff auf unbekannten Meeren umher. Kein anderes Fahrzeug begegnete ihnen, kein Vogel ließ sich sehen, wohl aber tummelten sich Scharen von Delphinen um das Schiff und erlustigten mit ihrem zutraulichen, muntern Wesen die Mannen.

Da bemerkten Kapitän und Steuermann zu ihrem größten Erstaunen, daß die Galeere der Leitung des Steuerruders nicht folgte, sondern in ent-

gegengesetzter Richtung ihren Lauf nahm. Alle Bemühungen, das Fahrzeug zu leiten, blieben ohne Erfolg, und entmutigt gaben endlich die Männer den Kampf auf und überließen das Schiff der geheimnisvollen Macht, welche es mit unwiderstehlicher Gewalt anzog.

Mit ängstlicher Spannung hingen aller Augen an dem fernen Horizonte, dem die Galeere mit steigender Schnelligkeit zueilte. Eine dunkle Gebirgsmasse tauchte aus dem Meere auf, und mit Entsetzen rief der Kapitän: „Der Magnetberg! Wehe! wehe! Nun sind wir alle des Todes!"

Immer schneller lief das Schiff; immer riesiger stieg der furchtbare Berg mit seinen schimmernden Felswänden aus den Fluten empor; die Rosse der Ritter zerrten an ihren Ketten und gebärdeten sich wie rasend; die Mannschaft war der Verzweiflung nahe; einige beteten, andere fluchten, etliche beklagten laut ihr elendes Schicksal; nur der Herzog, Graf Wetzel und wenige ihrer Gesellen bewahrten die Ruhe und sahen todesmutig ihrem Verhängnisse entgegen.

Bald lösten sich die eisernen Nägel im Schiffe und schwirrten wie abgeschossene Pfeile durch die Luft. Wasser strömte herein, aber niemand achtete darauf; denn nun schoß das lecke Fahrzeug mit so rasendem Ungestüm dahin, daß den Menschen die Sinne vergingen, und alle wie betäubt auf den Planken kauerten.

Plötzlich erfolgte ein furchtbarer Stoß; das Schiff ging in Trümmer, und Rosse und Menschen kämpften mit den Wellen. Nur Herzog Ernst, Graf Wetzel und fünf Gesellen erreichten lebend den Strand; alle andern fanden den Tod in den Fluten.

Kraft- und mutberaubt lagen die Geretteten an dem öden Strande und beklagten den Untergang der getreuen Waffengefährten. Die Nacht kam und hüllte Luft und Meer in ihre schwarzen Schleier. Rastlos peitschten die Wogen den Strand, und dumpfes Brausen und Heulen scholl aus der Ferne. Spät ging der Mond auf und warf durch die fliehenden Wolken fahles Licht auf die wallende Flut. Es war eine unheimliche, schaurige Nacht, und trotz der großen Erschöpfung senkte sich auf die Augen der Schiffbrüchigen nicht der gliederlösende, erquickende Schlaf; die Sorge saß wie ein Gespenst ihnen zu Häupten und raunte ihnen unheilvolle Worte ins Ohr und malte vor ihren Augen schreckhafte Bilder von Hungersnot, Verzweiflung und Tod und Verderben; hinter ihnen aber stand wie ein finsterer, erbarmungsloser Kerkermeister der Magnetberg, schüttelte drohend sein Haupt in den schwarzen Wolken und rief durch den heulenden Sturm: „Mich hat zum Wächter der Meergott bestellt, und wen er mir sendet, der ist verloren! Kein Weg führt von diesem Strande in das Land der Menschen, und ein ewiges Grablied ist hier das Rauschen der Wogen."

Die Nacht ist keines Menschen Freund, am wenigsten aber ein Freund der Armen und Elenden, der Leidenden, Verirrten und Schiffbrüchigen. Solche Unglücklichen sehnen sich nach dem rosigen Lichte des Tages wie der

Verschmachtende nach einem Tropfen letzenden Wassers; denn das Licht ist wie ein Kuß der Hoffnung, wie ein freundliches Lächeln des gütigen Gottes voll Huld und Trost und Verheißung, und selbst der Ärmste erhebt noch einmal hoffend das Haupt, wenn der goldige Strahl der Morgensonne seine Stirne küßt.

Auch die Ritter schüttelten bei anbrechendem Morgen die Sorge ab und ermannten sich wieder, wie es wackern Helden geziemt. Auf Rettung richteten sie ihr ganzes Sinnen und Denken; allein kein Ausweg wollte sich zeigen. Fast senkrecht stieg der marmorglatte Bergriese zu den Wolken empor, und auf beiden Seiten der kleinen Strandbucht fielen die weit vorspringenden Felswände schroff in das Meer hinab.

Da rief voll Unmuts Herzog Ernst: „Nun sind wir dem Tode in den Wellen entronnen, um hier elendiglich vor Hunger zu sterben!"

Mit Milde entgegnete Graf Wetzel: „Der Gott, welcher den Wölfen des Waldes ihr Futter gibt und die hungrigen Raben speist, wird auch unser nicht vergessen, und ich hoffe doch, daß wir noch einmal das geliebte Vaterland wiedersehen werden."

„Das Vaterland! O, wie ergreift in der Fremde der Klang dieses Wortes so zaubermächtig das Herz! Und du, mein getreuer Freund, du hast um meinetwillen Weib und Kind verlassen und teilst mit mir unsägliches Elend: werde ich jemals solche Treue vergelten können?" sagte der Herzog und drückte dem Freunde die Hand.

„Das laßt nur Eure geringste Sorge sein! Für jetzt müssen wir Speise zu finden suchen, wofern wir nicht kläglich verhungern wollen," antwortete Graf Wetzel.

Am Strande lag ein ungeheurer Trümmerhaufen gescheiterter Schiffe; der wurde durchsucht, und siehe: es fanden sich in einem Wrack reichliche Nahrungsmittel, Kleiderstoffe und eine Menge Rinderhäute.

Da war die Freude groß, und die Schiffbrüchigen aßen und tranken und dankten Gott von Herzen für die erste Hilfe in der Not.

Des andern Tages sahen sie zwei ungeheuer große Vögel über den Berg heranfliegen und sich zum Strande niederlassen.

„Das sind Greife," sagte Graf Wetzel, „sie fahnden hier auf Beute. Nun seht das Unglaubliche: die Körper unserer toten Pferde haben sie gepackt und steigen mit ihnen in die Lüfte! Wie gewaltig ist die Kraft dieser Vögel!"

Staunend sah man sie mit der Riesenlast emporsteigen und in der Nebelkappe des Berges verschwinden.

„Die Vögel sind uns vom Himmel gesandt und müssen uns retten!" rief Graf Wetzel.

„Wie wäre das möglich?" fragte zweifelnd der Herzog.

„Wir hüllen uns in die Ochsenhäute und liegen ruhig am Strande;

Herzog Ernſt und Graf Wetzel im Greifenhorſt

da werden sie uns für Rinder halten und uns in ihr Nest tragen, den Jungen zum Fraße."

Lautes Gelächter folgte diesen Worten, und der alte Bergriese mochte wohl verblüfft dreinschauen, denn gewiß hatte er bisher nur Wimmern und Wehklagen aus menschlichem Munde vernommen.

Der seltsame Vorschlag des Grafen wurde näher erwogen, und da man fand, daß er die einzige Möglichkeit bot, dem unwirtbaren Strande zu entfliehen, so wurde seine Ausführung beschlossen.

Den Anfang machten Herzog Ernst und Graf Wetzel. Im Panzerkleide und mit Schwert und Streitaxt versehen, lagen sie, fest und sicher von den Häuten umhüllt, regungslos am Strande. Und siehe da! die Greife schossen auf sie herab, packten sie mit den Krallen und flogen mit ihnen von dannen.

Nach kurzer Luftfahrt spürten die beiden, daß sie sich im Greifennester befanden, hörten auch das laute Freudengeschrei der Jungen und bald darauf den Flügelschlag der fortziehenden Alten. Rasch schnitten sie sich nun mit den Schwertern aus den Häuten, schlugen den frechen, jungen Greifen auf die Schnäbel, kletterten eiligst den Felsen hinunter und suchten im Walde ein sicheres Versteck, um die Ankunft der Gefährten zu erwarten. Auch diese gelangten glücklich in den Wald und wurden von ihren Herren mit Jubel begrüßt.

Zwei Tage wanderten nun die Geretteten unter hohen Palmen, Lorbeerbäumen und balsamisch duftenden Blütenbäumen dahin und suchten vergebens nach einer Quelle, um ihren brennenden Durst zu löschen. Endlich hörten sie ein Rauschen wie von fließendem Wasser und folgten begierig der verlockenden Musik. Da kamen sie an den Rand einer tiefen Schlucht, auf deren Grunde ein Fluß lustig über Felsen, Wurzelwerk und Baumtrümmer schäumte.

Auf Händen und Füßen krochen sie in die schwindelnde Tiefe, erquickten sich an dem kühlen Wasser, wuschen darin ihr Angesicht und folgten dem Laufe des Stromes.

Auf einmal standen sie vor einem jäh aufsteigenden Felsen; mit lautem Getöse verlor sich der Fluß in einen unterirdischen Schlund und schien seinen Lauf durch das Innere des Berges zu nehmen.

Lange standen sie ratlos, blickten in die geheimnisvolle Tiefe hinab, schauten zu der schwindelnden Höhe des Berges empor und wußten nicht aus noch ein.

Da sprach Graf Wetzel: „Wo der Strom hindurchkommt, da finden auch wir einen Ausweg. Auf! lasset uns Bäume fällen und ein Floß zimmern, und dann hinein in das unterirdische Reich!"

Solche Worte belebten den Mut der andern, und bald hallte die Schlucht von Axtschlägen, dem Rauschen und Krachen niederstürzender Bäume und dem Rufen und Singen emsig schaffender Bauhandwerker. Bald war das kunstlose Fahrzeug vollendet, mit kräftigen Ruderstangen stießen es die verwegenen Schiffer in die Strömung des Flusses und fuhren nicht ohne

Grausen in die Tiefe hinein. Das Licht des Tages verschwand; kein Schimmer erhellte die Nacht; furchtbar heulte der Strom in dem dunkeln Felsengewölbe; das Floß wurde von der strudelnden, kreisenden Flut heftig hin und her geschleudert, stieß bald rechts, bald links an die Felsen, und die Besatzung schwebte in beständiger Gefahr, hinabgeschleudert und an dem Gestein zerschmettert zu werden.

Mit lauter Stimme rief der Herzog seinen Gefährten Mut zu; aber in dem furchtbaren Getöse der stürzenden Wasser verstand niemand seine Worte; wie rollender Donner dröhnten sie in dem Gewölbe, hallten wie Spottgelächter und Schelten und Zürnen aus den Seitenhöhlen zurück und erstarben endlich in weiter Ferne in einem geisterhaften Gemurmel.

Nach mehrstündiger, schreckenvoller Fahrt schimmerte endlich in der Ferne ein sanftes, wunderbares Licht. Es war weder Sonnen- noch Mondlicht; wie flüssiges Silber schimmerte sein Glanz; hin und wieder aber zuckten einige Strahlen blitzgleich und blendend durch die ruhige, milde Lichtflut. Je näher sie kamen, desto klarer und heller strahlte das Licht, das Tosen des Stromes wurde schwächer und schwächer, und in dem sanften Anschlagen der Wellen erklangen die Felsen zur Rechten und Linken in so lieblicher, zaubervoller Musik, wie solche ein menschliches Ohr wohl noch nimmer vernommen.

Atemlos lauschten die Schiffer den wunderbaren Tönen, und mit Entzücken hingen ihre Augen an dem reinen Silberglanze des Lichtes, das, wie sie nun sahen, von dem Gestein des Felsengewölbes ausging, welches aus nichts anderem als aus dem reinsten Demant bestand. Der Herzog schlug mit Mühe einen faustgroßen Stein von unschätzbarem Werte heraus und verwahrte ihn sorgfältig; denn er gedachte, das kostbare Kleinod einst seinem kaiserlichen Vater als besondern Schmuck für seine Krone zu schenken.

Aus dem lieblichen Lichte des Demantberges kamen sie wieder in nächtliches Dunkel; doch währte es nicht gar lange, da erblickten sie den Schimmer des Tages, und mit Jubel begrüßten sie Wald und Himmel und das vertraute, freundliche Licht der Sonne.

---

4. Im Lande Arimaspien

Nach kurzer Rast wanderten sie eine Tagereise durch den Palmenwald am Ufer des Stromes fort. Da endlich erblickten sie zu ihren Füßen eine weite, wohl angebaute Landschaft mit zahlreichen Dörfern und Städten. Und sie freuten sich des Anblicks und hofften, daß sie nun endlich zu gesitteten Menschen kommen würden. Ohne Zögern wanderten sie bergab einer großen Stadt zu, welche im smaragdgrünen Talgrunde unter malerischen Palmengruppen am Ufer des Stromes lag. Zahlreiche Menschen lustwandelten vor

den Toren im Schatten der Bäume; diese Menschen hatten aber nur ein Auge mitten auf der Stirn, und da sie unsere zweiäugigen Ritter erblickten, verwunderten sie sich sehr, und einige liefen in die Stadt und verkündeten die Wundermär von den zweiäugigen Eisenmännern; die übrigen folgten den Fremdlingen scharenweise durch das Tor und geleiteten sie bis an den Palast des Königs. Sogleich füllten sich die Fenster des Palastes mit vornehmen Herren und Frauen, und ein paar zarte Edelfräulein fielen in Ohnmacht bei dem Anblick der seltsamen, doppelgeäugten Männer.

Und der König schickte seinen Hofmarschall und ließ die Männer vor sein Angesicht entbieten. Da sah er denn alsbald, daß er es mit wohlanständigen ritterlichen Degen zu tun hatte, und er begrüßte sie huldvoll und ließ ihnen ein köstliches Mahl zurichten.

Die wegemüden Ritter ließen sich's wohlschmecken, und nach der Mahlzeit erzählte Herzog Ernst dem Könige von seinen Irrfahrten, und der einäugige Ländergebieter fand so großes Gefallen an ihm und seinen Genossen, daß er ihnen Herberge in seinem Palaste gab und sie bat, für immer an seinem Hofe zu bleiben. Daran dachten nun zwar die Ritter nicht; die Gastfreundschaft des Königs aber nahmen sie dankbar an, und es gefiel ihnen wohl in Arimaspien.

Zur Kurzweil turnierten sie fleißig auf dem Hofe des Palastes, und der König und seine Ritter bewunderten ihre Verwegenheit, Kraft und Geschicklichkeit im Reiten, Fechten und Stechen, und auch der berühmteste Arimaspidenheld hatte nicht den Mut, sich mit einem von ihnen im Streite zu messen.

Eines Tages jagten sie mit dem Könige Gemsen im nahen Gebirge. Da sahen sie von hoher Bergkuppe brennende Dörfer in der Ferne, und voll Zorn und Schmerz rief der König: „O! daß doch der Blitz herniederfahren und mit einem Schlage alle diese frechen Mordbrenner zerschmettern möchte! Mein armes Volk hat unsägliches Ungemach zu leiden, und ich bin nicht imstande, die zahlreichen Feinde im Zaume zu halten."

„Wer sind denn die Mordbrenner?" fragte Herzog Ernst.

„Es sind die Sciopodes, Menschen mit nur einem Fuße, der aber so breit ist, daß sie sich damit wie mit einem Schirme gegen Regen und Sonnenschein schützen und schnell wie die Gemsen des Gebirges über Land und Wasser laufen können."

„Auch über das Wasser?" fragte Graf Wetzel.

Ja, Herr, und das ist ihr großer Vorteil; denn sie halten sich immer in der Nähe des Meeres, und wenn sie in die Flucht geschlagen werden, so entrinnen sie auf das Wasser und spotten des Feindes," erwiderte der König.

„Gebt mir ein paar hundert tapfere Streiter, Herr König, so will ich hinziehen und diese Wasserläufer vernichten," sprach mit ritterlichem Mute der Herzog.

Solcher kühnen Rede freute sich der Herrscher, und desselben Tages

sandte er Boten in alle Grenzen seines Reiches und ließ die streitbaren Mannen seines Volkes zu den Waffen rufen.

Herzog Ernst stellte sich an die Spitze des Arimaspidenheeres und führte es auf Waldwegen unvermerkt in die Nähe der Sciopodes. Darauf teilte er das Heer in zwei Haufen; der eine, unter Anführung des Grafen Wetzel, hielt sich im Rücken des Feindes und sollte plötzlich hervorbrechen und über den Feind herfallen; der andere, vom Herzoge geführt, legte sich hinter die Sandhügel des Meeres, um dem Feinde die Zuflucht auf das Meer abzuschneiden.

Der Plan gelang. Durch den plötzlichen Überfall befiel Furcht und Entsetzen die ahnungslosen Schattenfüßler, und sie eilten in wilder Flucht dem Meere zu. Da aber sprang der Herzog mit seinen Mannen auf die Hügel und fiel wie das Wetter über sie her. Nirgend bot sich ein Ausweg; keiner vermochte zu entrinnen, und sie wurden erschlagen bis auf einen Mann, welchen der Herzog verschonte und gefangen mit sich führte.

Der Siegesjubel in der Hauptstadt war noch nicht verrauscht, als neue Unglücksboten erschienen und dem Könige meldeten, daß die Panuochi oder Langohren in sein Land eingefallen seien und es in schrecklicher Weise verheerten.

Diese Menschen hatten hornartige Ohrlappen, die ihnen bis auf die Knöchel reichten und so breit waren, daß sie den ganzen Leib wie mit einem Panzer damit bedecken konnten und so vor Schwerthieb, Speerwurf und Pfeilschuß vollkommen gefeit waren.

Solches erzählte der König dem Herzoge mit kläglicher Miene; dieser aber entgegnete schier übermütig: „Sind denn diese Langohren vor Schwert und Speerwurf gefeit, so versuchen wir's einmal mit kräftigen Keulenschlägen, wofern ihre Köpfe nicht von Stein und Eisen sind."

Sogleich wurde das Arimaspidenheer mit schweren Keulen aus Eichenholz ausgerüstet, und der tapfere Herzog führte es dem Feinde entgegen. Die Langohren hatten sich in einem Walde gelagert und dachten an nichts weniger, denn an einen feindlichen Überfall. Da ließ der Herzog den Wald anzünden, und als die Flammen emporschlugen, erschraken die Langohren und ergriffen die Flucht, rannten aber schnurstracks dem Feinde in die Arme und wurden mit zermalmenden Keulenschlägen begrüßt. Die doppelte Überraschung wirkte so entmutigend und lähmend auf die armen Panuochi, daß sie sich fast ohne Widerstand in ihr Schicksal ergaben und erschlagen wurden bis auf einen Mann, den der Herzog als seinen Gefangenen mit sich führte.

Nun hatte das Land eine Weile Ruhe vor den Feinden, und die tapfern Ritter wurden von jedermann in Arimaspien hoch geehrt, am meisten aber von dem Könige, der ihnen zu Ehren eine Reihe glänzender Festlichkeiten auf seinen Schlössern veranstaltete.

Als sie einstmals in Lust und Fröhlichkeit beim Mahle saßen, trat ein Riese in den Saal, dem gegenüber selbst Herzog Ernst wie ein Zwerg erschien.

Trotzig stellte er sich vor den König und sprach: „Mich sendet mein Herr und Gebieter, der großmächtigste Herrscher auf dem Erdenrund, um dich, den König von Arimaspien, zu fragen, ob du gutwillig den schuldigen Jahrestribut bezahlen oder es auf einen Krieg ankommen lassen willst?“

Ratlos blickte der erschrockene König den Herzog an, und dieser sprang auf und sprach: „Fahre von hinnen und melde deinem unholden Gebieten: er möge kommen und selber den Tribut einfordern; für diesmal werde er ihn in vollwertigen Schwerthieben ausgezahlt erhalten.“

Solch trotziger Antwort hatte sich der ungeschlachte Gesell nicht versehen, und mit offenem Munde starrte er den kecken Zwergmenschen an, dem so hoher Mut in der Brust wohnte.

„Er scheint mich nicht verstanden zu haben, öffnet die Pforte!“ rief Herzog Ernst den Dienern zu.

Mit wuchtigen Schritten, unter denen die Grundfesten der Halle erbebten und die Geschirre auf den Tafeln in springende Bewegung gerieten, entfernte sich der Bote aus Riesenheim; draußen aber wandte er sich noch einmal um, ballte dräuend die Faust wider den Palast und knirschte: „Wir sehen uns wieder, du Knirps, und mit meinen Fäusten werde ich dich zermalmen!“

Herzog Ernst gedachte den Riesen zuvorzukommen, und ohne Verzug sammelte er sein Heer und führte es nach den Grenzen von Riesenheim. Dort bezog er auf bewaldeter Höhe ein sicheres Lager und erwartete den Feind. Nicht lange, so kam das Heer der Riesen herangezogen, und bei dem furchtbaren Anblick entsetzten sich die Arimaspiden, und selbst des Herzogs ritterlichen Degen wankte der Mut. Eine Schar von mehreren tausend Riesen, mit gewaltigen Baumstämmen bewaffnet, kam dahergeschritten, und jedermann hatte den Eindruck, als könne diesem furchtbaren Heere keine Macht der Welt widerstehen.

Auch Herzog Ernst erkannte wohl, daß mit Gewalt gegen diesen Feind nichts auszurichten wäre, und er beratschlagte mit seinem Freunde Wetzel, ob man nicht mit List der Unholde Meister werden könnte. Ein glücklicher Umstand kam ihnen zu Hilfe. Es war ein sehr heißer Tag, und die Riesen suchten vor den glühenden Sonnenstrahlen Schutz in dem Walde am Fuße der Höhe, auf welcher der Herzog mit seinem Heere lagerte.

„Nun haben wir sie!“ rief Graf Wetzel. „Wir schleichen uns an den Wald heran, und wenn sie eingeschlafen sind, so fallen wir über sie her und erschlagen sie mit der Schärfe des Schwertes.“

„So soll's geschehen!“ rief der Herzog, und die beiden Führer gingen durch die Reihen des Volkes und mahnten zur Vorsicht auf dem Heranschlich und zur Tapferkeit im Streite.

Lautlos schlich das Heer durchs Gebüsch und erreichte unbemerkt den Saum des Waldes, in welchem die Riesen rasteten. In aller Stille ward der Wald umzingelt, und als man nichts anderes als lautes Schnarchen vernahm,

gaben die Führer das Zeichen zum Angriff, und auf allen Seiten begann ein fürchterliches Gemetzel.

Wohl sprangen die Riesen auf und griffen zu den Waffenbäumen; aber sie verfingen sich damit in den Ästen, wurden von den schnellen Feinden zu Fall gebracht und mit Schwertern und Streitäxten ohne Erbarmen erschlagen. Am grimmigsten wütete der Herzog in ihren Reihen. Hunderte erlagen unter seinen heißen Hieben, und nur einen, der flehend die Hände zu ihm aufhob, verschonte sein Grimm, und dieser eine hat ihn später auf allen seinen Fahrten als getreuer Gefährte begleitet, und doch war's jener Bote, welcher ihm vor dem Palaste des Arimaspidenkönigs schreckliche Rache geschworen hatte.

Im ganzen Königreiche Arimaspien erhob sich beispielloses Frohlocken, da sich die Kunde von der Niederlage des Riesenheeres verbreitete. Scharenweise drängte sich das Volk an den Herzog und den Grafen Wetzel, um ihnen Hände und Füße zu küssen, und der dankbare König schenkte dem Herzoge ein reiches, fruchtbares Land am Meere mit fünf Städten und einem prächtigen Schlosse, wo er fortan als freier Fürst regierte. Das Schloß stand auf einer Höhe und gewährte eine herrliche Rundschau über Land und Meer. Balsamische Lüfte wehten dort das ganze Jahr hindurch, auch mangelte es nimmer an Wein und köstlichen Früchten allerlei Art; denn

„Hinter dem Schlosse lag ein Garten, nahe der Pforte,
Mehrere Huf' ins Geviert mit rings umzogener Mauer.
Allda strebten die Bäume mit laubichten Wipfeln gen Himmel
Voll balsamischer Birnen, Granaten und grüner Oliven,
Oder voll süßer Feigen und rötlich gesprenkelter Äpfel.
Diese tragen beständig, und mangeln des lieblichen Obstes
Weder im Sommer noch Winter; vom linden Weste gefächelt,
Blühen die Knospen dort, hier zeitigen schwellende Früchte;
Birnen reifen auf Birnen, auf Äpfel röten sich Äpfel,
Trauben auf Trauben verdunkeln, und Feigen schrumpfen auf Feigen.
Allda prangt auch ein Feld, von edeln Reben beschattet.
Frühe Trauben dorren auf weiter Eb'ne des Gartens
An der Sonne verbreitet, und andre schneidet der Winzer,
Andre keltert man schon. Hier stehen die Herling' in Reihen;
Dort entblühen sie erst, dort bräunen sich leise die Beeren.
An dem Ende des Gartens sind immerduftende Beete
Voll balsamischer Kräuter und tausendfarbiger Blumen."

Majestätische Palmen standen vor dem Schlosse und wiegten ihre Wipfel in dem reinen, sonnigen Blau des südlichen Himmels. Oft saßen die beiden Freunde in ihrem Schatten und lauschten auf die Stimmen der Nachtigallen und Blaudrosseln im nahen Lorbeerhaine, erquickten ihre Augen an dem Anblick der reizvollen Landschaft zu ihren Füßen und an der Herrlichkeit des unendlichen, heiligen Meeres und sprachen von der fernen deutschen Heimat mit ihren waldigen Höhen und prangenden Burgen und Städten, dem feierlichen Glockengeläute ihrer Kirchen und Kapellen und den Melodieen der

Hirtenschalmeien auf sonnigen Alpentriften, dem trauten Klange der süßen Muttersprache aus Frauen- und Kindermund und allem Schönen und Herzerquickenden, was keine Fremde ihnen gewähren konnte.

So sprach eines Tages Graf Wetzel: „Mir summt es heute so traulich im Ohre, als hörte ich das Geläute von Regensburg herüberschallen. Wißt Ihr auch, welches Fest man heute in deutschen Landen feiert?“

Der Herzog schüttelte das Haupt und erwiderte: „Seit unserm Schiffbruch am Magnetberge ist mir der Faden der Zeitberechnung verloren gegangen, und ich weiß nicht einmal, ob wir daheim Sommer oder Winter haben.“

„Im Vaterlande liegt Schnee und Eis, und in allen Häusern prangen die Weihnachtsbäume,“ sagte der Graf.

„Weihnachten also! O Heimat! o Kinderglück!“ rief der Herzog und schaute träumend in die Ferne.

„O Kinderglück!“ wiederholte der Graf, stützte das alternde Haupt auf die Hand, und Tränen rollten ihm in den Bart.

Als das der Herzog sah, ward er tief bewegt, und er nahm die Hand des Grafen und sprach: „Wir wollen heim, mein getreuer Freund! Du mußt deinen Kindern den Vater wiederbringen, und auch ich halt's in diesem schönen, müßigen Lande nicht länger aus. Ein Schiff wollen wir bauen und uns noch einmal dem wilden Meere vertrauen; vielleicht führt uns endlich ein günstiger Stern an befreundete Küsten.“

„Das ist mir aus der Seele gesprochen!“ rief der Graf mit leuchtenden Augen. „Auch mir behagt die träge Ruhe nicht, und viel lieber will ich, von Speeren umdroht, im heißen Männerstreite stehen oder ringen mit den wilden Mächten des Meeres, als hier wie ein Träumer tatenlos rasten und rosten. Doch seht! was taucht dort empor am dämmernden Horizonte der See?“

„Ein Schiff! ein Schiff!“ jauchzte der Herzog und fuhr mit einem Sprunge vom Sitze empor.

„Kein Zweifel: es ist ein Schiff; schon erkenne ich deutlich die weißen Segel, und es nähert sich unserm Strande; vielleicht hat es der gute Gott zu unsrer Rettung hierher gesandt,“ sagte voll freudiger Unruhe der Graf.

In rascher Fahrt näherte sich das Schiff dem Lande und warf in der Nähe des Strandes die Anker. Ein Teil der Mannschaft bestieg ein Boot und wagte sich nicht ohne furchtsames Zaudern an das Land. Es waren indische Kaufleute, die der Sturm in dieses fremde Meer verschlagen hatte. Von Hungersnot und schlimmen Schrecknissen des Meeres erzählten ihre bleichen Gesichter, und mit bittenden Gebärden nahten sie sich dem Strande. Der Herzog begrüßte sie freundlich, nahm alle mit in sein Schloß und bewirtete sie mehrere Tage mit königlicher Freigebigkeit.

„Ich hätte wohl Lust, mit euch die Fahrt nach Indien zu machen; vielleicht möchte sich dort Gelegenheit bieten, nach Jerusalem zu kommen, sei

es zu Wasser oder zu Lande," sagte der Herzog zu dem Herrn des Schiffes, als dieser zur Abfahrt rüstete.

Der alte Seemann war mit Freuden bereit, ihn und seine Mannschaft aufzunehmen, und so verließ Herzog Ernst sein schönes Schloß in Arimaspien und ging mit seinen Leuten, zu welchen auch der Riese, der Schattenfüßler und der Langohr gehörten, zu Schiffe, um nach dem Palmenstrande von Indien zu fahren.

5. Bei den Pygmäen. Indien. Rückfahrt bis nach Rom

Nach langer Irrfahrt auf uferlosem Meere warfen sie Anker an der Küste einer kleinen, grünen Insel, und der Herzog und Graf Wetzel mit den Rittern gingen als Kundschafter ans Land, während die andern auf dem Schiffe zurückblieben. Und sie kamen in eine Stadt, die aus so winzigen Häusern bestand, daß sie bequem über die Dächer hinwegschreiten konnten. Die Bürger der Stadt entsetzten sich, da sie die großen Männer erblickten. Die meisten ergriffen mit Furcht und Zittern die Flucht, die beherzteren aber kamen herzu, fielen vor ihnen nieder und flehten um Erbarmen für sich und ihre Wohnungen. Die Männlein waren nur wenige Schuh hoch und gehörten zu dem Geschlechte der Zwerge, das über die ganze Erde zerstreut ist und meist in den Höhlen und Klüften waldreicher Gebirge ein mühevolles Bergmannsleben führt.

„Wir wollen euch kein Leid zufügen, auch eure Häuser nicht zertreten, wofern ihr Speise und Trank, soviel wir begehren, herbeischaffet," sagte der Herzog.

Da waren die Männlein von Herzen froh und führten die Fremdlinge im Triumph zu ihrem Könige, welcher mit seinem ganzen Hofstaate vor ihnen niederkniete und alle ihre Wünsche zu erfüllen gelobte, wofern sie nur die Stadt und das Leben seiner lieben Untertanen verschonen wollten.

Herzog Ernst hob den Herrscher von der Erde auf, setzte ihn auf seine Hand und sprach: „Edler, großmächtiger Fürst und Herr! Wir sind irrende Seefahrer und wollen für Speise und Trank, woran wir Mangel leiden, diesem Lande gern gute Dienste tun. Haben Eure Majestät nicht trotzige Feinde, gegen welche wir zu Felde ziehen könnten?"

„Die Kraniche!" rief der König zornschnaubend, und mit kläglicher Stimme wiederholte sein Gefolge: „Die Kraniche! die Kraniche!"

„Also die Kraniche sind Eure Feinde?" fragte lächelnd der Herzog.

„Ja, Herr, die Kraniche! Sie vertilgen alljährlich Hunderte meines Volkes und bedrohen selbst mein geheiligtes Leben und das meiner erlauchten Gemahlin Hippolyte mit ihren Fängen und Schnabelspießen. Kaum dürfen wir uns des Tages ins Freie wagen, und meine armen Landleute müssen in finsterer Nacht ihre Äcker bestellen. Ja, die Frechheit der Tiere ist so groß, daß sie am hellen Tage in die Stadt einfallen und würdige Bürger, selbst

Ratsherren, Minister und königliche Prinzen von der Straße aufgreifen. Ha! Ha! seht dort! sie kommen!"

Mit Blitzesschnelle ergriffen die vornehmen Frauen und Herren die Flucht, und auch der König würde entronnen sein, wenn er den Sprung von der Hand des Herzogs gewagt hätte. Mit ängstlichen Gebärden folgten seine Augen dem Fluge der Vögel.

„Fürchtet Euch nicht, Herr König!" sagte der Herzog. „Sogleich wollen wir vor die Stadt ziehen und den Feinden eine Schlacht liefern."

Da ritten auf des Königs Befehl Herolde durch die Straßen der Stadt und geboten den Bürgern, sich auf dem Anger vor dem Tore der Stadt zu versammeln; allda werde auch er mit den Großen des Reiches erscheinen, um die Kraniche herauszufordern, die dann von den fremden Riesen angegriffen und vernichtet werden sollten.

Mit Zittern und Zagen gehorchten die Bürger dem Befehle ihres Gebieters, und eine große Menge Volkes versammelte sich auf der waldgesäumten Wiese vor der Stadt. Und siehe: da kam gleich einer dunkeln Wolke ein großer Kranichschwarm über die Wipfel des Waldes dahergerauscht, und mit dem kriegerischen Geschrei der Vögel mischte sich das Wimmern und Wehklagen des geängstigten Zwergvolkes. Zur rechten Zeit aber brachen die Ritter aus dem Waldversteck hervor und richteten mit ihren scharfen Waffen unter den Kranichen ein furchtbares Blutbad an. Nur wenige kamen mit dem Leben davon, und diese verließen in großer Bestürzung die Insel und flogen über das Meer, um sich in der Fremde eine neue Heimat zu suchen.

Da tanzte und jubilierte der König mit seinem Volke, und er ließ auf dem grünen Anger, dem Schauplatz glorreicher Waffentaten, ein glänzendes Festmahl herrichten, an welchem außer den Rittern und der Schiffsmannschaft das ganze Zwergvolk teilnahm.

Da wurde der Firnewein aus kunstreich gearbeiteten Goldpokalen getrunken, Spiel und Reigentanz wechselten zur Kurzweil der Gäste, und große Dichter des Landes feierten in unsterblichen Liedern die staunenswürdigen Taten der Helden, welche den schrecklichen Kranichen eine so schmähliche Niederlage bereitet hatten.

Beim Abschied schenkte der König dem Herzog zwei seiner Diener zum Andenken, und unter den Heilrufen des ganzen Volkes wurden die Segel gehißt und das Schiff fuhr auf das weite, windbewegte Meer hinaus.

Wohl hatte es noch manchen harten Kampf mit Wind und Wellen zu bestehen; aber es erreichte doch ohne schweren Unfall das ersehnte Ziel, und voller Freude betraten die Seefahrer Indiens paradiesischen Strand.

Herzog Ernst stieg auf einen Hügel in der Nähe des Meeres, und da erblickten seine Augen ein prächtiges Bild buntbewegten, kriegerischen Lebens. Auf sanft abfallenden Palmenhängen lagerten zwei feindliche Heere einander gegenüber. Schilde und Speere glänzten in der Sonne, und Herolde auf

reich geschmückten Rossen sprengten hin und her, während im Hintergrunde die Flammenstrahlen brennender Dörfer die Schrecken des Krieges verkündeten.

Von vorüberziehenden Truppen erfuhr der Herzog, daß der König von Indien mit dem Sultan von Babylon im Streite liege, und sogleich rief er seine Mannen herbei und ließ sich vor das Angesicht des indischen Königs führen. Der braune Völkerfürst erkannte die Tüchtigkeit der fremden Gäste und nahm sie mit Freuden in seine Dienste. Herzog Ernst wurde sogar zum Bannerträger ernannt; um ihn sollten sich die tapfersten Helden des Heeres scharen; denn um das Banner pflegte stets der heißeste Streit zu entbrennen.

Des andern Tages rüstete sich das Heer zum Kampfe, und als die Schlachttrompeten erklangen, entfaltete der Herzog die Fahne und schritt an der Spitze der indischen Völker in den Kampf. Mit lautem Kriegsgeheul stürzten sich die Heere aufeinander, und es entbrannte eine gewaltige Schlacht. Des Herzogs Mannen, und unter ihnen insbesondere Graf Wetzel und der Riese, verrichteten Wunderwerke der Tapferkeit und Heldenkraft, und das an Zahl und Kriegstüchtigkeit dem indischen Gegner weit überlegene babylonische Heer vermochte trotz heißer Mühen doch nicht den geringsten Vorteil zu gewinnen.

Da raffte der Sultan von Babylon seine ganze Macht zusammen und warf sich auf den feindlichen Bannerträger, um ihm das Feldzeichen zu entreißen und dadurch Bestürzung und Schrecken im feindlichen Heere zu verbreiten. Aber das sollte ihm zum Verderben gereichen. Graf Wetzel, die Ritter und der Riese waren sogleich an der Seite ihres Herrn, und unter ihren Schwerthieben und Keulenschlägen sank die Blüte des babylonischen Heeres in den Staub, und der Sultan selbst wurde vom Rosse geschleudert und mußte sich dem Grafen Wetzel gefangen geben. In wilder Flucht stob der Rest seines Heeres von dannen; er selbst aber mußte den Triumphzug des Gegners verherrlichen und wurde dann in einen finstern Kerker geworfen.

Herzog Ernst stand nun in hoher Gunst bei dem siegreichen Könige; seinem Winke mußte jedermann gehorsam sein, und vor ihm beugten selbst die Fürsten des Reiches ehrerbietig den stolzen Nacken. Und dennoch sehnte er sich fort aus dem schönen Lande und sann mit seinem Freunde Wetzel auf Mittel und Wege, wie sie nach Jerusalem und endlich in die geliebte Heimat gelangen möchten. Ihm allein war der Zutritt zu dem gefangenen Sultan verstattet, und nicht selten ging er in den Kerker und unterhielt sich mit dem unglücklichen Fürsten, den er als ehrenfesten Degen kennen und schätzen lernte. Er erzählte ihm auch seine traurige Geschichte und sprach den Wunsch aus, recht bald nach Jerusalem zu kommen.

„O Herr," entgegnete darauf der Sultan, „hätte ich meine Freiheit wieder, ich wollte Euch sicheres Geleit bis vor die Tore Jerusalems geben."

Diese Worte gingen dem Herzoge nicht aus dem Sinne, und er suchte

den König von Indien zu bewegen, die Gefangenen freizulassen. Der König aber wollte davon nichts wissen; denn er hegte einen unauslöschlichen Grimm wider den Sultan. Indessen erwies sich doch die Begier, ein hohes Lösegeld zu gewinnen, stärker als Haß und Feindschaft, und der Gefangene erhielt gegen ein feierliches Friedensgelöbnis, Beschwörung der Urfehde und einen reichen Goldschatz seine Freiheit. Sogleich wurden nun viele Kamele zur Reise ausgerüstet, und der Sultan und Herzog Ernst mit seinen Leuten nahmen Urlaub von dem Könige von Indien und begaben sich auf den Weg nach Babylon.

Manche Gefahren hatten sie unterwegs zu bestehen. In den himmelhohen Gebirgen und weiten Sandwüsten wurden sie Tag und Nacht von grimmigen Raubtieren beunruhigt, und die wunderlichen Leute des Herzogs, insonderheit die beiden Zwerge, welche mit ihrem Herrn auf einem Kamele ritten, schwebten in beständiger Todesangst. Als aber die Karawane die Grenze des babylonischen Reiches erreicht hatte, verwandelte sich die Reise in einen Triumphzug, und unter dem Jubelgeschrei des Volkes hielt der Sultan mit seinen Gefährten seinen Einzug in die Hauptstadt des Landes.

Volle drei Wochen gingen hin, bis der Herzog und Graf Wetzel alle Sehenswürdigkeiten des prächtigen Babylon in Augenschein genommen hatten; dann aber ließen sie sich trotz aller freundlichen Bitten ihres königlichen Gastgebers nicht länger aufhalten, sondern rüsteten sich zur Abreise. Der Sultan hielt getreulich sein Wort und gab ihnen mit zweitausend Gewappneten das Geleit bis auf den Ölberg nahe bei Jerusalem. Darauf umarmte er den Herzog und den Grafen Wetzel und kehrte wieder heim in sein Land.

Da lag Jerusalem, die heilige Stadt, im Glanze der Sonne, und der Herzog erhob seine Hände und rief: „Jerusalem! Jerusalem! Du Königin unter den Städten der weiten Erde, du Stadt der höchsten Ehre und der tiefsten Schmach, du Ziel und Heimat der Sehnsucht vieler Tausende, du hochgebaute, heilige Gottesstadt: sei mir gegrüßt! sei mir gegrüßt!“

Lange standen sie auf der Höhe im Anschauen der heiligen Stadt verloren; dann zogen sie den Ölberg hinab, an Bethanien vorüber, wo Martha und Maria gewohnt hatten und Lazarus, den der Herr lieb hatte, und da sie durch das Stadttor kamen, fanden sie die Straßen überfüllt mit Pilgern von allen Enden der Erde, und nur mit Mühe gelang es dem Riesen, mit seiner Keule freie Bahn bis zur Herberge zu schaffen.

In dichten Scharen strömte ihnen das Volk nach, und zu Tausenden scharte es sich um die Herberge und gaffte nach den Fenstern empor, um die wunderlichen Leute des Herzogs zu sehen.

Das Gerücht von diesen seltsamen Geschöpfen verbreitete sich wie ein Lauffeuer durch die Stadt und kam desselben Tages noch zu den Ohren des Sultans, der alsbald den Herzog und seine Gefährten auf sein Schloß lud und sich, wie jedermann, höchlichst über die wunderlichen Fabelwesen verwunderte

Ein ganzes Jahr blieben sie in Jerusalem, besuchten alle heiligen Stätten und beteten täglich an dem Grabe des Herrn; aber dann erwachte die Sehn-

Herzog Ernst zieht in Jerusalem ein

sucht nach dem Vaterlande in ihrem Herzen mit unwiderstehlicher Macht, und sie nahmen Abschied von Jerusalem und zogen unter dem Geleite des Sultans gen Joppe, wo — dank der Fürsorge des Herrschers — bereits ein segelfertiges Schiff ihrer Ankunft harrte.

Diesmal verlief die Meerfahrt ohne Schrecken und Gefahr, und wohlbehalten gelangten sie nach Rom, wo sie mehrere Tage verweilten und sich für die weite und beschwerliche Landreise in die Heimat rüsteten. Auch hier, wie in Jerusalem, war das Volk außer sich vor Verwunderung über die seltsamen Geschöpfe aus dem Morgenlande, und der Herzog ließ sie unter Führung des Riesen, auf dessen Schultern die beiden Zwerge standen, durch die Straßen der Stadt ziehen, auf daß jedermann sie mit Muße betrachten könne.

6. In der Heimat. Aussöhnung mit dem Kaiser

Wenige Tage vor dem Weihnachtsfeste hielt Kaiser Otto mit seiner Gemahlin und einem glänzenden Gefolge seinen Einzug in Nürnberg, um daselbst in frommer Weise das Christfest zu begehen. Von dem Tore bis an die kaiserliche Herberge stand Kopf an Kopf die Menge des Volkes, und als der kaiserliche Zug herannahte, erhob sich ein Jubel und Frohlocken sondermaßen.

Auch ein fremder Pilger befand sich in der Menge, der um Haupteslänge über die Köpfe aller andern hinausragte. Er schien aus fernen, heißen Landen gekommen zu sein, denn sein Antlitz war fast schwarz gebrannt von der Glut der Sonne. Niemand kannte ihn, aber jedermann sah mit Scheu und Ehrfurcht zu ihm auf; denn königlich blickten seine Augen, und die Züge seines Angesichts erzählten eine schreckensvolle Geschichte von schweren Leiden und Gefahren. Als der kaiserliche Zug in seine Nähe kam, verhüllte er das Haupt mit dem Mantel, als fürchtete er, erkannt zu zu werden.

Später sah man ihn mit Stab und Pilgertasche vor der Kirchentür stehen, wie es die Bettler zu tun pflegten; und da die Kaiserin heraustrat, streckte er ihr die Hand entgegen und sprach: „Ein armer Pilger bittet um eine Gabe. Erbarmet Euch seiner um Eures Sohnes willen, der auch in fremden Landen umherirrt."

Da ging ein Zug der Trauer über das gütige Antlitz der Kaiserin, und sie sprach: „Mein armer, unglücklicher Sohn weilt wohl nicht mehr unter den Lebenden; denn viele Jahre ist er schon fort, und keine Kunde ist von ihm zu mir gekommen."

Und sie reichte dem Pilger ein Goldstück und sagte: „Wenn du nach Jerusalem kommst, so bitte an heiliger Stätte für das Seelenheil meines geliebten Sohnes."

„Ich komme von Jerusalem und bringe Euch frohe Botschaft von Eurem Sohne," sagte der Pilger.

„So lebt er noch?" fragte hastig die Kaiserin.

„Er lebt; ich habe ihn mit eigenen Augen gesehen," versetzte der Pilger.

„O sage mir, wo ich ihn finde, so will ich dich reichlich belohnen!“ rief die Kaiserin, vor freudiger Unruhe zitternd.

„Er befindet sich in dieser Stadt.“

„Hier?“

„Und steht vor Eurem Angesichte.“

„Du?“

„Ja, ich! Kennt Ihr mich denn nicht mehr, herzliebe Mutter?“

„Ach! dein Angesicht ist so verbrannt, — doch nun erkenne ich dich und heiße dich tausendmal willkommen! Doch still! ich darf dich nicht umarmen, mein geliebter Sohn! Der Kaiser grollt dir noch immer und darf nichts von deiner Anwesenheit erfahren. Komm des Abends in den Palast und laß dich in meine Kemenate führen, da wollen wir mit dem frommen und klugen Bischofe von Bamberg, der morgen des Hochamtes walten wird, weitern Rates pflegen.“ —

Am andern Tage, dem heiligen Weihnachtsfeste, begab sich der Kaiser mit seinem stolzen Gefolge in den Dom, und in der Nähe des Altars setzte er sich mit seiner Gemahlin auf purpurne Sessel. Nicht weit von der Tür stand im Pilgergewande Herzog Ernst mit seinem Freunde Graf Wetzel. Der ehrwürdige Bischof von Bamberg las das liebliche Weihnachtsevangelium und predigte so herzergreifend über die Liebe des himmlischen Vaters, daß selbst in den Augen des Kaisers Tränen erglänzten. Und als der Bischof das Amen gesprochen hatte, trat der Pilger hervor, drängte sich durch die Menge bis vor den Sitz des Kaisers, kniete nieder und bat um Gnade für längst begangene Schuld.

Der Kaiser stutzte und blickte in ernstem Schweigen auf den Unbekannten, der sein Angesicht mit dem Mantel verhüllte.

Da nahte der Bischof mit allen Priestern, und sie knieten neben dem Unglücklichen nieder und vereinigten ihre Bitten mit den seinen.

„Enthülle dein Angesicht!“ sprach der Kaiser zu dem Pilger, „und ich werde milde richten!“

„O Herr!“ fiel der Bischof ein, „sprechet zuvor das Wort der Gnade! Es möchte das Antlitz dieses Mannes Euern Augen mißfallen und Euch an dem gottgefälligen Werke hinderlich sein. Mit meinem Haupte aber stehe ich dafür ein, daß Eure Gnade keinem Unwürdigen zuteil wird!“

„Es sei denn; um Gottes Barmherzigkeit willen vergebe ich dir deine Schuld, wie schwer sie auch sein möge,“ sagte der Kaiser und hob den Pilger vom Boden auf; als er aber seinen Todfeind erkannte, verfinsterte sich sein Angesicht, und ein wildes Wetterleuchten brach aus seinen Augen wie Blitzstrahlen aus dunklen Gewitterwolken.

Kein Atemzug regte sich unter den Tausenden; mit Angst und Bangen hingen aller Augen an dem Angesichte des gefürchteten Herrschers.

Da warf die Kaiserin sich ihrem Gemahl zu Füßen, umfaßte seine Kniee

und rief mit tränenerstickter Stimme: „Er ist unschuldig und hat viel gelitten! Schone deines treuesten Sohnes!“

„Gnade!“ flehten die Priester.

„Gnade!“ rief alles Volk.

Da schwanden die Wetterwolken von der Stirn des Kaisers; die Sonne der Liebe, des Erbarmens erleuchtete mit freundlichen Strahlen sein Angesicht, und er streckte seine Arme dem Herzoge entgegen und sprach: „Komm an mein Herz, mein Sohn, und alles sei vergessen!“

Nun hörte man lautes Schluchzen im Dome, und selbst Graf Wetzel fuhr mit der Hand über seinen Bart, um ein paar Tropfen abzuschütteln, die wie Diamanten darin blinkten.

Bei dem Festmahle in der kaiserlichen Halle erzählte Herzog Ernst auf Befehl seines Stiefvaters von seinen Irrfahrten und Abenteuern zu Wasser und zu Lande; auch ließ er seine wunderlichen Leute aus der Herberge holen und stellte sie dem Kaiser vor, und dieser schüttelte vor Verwunderung und Staunen sein Haupt und sprach: „Du hast Großes und Schreckliches erlebt, mein Sohn, und bist doch, wie ich höre und nun gewiß glaube, nur schuld an dem Tode eines elenden Verleumders. Wie leid tut meinem Herzen das herbe Unrecht, welches ich, betört von der Zunge der Tücke und Bosheit, dir zugefügt habe! Vergib mir, wie ich dir vergeben habe, und fortan stehe keiner zwischen mir und dir! — Du aber,“ — hier wandte der Kaiser sich an den Grafen Wetzel — „du getreuester und edelster aller Ritter meines Reiches, du sollst mein oberster Rat, mein Seneschall sein; denn deine Treue hat sich in jahrelanger, schwerer Prüfung herrlich bewährt!“

Der Graf verneigte sich ehrfurchtsvoll und sprach: „Darf ich eine Bitte aussprechen, mein kaiserlicher Herr?“

„Sprich! und sie ist dir im voraus gewährt!“ antwortete der Kaiser.

„So möge es Eurer Huld gefallen, mich in dem Dienste meines bisherigen Herrn und lieben Neffen zu lassen! Für die hohe Würde eines kaiserlichen Seneschalls werden sich gewiß bessere und klügere Männer im Reiche finden.“

Ungern hörte der Kaiser diese Worte; doch konnte er dem wackern Manne darob nicht zürnen, und Graf Wetzel erfreute sich fortan des Herrschers unwandelbarer Gunst.

Herzog Ernst öffnete sein Schatzkästlein und reichte jedem an der Tafelrunde ein kostbares Kleinod; in die Hand des Kaisers aber legte er den unschätzbaren Karfunkel, welchen er in jenem Zaubergewölbe auf der unterirdischen Stromfahrt gewonnen hatte. Der Kaiser ließ den Stein als schönsten Schmuck in seine Krone setzen, und weil ihm unter allen Edelsteinen nicht einer gleichkommt, so wird er „der Waise“ genannt, und er ziert die alte deutsche Kaiserkrone bis auf den heutigen Tag. —

In unserem Verlage erschien:

Das schönste Geschenk für die heranwachsende männliche Jugend:

Walhalla

Germanische Götter- und Heldensagen von Gustav Schalk.

Mit zahlreichen Textillustrationen und 24 Vollbildern von
Professor Max Koch.

XV und 426 Seiten. Gr. 8°. In Prachtband. Preis 5.— Mark.

Gustav Schalk und Professor Max Koch sind die berufenen Vertreter für ein derartiges Werk, sie beherrschen den Stoff in hervorragender Weise.

Von den zahlreichen Urteilen, die aus pädagogischen Kreisen bereits vorliegen, sei nur dasjenige des Führers durch die Jugendliteratur, herausgegeben von der Jugendschriften-Kommission des Katholischen Schulvereins für die Diözese Rottenburg, wiedergegeben: „Ich nehme keinen Anstand, Gustav Schalk für den **Mythographen par excellence** zu erklären. Die Wiedergabe und Darstellung ist ebenso einfach und lichtvoll wie zuverlässig und treu. Wer die grundlegenden Werke der Brüder Grimm, Müllenhoffs, Simrocks u. a. studiert hat, der weiß den inneren Wert dieses Werkes erst recht zu würdigen. Die Walhalla schließt mit einer prächtigen Prosa-Auflösung des Nibelungenliedes, **der schönsten, die ich kenne.** Die Ausstattung dieses Werkes **ist über jedes Lob erhaben.**"

Man verlange ausdrücklich „**Illustrierte Ausgabe**"!

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen, wo nicht erhältlich, gegen vorherige Einsendung oder Nachnahme des Betrages direkt vom Verlage

Neufeld & Henius, Berlin SW, Großbeerenstr. 94.

JAN 14 1931